Ludwig Börne

SÄMTLICHE SCHRIFTEN

Neu bearbeitet und herausgegeben von

INGE UND PETER RIPPMANN

Zweiter Band

JOSEPH MELZER VERLAG

Druck: Peli Printing Works Ltd., Israel

Inhaltsverzeichnis Band 2

V Schilderungen aus Paris [1822–1824]

VI Aphorismen und Miszellen

VII Kritiken

Die Buchstaben hinter den einzelnen Werkgruppen oder Stücken bezeichnen die für den Druck maßgebenden Textvorlagen (siehe Zeichenerklärung im Anschluß an die Inhaltsübersicht von Band 1).

V

Schilderungen aus Paris

I.

Französische Sprache

Wir gemeinen deutschen Bürgersleute, die wir in unserer Jugend keine französischen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit schwer geht und sehr langsam; was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutscher Welt- oder Geschäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über sein altes *bon jour* sprechen, doch das ist alles. Hat aber ein Deutscher das Unglück, von der gelehrten Klasse zu sein, und die Eitelkeit, sich als Mann von Verstand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch schlimmer. Diese Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege gemacht. Die Franzosen haben vor einem deutschen Gelehrten einen ungeheuern Respekt, einen größern, als sie vor einer Encyklopädie in hundert Foliobänden haben, denn sie schätzen ihn zweihundert Bände stark. Kommt es aber zur Anwendung, zum Reden, Schreiben, zur künstlerischen Darstellung, zum Gespräche, dann lachen sie ihn aus, und wenn sie dem Gelehrten nicht sagen: Du bist ein Vieh! so unterlassen sie es bloß aus Artigkeit, aber sie denken es gewiß. Nun wird der deutsche Gelehrte hitzig, und er will zeigen, daß etwas in ihm steckt. Aber was kann er in geselligen Zweikämpfen gegen Franzosen gewinnen? Der Witz der Franzosen ist ein Degen, der ein Spitze hat, aber keine Schneide; der Witz der Deutschen ist ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze, und der

Stechende besiegt den Hauenden immer. Jetzt wird der Gelehrte noch hitziger, er mustert seine schönsten Gedanken und rüstet sich fürchterlich. Da gewahrt er aber mit Schrecken, daß das beste, was er weiß und fühlt, sich im Französischen gar nicht sagen läßt, und er senkt ganz demütig seine Flügel. Vergebens bereitet er sich vor, vergebens durchblättert und zerknittert er das Wörterbuch der französischen Akademie: er findet keinen Ausdruck für seine innere Regung. Seit 1819 steht in meinem Tagebuch ein Gedanke, auf den ich mir etwas einbilde – wie nun jeder Mensch seine Schwachheiten hat. Es ist der: „X. ist der Leithammel der deutschen Aristokratie ..." Den will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das französisch? Anfänglich wollte ich in meiner Unschuld *Leithammel* durch *mouton directeur* übersetzen, und ich hätte vielleicht wohlgetan, dieser ersten Eingebung zu folgen. Aber um vorsichtig zu verfahren, suchte ich im Wörterbuch auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich: *Le mouton porteclochette*. Es sieht wohl jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich gesagt hätte: *Mr. d'X. est le mouton porteclochette de l'aristocratie* ... Und darüber soll einer nicht toll werden? In Frankreich *kann* ich den Gedanken, in Deutschland *darf* ich ihn in den ersten hunderttausend Jahren nicht sagen, und soll er nicht ungenossen verderben, muß ich ihn fideikommissarisch auf meine späteste Nachkommenschaft zu bringen suchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris gewesen, kam eine wahre Leidenschaft über mich, das Theater und die Literatur der Franzosen in ihren eigenen Blättern zu kritisieren; aber gleich nach dem ersten Versuche verging mir alle Lust zu solchem Unternehmen. Einst las ich in einem Blatte einen Artikel, überschrieben: *Bulletin musical*, und unterzeichnet: *Le vieux mélomane*. Darin war unter andern von Webers *Freischütz* die Rede. Der alte Musik-

narr fing damit an, sich zu entschuldigen, daß er sich etwas weniges *„de cette pauvre Allemagne“* beschäftigen werde. Deutschland in Beziehung auf Musik arm zu nennen, fand ich nur unverschämt, weil es kein gröberes Wort giebt als unverschämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutsche Schwestern kommen lassen; denn eine Frau soll keinen Lärm machen, nicht einmal einen musikalischen. Endlich erzählte er, der Freischütz habe bei den *froids Allemands* den lebhaftesten Enthusiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich einiges bemerken zu müssen. Ich nahm mir also vor, einen Artikel dagegen zu schreiben. Ich versah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren und fing zu laborieren an. Da ich mich gleich französisch zu denken bemühte, so verdroß das einige patriotische Gedanken, sie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck zu verfehlen, nicht weglassen konnte, fand ich keine ganz entsprechenden französischen Ausdrücke; kurz ich hatte meine erschreckliche Not. Endlich brachte ich mit saurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zustande: *„Permettez moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin musical d'aujourd'hui ... Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs de vous occuper un peu de cette pauvre Allemagne. Ma patrie, grâve à la générosité française, n'est pas aussi pauvre que le vieux mélomane paraît le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis. ... Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant que l'opéra le Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas et nul*

Français n'ignore, qu'on peut être aimable sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu' étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier Allemand, qui ait créé une musique dramatique nationale, car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphael et à Buonaparte, était trop grand pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites geographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en Allemagne ont depuis longtemps des opéras conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le premier, qui réponde au tiers-état musical." Unterzeichnet: *Un pauvre Allemand.*

Nachdem ich den Artikel geendigt und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbessere. Mein Freund ist zwar ein Franzose, war aber lange in Deutschland gewesen und versteht die deutsche Sprache vollkommen. Bei diesem fand ich dessen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen dritten, mir Unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzosen aus dem wohlhabenden Stande, an literarischer Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgelesen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herren ihren Ärger darüber, daß sich ein Ausländer herausnehmen wolle, sich über Franzosen lustig zu machen, sehr deutlich ansah. Jetzt fing mein Freund zu verbessern an. Zuerst die grammatikalischen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieser, bald von jener Phrase, sie sei nicht im *Geiste* der französischen Sprache. Ich erwiderte: das wolle ich leicht glauben und er solle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut Französisch ausdrücken. Mein Freund drückte, sein Bruder drückte, der Unbekannte drückte, aber sie drückten nichts aus, noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer

auf und ab und ließ sie sich die Köpfe zerbrechen. Endlich blieb es dabei: Das und jenes könne man im Französischen *gar nicht* sagen. Nun bitte ich euch, was ist das für eine Sprache, in der man gewisse Dinge *gar nicht* sagen kann? Im Deutschen kann man alles sagen. Kurz, die drei koalisierten Franzosen richteten mir meinen Artikel dergestalt zu, daß weder vom Ausdrucke, noch vom Sinne das mindeste übrig blieb, und sie verbesserten mich, und dann sich selbst untereinander so sehr, daß ich die korrigierte Handschrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß sie mir bemerkt: „*une petite erreur statistique*", wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht sagen. Ich fragte (weil ich selbst darüber im Zweifel war), ob denn *statistique* nicht als Adjektiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in diesem Sinne. Ich fragte: Warum nicht? Ob es gegen die Charte sei, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht jedes beliebige Adjektiv mit jedem beliebigen Substantiv verbinden könne? Sie erwiderten: in dieser Verbindung sei es nicht gebräuchlich. Ich sagte: es soll aber auch nicht gebräuchlich sein, ein Schriftsteller dürfe nichts Gebrauchtes, sondern müsse immer Frisches schreiben; ich bat, ich flehte – alles vergebens. Sie sagten: es wäre gegen ihr Gewissen, und sie könnten mir die *erreur statistique* nicht nachsehen. Nun zeigt sich aber aus diesem Beispiel ganz deutlich, daß solche Ängstlichkeiten der französischen Sprache in einer gewissen Beschränktheit des französischen Geistes ihren Grund haben. Ein Deutscher, welcher liest: „ein kleiner statistischer Irrtum", faßt schon instinktmäßig auf, wie der Schriftsteller zu diesem Ausdruck gekommen. Er hat gelesen, daß der alte Musiknarr *la pauvre Allemagne* gesagt; also hat er die deutsche Nation für arm erklärt;

also ist dieses ein Gegenstand der Nationalökonomie; also kann man von einem *statistischen Irrtum* reden. Es scheint aber, der Franzose kann solche Geistessprünge nicht machen, oder, was wahrscheinlicher ist, er hält sie für unanständig. Eine Sprache ist aber nur dann reich zu nennen, wenn sie – wie die Mathematik in ihrer Art – fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüssen hat, die man nicht erst *nachzudenken* braucht und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüssen gelangt.

Es ist leicht zu erklären, wie die französische Sprache die allgemeine Umgangssprache der höhern Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil sie für den Mittelstand des Geistes gerade ausreicht, und es der Mittelstand des Geistes ist, durch welchen die höheren Stände aller europäischen Völker verwandt sind. Der französische Sprachschatz besteht ganz in Silbermünze; sie hat kein Kupfer wie die deutsche, und ein schlechter französischer Schriftsteller schreibt nie so schlecht, als ein schlechter deutscher schreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutschen Sprache. Daß aber die Vorzüge der letztern vor der erstern im größern Reichtum des deutschen Geistes ihren Grund haben, ergibt sich daraus, daß die wenigen französischen Schriftsteller, die deutschen Geist haben, den besten deutschen Schriftstellern gleichkommen. Rousseau, Frau von Staël und Benjamin Constant werden von keinem Deutschen übertroffen; aber sie sind geborne Schweizer, also mehr Deutsche als Franzosen, und die beiden letztern waren lange in Deutschland und haben aus deutschen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutschen deutschen Geist geschöpft. Die politischen Werke Benjamin Constants zeichnen sich vor denen der andern französischen Schriftsteller vorteilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutsche Geist in ihm ist, der ihm den höhern Rang verschafft. Es gibt viele li-

berale politische Schriftsteller in Paris, die mit Geist, mit Kraft sogar, mit Witz gewiß, schreiben. Sie treffen haarscharf; aber weil das Instrument, mit dem sie treffen, auch haarscharf ist, fehlen sie, sobald sie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für diese Stunde, für diesen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: *der* Strahl zündet kein zweites Mal. Benjamin Constant aber, weil er breiter aufschlägt, braucht nicht so haarscharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe sind nicht bloß für die Sache, die er eben verteidigt, sie sind für jeden Rechtsstreit zu gebrauchen, und sein Witz ist eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, so wie er getan, die französische Sprache beurteilt, so kann man freilich sagen: diesem Urteile ist nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird jeder seine Muttersprache reicher als eine fremde finden, weil er jene besser zu benutzen weiß. Indessen ist der Deutsche in wissenschaftlichen Dingen unparteiisch und wird auch dafür anerkannt, und er darf sich also herausnehmen, die französische Sprache, mit der deutschen verglichen, bettelarm zu erklären. Bedarf diese Armut noch eines andern Zeugnisses, so geben es die Franzosen selbst, indem sie mit dem, was sie besitzen, so haushälterisch tun. Die schönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftsteller werden nie vergessen, sie erhalten sich Jahrhunderte im Angedenken der sich folgenden Geschlechter, und jeder gebildete Franzose weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele sind. In Corneilles *Horace* wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei seiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falschen Zusatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande seines Sohnes, und da fragt eine Julie, welch[e]

eine „*Dame romaine et confidente de Camille*“ ist, welche Camille „*amante de Curiace*“ ist, welcher Curiace „*gentilhomme d'Albe*“ ist – sie fragt ihn: „*Que voulez-vous qu'il fit contre trois?*“ ... „*Qu'il mourût!*“ antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzosen über dieses *qu'il mourût* hat sich jetzt schon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieses *qu'il mourût* schön, wenn es einsam stünde; aber Corneille hat die Abgeschmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verse zu paraphrasieren und zu verdünnen und auf den Donnerschlag ein langes Kindergetrommel folgen zu lassen. Doch sei es so schön, wie man wolle – wie würde man fertig werden, wenn man sich solche Schönheiten aus Goethes und Schillers Tragödien merken wollte, Shakespeares gar nicht zu gedenken? In einer Fabel streiten sich Mensch und Löwe, wer von ihnen stärker sei. „Schau dort!“ sagte der Mensch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. „Wohl sehe ich,“ sagte der Löwe; „aber wäre die Tat kein Wunder, hätte man sie nicht verewigt.“ ... Ein neuerer Schriftsteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, gesprochen von „*des mots étonnés de se trouver ensemble.*“ Dieses ist allerdings gut gesagt. Begegnet aber seitdem auch der originellste Schriftsteller jenem Gedanken auf seinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er sagt auch: „*des mots étonnés de se touver ensemble*“, und wenn er sich auf den Kopf stellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben sie das unausstehliche Wort: „*brillant*“, das sie so häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was sie loben, ist *brillant;* eine Gesellschaft, eine Theatervorstellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Tugend. Von ihrer Jugend sagen sie: „*La brillante jeunesse*“, ob zwar deren

Vorzug und die Bürgschaft, die sie gibt, daß sie besser werden wird als das vorige Geschlecht, gerade darin besteht, daß sie *nicht brillante* ist im Sinne des französischen Wortes. Jouy, in einem seiner Werke, wo er empfindsam von seinen Jugendjahren spricht, erzählt von jenen schönen Tagen, wo er noch *„brillant de santé et de jeunesse“* war. Die deutsche Sentimentalität seufzt aus einer anderen Tonart. Und eine Sprache, die ihr seidenes Beutelchen so ängstlich mit allen Fingern umklammert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es diesem und jenem Franzosen oft selbst gesagt: „Eure Sprache ist eine wilde gegen die deutsche, die ihr barbarisch scheltet; sie kann, wie die Pescherähs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweisen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch übersetzen, und ihr sollt selbst Richter sein, ob der Übersetzung etwas fehle gegen dem Original. Und vermag ich es nicht, so liegt es an der Beschränktheit meines Talents, nicht an der deutschen Sprache, und ein Besserer wird es besser zustande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure ersten Schriftsteller nicht fertig werden sollen.“ Sie nahmen diese Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren sie doch nicht. Freilich machen sie sich seit einigen Jahren in Paris ganz munter an die schwersten Dinge. Sie übersetzen den Schiller, Goethes Faust und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien – in Prosa, versteht sich – doch wie sie damit zustande gekommen, mag der Himmel wissen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer solchen Übersetzung zu lesen. Der Übersetzer von Werners *Luther* kündete mir einen Besuch an, mich über manches bei seiner Arbeit um Rat zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der *Karfunkel* bedeute – weiter fragte er nichts. Ich erwiderte ihm: Darüber solle er sich von einem Juwelier Auskunft geben lassen, bei mir käme er

zu spät. Es wäre eine schöne Zeit gewesen, da hätte ich die Karfunkelpoesie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber alles rein vergessen. „*La poesie de l'escarboucle!*" rief er voller Erstaunen aus. Ich legte geheimnisvoll den Finger an der Mund. Sollte der Übersetzer des Buches etwas über Karfunkelpoesie gesagt haben, so ist es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verraten.

Zum geselligen Umgang dagegen ist die französische Sprache viel geeigneter als die deutsche. Und man halte dieses nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer sittlicher Wert zuerkannt. Die deutsche Sprache, wie schon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verursacht Gepäcke und wird lästig, das andere ist für die kleinen Bedürfnisse der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzosen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsstreitigkeit, die oft die beste Würze der geselligen Unterhaltung ist, muß der Deutsche entweder seinen Gegner schonen, indem er nebenbei schlägt, und dann wird nichts entschieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzose aber hat an jedem spitzigen Worte einen ledernen Wulst, er trägt den Degen in der Scheide und hat gar nicht nötig, seinen Witz zu bezähmen, um seinem Gegner nicht wehe zu tun. Welche große Vorteile für die Geselligkeit gewährt nicht schon das häufige *Monsieur* und *Madame*, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verkonsumiert, als im ganzen deutschen Lande. So ein *Monsieur* aber tut die Dienste eines Gendarmes: er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal *Monsieur* gesagt, kostet es Mühe, hinzuzufügen: *vous êtes une bête,* oder eine andere Grobheit. Die Deutschen sind darin gewandter; sie sagen: Mein Herr, Sie sind ein Flegel! Doch in solchen Fällen wird das: *Mein* Herr! ironisch gebraucht. Um ihre reine Sprache nicht zu beschmutzen, sind die Fran-

zosen so sehr artig gegeneinander. Je vornehmer einer ist, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein französischer Minister, selbst wenn er in Amtssachen einem Bürger schreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre, zu verbleiben.“ Der König selbst, in seinen Ordonnanzen, nennt auch den letzten seiner Unterthanen *Herr*, selbst wenn er ihn straft. Er verordnet: „Dem *Herrn N.* wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen.“ Aber jeder Amtssekretär im kleinsten deutschen Städtchen dekretiert: „Hat sich der Johann Christoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsstube einzufinden, um die ihm gnädigst bewilligte Gratifikation, gegen Bescheinigung, in Empfang zu nehmen.“ Der Deutsche ist nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über seine Courtoisie italienische Buchhalterei; hat er eine Schmeichelei ins *Soll* gesetzt, schreibt er schnell eine Grobheit ins *Haben.* Jeder Regierungskanzelist hält sich für einen Statthalter Gottes auf Erden und ist von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten sich doch die deutschen Autoritäten ihr barsches Wesen abgewöhnen! Möchten sie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Notwendigkeit ist, die man so viel als möglich zu versüßen suchen soll! Möchten sie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der schlechten willen beschränkt werden muß! Möchten sie besonders auf ihren Paßbureaus bedenken, daß um eines einzigen Spitzbuben willen, der sich zuweilen unter tausend ehrlichen Reisenden findet, neunhundertneunundneunzig Ehrliche belästigt, aufgehalten und gequält werden müssen; möchten sie sie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, sie sitzen heißen und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben und sie gleichsam um Entschuldigung bitten, daß man ihnen so viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr

im Lande, ich ließ in allen Paßbureaus meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein servieren und den Reisenden angenehme Romane und Reisebeschreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an sie kommt. Das hielt ich für meine Schuldigkeit!

Sich die französische Umgangssprache anzueignen, fällt manchem Deutschen schwer: sie wird, wie das Tanzen, am besten in der Jugend erlernt. Auch mit der Aussprache hat man seine Not. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahinbringen können, *„des huitres“* verständlich auszusprechen. Franzosen haben mich versichert, sie erkennten den Deutschen, auch wenn er schon jahrelang in Frankreich gewesen, an der Aussprache des *B* und *P*, die er nicht gehörig zu unterscheiden wisse. Wenn der Deutsche *B* sagt, hört es der Franzose für ein *P*. Es ist dies um so schwieriger, da der Deutsche sein eigenes *B* und *P* nicht gehörig unterscheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem *B* an. Als ich das erste Mal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie es heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Registerbuch nachschlagen, das alphabetisch eingerichtet war. Der Commis suchte und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC gesucht, und sagte: „Ich schreibe mich nicht mit einem *P*, sondern mit einem *B*.“ Das war aber tauben Ohren predigen, man verstand meine Distinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achseln und sagte: es wäre nichts für mich angewiesen. Nun war in diesem Falle nicht zu spaßen, das Mißverständnis konnte lebensgefährlich werden. Ich trat also an das Pult, streckte meine ruchlose Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das *B* kam, schlug

dann mit der Faust darauf und sagte: „Hier ist mein Platz!“ Prinzipal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte, wie mir in Paris mein kritisches Streben mißlungen, dabei nicht bemerkt habe, daß dieses auch großenteils an meiner unzureichenden Kenntnis der französischen Sprache gelegen – so habe ich das nur darum unterlassen, weil sich das von selbst versteht. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß ein guter deutscher Kritiker, der der französischen Sprache vollkommen mächtig wäre, sich nach Paris begäbe und dort ein kritisches Blatt schriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im ersten Jahre nicht sehen und nicht hören und sich um sein Dasein gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerksamkeit erregen, aber höchst wahrscheinlich im Verlaufe des Jahres totgeschlagen werden. Doch lasse er sich dadurch nicht abschrecken. Hat er diese zwei Jahre mit Mut und Glück überstanden, wird er ungeheuer wirken und der französischen Literatur das werden, was Luther der deutschen Kirche war. Die deutsche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung – eines Luthers in Frankreich.

II.

Lebensessenz

Nicht einem Strome, einem Wasserfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es stürzt mit betäubendem Geräusch. Die Zeit wird nicht mit tausend Liebkosungen abgeschmeichelt, und der Hunger ist der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich angibt. Wer *lange* leben will, der bleibe in Deutschland, besuche im Sommer die Bäder und lese im Winter die Protokolle der Ständeversammlungen. Wer aber Herz

genug hat, die *Breite* des Lebens seiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier schnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift schnell zum Genusse hinan; Geist, Herz und Sinn suchen und finden sich – keine Mauer einer traurigen Psychologie hält sie getrennt. Wenn man in Deutschland das Leben destillieren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Wasser verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft. Es ist ein Register der Weltgeschichte, und man braucht bloß die alphabetische Ordnung zu kennen, um alles aufzufinden. Es ist schwer hier, dumm zu bleiben, denn habe der Geist auch keine eigenen Flügel, er wird von andern emporgetragen. Doch verzweifle darum keiner, der Beharrlichkeit gelingt alles.

III.

Geldschwindsucht

Paris ist ein *teures Pflaster*, und was dieses Übel noch größer macht, alle Landstraßen, die zur Hauptstadt führen, sind vier Stunden im Umkreise auch gepflastert. Die liebe Natur, mit ihren Wiesen und Feldern, ihren säuselnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfesten, Weinlesen und ländlichen Tänzen, ist eine so feine Spitzbübin als ihre städtische Schwester, die Kunst. Es ist leicht in Paris, nicht bloß sein Brot, sondern auch seinen Kuchen, seinen Wein, seine Austern zu verdienen, und was sonst noch der arme geplagte Mensch an Zubereitungen gebraucht, um einst von den Würmern schmackhaft gefunden zu werden. Aber sein Geld in der Tasche zu behalten, das ist schwer – *unmöglich*, würde ich sagen, wenn das nicht

ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzosen ausgestrichen hat. Sich gegen der Verbrauch von Hunderttausenden zu schützen, dafür gibt es ein sicheres Mittel – man braucht sie nur nicht zu *haben;* wie hält man aber wenige Tausende zusammen? Vergebens schnürt ihr den Beutel mit hundert gordischen Knoten zu, durch zahllose Poren dünstet er unmerklich aus; sein hohes, blühendes Gold verwandelt sich in bleiches Silber; das arme Geschöpf schwindet dahin, es stirbt, wir trauren.
Haben wir in unserer kleinen Heimat die fünf Pforten der Sinnlichkeit verschlossen, dann können wir uns unbesorgt auf die Polster der Tugend niederstrecken; in Paris aber erstürmen die Lüste unser Herz, oder sie schleichen sich verkleidet ein, oder sie suchen sich neue Wege. Man lernt dort wenigstens etwas Psychologie für sein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erst kennen, wenn sich Vögel darauf setzen und sie schütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erst zum Kaufmann gehen und um den Preis des Tuches streiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelstunde um euch herumgezappelt, um das Maß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingsten, vier Wochen. Ihr bedenkt diese Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein teures Buch zieht euch an, glücklicherweise ist es nicht gebunden, und der Buchbinder sagt, wenn es planiert werden solle, müßte er trockenes Wetter abwarten, und er könne nicht bestimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber sind Kleider und Stiefel fertig und zu bestimmten Preisen und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles ist gekocht, gebraten, vorgeschnitten, sogar die Nüsse werden

geschält verkauft. Es hilft euch nichts, daß ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird euch alles ins Haus gebracht, bis auf das warme Bad und die Wanne dazu. Jetzt geht ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu besuchen. Den ersten Platz, wo Mietwagen stehen, seid ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet euch müde zu gehen und zu entsagen, ihr setzt euch ein und bedauert nur, es nicht früher getan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt ist der nämliche. Beim Einsteigen ist euch unaufgefordert ein dienstwilliger Mensch behilflich; ihr müßt ihn bezahlen. Beim Aussteigen öffnet euch ein anderer höflicher Mensch den Kutschenschlag, und den müßt ihr wieder bezahlen. Ihr seid in die Nähe der großen Oper gekommen: die Plätze sind teuer, ihr versagt euch dieses Vergnügen, spaziert die Boulevards auf und ab und stellt philosophische Betrachtungen an, die nichts kosten. Jetzt hält euch einer jener tausend Betriebsamen ein Theaterbillet für die Hälfte des Preises unter die Augen. Den letzten Akt der Oper und das Ballet könnt ihr sehen; ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu sitzen und bedauert, eine neue schöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwischenakte werden Ferngläser zum Verkaufe angeboten; gut, daß man fünfzehn Franken fordert, für weniger hättet ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein anderer, der Gläser auf den Abend *vermietet;* dieser Ausgabe entgeht ihr nicht. Jetzt ist das Schauspiel geendigt, ihr geht nach Hause, euer Weg führt am *Café de Paris* vorüber. Die Erfrischungen sind teuer, aber ihr wollt die Abendzeitung lesen. Ihr seid begierig zu wissen, wie Bertons Urteil ausgefallen; ihr tretet hinein, Mitternacht ist da, und ihr seid glücklich, wenn das eure letzte Ausgabe war und ihr an diesem Tage nichts als Geld verschwendet.

Sparsam zu leben fällt hier Menschen von jeder Gemütsart darum so schwer, weil Seele und Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine sinnliche Lust findet sich so roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geistigen Lebens sie veredelte, und kein geistiger Genuß ist so rein abgezogen, daß nicht eine Beimischung körperlicher Reize seine Lockungen verstärkte. Der ärgste Lüstling, der sonst nie daran gedacht, seinem Geiste Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Lesens, weil es Blumenwege sind, die ihn zum Ernste führen. Da ist ein Werk tiefsinniger Untersuchungen von Benjamin Constant mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie sie eines jeden Gaumen schmeicheln! Da ist ein neues Trauerspiel, worin erst gestern Talma gespielt! Da erscheint ein Gedicht eines sechzehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schwestern während der Pest von Barcelona besingt! Da ein anderes Buch, worin man euch die Geheimnisse der Carbonari verrät, deren es, wie die französische Regierung neulich erklärte, sechzigtausend in Frankreich gibt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutschland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter, die täglich erscheinen und die nicht gelesen zu haben lächerlich ist!... Auf der andern Seite werden Menschen besserer Art mit geistiger Lockspeise in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet ihr für weniges Geld euch recht gut satt essen, auch seid ihr genügsam; aber ihr kehrt dennoch bei den teuersten Speisewirten ein, nicht um feinere Leckereien, aber um feine Gesellschaft zu finden. Man ergötzt sich an dem Gemische aller europäischen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die so verdrossen-emsig die Kinnbacken bewegen, als würden sie mit der Peitsche dazu genötigt; hier die verlegenen Deutschen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu sprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erstaunen die

Spiegel und das Silbergeschirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinstädter, die zum ersten Male Austern essen! — —

Es ist angenehm, sich in Paris Menschenkenntnis einzusammeln, aber es ist kostspielig. Doch lasse sich darum keiner von dieser Reise abhalten. Wir Männer sind ja darin so gut bedacht! Wo unser Geld aufhört, beginnt unsere Philosophie, und können wir in keinem Tilbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und sind humoristisch. Aber die Frauen – wer zum Herrschen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht aufs freundlichste lächelt, sollen sie die vaterländischen Freuden von Schwalbach und Kannstadt genießen und ja nicht nach Paris kommen.

IV.

Das Gastmahl der Spieler

Deutsche Handels- und sonstige Geschäftsleute, die sich weniger aus Büchern als aus Manuskripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrten wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; sie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im stillen und dunkeln munter sind. Ich selbst war lange dieser Meinung, und es war mir ein rechter Trost, zu wissen, daß meine Gelehrsamkeit nicht übermäßig groß sei. Ich bin aber von dieser Ansicht zurückgekommen, besonders seitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir Generalgeographen mit Kompaß und Sternkunde leichter selbst die Feldwege der großen Welt als die Geschäftsleute mit ihrer Spezialkarte die Landstraßen darin finden. Ausgerüstet mit Hofbauers empirischer Psychologie und andern schönen philosophischen Kenntnissen, wußte ich trotz meiner Jugend mich in Paris vor jeder Prellerei zu schützen und verirrte mich nie auf den mäandrischen Wegen der List

und Lust. Mehrere deutsche Geschäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen schlimm weg und wurden in allen Artikeln, die sie zu Hause nicht in ihrem Warenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir seinen Lohnbedienten als die ehrlichste Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn und schloß aus transcendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube sei. Er hatte als rüstiger junger Mann der Bestürmung der Bastille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiserzeit eingerechnet, nacheinander Kutscher, Friseur, Wasserträger, Portier und Kommissionär gewesen, nach der Restauration aber, wie viele andere, Lohnbedienter geworden. Sechsundfünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er sagte, all sein Streben sei, so viel Geld zusammen zu sparen, in sein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris, seine Tage zu beschließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm besonders die Spieler und Spielhäuser nicht schwarz genug schildern und sprach mit Wehmut von den lasterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich speise Der Bremer, der als reicher Mann wohl schon fürstlich gegessen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Lust, einmal in dem Lockspeisehause zu essen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achseln, aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spieldirektion, für sich und noch zwei andere Personen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuversicht, die sich ein tugend-

hafter Mann Spitzbuben gegenüber fühlt, trat ich in das palastähnliche Haus. Aber mein Gott, was ist der Mensch für ein Narr, und wie schwach sind seine Augen, daß er sich von jeder erlogenen Majestät, selbst der des schlechtesten Tombaks, blenden läßt! Es war im Spieltempel alles so feierlich, so ernst, abgemessen und anständig, daß das humoristische Behagen, mit dem ich gekommen war, schnell verschwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipps II. zu sein, und es bedurfte des Champagners und anderer edeln Weine, mein schwaches Herz wieder zu stärken.

Schon auf der Straße vor dem Hotel ward uns schlimm zumute. Die glänzendesten Equipagen, Jäger hintenauf, kamen angefahren, und heraus stiegen nur Leute mit Ordensternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die sich zeigten. Der Portier, als wir seine Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen, mit den Spielern zu essen! Der Portier lachte und sagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte seine Einladungskarte als Paß vor und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermütiger Lakaien ihr Wesen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! – Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speisesaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beschäftigt waren: wann man äße. Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir stiegen wieder hinab und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir suchten? zeigte der Bremer zum zweiten Male seine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Gesellschaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernsthaft auf die Füße sahen, und ich gewahrte mit Schrecken,

daß ich der einzige war, der in Stiefeln erschien. Ich setzte mich an einen Lesetisch, um meine Füße zu verbergen und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultrablätter. Als ich wieder aufgestanden, kam ein großer, stattlicher Mann, majestätischer Haltung, gleich Ludwigs XIV. seine, zu mir und fragte, wer ich wäre und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein schlimmes Zeichen war; den Studiosen der Menschenkenntnis muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen soll, aber nicht viel. Ich übersah sogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geistesgegenwart, mich anzustellen, als verstünd ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beschloß ich, eine Sprache mit ihm zu sprechen, die er auch nicht verstand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzose nur seine Muttersprache; aber Spieler sind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete also in der Schnelle ein Zungenragout vom deutschen Herr, dem italienischen *Signore* und dem englischen *Sir*. Die Olla Potrida tat ihre Wirkung. Es kam nämlich alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der sich entfernt hatte, wieder herbeikäme. Endlich erschien dieser, und ich gab pantomimisch zu verstehen, das sei der Mann, der über mich die beste Auskunft geben könnte. Der stattliche Herr (wie ich später erfuhr, ein Marquis, von der Spielgesellschaft angestellt, in diesem Hause die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieser unter mehreren Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer *er* sei? Der Bremer nannte sich. Der Marquis erwiderte, er habe nicht die Ehre, ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum dritten Male seine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutsche, bemerkte er, er sei auch in Wien gewesen: die Franzosen nämlich halten Wien für die Hauptstadt

Deutschlands und wissen nichts von unseren glücklichen kleinen Föderativstaaten.
Man ging zu Tische. Ich habe zwar schon mehrere deutsche Höfe speisen sehen, aber nur aus der Vogelperspektive, von der Galerie herab. Es war das erste Mal, daß ich an einer fürstlichen Tafel tätigen Anteil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht sentimental gestimmt, sonst hätte ich keinen Bissen essen können. Ich hätte mir vorgestellt, daß alle diese Speisen in Blut und Tränen gekocht sind, von den Selbstmördern und Verzweiflungsvollen vergossen, welche täglich in den Pariser Spielhäusern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es sich sämtliche Gäste sehr schmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten und essen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel saß der Marquis und Zeremonienmeister, über alle hervorragend an Gestalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten versiegelte Depeschen, in Duodez, Kleinquart und Großfolio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach sie, las sie, ohne eine Miene zu verziehen, und reichte sie dann einem hinter ihm stehenden Lakaien. Es ging in seiner Nähe her wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empirische Psychologie, was diese häufige Korrespondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unschuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechsele. Jene stünde nämlich mit der Spieldirektion in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und beide teilten sich wechselseitig ihre anthropologischen Erfahrungen mit. Übrigens ging es bei Tische langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in mei-

nem Sinne scherzhafte und zeitgemäße Gespräche mit der Gesellschaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Dessert mich vom Stuhle erhübe und riefe: Meine Herren, wir sind unter uns, lassen Sie uns dieses Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! – Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tisches die Frage zuschickte: ob er Schleiermachers Übersetzung des Plato kenne? – Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardspiele laut spräche und meinen Nachbar rechts fragte: *Franchement, Monsieur, que pensez-vouz des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?*
Nach dem Essen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir beide zusammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirtshauspreise berechnet, bei Tische verzehrt, und es wäre doch sehr undelikat, wenn nicht einer von uns spielen wollte. Ich erwiderte ihm, wenn er zart sein wolle, hätte ich nichts dagegen; ich selbst aber würde nicht spielen. Der Bremer spielte und trieb die Delikatesse so weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdessen einige Betrachtungen, die ich an Hazardspieltischen schon oft angestellt. Erstens die: daß die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geschäft treiben, ganz unerträglich sei. Sie könnten immer etwas dabei scherzen; die giftigsten Schlangen hätten wenigstens eine schöne Haut. Aber freilich ist diese Ernsthaftigkeit eine der Todsünden der Menschen; der ihnen eingeborne Hochmutsteufel spricht sich darin am deutlichsten aus. Friedrich Schlegel mag tun und sagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergessen machen, das er einst ausgesprochen: „Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie.“ Ganz gewiß haben die alten römischen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Gesicht gemacht, als jeder Paßbureauist annimmt,

wenn er uns signalisiert. Am ärgerlichsten war mir diese Ernsthaftigkeit immer an Bankiers und andern Handelsleuten gewesen. Geld zählen und verdienen und den Gewinn berechnen ist zwar ein sehr heiteres Geschäft, aber durchaus kein erhabenes, und es ist gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Comptoir kommt, eine so ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweite Betrachtung, die ich an Hazardspieltischen anzustellen pflege, ist folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft, die Seelenbewegungen und Anstrengungen, die Ängsten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltischen vergeudet werden, wenn man dieses alles zusammensparte – würde es ausreichen, ein römisches Volk und eine römische Geschichte daraus zu bilden? Aber das ist es eben! Weil jeder Mensch als Römer geboren wird, sucht ihn die bürgerliche Gesellschaft zu entrömern, und darum sind Hazard- und Gesellschaftsspiele, Romane, italienische Opern und elegante Zeitungen, Casinos, Teegesellschaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garnisons- und Wachparadendienste, Zeremonien und Aufwartungen und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsstücke, die man täglich mit heilsamem Zeitverlust an- und auszuziehen hat – darum ist dieses alles eingeführt, daß die überflüssige Kraft unmerklich verdunste! Noch glücklich, daß es dem Menschen nicht mit der Natur gelingt, was sie mit der Menschheit zustande gebracht; sie hätten das Weltmeer schon längst in Springbrünnchen zertröpfelt und Vulkane in chinesische Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hause; ich an Leib und Seele gestärkt, der Bremer aber sehr verstimmt. Er erzählte seinem ehrlichen Lohnbedienten, wie schlimm es ihm ergangen. Bei dieser Gelegenheit sah ich abermals, was die Fran-

zosen für liebenswürdige Menschen sind. Ein pedantischer deutscher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es getan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte diesen, nachdem er seine Warnung nicht geachtet und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und gesagt: es geschieht Ihnen recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unser edler Lohnbediente aber betrug sich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer sein Mißgeschick erzählte, lächelte er und schwieg und dividierte wahrscheinlich im stillen, wieviel er von der Spielergesellschaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber sagte er bloß: Beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie werden ein anders Mal glücklicher sein! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieleranekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und restaurierter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirat zu schließen. In einer Nacht, da er sein ganzes Vermögen verspielt, habe er zuletzt das Landgut seiner Gemahlin gegen einen Engländer gesetzt und es verloren. Der Engländer sei gleich vom Spieltische weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren und habe früh morgens als Hausherr heftig an der Türschelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er so früh befehle. Der phlegmatische Engländer aber habe sich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, sondern habe alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenschein genommen. Endlich sei der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Brust gepackt und ihn mit den Worten: „Scher' er sich zum Teufel, ich brauche seine Dienste nicht mehr!" zum Tore hinausgeworfen. Darüber sei die Marquisin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erschrocken herabgekommen und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieser habe geantwortet: Nichts, er wolle in seinem Park ein wenig

spazieren gehen und habe der Marquisin den Abtretungsschein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram gestorben. Die Pariser Spielgesellschaft aber habe sich gegen den Marquis, wie sie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu tun pflege, sehr großmütig benommen und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hause angestellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Diese artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich sagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutscher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutscher zartfühlend sind, haben Sie gespielt und sind in Schaden gekommen. Ihr Verlust entspringt also aus einer edlen Quelle, und Sie sollten sich darum trösten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Kaliko zu schlagen, um sich reichlich zu entschädigen. Weil wir gerade von Kalikos sprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rate, Sie werden mir es einst danken. Kaufen Sie so viele Kalikos zusammen, als in Manchester aufzutreiben sind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich sage Ihnen, die Welt ist rund; heute rot, morgen tot. Wir legen uns gut englisch zu Bette und stehen kontinentalsystematisch auf. Es ist heute Johannistag; denken Sie an mich!" ... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundschaftlich die Hand, und wir wünschten uns gute Nacht.

V.

Stern und Steuermann

Schöne Namen für ein Lustspiel von Clauren oder für eine Erzählung von Laun, und es ist eine wahre Verschwendung, daß sie hier dazu dienen müssen, einen verwachsenen diplomatischen Bericht zu zieren! Im *Palais*

Royal, auf dem *Boulevard des Italiens* und an einigen anderen Orten zieht jeden Abend der Schein zweier Laternen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeschnittene Buchstaben, die mit ölgetränktem, rotgefärbten Papiere überzogen ind. Die eine Laterne zeigt einen Stern *(l'étoile)* und arunter die Worte: *Journal du Soir;* die andere gibt zu lesen: *le Pilote, Journal du Soir*. Die *Etoile* ist ein Ultra-, der *Pilote* ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen Abend versäumt, mich in der Nähe der Laternen zu setzen und aufzupassen. Ich kann auf Ehre versichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile vierzig Exemplare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne sich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben sie einem immer den Etoile. Ja mir, da sie meine Ausländerei gemerkt, gaben sie verschiedene Male das Ultrablatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß sie an ersterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrscheinlich unentgeltlich gibt. Die andern Nutzanwendungen kann man sich von selbst machen – *sapienti sat*, sagt der Lateiner... Das geht die Leserinnen nichts an.

VI.

Die Läden

Alexander der Große gab sich viele Mühe, die Welt zu erobern, nur damit die Athenienser von ihm sprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariser einen Tag, um sie ein Jahr lang von sich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieser Riesenstadt hervorzutun, sich in diesem Ozean als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Übung,

die aber keinem Eingebornen mangelt. In Deutschland ist Scharlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienstes; hier ist sie die notwendige Einfassung, von der entblößt auch der echteste Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Parisern zum Lobe nachsagen: sie wissen jede schöne Gabe zu würdigen, die Tugend sogar, nur muß sie lärmen; selbst Bescheidenheit findet ihren Beifall, wenn sie zu reden versteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienst, das hier zugrunde geht, an dem geht nichts zugrunde. Von allen den Kunstgriffen, die von jedem in seinem Kreise angewendet werden, seine Person und seinen Besitz auf das vorteilhafteste geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will dieses Mal nur einige der sinnlichen Mittel erwähnen, welche die Warenhändler gebrauchen, die Kauflust zu erwecken und die Kauflustigen anzuziehen. In denjenigen Teilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meisten Fremden wohnen und sich umhertreiben, gibt es fast kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte spielen zu lassen; denn eine Minute später, einen Schritt weiter steht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Ware findet, die er suchte. Die Augen werden einem wie gewaltsam entführt, man m u ß hinaufsehen und stehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und seiner Ware steht zehnmal neben, untereinander auf den Türen, über den Fenstern auf Schildern geschrieben, die Außenseite des Gewölbes sieht aus wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorschrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Mustern, sondern in ganzen aufgerollten Stücken vor Türe und Fenster gehängt. Manchmal sind sie hoch am dritten Stocke befestigt und reichen nach allerlei Verschlingun-

gen bis zum Pflaster herab. Der Schuhmacher hat die Außenseite seines ganzen Hauses mit Schuhen aller Farben bemalt, welche bataillonsweise zusammenstehen. Das Zeichen der Schlosser ist ein sechs Fuß hoher vergoldeter Schlüssel; die Riesenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler sind vier Ellen hohe, weiße Strümpfe gemalt, vor welchen man sich im Dunkeln entsetzt, man glaubt, weiße Gespenster strichen vorüber. So hat hier jeder auch für die kleinsten Fische, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmutigere Weise wird aber Fuß und Auge durch die *Gemälde* gefesselt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt sind und gewöhnlich die Art des Verkehrs sinnbildlich ausdrücken. Diese *Gemälde* sind nicht selten wahre Kunstwerke, und wenn sie in der Galerie des Louvres hingen, würden Kenner wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen stehen bleiben. Sie sind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariser Leben, und es ist darum so lehrreich als unterhaltend, sich mit ihnen zu beschäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen sind, beschreiben. Den Laden eines Shawls-Händlers ziert ein Bild mit sieben lebensgroßen Figuren; es führt die Überschrift: *au serment.* Drei Männer überreichen dreien Frauen mehrere Shawls und machen dabei mit den Händen feierlich beteuernde Bewegungen. *Sie schwören,* daß dieses echte französische Shawls wären, und mögen wohl hinzusetzen, daß brave Franzosen englische Waren verabscheuten, denn ein im Hintergrunde stehender Engländer wirft erboste Blicke auf das merkantilisch-patriotische Triumvirat herüber. Das ist die *offene* Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine versteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich waren die dargebotenen Shawls von weißer, roter und blauer Farbe, und die Kaufherren schwuren, daß dieses die echten, jedem Fran-

zosen teuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondrischen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöscht werden... Unweit dem vorigen hängt am Hause eines Perückenmachers ein Bild, das zwar schlecht gemalt ist, aber eine drollige Vorstellung enthält. Der Kronprinz Absalon hängt mit den Haaren am Baume und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verse:

Contemplez d'Absalon le déplorable sort,
S'il eût porté perruque, il évitait la mort.

Ein anderes sehr gut gemaltes Bild, ein *Rosenmädchen* vorstellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, schmückt die Ladentüre einer *Putzmacherin.* Das Mädchen sieht so fromm und unschuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine gibt, daran irre würden und vorübergingen, ihre Handschuhe in einem anderen Laden zu kaufen... Ein Vögelhändler zieht die Aufmerksamkeit durch ein Gemälde an, welches die *Arche Noah* vorstellt. Der ganze Prolog der Sündflut ist darauf gemalt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet, bis die Flut komme, sie flott zu machen. Vater Noah spielt mit einem Affen und macht ein diplomatisches Gesicht: er allein weiß, was vorgeht. In einer unabsehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Tiere herbeigelaufen, sich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsrang, wie es in der Not gewöhnlich ist; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Esel voraus, der Hase läuft dem Hunde nach. Es ist ein herrliches Bild! Am anziehendsten wird aber jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein *Professor* der *deutschen Sprache* und der seinem Namen nach ein geborener Deutscher ist, vor seiner Wohnung im Palais Royal hängen hat. Ein Mann in den besten

Jahren und ohne Zweifel der Professor selbst, sitzt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnsessel, beschäftigt, einem vor ihm stehenden Knaben seine Lektion abzuhören. Etwas weiter zurück sitzt ein wunderschönes, junges Mädchen, und hinter ihm, über dem Stuhle gelehnt, steht ein *roter Husarenoffizier*, der nach aller mimischen Wahrscheinlichkeit eine Liebeserklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buches, und der französische Husar, die Hand auf das Herz gelegt, scheint ihr nachzusprechen: *ick lie-be*. Ich habe aus diesem Bilde mit großem Vergnügen ersehen, daß deutsche Professoren in Paris Welt bekommen. In unserm Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu schüchtern, durch ein Aushängeschild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechselseitigen Unterricht zwischen jungen Mädchen und roten Husarenoffizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterieladen des Herrn Franchet in der Straße Vivienne nicht vergessen. Sechs Monate wurde an diesem Laden gearbeitet, und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei Wochen, am Geburtstage des Herzogs von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet ist nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry: Diese Bude, ein kleines Zimmer von höchstens zwanzig Fuß Länge, hat vierzigtausend Franken gekostet, so prachtvoll ist alles eingerichtet. Über dem Eingange nach der Straße zu sind in zwei goldnen Kreisen zwei sorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des französischen und neapolitanischen Hauses; der andere enthält ein etwas mystisches Wappen. Es sind erst die Krystallisationspunkte zu zukünftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierschale – kurz, es

steckt etwas dahinter und mag sich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hiesige bevollmächtigte Gesandten, die ihr Geschäft verstehen, werden gewiß nicht versäumt haben, ihre Späher hinzuschicken, um zu untersuchen, ob nichts Erkleckliches herauszuziffern sei.

VII.

Der Grève-Platz

Ein aufgeschlagenes Buch ist Paris zu nennen, durch seine Straßen wandern heißt *lesen.* In diesem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturtreuen Abbildungen so reichlich ausgestattet, blättre ich täglich einige Stunden lang. Es war zwei Uhr, da ich aus dem Hause trat. Unfehlbar um diese Zeit spielt der fleißige Tischler gegenüber ein Viertelstündchen mit seinen Papageien; dann wird der Hobel von neuem gerührt. Der deutsche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt und hüpfte, wie ein Spatz, aus seinem Tilbury. Ein leichtfüßiger Herr! Das Perd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß seine Last leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier ist das Paradies der weiblichen Welt, da findet sich alles, was die Häßlichkeit braucht, sich zu verbergen, und die Schönheit, sich zu verraten. Hüte, Blonden, Schleier, Geschmeide von Gold und Edelsteinen, und alles in so reichem und kostbarem Vorrate, daß selbst eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutsche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den Schlag. Ich sah mir das Wappen an – ein ganzes Stickmuster von farbigen Feldern, nebst Klauen- und Schnabeltieren aller Art. Fünf Minuten später warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit und sah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tausend, wenigstens fünf-

hundert Franken. Darauf wurden zwei Goldstücke herausgegeben. Der Hut war schöner, als ihn eine männliche Feder beschreiben kann: ein Paradiesvogel mit seinem ganzen Gefieder umschimmerte den Kopf. Habe so etwas in meinem Leben noch nicht gesehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichtum gern für das hübsche Gesicht hingegeben, das neben mir lechzende Augen nach Hut und Bankzettel schickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menschenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpensammler waren in heftigen Wortwechsel geraten. Ihr kümmerliches Gewerbe *folgt* dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im Kuhmist ausgestöbert, der andere als gleichzeitiger Entdecker machte Ansprüche darauf, hob drohend seinen Stock mit eisernen Haken in die Höhe und sprach mit wütenden Gebärden: *veux-tu lâcher cela?* Unweit davon zeichnete ein Mann stehenden Fußes etwas in seine Schreibtafel ein, so ernst, so andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott seine zehn Gebote in die Feder gesagt. Ein schnarrendes *Gare!* weckte ihn aus seinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechselmäkler sein, denn er war von der Seite der Börse hergekommen. Jetzt ging ich den *Perron* hinab in das Palais Royal. Dieses Lustlager ist wohl jedem bekannt. Alles findet sich hier, selbst menschliches Elend – nur nicht dessen Schein. Die Armut ist vergoldet, der Hunger scherzt, das Laster lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert und hatte auf allen Straßen das regste Leben gefunden. Es hüpfte, sang und lachte zwar nicht immer dieses Leben, es schlich, stöhnte und weinte wohl auch – doch es l e b t e. Und in dieser nämlichen Stunde, in dieser nämlichen Stadt, atmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn wenn nicht Verzweiflung war Verklärung über sie gekommen, schon waren sie keine Menschen mehr. Die Soldaten,

welche wegen Teilnahme an der Verschwörung von Rochelle zum Tode verurteilt worden, sollten um vier Uhr auf dem Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte ich erst auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menschen erfuhr diese Hinrichtung erst aus der Abendzeitung. So ist Paris! Es war schon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Palast der Tuilerien vorüber, den Tells Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus dessen Fenster Karl IX. in der Bartholomäusnacht auf die Herzen seiner Untertanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, dessen fromme Augen der Richtstätte gerade zugewendet sind: bis auf den Chatelet-Platz – weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg gesperrt. Eine Brücke, *pont-au-change* genannt, geht auf diesen Platz aus. Über diese Brücke, jenseits der Seine her, wo das Gefängnis ist, mußten die Verurteilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am diesseitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon versehenes Speisehaus gab den besten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen sollte, zu übersehen. Dieses Gebäude steht auf der Stelle, wo *le grand châtelet* war, eine Burg, die Julius Cäsar erbaute und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergerissen worden. Ich stieg in den großen, herrlichen Saal, wo viele Menschen guter Dinge waren. Ich sah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und schwer gehobener Brust; aber sie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher sang: „Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen" – der kannte das menschliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu lassen, nur die Spione sprachen Empfindungen aus, die sie nicht hatten. Für diese Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulnis ist ihre Wiege. Höher als sonst spitzten die Horcher ihre Ohren, denn

in diesem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängstlich verschlossene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betasten. Einen Blick zum Fenster hinaus auf die Volskmenge und die bewaffnete Macht werfend, sprach er mit spöttischer Miene vor sich hin: *„il leur faut quatre mille hommes pour quatre!“* Ich schwieg. *„Ces jeunes hommes ont bien merité un petit châtiment, ils ont voulu renverser le gouvernement, mais ...“* Ich schwieg. *„Paris dort!“* sagte der sentimentale Spion. Ich schwieg, aber ich dachte: Paris schläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geschehen. Denn schliefe dieser tausendarmige Riese und reckte seine Glieder und wendete sich um, wie man es im Schlafe bewußtlos tut, dann würden an dieser gedankenlosen Bewegung die Bajonette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.
Jetzt wälzte sich ein breites Gemurmel vom jenseitigen Ufer herüber. Wir sprangen von unsern Tischen auf und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurteilten, in bürgerlicher Kleidung mit entblößtem Haupte, saßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geistlichen zur Seite. Die Jünglinge schenkten ihnen aber keine Aufmerksamkeit, sondern wendeten ihr Gesicht der andern Seite, der versammelten Menge, zu, diese immerfort freundlich grüßend. Sie schienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängnisse bei ihnen. Das Geständnis der Wahrheit hätte die Hoffnungslosen vielleicht, eine willkommene Lüge sicher gerettet. Sie schwiegen und starben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stellungen, welche diese genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angesehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menschlichen

Geistes, die Werke seiner Wasserbaukunst, wie er das Meer bändigt und der kleinen Kraft die Herrschaft über die größere sichert. Da, zum erstenmal in meinem Leben, fiel mir bei: *Regierungen sind wohl von Gott eingesetzt* – wie hielten sich sonst manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beschäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Wasser wurden über den blutgetränkten Boden ausgeschüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte den und jenen, wie die Jünglinge gestorben. Sie waren festen Schrittes die rote Treppe hinaufgestiegen. *Vive la liberté!* waren ihre letzten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadthauses wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz ist auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite ist offen und der Seine zugewendet. Das *Hôtel de ville* und alle Häuser auf dem Platze sind von altertümlicher Bauart, wie auch in deutschen Städten Märkte und Rathäuser beschaffen sind. Auf dem Greve-Platz findet sich viel nachzusinnen; was ist hier nicht alles geschehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoristen hat, sie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, sie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindsamkeit nicht kennt, hier sucht man sie nicht vergebens. Denn allen, die seit dreiunddreißig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen – welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden oder vor Wehmut zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: *die Hauptsache ist, daß man beim Leben bleibt!* Die erste Hinrichtung, die auf diesem Platze geschah, wurde im Jahre 1310 an *Margarethe Porette*, einer *Ketzerin*, vollzogen. Diese Unglückliche freilich hätte auch bei der größten Gunst der Parzen ihr Leben nicht bis auf unsere

Tage erstrecken können. Aber die *siebenunddreißig Bürger*, die bei einem Aufstande am 24. August 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber *Arena* und seine vier Genossen und der Chef der Chouanen, *Cadoudal*, die, beschuldigt, dem ersten Konsul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten sie jetzt! .. Und was ist in diesem Rathause nicht alles geschehen! Ein Tollhaus ist es zu nennen. Am 2. November 1793 beschloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näschereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe. Am 29. Pluviose des nämlichen Jahres: daß alle Personen für verdächtig zu erklären seien, die bei den Speisewirten nur die Kruste vom Brode essen und die Krume liegen lassen! Ein Mitglied des Gemeinderats bringt einige Wochen später eine Anklage gegen diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinierten kauften, besonders gegen die alten Weiber, die sich Perücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage sendete die Polizei die Liste der gefangenen Personen ein. Deren Zahl belief sich auf 7090, beiderlei Geschlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgeteilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotiniert oder erschossen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage später wurde beschlossen, daß das französische Volk ein *höchstes Wesen* anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathause dem Kaiser Napoleon zur Feier seiner Krönung ein prächtiges Fest. Am 29. August 1814 gab genannte gute Stadt auch Ludwig XVIII. ein Fest, seine Rückkehr zu feiern. Lobenswerte Unparteilichkeit!

So ist Paris, so ist der Mensch, so ist die Welt!

VIII.

Talma

Es war das erste Mal, daß ich ihn sah. Er trat auf, und nach einer Viertelstunde seines Spieles war ich erstaunt, nicht erstaunt zu sein. Vielleicht beherrschte mich jene Sinnestäuschung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorspiegelt, wir stünden stille und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu sein. Ich hatte keinen Maßstab für Talmas Größe, denn er stand zu entfernt von allen Schauspielern, die ich je gesehen, um ihn abzumessen. Die anderen überrumpeln unser Herz und benutzen die Verwirrung, die sie angestiftet, uns diebisch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unsere Brust, er öffnet die seine und läßt uns eintreten. Solange er spielte, glaubte ich den Ernst auf der Bühne und die Mummerei unter den Zuschauern zu sehen. Er stellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem jungen Arnault, und besser als die Geschichtschreiber lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die so ungleich waren den Helden unserer Zeit, weil sie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht gesiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erscheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abwesend, wie Talma den Regulus gespielt hat; wem jenes die Natur versagt, der hätte auch anwesend Talmas Spiel nicht verstanden. Darum wäre es überflüssig oder fruchtlos, beschreibend davon zu sprechen. Aber von den Zuschauern will ich reden – wenn es solche gab. Denn nur wir Fremden waren so zu nennen, die Franzosen alle spielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiste der alten griechischen Tragödie, wenn auch in einer andern Gestalt. Unter Deutschen, die hundert Ge-

schichten und keine Geschichte haben, möchte ich kein dramatischer Dichter sein; es ist schwer, dem kühlen Urteile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildnisse nur den Maler sucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge seiner Braut in ihm und vergißt die Kunst. Den Franzosen ist der dramatische Dichter ein Zeiger ihrer Geschichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eisen ist; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen schlagen, ist er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnenzensoren hier sind sehr zu beklagen. Sie löschen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da sie aber das Gedächtnis der Zuschauer nicht auslöschen können, bleibt alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelassen. Die Begeisterung, mit welcher jeder Vers beklatscht wurde, der auf alte Großtaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anspielte, vermag ich unmöglich zu beschreiben. Man kann sich des Mitleids nicht enthalten, wenn man sieht, wie heißhungrig diese Menschen an den Knochen ihres Ruhms nagen. Ich aber, als das Schauspiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Karthaginienser Hamilkar gesprochen, als er in Rom Regulus, Senat und Volk erkannt:
De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage!
Tout m'annonce aujourd'hui la chute — — de Carthage,
sagen Hamilkar und Reim.

IX.

Le Roi des Aulnes

Élégie

Sollte der Setzer ein paar Buchstaben in der Überschrift glücklicherweise vergessen haben, so wird der Herr Korrektor diese Scharade der klugen Nemesis verstehen und

den Druckfehler gewiß nicht verbessern wollen ... „Das ist eine kleinliche und heimtückische Kritik!" – denkt vielleicht der edelmütige Leser. Freilich ist sie das; aber in Geisteskämpfen auch ist die Art der Guerillas die wirksamste, wenn sich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu verteidigen hat. Deutsche, die ihr Vaterland mit Verstand lieben, müssen es wissen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meßkatalog uns über die Franzosen erhebt. Es ist wahr: so ganz schlechte und so viele schlechte Bücher wie in Deutschland werden in Frankreich nicht geschrieben. Es ist noch wahrer, daß die Franzosen weit mehr große und viel größere Schriftsteller als die Deutschen haben. Beneiden wir sie aber nicht um ihre Vorzüge, sie sind zu teuer bezahlt. Wir Deutschen leben in einer literarischen Republik: wir sind geistesfreie Menschen; bei uns darf jeder schreiben, und so schreibt nun auch jeder, wie ihm die Natur die Feder geschnitten hat. Das ist freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da ist auch ihr Gebrauch verstattet. Die Franzosen aber siechen in einer literarischen Aristokratie; sie sind geisteigene Menschen; sie kriechen vor allen Regeln, und als literarische Höflinge denken, wollen und tun sie nichts anderes, als was die gnädigen großen Herren ihrer Literatur gedacht, gewollt und getan. Die Deutschen sind Protestanten, die Franzosen sind Katholiken in Literatur und Kunst. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinseligmachenden Kunst und Wissenschaft nicht zu vereinen ist, so muß die politische Revolution der Franzosen auch eine literarische zur Folge haben, und diese Veränderung fängt schon an sich zu zeigen. Die literarische französische Welt teilt sich in zwei Parteien, deren eine mit Wort und Tat für die *klassische*, deren andere für die *romantische* Literatur streitet. Klassisch nennen sie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; roman-

tisch nennen sie jeden Schriftsteller, der seinen eigenen Weg geht, sich um Gesetz und Herkommen nicht viel bekümmert und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausspricht, als es im literarischen *Oeil-de-boeuf* üblich war. Aber sowohl die Anhänger als die Gegner der romantischen Literatur wissen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantischen besteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, so nennen die Franzosen alle Literatur, die nicht *französisch* ist, romantisch, und da sie nichts, was nicht französisch ist, verstehen, so ist ihnen alles, was sie nicht verstehen, romantisch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzosen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber sie haben kein Hoftor, sie haben nur eine Haustüre, durch welche nichts Großes eintreten kann; was daher die Mannshöhe überragt, ist ihnen romantisch. Da sie die Wolken für den Himmel ansehen, verschmähen sie oft den Himmel als Wolkendunst; und weil sie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, sehen sie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzusteigen höchst lächerlich und gefährlich wäre, und aus dem man ja viel bequemer, so oft man Durst hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz schlägt nur bei der klassischen Witterung der Monate September und Mai behaglich; steht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen sie ein oder trinken Limonade und verwünschen das romantische Wetter. Den Humor, diese wilde und launische Demokratie der Gedanken und Empfindungen – das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe ist – kennen die Franzosen so wenig, daß sie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen und ihn für einen Satiriker halten. Die Magnetnadel ihrer Empfindung geht haarscharf nach Norden, und sehen sie sie abweichen oder gar oszillieren, erheben sie ein Jam-

mergeschrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Diese literarische Aristokratie, da sie, wie schon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich ist, mußte den Franzosen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngern Schriftsteller werfen die Fesseln ab und suchen eine Freistätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt sich aber auch wieder eine höchst seltsame Erscheinung. Die Ultras nämlich suchen die romantische Literatur aufzubringen und befördern hierdurch den Protestantismus der Wissenschaft und Kunst; die Liberalen hingegen suchen den alten blinden Glauben an die klassische Literatur in Achtung zu erhalten; denn beide politische Parteien kennen zwar ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantische Literatur, weil sie glauben, die in romantischen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Gespenster, Kreuze und Jammer wären das Wesentliche dabei, und das alles sei dienlich, das Volk furchtsam, abergläubisch, verliebt und dumm zu machen. Aus denselben Gründen sind die Liberalen der romantischen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schicksal ein kluger Minister ist und das Schaukelsystem so gut versteht als einer. Es weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen so zu leiten, daß jede Partei die Absicht der feindlichen befördert und dadurch die Ausschweifung ihrer eignen Leidenschaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutscher aber, der in Frankreich solches Treiben mit ansieht und wahrnimmt, wie so höchst geistreiche Menschen, als die Franzosen, in ihrer Volkstümlichkeit so tief verstrickt sind, daß sie nicht begreifen, was in Deutschland jeder Schuljunge versteht, — lernt endlich wählen und will lieber, wie deutscher Geist, nackt und barfuß sein, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie französischer in engen Schuhen und Kleidern zusammengedrückt sein und glänzen. Freiheit ist das Schönste und Höchste in Leben

und Kunst. Möge das deutsche Vaterland sich diese Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es stolz auf die Ungerechtigkeit sein, mit der es seinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es sich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weise ehrt. Daß Freiheit in deutscher Kunst und Wissenschaft sich erhalte, mußte der literarische Ostrazismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der französischen Unromantik auszuführen, ist eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird sich bald eine schicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anständig gehalten, die Erlkönigliche Majestät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich *le roi des aulnes*, auf Deutsch *der König der Erlen*, soll soviel heißen als der *Erlkönig*, obzwar zwischen einem König der Erlen und einem Erlkönig ein großer Unterschied stattfindet. Und zwar soll es heißen, den Goetheschen Erlkönig. Den haben sie in einer Pariser periodischen Zeitschrift neulich übersetzt und sind dabei so echt französisch verfahren, daß es den deutschen Lesern gewiß Spaß machen wird, etwas Näheres davon zu erfahren. Der Übersetzer hat nämlich das Gedicht filtriert, es von allen romantischen Schmutzteilchen befreit, so daß das reinste klassische Wasser übriggeblieben ist. *Übriggeblieben* ist eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Filtration hat sich die Masse des Gedichtes vermehrt, so daß die Übersetzung noch einmal so groß als das Original ist. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces cœurs novices?)

Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.
Il croit voir ... il a vu, sous les bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent a la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les riants artifices
Le monstre, au bord des précipices.
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
Et de sa robe aux sept couleurs
Il a deployé les caprices,
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
„Mon père, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes?“

Jetzt folgt der eigentliche dramatische Teil des Gedichts, wobei Goethes Gediegenheit gehörig paraphrasiert und in schöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den letzten Zügen und spricht:

„Mon pere! ... il m'a saisi, je souffre ... ah! sauve-moi!“

Und nun der Hauptspaß. Es heißt ferner und bis zum Ende wie folgt

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son cœur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras), regagne son manoir.

Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau.
Le père avec tendresse écarte son manteau.
„Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant – Oh! dit-elle, il est mort!"

Das ist echt französische angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebueschen Posse sich an seinen Blitzen die Tobakspfeife anzündet, hat sich nicht hausbackner gezeigt! ... Am Schlusse des Gedichts steht die Bemerkung: „*Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de Mr. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps.*" Goethe mag sich dafür bedanken, daß man seiner bei dieser Gelegenheit nicht gedacht.

X.

Die Lesekabinette

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Lesekabinett; jetzt gibt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigstens eines fände. Gut, daß sie in den freien Tagen dafür gesorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszustande, worin sich diese jetzt befindet, wäre sie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Lesen überhaupt, besonders das Lesen der politischen Zeitungen, hat in der Volkssitte tiefe Wurzeln geschlagen und man müßte den französischen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Teilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum

Ruhme nachsagen, daß es nicht bloß eitle Neugierde ist, die sie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieses wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfterer Betrachtungen als Geschichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles liest, jeder liest. Der Mietkutscher auf seinem Bocke zieht ein Buch aus der Tasche, sobald sein Herr ausgestiegen ist; die Obsthökerin läßt sich von ihrer Nachbarin den Constitutionnel vorlesen, und der Portier liest alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag sich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher sein Blatt, als bis er es selbst gelesen. Für einen Sittenmaler gibt es keinen reichern Anblick als der Garten des Palais Royal in den Vormittagstunden. Tausend Menschen halten Zeitungen in der Hand und zeigen sich in den mannigfaltigsten Stellungen und Bewegungen. Der eine sitzt, der andere steht, der dritte geht, bald langsamern, bald schnellern Schrittes. Jetzt zieht eine Nachricht seine Aufmerksamkeit stärker an, er vergißt den zweiten Fuß hinzustellen, und steht einige Sekunden lang wie ein Säulenheiliger auf einem Beine. Andere stehen an Bäume gelehnt, andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einschließen, andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wischt sich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röten, und der ambulierende Pastetenbäcker läßt seine Kuchen kalt werden über dem Lesen. Wenn einst Paris auf gleiche Weise unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais Royal und die Menschen darin auf, und fände sie in derselben Stellung, worin sie der Tod überrascht – die Papierblätter in den Händen wären zerstäubt – würden die Altertumsforscher sich die Köpfe zerbrechen, was alle diese Menschen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über sie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Örtlichkeit. Kein sonstiges

Schauspiel hatte die Aufmerksamkeit angezogen, denn die Köpfe sind nach verschiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde gesenkt. Was haben sie denn getan? wird man fragen, und keiner wird darauf antworten: sie haben Zeitungen gelesen.

In den Lesekabinetten abonniert man sich monatlich, oder man bezahlt für jeden Besuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariser, und in den bessern auch alle ausländischen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Gagliani hält, das meistens von Engländern besucht wird, finden sich nicht bloß alle englischen, schottischen und irländischen Zeitungen, sondern auch die aus den ost- und westindischen Kolonien. Der lange Tisch, worauf die englischen Zeitungen liegen, gleicht mit seinen Riesenblättern einer aufgehobenen Speisetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt ist. An Größe übertreffen die englischen Zeitungen alle übrigen europäischen; nach ihnen kommen die spanischen, dann die französischen, auf diese folgen die deutschen, und die italienischen kommen zuletzt. Ich wollte schon den Satz aufstellen, daß man an dem Format der politischen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmessen könne, als mich die Frankfurter Oberpostamtszeitung, die in Folio erscheint, von dieser falschen Theorie noch zeitig abhielt. In mehrern Lesekabinetten fehlt es auch nicht an deutschen Blättern: man nimmt aber einiges daran wahr, was einen Deutschen nicht wenig schmerzt. Die Allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutschen Blätter in den Lesekabinetten eigens gehalten, sondern sie werden von den Pariser Zeitungsredaktoren, nachdem sie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländischen Zeitungen werden den französischen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig

aufgelegt. Die deutschen aber werden als verschmähte Aschenbrödels behandelt und in einen dunkeln Winkel oder packweise in eine Mappe gesteckt. Diese so gutmütigen, stillen und bescheidenen Zeitungen, die ihr letztes Stückchen Brot jedem hingeben, der es fordert und lieber verhungern, als versagen — wird der Himmel gewiß noch einst für ihre Demut belohnen! Zieht man nun das deutsche Zeitungspack aus der Mappe hervor, so finden sich die Blätter zerrissen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verschiedenen Staaten und Städte sind neben- und ineinander in der größten Verwirrung gelegt. In der Preußischen Staatszeitung findet man überrascht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der Allgemeinen Zeitung steckt ein Kunstblatt, der Nürnberger Korrespondent schließt eine Bauernzeitung ein, der Österreichische Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umschlungen, und will man ein verlornes Stück des Literarischen Wochenblattes lesen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, steckt. Das *Journal de Francfort* ist in seiner wahren und natürlichen Gestalt selten zu sehen. Es ist gewöhnlich ausgezackt wie ein Frisierkamm, weil die Pariser Zeitungsredaktoren, aus deren Bureaus es kommt, die deutschen Nachrichten abgeschnitten in die Druckerei schicken und sich dadurch die Mühe des Übersetzens ersparen.

Es herrscht in diesen Lesekabinetten die feierlichste Stille. Nicht das leiseste Wörtchen vernimmt man, obzwar dort nicht, wie in musterhaften deutschen Lesegesellschaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt ist, noch eine Schelle auf dem Tische steht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzosen schweigen, so ist dieses ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerksamkeit eifrig und ernst beschäftigt ist; denn bei den anderen Gelegenheiten, wie an Speise-

tischen, machen vier Franzosen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main während der zweiten Meßwoche mit allen seinen Gästen. Die Zeitungskabinette sind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Besuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benutzt werden. Es ist dieses für unbemittelte Studierende und Literaturfreunde oder für solche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine sehr wohltätige Anstalt. Man bezahlt monatlich sechs Franken, und für diese geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem solchen Kabinett arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeltlich und alle nötigen Bücher bei der Hand. Viele sind dort einheimisch und verlassen das Kabinett bloß, wenn sie zu Bette gehen. Auch sieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernst, stolz und wehmütig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabsehen und, weil ihr Mund zu schmeicheln und ihr Arm zu drohen verschmäht, die Waffen mit den Wissenschaften vertauschen und, sei es um Brot oder um Beschäftigung zu finden, den ganzen Tag emsig lesen, Auszüge machen und schreiben.

XI.

Das englische Speisehaus

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben deutschen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Riesenjüngling, breite Brust, eine Stimme wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais Royal, zittern die zarten Kristallscheiben der Läden und die Bänder der Hüte flattern wild durcheinander. Ich möchte dabei sein, wenn er einem Mädchen sagt: „Ich liebe dich!“ Sie *hört* ihn gewiß, und zwischen hören und erhören liegt in diesem Falle nur eine kleine Pause. In seiner zierlichen französischen Kleidung gleicht er dem Herkules am

Spinnrocken der Omphale. Ein deutscher Händedruck und – „wohin, mein Freund?“ fragte ich. – „Zu *Little Garravays*!“ donnerte er. – „Ist es ein *der* Little oder ein *die* Little?“ – „Es ist ein *der* Little, ein englisches Speisehaus, wo man meisterhaft ißt; kommen Sie mit!“ – „Gut, ich bin dabei.“

Wir traten in einen kleinen Saal. *Rule Britannia, God save the King*, und andere solche stolze englische Lieder kamen mir sogleich in den Sinn. So bist du, England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte seiner Mähne ist oft genug. Die Franzosen essen am meisten mit den Augen. In ihren Speisehäusern ist das erste, wonach sie sich umsehen, Brot, das zweite Spiegel. Die Tische dort, obzwar auch nur für zwei oder vier Personen eingerichtet, stehen in gemeinschaftlichen Zimmern nahe bei einander; man sieht sich, und man wird gesehen. Hier bei den Engländern aber ist alles ganz anders eingerichtet. Die Tische sind durch spanische Wände voneinander geschieden, so daß einem kein Fremder in den Mund sehen kann; der Saal ist in zwei Reihen Klosterzellen eingeteilt. So bist du, Engländer! Du willst allein sein und lassen, du mit deinen eigenen, jeden mit seinen Launen; du bist ein unausstehlicher Mensch, du bist ein Republikaner. Du bist häuslich auch außer deinem Hause, du willst etwas für dich selbst vorstellen, nicht bloß ein Mauerstein am Staatsgebäude sein, unter einer gemeinschaftlichen Kalkdecke mit tausend andern Steinen begraben. Recht so!... Die Tische sind zwar mit Tüchern bedeckt, aber Servietten bekommt man nicht. Doch ist jedem verstattet, das Tischtuch nach Belieben zu verwenden. Also persönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte sie denn ausdrücklich fordern, und dann wird sie besonders bezahlt. Das Essen beginnt mit Roastbeef, das sanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in französischen Speise-

häusern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tisch – ein Lurleifelsen wurde uns vorgesetzt, so hoch und steil, daß selbst die Riesenhand des deutschen Jünglings erst hinanklettern mußte, um abzuschneiden. Ein herkulischer Senf, der auch den verstocktesten Augiaskopf säubern könnte, begleitete das Roastbeef. Dann folgte Gemüse, woran, wie an hetrurischen Vasengemälden, nur die ersten naiven Regeln der Kunst sich aussprachen. Es war nicht sauer, nicht süß, nicht gesalzen und drang niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geschmack auf. Aber neben dem Salzfasse steht auf jedem Tische auch eine Zuckerbüchse, so daß man sich sein Gemüse nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlspeise, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie sie sich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Chesterkäse, der aber nicht, wie in Paris üblich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipsen oder anderen winzigen Kreis- oder Kegelschnitten, sondern in ganzen Hemisphären aufgetragen wird. Ein rasender Porter wütet und schäumt in den Gläsern und besiegt auch den Stärksten.
Der Habeas-Korpus-Akte erfreut man sich nirgends so sehr als in diesem englischen Speisehause, und was dem Tische zur vollkommenen englischen Verfassung fehlt, ist gerade das, was ihm am meisten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine *magna Charta*, wie die französischen Restaurationen, wo die *Charte payante* unmäßig groß ist. Der deutsche Jüngling glühte und zum Boxkampfe ballte sich unwillkürlich seine Faust. „Freund!“ sagte ich, „wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beim Essen. Zwar bin ich selbst voller Mut, denn so ein Roastbeef ist ein wahrer Radikalreformer einer fehlerhaften Konstitution; Sie aber haben eine von der Natur oktroyierte, angeborne, alte Konstitution, und das hat doch gleich ein anderes Ansehen. Also Friede!“ ...

Aber um uns herum war Kriegsgetöse. Die Gäste, wenige Engländer und viele Franzosen, lärmten, schrien, lachten, schlugen mit Messern und Gabeln auf den Tisch und klirrten mit den Gläsern. Die Sache ist auffallend und muß erklärt werden. In den Pariser Speisehäusern betragen sich die Franzosen so ruhig und bescheiden, als wären sie bei Privatpersonen zu Gaste. Diese englische Restauration aber ist neu, erst seit kurzem entstanden, die Speiseordnung weicht von der französischen ganz ab, und da zeigte sich denn wieder die französische Nationalität. Nach Verhältnis des kleinern Schauplatzes betrugen sie sich ebenso übermütig, als im vorigen Jahre, da die englischen Schauspieler in Paris auftraten. Sie machten sich über alles lustig, sie riefen: „*Brott!*" womit sie auf englisch *Brot* ausdrücken wollten. An einem der Tische saß eine kleine wilde Schar. Der eine machte sich sein Gemüse mit Zucker, der andere mit Salz zurecht. Sie stritten, welches besser schmecke. Ein dritter sollte entscheiden und wurde aufgefordert, dieses mit Unparteilichkeit zu tun. „Seid ruhig," sagte er – „*je les mangerai avec impartialité.*" Großes Gelächter, obzwar jeder wußte, daß dieses Witzwort aus einem französischen Vaudeville genommen. Es ist ein altes Stück, dessen ganze Handlung darin besteht, daß man um die Vorzüge zweier Hühner aus zwei verschiedenen französischen Provinzen sich streitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu strengem Rechte ermahnt, worauf er sagt: „*Je les mangerai avec impartialité.*" Daß sich die Franzosen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es ist. Der Franzose ist nicht bloß zu höflich, sondern auch zu gutmütig, sich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Person etwas lächerlich erscheint. Er ist aber in seinen Nationalsitten so verwachsen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Masse begegnet, er auf einer

Maskerade zu sein glaubt, und dann läßt er sich verleiten, sich Maskenstreiche herauszunehmen.
Die Deutschen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das englische Speisehaus besuchen, es ist der einzige Ort in Frankreich, wo man deutsche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der *Rue Colbert,* nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII.

Der Garten der Tuilerien

Es ist noch gar nicht lange (erst fünf Minuten), daß ich die Ursache entdeckt, warum ich in Paris stärker, häufiger und lieber philosophiere, als ich in Deutschland getan. Es ist damit so arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeste Weg nicht ist, sondern der längste. Ich tue es bloß aus einer hypochondrischen Ängstlichkeit für die Gesundheit meines Geistes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetische Klugheitsregel schreibt vor, man solle sich im nüchternen Zustande keinem ansteckenden Kranken nähern, sondern vorher etwas genießen; auch wird in diesem Falle angeraten, sich den Mund mit Weinessig auszuspülen. Das Philosophieren ist mein Weinessig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten schützt, von denen man in Paris angesteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habsucht, Unduldsamkeit, Gottlosigkeit, feinen Geschmack und des verstorbenen Ritters von Zimmermann Personal- und Nationalstolz. Diesen Übeln ist man ausgesetzt, sobald man öffentliche Orte besucht; ja das Zuhausebleiben bewahrt nicht immer vor Ansteckung, denn die emsigen Zeitungen gehen mit Fiebern hausieren. Besucht man aber gar Salons und die Gesellschaften darin, so kann man noch gefährlichere Übel er-

wischen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Corbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des *Reveil* oder des *Miroir*. Darum rate ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige: *Unser Vaterland* still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jetzt, und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe – denn was könnten sie einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerstörung der Bastille hat in Frankreich nur die Zungen freigemacht, die Herzen und Geister sind noch eingesperrt wie früher. Wer aber diese meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüste, und wäre sie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geschlossenen Paradiese, und wäre es voll Goldäpfel und würde von Cherubim bewacht – den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilsamen Neigung zu philosophieren sind nicht bloß die bisherigen Betrachtungen geflossen, die gar nicht zur Sache gehören, sondern entspringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüssig ist. Mit so großer Mühe lernt und lehrt der Mensch so vieles und mancherlei zu keinem andern Zweck, als um sich und andern tausend Freuden zu verderben! Die Wissenschaft gleicht einer Chaussee, die ein schmales und langes Gefängnis ist, das man nicht verlassen darf, und rechts und links liegen die schönsten Felder und Blumenwiesen. Jede Kunstregel ist eine Kette, jedes Buch ein Tor – auch im andern Sinne des Worts — das sich hinter den Eingetretenen zuschlägt. Glücklich, die nichts wissen und nichts lesen! Wäre mir Hirschfelds Theorie der schönen

Gartenkunst bekannt, würde mir der Tuileriengarten wahrscheinlich abgeschmackt erscheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn sehr loben. Er ist zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben ist so bequem und wirtschaftlich, daß sie gewiß in vielen Kompendien der Ästhetik als solche aufgestellt sein wird. Engländern, die das Reisen lieben und also auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatureuropa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhauser Wasserfall, ein kleines Chamounytal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele andere ziehen englische Gärten vor: Verliebte, Deutsche, Philosophen, glückliche, unglückliche Menschen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht, wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flasche Rum trank, heilte sein Arzt – denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewiesen, und hoffentlich wird man auf diesem gutem Wege fortschreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierresleiden nicht in der Geschichte, sondern in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde zu beschreiben – der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weise. Er ließ ihn täglich so viel Siegellack in die Flasche tröpfeln, als erforderlich ist, ein Petschaft abzudrücken. Auf diese Weise ward die Flasche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählich zu Verstand und ohne Aufsehen zu erregen. War in diesem Fall der Abgewöhnung von geistigem Getränk solche Vorsicht nötig, wie viel nötiger wäre sie im Fall der Angewöhnung eines geistigen Genusses, und ein Sprung hierin wäre ebenso gefährlich, als der Tuileriengarten, wenn er englisch wäre. Das Herz eines echten Parisers würde krank werden durch Erkältung oder durch Er-

hitzung, wenn er aus dem Kunstkabinett des Palais Royal schon nach wenigen tausend Schritten in das naturgeschichtliche eines englischen Gartens träte – wenn sein Ohr, ohne Zwischensaiten, plötzlich vom Schlangengezisch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachtigallen überspränge – wenn sich sein Auge vom Pharaotische zu einem Boulingreen wendete – wenn sein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürsten, nebeneinander gesteiften und gedrechselten Bäume stehen, plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte. So aber bleibt er gesund, denn er tritt aus dem *Palais Royal* nur in einen *Jardin Royal*. Ich will den letztern beschreiben, wie ich ihn an einem der ersten Frühlingstage gesehen.

Der Frühling kündigte sich im Garten nicht durch Blütenstaub an, sondern durch irdischen. Die Bäume hatten die Augen noch geschlossen, denn als Städter stehen sie später auf wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reisewagen; das Kammermädchen im seidenen Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reisen. Ihnen ist die Reisekasse eine Spar- und Amortisationskasse. Wenn in Deutschland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um seine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee ist schon in deutschen Gulden nicht aufzutreiben, in französischen Franken noch weniger. Es ist, als würde außer dem Metallwerte auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November sein

Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne und trinkt wohlfeiler feurigen Wein als in seiner Heimat kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, ist er noch enger beschränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol sein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen sehen im blauen Meere! ... Ich folge dem englischen Reisewagen mit den Augen nach, die ganze Rivolistraße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf diesem Palast spielt der Telegraph. *Spielen?* Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiste ein englischer Schriftsteller von Paris nach London. Er war schon drei Tage fort, stand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden geruckt – da schoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde festgehalten und mußte, wegen Verdachts aufrührerischen Briefwechsels, vier Wochen im Kerker schmachten. Er ward unschuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen, von 1789 bis jetzt, und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohltat zugesendet, daß je Tränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurteilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel solcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen aussöhnen. Doch ich vergesse – werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lottonummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich gesendet, welche Trost bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Trost – sie werde glücklicher sein in der nächsten Ziehung!

An jedem der Gittertore des Tuileriengartens stehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzose, die sich wechselseitig bewachen und an Treue miteinander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwischen

beiden stehend, mein weißes Taschentuch herauszuziehen und wehen zu lassen und so mit Hilfe des blauen Franzosen und des roten Schweizers ein aufrührerisches Farbentrio öffentlich zu spielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Diese armen Schildwachen sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel hantiert, als sie es hier tun. Sie müssen nämlich vor jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentieren. Das endet nicht. Es ist erquickend, zu sehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten und wie sich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen sein, eine Viertelstunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zweiundzwanzig Bebänderte, also jeder fünfte Mann war ein Wohltäter seines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die vielen, die ich im Gedränge übersehen oder die bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachtentot schlecht gezielt und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben sie gekämpft? Ich erstaunte, daß der Mensch so ein Lamm sei und daß die Menge der Verstümmelten sich nicht auch fragt: Wofür haben wir gestritten? – und nicht öfter, als es geschieht, den Kopf an das verlorne Bein setzen.

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle nebeneinander gereiht; es sind *Lehn*stühle, kaum sitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; ist man aber ein junger Mensch vom feinsten Ton, begeht man eine Felonie, sagt keck, man habe schon gezahlt, legt zu den zwei ersparten Sous noch fünf Franken, und frühstückt gut. Schriftsteller, die statistische Notizen sammeln, müssen es sich

merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (sie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen und den andern die Füße darauf zu stellen. Man erkennt Ausländer, die erst in Paris angekommen, leicht daran, daß sie mit herabhängenden Füßen sitzen. Auch unterscheiden sich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erstere sitzen *neben* den Frauen, und haben, wie diese, ihre Füße auf dem Fußstuhle gestellt. Die Anbeter hingegen sitzen *vor* den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußstuhle, unterhalten sich mit ihnen französisch (in linguistischer und sittlicher Bedeutung des Wortes), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten sich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Wintersemester gehörig vor, indem sie die vorübergehenden Herren fleißig ansehen, und sich die wichtigsten Paragraphen notieren. Dies ist eine löbliche Sitte: denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr gestärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derselben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu sein, sondern nur fremd, um sich vorzuschmeicheln, man habe die schönsten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt ... Eine bürgerliche Frau geht vorbei und fordert Kupfergeld ein; sie trägt etwas versteckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schützt? Nein sie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackenes, das so leicht ist, wie gebackene Luft. Es heißt: *Plaisirs des Dames*. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „*Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!*“ ruft sie im Fluge, und wie im Traume schwebt sie vorüber.

Wie der Tuileriengarten für die Mikropolitiker, für die

Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz ist, auf dem sie kaufen und verkaufen, so ist er für die Makropolitiker ein schöner Paradeplatz, auf dem sie exerzieren und exerzieren sehen. Sechs Zeitungsbuden liefern patriotischen Herzen täglich das nötige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu sprechen, ein beliebiges Blatt, geht lesend spazieren, so lange es euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Waret ihr drei bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert ihr euch, noch immer denselben wohlgekleideten Mann da zu finden, der schon vor zwei Stunden, im Lesen vertieft, dort gestanden. Er ist ein Lauerer, der sich an der Quelle der Überraschung lagert und daraus jeden Tag frisch die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf diese Weise wird in allen Pariser Straßen der öffentliche Geist zusammengekehrt, und nachdem die Besen schönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautstengel, zu Kot zerstampft, wird der Unrat in die Kloake der Polizeipräfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach, von zwei gemauerten Terrassen begrenzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palast der Volksdeputierten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt ist. Die andere Terrasse führt die Straße Rivoli entlang und heißt die *Terrasse des feuillants,* weil bis zur Revolution das Kloster der Feuillants da gestanden. In diesem Kloster hatte die Nationalversammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmutwillen, jene Terrasse mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzustecken, und er nannte sie *le pays national,*

zum Unterschiede des *pays de Coblence.* Wehe dem Bürger, der im *pays de Coblence* spazieren ging, er wurde für einen Aristokraten angesehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem diese geographische Einteilung noch unbekannt war, stieg in das Coblenzer Land hinab. Zusammenlauf, wütendes Geschrei, Verderben drohende Gebärden. Da merkte der Unwissende, was er begangen, kehrte zurück, zog seine Schuhe aus und wischte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatschen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieser Terrasse, da wo sie sich senkend in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken versehen, den nennt man: *La petite Provence,* weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreitet, die in Wintertagen in jene südliche Provinz Frankreichs versetzt. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern sitzen und die empfindsame Mutterliebe spielen, um Adoptivväter anzulocken – man vergißt das gern, um, des Pariser Kunstlebens voll und satt, sich in der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber sie auch steckt in einem verzierten Etui, und man muß sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, *la corde* genannt. An einem Stricke sind an beiden Enden hölzerne Handhaben befestigt, daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch und springt so darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohen Natur- und Galgenstricke sind, sondern feine Schüre, wie sie sich ein türkischer Strangulat von Stande nur wünschen mag. Aber das folgende ist ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprüngen

haben sie auch lange Gesellschaftsstricke, die an beiden Enden von zwei kleinen festgehalten werden und worüber alle anwesenden Springdilettanten mit größerer oder kleiner Fertigkeit springen, sowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zuschauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährige Mädchen in der Koketterie debütieren und den Beifall der Umstehenden, als spielten sie bei Franconi, mit anmutigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt sinkt hinter den elyseischen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken begegne, Paradiese, Schlachtfelder oder den Spielwarenmarkt von Paris – sie lächelt nicht minder, sie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit es jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab und stellen sich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf keiner, und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Tore geschlossen, und Todesstille herrscht um den Palast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsamen oder Unwissenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieses Versäumen hat erst vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekostet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unselige Herrschaft, die, einer exotischen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnsüchtiger Gärtner begossen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd,

ein ängstliches Treibhausleben führt! Wie besser ist die andere, die, gleich einer deutschen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, die der naschenden Axt freundlich wehrt und dem Sturme mit Macht widersteht!

XIII.

Polichinel Vampire

Steif sein kann jeder; aber es mit Grazie sein, das ist eine seltene Gabe. Wer diese schöne Kunst würdigen und bewundern lernen will, der komme und sehe den Pantomimen *Mazurier* in Paris. Die Zauberei, aus dem Menschen eine Maschine zu machen, ist diesem Manne vollständiger als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range stirbt, so hat er es wahrscheinlich nicht besser haben wollen. Die Natur hat ihre künstliche Schlosserarbeit ganz umsonst an seinem Körper verschwendet. Was sie befestigt, macht er frei, was sie beweglich gelassen, befestigt er; er öffnet, was sie verschlossen, und was sie offen ließ, schließt er zu. Er bewegt seine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechsen. Mazürier kann an allen menschlichen Todesarten sterben; aber den Hals brechen kann er nicht. Wie sich Mithridates durch häufige Giftversuche gegen Vergiftungen geschützt, so härtet sich Mazurier gegen äußere Verletzungen dadurch ab, daß er sich jeden Abend übt, seine Glieder zu brechen, ohne daran zu sterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariser, und in die zwölf Tafeln der Modegesetzgebung wurde eingegraben: „*Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle.*" Vor einigen Tagen wohnte ich zum ersten Male einer seiner Vorstellungen bei; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballett heißt: *Poli-*

chinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun spielt zwar die Handlung auf der *Insel der Stummen,* in einem Klima also, wo die Blutsauger ungemein gedeihen; aber Polichinel ist die beste Seele von der Welt, und er heißt Vampir bloß darum, weil ihn seine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen solchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Insel der Stummen an; der Luftballon zerreißt und Polichinel stürzt ins Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern festen Dingen zusammengesetzt ist; aber Polichinel schwimmt darin wie ein Fisch im Wasser, mit der anmutigsten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazurier seine künstlerische Laufbahn. Er wird halb tot ans Ufer geworfen, legt sich zusammen wie ein Taschenmesser und läßt den Kopf hängen wie eine abgeschlachtete Gans. Dann ermuntert er sich, tanzt, springt und macht sozusagen unmögliche Dinge. Zum Beispiel: er stellt sich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präsentiert es wie ein Gewehr. Der geneigte Leser wolle nicht zu schnell über dieses Erzählte hinausgehen, sondern sich durch eigene Nachahmungsversuche überzeugen, daß beschriebenes Unternehmen höchst wundervoll ist. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet sich auf einen Baum und verteidigt sich aufs artigste. Ein anderes Mal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern schlagen mit Knitteln auf ihn zu, und – sein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt sich ohne Kopf. Wahrhaftig, es ist so! Polichinel sitzt erst und geht dann so vollständig ohne Kopf, daß er in diesem Zustande an manchen wichtigen Beratschlagungen mit Ruhm hätte teilnehmen können. Freilich sagt die Logik: „Wahrscheinlich hält er den Kopf geschickt zwischen den Schultern versteckt, denn a) der Mensch kann sich ohne Kopf nicht bewegen; b) Polichinel

ist ein Mensch und bewegt sich; also c) hat Polichinel einen Kopf." Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen sehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Szene weiß sich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenster eines Hauses fliegt. Ein Draht mag ihm freilich dabei behilflich sein, aber man sieht den Draht nicht – süßer Schauer durchrieselt den Busen aller Frauen, und das männliche Entsetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatschen aus. Kurz, Mazurier ist ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert seinen Ruhm nicht; denn er springt über seine Nationalität hoch hinaus. Deutsche Hof- und Volkstheater könnten sich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn sie den genialisch hölzernen Mazurier zu Gastrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erst, wie sehr er sich dort in seiner Kunst noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Balletts, worin Mazurier auftritt, ist, wie sich erwarten läßt, die abgeschmackteste Geschichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Balletts dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeschickt hat, worin er wie ein Demosthenes donnert? Als nämlich *Polichinel Vampire* zum ersten Male aufgeführt wurde, ließ man einen gesprochenen Prolog voranschreiten, welcher Prolog aber schrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter sagt: sein Prolog wäre ursprünglich himmlisch gewesen, aber die Zensur habe ihn verdorben. Einen *„prince ridicule"* habe er verwandeln müssen in einen *Mr. Pandolphe*, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem *„Dauphin"* reiten dürfen, sondern nur auf einem *Dragon*. Dadurch sei alles Salz verloren gegangen. Die Zensur habe die schönsten Stel-

len gestrichen „*phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. Office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues*“ ... Es gibt nichts Komischeres, als zu sehen, wie alle dramatischen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieses den Zensoren zuschreiben, die sie für Genieräuber erklären. Wenn Zensoren aus Büchern den Verstand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderstehlicher Diebssinn angeboren sein; denn daß sie aus Eigennutz stehlen, das werden ihnen ihre ärgsten Feinde nicht nachsagen.

XIV.

Versailles

„Diese beiden Paläste rechts und links von so edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine schönern Tempel!“ – Das waren die Pferdeställe des Königs. – „Und dort?“ – Es gehörte den Hunden des Königs. – „Jenes auf der andern Seite?“ – Darin wurden die *jungen* Hunde gefüttert und erzogen, bis sie ein Jahr alt und diensttauglich geworden. – „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?“ – Es enthielt tausend Zimmer und zweitausend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüsseln, die unverzehrt von den Tischen kamen, gewann der Oberbeamte der Küche 150 000 Franken jährlich. – „Links, jenes fürstliche Haus?“ – Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, samt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahre dem Staate vierhundert Millionen gekostet! – „Das auf der anderen Seite?“ – Das *Ballhaus*, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon ist das Gitter, welches den Hof umgibt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon ist man beschäftigt, einen Teil

der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Palaste den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen kosten. Auch tritt man leise auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge sein, an dem sie sich zum ersten Male wieder im *Oeil de boeuf* versammeln! Wer kennt dieses berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewetzt, und die Blutsauger dreier Menschengeschlechter durstig herumgekrochen? Als der erklärende Lakai den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüster der Verwunderung in der ganzen Gesellschaft zu hören, und auf manchem Gesichte sah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit bestäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerstörungswut der ersten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben und die Deckengemälde von Lebruns Meisterhand nicht erreichen. Daß die großen Künstler so kleine Menschen sind! Sie schmeicheln jeder Macht. Die sogenannten Großtaten Ludwigs XIV. sind auf allen Wänden mit knechtischer Verehrung dargestellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieser oder jener Gott, und auf dem unsterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperücke.

Die Wasser sprangen heute, als Vorfest des nahen Ludwigstages. Wohl sechzigtausend Menschen waren von Paris herbeigeströmt, die Tränen ihrer Voreltern fließen zu sehen, die; zu Sturzbächen vereinigt, die Wasserkünste bildeten. Mehr als tausend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet, was seine Nachfolger getan, auf Schloß und Garten von Versailles gewendet. Auf diesem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reichs verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte *sechs* Millionen

gekostet. Die Aufführung jeder Oper im Theater des Schlosses kostete an Beleuchtung und anderen Zurüstungen 100 000 Franken ... Und man spricht noch von den dummen Streichen, die das französische Volk während der Flegeljahre seiner Freiheit begangen!

XV

Die Estaminets

Das Wörterbuch der französischen Akademie sagt: „*Estaminet* ist ein Ort, wo man sich versammelt, um zu trinken und zu rauchen." Dürre Worte! Saftlose Worte! Ihr müßt einen Deutschen fragen, was ihm in Paris ein Estaminet ist, ihr müßt ein deutsches Herz aufschlagen; darin findet ihr die bessere Erklärung, welche folgt. Sie rauchen nicht, die schmucken Pariser – sie sind aber auch darnach! Ist es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmut mit Kraft, wie der Münster zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu sein, wie – wie – ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts gesehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Festung Königstein in Sachsen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Wasser unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib sein, ein Deutscher oder ein Franzose? Wo ist die goldene Mitte, wo ist das schöne Rheintal, in dem Ernst und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzosen rauchen nicht, denn Rauchen ist ein romantisches Vergnügen, eine Ossianslust, und die Franzosen lieben den Nebel nicht, dieses Salz der schönen Natur; sie mögen keinen grauen, sie mögen nur blauen Dunst. Der Deutsche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzose hat, weil kein volles Herz, auch keine leere Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutsche raucht, denn er liebt zu schwärmen

im gedankenlosen Denken; der Franzose aber denkt nur Gedanken, und fragt seinen wandernden Kopf, wie ein Paßaussteller: Wohin? Über welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geschäften? Ach, ich werde es nie vergessen, wie es mir erging, als ich, von Deutschland kommend, im Gasthause einer französischen Grenzstadt den kleinen Rest holländischen Tabaks, den ich kühn und listig durch die Cerberusschar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Grenze seines Landes den stärksten Patriotismus hat – den schönsten hat es in der Mitte. Ich war an deutscher Grenze, und darum gröber und rauchsüchtiger als je. Die Wirtin des Gasthauses – oder war es die Tochter der Wirtin, sie zählte kaum zwanzig Jahre – fühlte sich auf französischer Grenze und hatte gegen Tabak den feinsten Pariser Abscheu. Sie war schön wie eine junge Rose und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich steckte die Röhre in den Mund, und die Taube – die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben – die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entsetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabaksasche entflog dem Kopfe. „*Monsieur!*" gurrte die Taube, und der Schmerz erstickte ihre Stimme, sie konnte nichts weiter sprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerschaft wurde herbeigeschrien; sie kamen mit Schaufeln, mit Besen, mit Tüchern, mit Sand, mit Wassereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaschen; die unglückliche Wirtin kniete zur Erde nieder, um zu sehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöscht sei. Dann wurden alle Fenster geöffnet und tausend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubiger Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd gestolpert.

Erst nachdem ich schon mehrere Wochen in Paris gewesen, entdeckte ich eine der Freistätten, wo das sittenver-

brecherische Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen solchen Ort nennt man eben *Estaminet.* Ich stieg hinauf – ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich sah Rauch, ich sah Deutschland wieder. Da war nicht die schwüle Stille, die man in andern Kaffeehäusern findet; da wurde geschwatzt, geschrien, da knallten die Stöpsel der Bierflaschen, da schlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damensteine. Da sieht man nicht die augenkränkenden Taschenausgaben von Stereotypen-Physiognomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da gibt es leserliche Foliogesichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengesindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdische Lieferanten, die aus Deutschland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochsen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen – o die glücklichen Südländer, sie sind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! – die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denselben Korkziehern aus, mit welchen sie die Flaschen öffneten, und es war keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß *alles* nordisch und deutsch gewesen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man französische Zierlichkeit genug; der Essig deutscher Romantik war mit dem Öle französischer Klassizität im gehörigen Maße vermischt. Es waren glänzende Zimmer mit seidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vasen; ein schönes Mädchen am Zahltisch; die ausgestellten holländischen Pfeifen waren in Fascesbündeln malerisch geordnet; die Zigarren mit ihren Strohspitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel ringsumher an den Wänden, denn diese kann der Franzose nicht missen und er zahlt gern doppelt für sich und für sein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein

Dampf! Mir kam Schillers Romanze: *Der Handschuh,* in den Sinn, welche anfängt:

In seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz –

Würfe eine schnippische Pariserin – dachte ich – ihren Handschuh in ein Estaminet, in den dicksten Rauch, und spräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Ist euere Liebe so heiß, so holt mir den Handschuh!" – wahrlich, das duftende Ritterchen würde sagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!" ließ den Handschuh liegen und verließe sie zur selben Stunde. Sicher, die Pariserinnen wissen nichts von der grauen Pest, die in manchen Häusern des Palais Royal wütet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und spräche: *„Hier, da* ist ein *Cordon sanitaire* zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcelona!"

Lichtenberg sagt, er habe noch kein Genie rauchen sehen. Es wäre schlimm, wenn er recht hätte! Nicht bloß für mich, der ich den Tabak liebe, sondern auch für die sechs Herren dort am Tische, die Deutsch sprechen und alle rauchen. Ich will die Sache untersuchen. Ich trat an den vaterländischen Tisch – „Landsleute!" rief ich und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechsen sahen mich verdutzt an – sie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der sechste aber, ein junger Arzt, wie ich später erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Zigarre mit gespieltem Zorn auf die Erde. – „Nein, das schlechte französische Zeug rauche ein anderer, ich vermag es nicht!" Auf dem Tische gewahrte ich ein Päckchen Tabak, mit lieblich-schauerlichen holländischen Worten darauf. Wie ward mir der Mund so lüstern! Ich streckte meine Hand darnach aus. *„Myn Heer!"* sagte der Eigentümer und wälzte seine

Hand über die meinige: die Hand war saftig und schwer und machte dem holländischen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von seinem Überfluß, und gequetscht und leer zogen sich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemütlicher, verständiger Mensch; wir sprachen über allerlei. „Sehen Sie," sagte er mir lächelnd, „der dicke Herr, der dort an der Ecke saß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht sehr hold gemacht; er sprach immer von Kaffee und Buenos-Aires-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete." – „Freund," erwiderte ich, „tun Sie diesem Manne und tun Sie der Freiheit nicht unrecht. Sie gleicht der Gesundheit; die erworbene ist schön, aber die angeborne ist gut. Die Freiheit, für die man *kämpft,* ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt; die Freiheit, die man *hat,* ist eine Gattin, die uns unbestritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann sein Weib nicht liebt, weil sein Herz still und friedlich ist? Laßt sie ihm untreu scheinen, wie wird seine Brust pochen; laßt sie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet sehen, daß der Greis noch Liebestränen hat und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt wie in den schönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner einen an seine Freiheit tasten, und Ihr werdet sehen, wie er die Feder wegwirft und nach dem Schwerte greift, wie ein katalonischer Jüngling! Das Paradies selbst ist ja nur des Glückes Gewohnheit ..." „Also wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit?" – sprach der Arzt. „Aber diesen höllischen Tabak, ich rauche ihn schon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt." – „O, still davon", erwiderte ich, „denke ich daran, dreht sich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie ist dein Himmel so blau, wie ist deine Erde so reich, wie ist deine

Luft so milde! Wie wohlschmeckend ist dein Brot, wie saftig dein Fleisch, wie feurig sind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüsse, deine Feigen, deine Orangen, wie sind sie so süß! Und alles, was der Mensch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunstwerke, die Geschmeide, wie schön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend ist alles! Und alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe gestellt! ... Nur *ein* Naturerzeignis gibt es, was Menschenkunst verdirbt, teuer und ungenießbar macht, und dieses eine unter allen Erzeugnissen, das verdorben, teuer und ungenießbar ist, wird von der *Regierung* gepflanzt, verfertigt und verkauft – es ist der Tabak!" – „Bedenken Sie aber," erwiderte der Arzt, „daß die französische Regierung jährlich sechzig Millionen am Tabak gewinnt und daß diese Einkünfte zum Besten des Landes verwendet werden." – „Nein, so ist es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Tabak beträgt sechzig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber schon oft haben die Tabaksbauer, Tabaksfabrikanten und Händler der Regierung einen größern Gewinn angeboten, wenn sie den Verkehr des Tabaks freigäbe. Sie hat sich aber dessen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet sie von den Tabaksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungsbeamten, und wenn das aufhört, würde sich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das *sitzende Heer* schwächer werden. O die Stiefkönige!"
Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte sich an unsern Tisch gedrängt, und seinen Ohren konnte das letzte Wort nicht entgangen sein. „Seien Sie unbesorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutsch verstünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommissär, dem er berichtet, versteht kein Deutsch und wie will er *Stiefkönige* übersetzen?" – „Er kann das nennen: *Les Rois beau ‚paternels'*. – „O, dann hat es

keine Gefahr. Die französische Polizei, obzwar kosmopolitisch wie jede, ist doch vor allem französisch, sogar vor ihrer Pflicht. Über etwas Lächerliches muß sie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchstens kann mir geschehen, daß ich auf ein Gutachten der französischen Akademie wegen meiner linguistischen Umtriebe in Charenton eingesperrt werde ... Ach ja, Charenton! Sie sind ein Arzt und gewiß sind Sie schon dort gewesen. Sagen Sie mir, wie sind die französischen Wahnsinnigen? Die klugen Franzosen gleichen sich alle; ist das mit den Verrückten auch so? Sind sie klassische Narren nach den Regeln des guten Geschmacks, oder sind sie romantischtoll, wie wir Deutsche? Ich bin sehr begierig, mich darüber zu unterrichten." – Übermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie sich umsehen wollen, werde ich Ihnen alles zeigen." – „Es bleibt dabei; auf Wiedersehen in Charenton!"

XVI.

Das Ludwigsfest

Am Tage vor dem Feste freie Schauspiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um sechs Uhr morgens war die große Oper umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine starken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte sich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Teil des Tuileriengartens beleuchtet, die Musikbanden verschiedener Regimenter spielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schlosses gaben die vereinigten Sänger der verschiedenen Opern ein herrliches Konzert, hundertstimmige Lieder zum Lobe des Königs schlossen mit einem *vive le roi*. Schade, daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inschrift *vive le roi*, *vive le duc de Bordeaux* für einen Sous zum Kaufe angeboten. Aber

die liberalen Gassenbuben verstanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber sah ich mit solchen Fähnchen in der Hand, sie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Festes, verschiedene Wachtparaden im Schlosse der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemustert. Der kleine Herzog von Bordeaux, auf den Armen seiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, streckte seine Händchen aus und rief, als die Musik aufgehört: *encore, encore!* Nachmittags Einweihung der Reiterstatue Ludwigs XIV. auf dem *place des victoires*. Schon früher stand eine auf dieser Stelle länger als hundert Jahre, sie wurde in der Revolution umgeworfen, und jetzt mußten sie die Narren auf ihre eigenen Kosten wieder aufrichten lassen. Der König in römischer Tracht, auf dem Kopfe die Allongeperücke von Lorbeeren umkränzt, sitzt auf einem wilden Pferde, das schnaubt und sich bäumt ... *„Mais Louis le grand n'est pas effrayé"* – sagte die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und selbstgefälliges Gesicht, das zu sagen scheint: Seht, ich fürchte mich nicht. Franconi könnte sich kein schmeichelhafteres Denkmal wünschen. Man hatte dem Künstler vorgeworfen, er habe die Beine des Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne verteidigt das und bemerkt: *il est reconnu que Louis XIV avait une jambe très remarquable*. Nach Vollendung dieser Feierlichkeit ging es in die Elyseischen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt und Würste und Brote ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten sich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir schien, als aus Mutwillen. Unter hunderttausend Menschen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch diese stammelten nicht einmal den schuldigen Dank für die Bewirtung. Ich könnte manches erzählen, denn kein Polizeispion in ganz Paris hat an

diesem Tage mehr herumgehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man sich in französischer, englischer und deutscher Sprache lustig gemacht; denn es war gar zu winzig. Und so endigte das Ludwigsfest... Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeisterung des Pariser Volks. Der Himmel weiß, wo sie alle die schönen Lügen hergenommen!

XVII.

Gloire

Die Franzosen könnten mich mit ihrer „*Gloire*" in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung sonst keine Zuflucht übrig. Der deutsche Ruhm ist wenigstens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzosen aber ist eine so widrige, abgeschmackte und unverschämte Kokette, daß sie gar nicht zu ertragen ist. Geht hin und seht den verbannten Marius mit seinem Riesenherzen wehmütig sinnend auf den Trümmern Karthagos – schön und erhaben ist der Anblick! Sieht man aber die Pariser bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weste ziehen, um ihnen Wange und Nase damit zu säubern. Menschen, die von Morgen bis Abend von Freiheit reden, wissen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es andern Völkern geraubt, seine eigene verloren und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichsel ist, womit Münchhausen den Bären gefangen! Die römische Geschichte wurde von den Franzosen dramatisiert, das Drama ist unter dem Namen: *Die Revolution* bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die besten Schauspieler traten darin auf; Musik, Tanz, Dekorationen und die andern Nebendinge waren auf das Schön-

ste angeordnet – aber es war alles doch nur ein Schauspiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres gewesen als in Talma, ging für die Erkenntnis der meisten Franzosen verloren. Komödianten sind sie, und Komödianten werden sie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freilich, weil solche kriegerische Einzüge noch weit prachtvoller waren als die in der Vestalin und im Titus. Jetzt, da der Vorhang gefallen (nicht das Stück, nur ein Akt erst ist geendigt), jammern sie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahllosen Siege wieder abgenommen – ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menschen, die nie etwas geführt als die Feder, und auch diese nur, seitdem keine Gefahr dabei ist – denn unter Napoleons Herrschaft waren sie stumm oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge – wenn diese verlornen Nationalruhm beweinen, so ist es lächerlich und abgeschmackt. Daß sie wenigstens, was sie sich selbst als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen lassen! Aber davon sind sie weit entfernt. Rußland, Österreich, Preußen besiegt zu haben, scheint ihnen glorreich; daß aber die Russen, Österreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären sie für gemein und niedrig, und sie reden davon, als hätten sich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geschlichen und hätten wie Diebe mit Nachschlüsseln die Tore der Hauptstadt geöffnet. *Delavigne*, ein junger dramatischer Dichter, der alles Lob verdient und der unter dem Titel: *Messéniennes* auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, singt:

L'étranger, qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:

Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein anderes Mal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les témoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus.

Kaiser Augustus, als er die Hermannsschlacht erfuhr, stieß sich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht so gemein, um den Schmerz seines Gebieters zu beschwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu schimpfen. Noch häßlicher tritt die Nationaleitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüstung des Museums" singt. Daß man den Franzosen die Kunstwerke, die sie ja selbst als Sieger erbeutet, nachdem sich der Sieg gewendet, wieder abgenommen – gibt es etwas Natürlicheres und Billigeres als das? Aber Delavigne findet dieses um so schlechter und spitzbübischer, da die barbarischen Italiener, Deutsche und Engländer Kunst und Kunstwerke nicht zu schätzen wissen. Er sagt:

Muses, penchez vos têtes abbattues:
Du siècle de Léon les chefs-d'oeuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont-ils anéantir tant de veilles savantes?

Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die Musen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavignes poetische Klage zu Ohren kam. Das *„ciel sans clarté“* und *„froids Germains“* ist bemerkenswert. Man frägt sich: wie ist es möglich, daß die Franzosen so wenig von der Geographie Deutschlands gelernt, da sie doch dieses Land fünfundzwanzig Jahre lang durchstrichen? Es scheint, daß man sie in ihren Schulen nur das Deutschland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzose, dem Mozarts Figaro nicht übel gefallen und der, weiß der Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieser Tonkünstler in Wien gelebt, konnte sich nicht satt wundern, daß unter einem so rauhen Himmel so zarte Musik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzosen aus Deutschland nach Frankreich reiste. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh.

Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein starker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror und rief einmal über das andere aus: *quel détestable pays! quel détestable pays!* Als wir auf der Kehler Brücke bei der französischen Schildwache angelangt, sprach er jubelnd: *ah, me voilà dans ma patrie!* knöpfte sich die Weste auf und rieb sich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu tun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne ist so erbost über die Plünderung des Museums, daß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen sagt, weil er sich auch, ohne sich zu wehren, hat fortführen lassen. Er spricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité.

C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrscheinlich folgendes geantwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr seid zu Hunderttausenden gewesen, eure Sache war's, mich zu verteidigen. Tröstet euch, so gut ihr könnt, ich gehe nach Italien, und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freilich werde ich so feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; keiner wird mir sagen, ich wäre *la crème de la sculpture;* aber ein stiller Seufzer ist mir auch genug. Lebt wohl!"
Mit dieser ihrer *Gloire* sind sie aber in der jüngsten Zeit gar sehr in die Klemme gekommen. Es versteht sich von selbst, daß ich hier bloß von den Liberalen spreche; denn was die Ultras betrifft, so sind diese guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hauswesen und ihren Familienangelegenheiten beschäftigt, und um *Gloire, Patrie, Liberté* und andere solche Allotrien bekümmern sie sich gar nicht. Die Pariser Liberalen also hatten, seit dem Sturze Napoleons, jede Anspielung auf den alten französischen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauspielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben sie nach italienischen, ägyptischen, deutschen, spanischen und russischen Altertümern. Das *Herbarium vivum* von ihren getrockneten Lorbeern könnten hundert Packpferde nicht schleppen. Die arme Theaterzensur mattete sich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie strich und strich; aber wie wäre es möglich, einer

so geistreichen und scharfsinnigen Nation, als die französische ist, und die ihren Geist überall in der Tasche mit herumträgt – wie wäre es möglich, ihr alles wegzustreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde sie daran festgehalten. Die französischen Komödien können so wenig als die deutschen der Lieutenants entbehren, und so oft sich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloirefieber aus, und des Jauchzens war kein Ende. So *war* es. Jetzt aber kam der spanische Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete sich. Von *Gloire* wollten sie nichts mehr hören, sie wurden fromm wie die Lämmer und fanden nichts lieblicher, als daß sich jedes Volk redlich im Lande ernähre und sich um fremder Völker Tun und Lassen nicht bekümmere. Es wurde also anbefohlen, ruhmvolle Anspielungen fortan mit Kälte aufzunehmen und sich von jeder Theaterszene, die nach Pulver rieche, mit Abscheu wegzuwenden. Aber das Pariser Parterre läßt sich nicht so schnell unter einen Hut bringen, und in den ersten Tagen der neuen Ordnung klatschten die feurigen Patrioten, wie sie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theaterzeitungen ein schrecklicher Lärm, und sie logen, daß man gar nicht begreift, wo sie die Unverschämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz keck: von der Polizei angestellte Leute hätten Kriegsszenen beklatscht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei hingegen, die Oberhofmeisterin der Prinzessin Europa, hat seitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauscht. Zwar hat sie durch den spanischen Krieg einige neue Angsten bekommen. So mußte eine Mamsell *Mina*, die in einem Kotzebueschen Stücke vorkommt, in *Caroline* umgetauft werden, und in einem anderen Stück wurde das Wort *paix*, mit welchem man Stille gebot, in *chut!* verwandelt. Im

übrigen aber hat die Zensur jetzt bessere Zeiten und kann sich ausruhen. Von der *Gloire*, die ihr sonst ein Dorn in den Augen war, ist sie die beste Freundin geworden. Die Pariser Straßen sehen jetzt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, alles behängt mit Bildern, versteckt hinter Büchern, umstellt von Ofenschirmen, die Waffentaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben; und selbst darauf wird nicht Rücksicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe sogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und schöne Reverbèren an den Winkeln der Vendôme-Säule aufgestellt wurden, – da wo sonst keine waren – damit man den Ruhm auch im Dunkeln sehe.

XVIII.

Gefrorenes

Wie schade, daß die heißen Tage vorüber sind, vielleicht hätte meine kleine Beschreibung von dem hiesigen künstlichen Winter der Einbildungskraft der deutschen Leser einige Kühlung gegeben, das ihnen erwünscht gewesen wäre. Denn wie man mir aus Deutschland geschrieben, hat es dort diesen Sommer sehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht alles! Aber den Engländern ist es nicht besser gegangen; auch sie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten sie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeigeholt; während sie sich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgestritten, ob diese Ware zu verzollen sei oder nicht, war der Gegenstand des Rechtsstreites zu Wasser geworden – ein Umstand, der bei Prozessen nicht selten eintritt. Noch größeres Mißgeschick hatten andere britische Handelsleute erfahren, welche Schiffe auf den Eisfang nach

Island ausgeschickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannschaft und Ladung zugrunde. Diese Gefahren hatte der deutsche antipiratische Verein wahrscheinlich vorher berechnet, sonst hätte er sicher bei dem ihm eigenen Unternehmungsgeiste seine, durch den Schrecken der Raubstaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutschen Bunde heilsame Abkühlung zu verschaffen!... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis in Überfluß, von wo man es herbekommt, mag der Himmel wissen. Das beste Gefrorne findet man bei Tortoni auf dem *Boulevard des Italiens.* Man hat dort jeden Abend die süße Not, zwischen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will sie nennen: *Vanille, pistache, café blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pèche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise.* Worin besteht das Wesen eines *biscuit glacé?* Ich habe es nicht herausgebracht, es ist eine Zuckerbäckerscharade. Ein Chemiker müßte ich sein, es nach seinen Bestandteilen, ein Dichter, es würdig, ein Stoiker, es mit Gleichmut zu beschreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine französische Windbeutelei, dieser sogenannte *Biscuit glacé* wird nichts als gewöhnliches Eis nur mit der Form und Farbe eines *Biscuit* sein! Ich genoß und schämte mich meiner Übereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorner. So mag Ambrosia munden. Aber Ambrosia ist auch nur ein Wort – man komme und schmecke. Was kann ich von genannter Eisart Rühmlicheres erzählen als folgendes? Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß eine wunderschöne junge Frau, die eifrig davon gegessen und ihr Glas schneller ausgeleert als ihr väterlicher Gatte das seinige, in dieses mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe getan, so daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann sich triumphierend herumgesehen und allen anwesenden jungen Leuten zu verstehen gegeben, sie sollten daraus

entnehmen, wie wenig für sie zu hoffen sei – so sehr liebte die junge Frau gefrornen Biskuit. – Diejenigen meiner Leserinnen, die je in Paris und währenddem schön oder jung oder reich gewesen (dem Reichtum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt sich dort alles), die lächelten gewiß voll seliger Erinnerung, da ich von Tortoni und den *Boulevards des Italiens* gesprochen. In schönen Sommernächten da sitzen... säuselnde Bäume... umgaukelnde Bewunderer... von tausend Lichtern zauberisch umflossen... eine herrliche Zither tönt herüber ... drollige Savoyarden mit ihren tanzenden Affen betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig... und dabei den süßen Schnee herabzuschlürfen, wie das köstlich ist! Ach, es denkt keiner daran, wie teuer sich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menschlichen Lüsternheit bezahlen läßt!

XIX.

Die Schwefelbäder bei Montmorency

Ach, wäre ich nur schon der Rührung frei, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Tränen umdämmern meine Augen – und sie haben weit zu sehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert – und sie soll doch Kranken einen Heilbrief schreiben. Tausend frische Zweige säuseln mich vom dürren Pulte weg, tausend Vögel zwitschern mich hinaus; denn sie säuseln, denn sie zwitschern: *Rousseau! Rousseau!* Die Kastanienbäume dort, ernste Greise jetzt, sie haben in schöneren Jahren Rousseau gekannt und mit Schatten bewirtet seine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber – ich sehe in die Fenster – darin ist Rousseaus Stübchen; aber er ist nicht daheim. Dort ist der kleine Tisch, an dem er die Heloïse gedichtet; da steht das Bett, in dem er ausgeruht

von seinem Wachen. O heiliges Tal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgestiegen, kein Gebüsch, das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen – sie sind ihm alle begegnet, und er hat sie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen – so, ganz so hat ihn die Frühlingssonne um diese Stunde auch seinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur ringsumher – die treulose, buhlerische Natur! In Liebestränen lag er zu ihren Füßen, und sie sah ihn lächelnd an, und jetzt, da er fern ist, lächelt sie an gleicher Stelle auch mir und lächelt jeden an, der seufzend vorübergeht! – – –

Drei Stunden von Paris und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt, zwischen den Dörfern Enghien und St. Gratien ein See, welchen die Franzosen den *Teich* nennen, *l'étang*. Darüber mag man sich billig wundern! Sie, die alles vergrößern, die inländischen Tugenden und die ausländischen Fehler, müßten den See – sollte man meinen – das stille Meer von Montmorency heißen, so groß und stattlich ist er. Wahrlich, als ich ihn gestern vormittag sah – das Wetter war etwas stürmisch – schlug er hohe Shakespeareswellen und war unklassisch bis zur Frechheit. Ich brauchte, bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze schöne Stunde umschleichen. Herrliche Baumgänge umschatten seine Ufer, zierliche Gondeln hüpfen über seine Wellen. Diesem See nahe sind die Badehäuser angebaut, alle auf das Schönste und Bequemste eingerichtet. Die Bestandteile des Wassers kenne ich nicht genau; die chemische Analyse, die der berühmte Fourcroy davon gegeben, habe ich nicht gelesen; nur so viel weiß ich, daß Schwefel darin ist – dieses herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneipulver gestoßen, kranke Menschen heilt. Wahr-

scheinlich hat das Badwasser von Montmorency die größte Ähnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Konversationslexikon – diesem sächsischen Reichsvikar nach Ableben des deutschen Kaisers, der den deutschen Völkern geistige Einheit gibt und dessen zehn Bände das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreise mnemonisch bewahren – kohlensaure Kalkerde, Bittererde, salzsaures Natrum, salzsaure Kalkerde und Bittererde, schwefelsaures Natrum und schwefelsaure Kalkerde, Tonerde und etwas mit kohlensaurem Natrum aufgelöstes Eisen enthält. Aber Montmorency ist ungleich wirksamer als Wiesbaden und alle sonstigen Schwefelbäder Deutschlands und der Schweiz. Die notwendigste Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder ist, wie die Erfahrung lehrt – die Krankheit; weswegen auch gute Ärzte, da, wo sie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu schaffen. Paris liegt aber so nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteste zu haben ist. Aus dieser vorteilhaften Lokalität entspringt für deutsche Kurgäste noch ein anderer ganz unschätzbarer Nutzen: daß sie nämlich gar nicht nötig haben, sich auf der großen Reise von Deutschland nach Paris mit einer Krankheit zu beschleppen, welches besonders bei Gichtübeln beschwerlich ist, sondern daß sie sich gesund auf den Weg machen und sich erst in Paris mit den nötigen Gebrechen versehen, von wo aus sie gemächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu suchen. Sollten sie diese nicht finden oder gar unglücklicherweise in Paris sterben – denn es versteht sich von selbst, daß man dort alle seine Zeit zubringt und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kastanienbäumen hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu sehen, so hat man die Reise doch nicht vergebens gemacht. Es gibt nichts Angenehmeres auf der

Welt, als in Paris zu sterben; denn kann man dort sterben, ohne auch dort gelebt zu haben?
Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, sind noch gar viele, und ich werde ein anderes Mal darauf zurückkommen. Jetzt aber habe ich von etwas Wichtigerem zu sprechen, nämlich von der zweimonatlichen Vorbereitungskur, welcher sich besonders die deutsche weibliche Welt zu unterwerfen hat, ehe sie die Reise nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen und ob ich nicht gegen die Pathologie und Courtoisie verstoße, wenn ich dieses als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, so entschuldigt mich meine gute Absicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, schön, verheiratet, gesund und ein Frauenzimmer, würde ich, sobald ich im Morgenblatte die Anpreisung des Montmorencybades gelesen, wie folgt, verfahren. Ich nehme an, ich lebte seit fünf Jahren in kinderloser, aber zufriedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf seine landwirtschaftlichen Baue, Parkanlagen und Merinoschafe als auf meine Launen und Luftschlösser. Er liebte die Jagd sehr, mich aber nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen tät ich ihm in allem seinen Willen, und nur an Festtagen, die ich mir zu diesem Zwecke alle beweglich gemacht, behielte ich mir die Herrschaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unsern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf seinen entfernten Meiereien, und wir hätten selten eheliche Zwiste. Nun käme er eines Abends – – – aber, um es den Leserinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Person, wie Cäsar, und im Indikativ, wie die Weltgeschichte, von mir erzählen.
An einem schönen Maiabend – die Dorfglocke verhallte

schlaftrunken, der Himmel löste seine roten Bänder auf, die Sterne wurden angezündet – kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hoftor eingetreten, sprach er zu seinem Oberjäger: „Lieber Herr Walter, sein Sie so gut und lassen Sie meiner Frau sagen, daß ich da bin." Der Graf war gegen seine Jagddienerschaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartensaale legte er seine Tasche ab und zog die Ladung aus der Büchse; die Jagd war sehr unglücklich gewesen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgestoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam schüchtern herbei und sprach mit ängstlicher Stimme: „Erschrecken Sie nicht, Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen ist es vorüber, Sie brauchen sich gar nicht zu beunruhigen." Der Graf stieß zornig seine Büchse auf den Boden. – „Elster, Starmatz, Gans, was schnattert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber soll ich nicht erschrecken?" Das Kammermädchen erwiderte: „Sie können ganz ruhig sein, die gnädige Gräfin befinden sich etwas unwohl und haben sich zu Bette gelegt." – „Schon gut, brummte der Graf, schick' Sie mir den Heinrich." – Heinrich kam, seinem Herrn die Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich benahm er sich ungeschickt dabei und bekam einen leisen Fußtritt; so sanft hatte Heinrich den Herrn nie gesehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer seiner Frau. Die schöne Gräfin richtete sich im Bette auf; sie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden – Amor trug die Binde nur etwas tiefer. „Was fehlt dir, mein Kind?" frug der Graf so zärtlich, als ihm möglich war. – „Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da bist, jetzt ist mir schon viel besser. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Übelkeiten." Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauspielerin, die schon in bedeutenden Rollen aufgetreten, stotterte doch, als sie diese Worte sprach, und ward rosenrot im Gesichte. Der

Graf – er besaß große Allodialgüter und war seiner ganzen Kollateralverwandtschaft spinnefeind – als er seine Gemahlin erröten sah, faßte ein freudiges Mißverständnis und drückte der Gräfin so fest und zärtlich die Hand, als er es lange nicht getan. Diese schrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger und wiederholte im Sechsachteltakt: Au! au! au! Au ist zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Stil, und einen schönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leserin brauch' ich es wohl nicht zu sagen, daß jenes Au nichts war, als die erste Szene einer kleinen dramatischen Vorgicht. „Ich habe dich oft gewarnt, abends nicht so spät in der Laube zu sitzen; du hast dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!" Nach diesen Worten wünschte der Graf seiner Gemahlin gute Nacht und ging brummend fort.
Am anderen Morgen fand sich die Gräfin beim Frühstück ein und erklärte sich für ganz wiederhergestellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man suchte darnach, es fand sich nicht. „Steht etwas Interessantes darin?" fragte der Graf. Die Gräfin erwiderte, sie habe es gestern, weil sie sich zu Bette gelegt, nicht gelesen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig und schlürfte ein Löffelchen aus der Tasse ihres Mannes, ehe sie ihm dieselbe hinreichte, um zu versuchen, ob der Kaffee süß genug sei – eine zarte Aufmerksamkeit, die sie für feierliche Gelegenheiten versparte. Darauf brachte sie ihre eigene Tasse an den Mund, vermochte sie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitlosigkeit und daß ihr der Mund so bitter wäre. „Meinst du nicht, liebes Kind, – sagte der Graf – daß es gut sei, den Arzt aus der Stadt holen zu lassen?" – „Ich halte es für nicht nötig, erwiderte die Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indessen, wenn es dich beruhigt, tue es immer-

hin." Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, schüttelte den Kopf; Frank, sein Polarstern, zog sich hinter Gewölk, und vom menschlichen Herzen, diesem Kompasse auf dem Meere zweifelhafter Geschichten, verstand der gute Doktor nichts. In seiner Spezialinquisition erlaubte er sich verbotene Suggestionen; die Gräfin verwickelte sich in ihren Antworten, klagte über die widersprechendsten Leiden, stotterte, ward wiederum rot. Der Graf lächelte abermals und sprach: „Herr Doktor, ich will Sie mit meiner Frau allein lassen."

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden der schönen Gräfin auch fort. Sie ließ sich vom Doktor die jüngsten Stadtneuigkeiten erzählen und fragte diesen endlich: „Waren Sie schon draußen auf dem Freihof beim Baron Habersack gewesen? Er ist krank." – „Ich bin sein Arzt nicht," erwiderte der Doktor seufzend. – „Ich weiß das, sagte die Gräfin; aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baronesse von Ihnen gesprochen, sie wird Sie rufen lassen." – Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. – „Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort. Die Baronesse, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn herstellen könne, aber der Baron ist ebenso geizig, als seine Gemahlin großmütig ist. Sie verläßt sich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereise als unerläßlich zu seiner Heilung vorschreiben werden." – „Gnädige Gräfin, eine Badereise wäre Ihnen vielleicht auch anzuraten." – „Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelassene *Herr* macht den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badeort würden Sie empfehlen?" – „Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?" – „Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern und möchte sterben vor Langeweile." — „Was halten Sie von Ems?" – „Man erkältet sich dort abends zu

leicht." – „Lieben Sie Kannstadt?" – „Ich hatte mir dort sehr gefallen; schade nur, daß die Esel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frankfurt so lustig machen ... Doktor, was denken Sie von Montmorency bei Paris, die dortigen Schwefelbäder werden sehr angerühmt und scheinen mir für meine Umstände ganz zu passen?" – „Ich kenne sie; glauben Sie doch der französischen Scharlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Wasser geworfen und sich damit gewaschen, tut dieselben Dienste, wie das Bad von Montmorency." – „Aber, lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reise, Paris, die Zerstreuungen." – „Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß sehr heilsam." – „Doktor, reden Sie mit meinem Manne, seien Sie geschickt, Sie werden Mühe haben." „Gnädigste, ich führe eine Schlange in meinem Wappen." –

Während oben Kriegsrat gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb sich vergnügt die Hände, denn er hoffte heute noch seinen nahbegüterten Kollateralverwandten eine schadenfrohe Botschaft zu bringen. „Wartet nur, naseweiser Bruder – sprach er lachend vor sich hin – und Sie, hochmütige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zusammen essen, die gesalzen sein soll." Endlich kam der Arzt, er stürzte ihm entgegen, faßte ihn an beiden Händen und sprach: „Nun, lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flasche Madera?" Der Doktor zuckte bedeutend die Achseln. – „Man kann noch nichts sagen, wertester Herr Graf. Man muß der Natur Zeit lassen, sich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verschrieben, zum Versuch bloß." – „Aber was fehlt ihr denn eigentlich?" – „Es ist eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern suchen muß." – „Gicht! Doktor. Meine Frau

ist erst dreiundzwanzig Jahre alt, so jung und schon die Gicht! Ich habe sie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreisen, von dem tagelangen Reiten." – „Im Gegenteil, Herr Graf, mehrere und stärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet sich jetzt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwassertrinken." – Graf Opodeldoc ließ sich das gesagt sein; er war ein kenntnisvoller Pferdearzt, aber von der Menschheit in ihrem gesunden und kranken Zustande wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer seiner Frau, ergriff beide dort stehende vollgefüllte Zuckerdosen und schüttete ihren Inhalt zum Fenster hinaus. Alles Hofgeflügel kam herbeigeflattert und schlich langsam und verdrießlich wieder fort, als sich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechselte die schöne Gräfin Opodeldoc zwischen Wohlbefinden und Übelbefinden mit vieler Kunst und Überlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging. Die Krankheit blieb. Endlich schien die Arznei anzuschlagen – sie mochte wohl sympathetisch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon seit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpsichore hatte diese glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn am neunten Tage schickte die Baronesse Habersack Einladung zu einem Balle, auf dem sie vor ihrer Abreise ins Bad alle ihre Freunde vereinigt sehen wollte. Die Gräfin schmückte sich aufs herrlichste, sie war schön wie – ein Engel (Warum ist die christliche Mythologie so arm an guten Bildern?). Sophie, das Kammermädchen, stand, wie Pygmalion vor seinem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunstwerk ihrer Hände und flehte die Götter, sie möchten die Gräfin beleben und in einen Mann verwandeln. Der Graf selbst zeigte

starke Spuren innern Wohlgefallens beim Anblick seiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß seine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas bersten würde vor Neid, hatte sein ästhetisches Gefühl ungemein geschärft. Er nannte die Gräfin einmal über das andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, sie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe – o unvergleichliche Tat menschlicher Seelenstärke, einzig in der Weltgeschichte! o glorreichste Heldin des weiblichen Plutarchs! – mitten auf der Treppe, von Rosen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunst und Natur bis zum Blenden umschimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tausend süßen Triumphen ... stieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrei aus und wollte zusammensinken. Der Graf stützte sie und fragte: „Was hast du, mein Mäuschen?“ Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte sie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte sich zu Bette. Sophie, ob sie zwar als Kammermädchen hinter den Coulissen stand, ward doch überrascht von dem Staatsstreiche ihrer Gebieterin, dessen Geheimnis sie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligstes hatte, in das auch die Priesterin Sophie nicht treten durfte, sondern nur sie selbst als hohe Priesterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er sich zum Grafen und sagte mit feierlicher Stimme: „Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu raten, daß Sie einen andern Arzt kommen lassen.“ – „Noch einen?“ rief der Graf. „Ein Kongreß! Steht es so schlimm mit meiner Frau? Ist eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?“ – „Nein, wertester Herr Graf, so schlimm ist es nicht; aber die gnädige Gräfin scheinen kein Zutrauen in mich zu

setzen und wollen meinen Rat nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber sie will nichts davon hören. Sie sagt, das Geräusch der Badeorte sei ihr verhaßt, und sie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu sprechen. Aber meine Pflicht ..." – „Herr Doktor, ich liebe die Badeorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?" – „Wertester Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Ärzte. Der Arzt und die kranke Natur sind der Blinde und der Lahme; die Natur *zeigt* uns den Weg, den wir sie *tragen* sollen. Um einen Kranken zu heilen, müssen wir in ihm den gesunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel ansetzen. Die Gicht ist eine Krankheit, die sich aufs Hartnäckigste verteidigt, sie ist mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weswegen sie auch im Konversationslexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt ..." Der Doktor sprach noch länger als eine Viertelstunde gelehrt und unverständlich, um der Gräfin Zeit zu lassen, ihre Rolle zu rekapitulieren. – „Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?" – „Nein, Herr Graf, das Wasser ist zu stark." – „Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft." – „Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Wasser allein tut's dort nicht; die Nachtluft – die Nachtluft ist dort schädlich." – „Welches Bad raten Sie denn?" – „Das zweckmäßigste wäre Barrège in den Pyrenäen." – „Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der *Armée de foi* zuführen? Soll uns der Trappist attrapieren?" – „Freilich, Herr Graf, Barrège hat seine Bedenklichkeit. Das Wasser von Montmorency bei Paris ist ungefähr von gleicher Beschaffenheit." – „Herr Doktor, wenn unsereiner nach Paris reist, so kostet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn sein? Tut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?" – „Schon Hypokrates, in seinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmoren-

cy. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin ist nicht zu bewegen." – „Das wird sich finden; wenn ich will, muß sie wollen; *ich* bin Herr, Herr Doktor."

Graf Opodeldoc brauchte länger als vierzehn Tage, seine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte sie ein. „Ich will deiner liebevollen Besorgnis dies Opfer bringen," sprach sie mit matter Stimme. Sie ward täglich schwächer und verließ das Bett nicht mehr. „Liebes Kind – sagte der Graf eines Morgens – ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausschicken, du wirst für die Reise noch allerlei bedürfen." – „Nein, guter Mann, erwiderte die Gräfin, „das Nötigste habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie sich alles in mir auflöst, bald schließt mich der Tod in seine kalten Arme." – „Kinderpossen! Du wirst in Paris wieder aufleben; dann brauchst du Flitter genug, und dort ist alles doppelt teuer." – „O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? Laß mit den Blick abwenden von allem Irdischen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!" – „Wie du willst!" – brummte der Graf. – Die Vorbereitungen zur Reise waren getroffen, das Gold ward unter Seufzen eingerollt. – Der Graf liebte die Napoleons sehr, doch, als guter Deutscher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tage fühlte sie sich gestärkt, und in Straßburg vermochte sie mit Leichtigkeit den Münster hinaufzusteigen. Oben auf der Plattform sagte der Graf: „Mäuschen, du blühst ja wieder wie eine Rose." Die Gräfin erschrak, bedachte, wie wenig entfernt sie noch von der Heimat wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröte hinter dem Widerschein der Abendglut zu verstecken. Als sie an der Barriere St. Martin an das Tor gelangten, durch das man, von Deutschland kommend, in Paris einfährt, wollte der Postillon, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich

nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus bestellt war. Aber die Gräfin befand sich plötzlich so übel, daß man sich entschließen mußte, über die Nacht in Paris zu bleiben. Der am anderen Morgen herbeigeeilte Arzt erklärte die Krankheit für *une fièvre non maligne* und gebot das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adressen abzugeben, machte Besuche, empfing Besuche; nach einigen Tagen war die Gräfin hergestellt und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutsche unlegitime Garderobe wurde in der Viviennestraße restauriert. Der Graf selbst fing sich an, in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Solde kennengelernt, der wie er ein leidenschaftlicher Jäger war und der ihm Gelegenheit verschaffte, seine Lust zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom ersten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt, und da sie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieses zu häufigen Zwistigkeiten mit ihrem Manne. „Er ist ein wilder Mensch!" sagte die Gräfin oft. – „Wir gedienten Leute sind nicht anders!" erwiderte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbst nahte heran, die Rückreise konnte nicht länger verschoben werden. Der Wagen war angespannt, der Colonel umarmte seinen Freund. *„Adieu, mon ange!"* sagte er zu Sophie, ihr die Wangen streichelnd; aber vergebens suchte er unter Scherzen seine Rührung zu verbergen, Tränen entstürzten seinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, sie zu küssen, diese zog sie zurück und ließ ihren Schleier fallen. Als sie im Wagen saßen, sagte der Graf: „Du hast dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er ist ein herrlicher Mann, ein echt deutsches Herz" ... Während auf der ersten Station hinter Paris die Pferde gewechselt wurden, schlug sich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: *„Rein vergessen!"* Mit freudigem Schreck frug die

Gräfin hastig: „Deine Brieftasche? Ich habe sie auf dem Kamin gesehen. Laß uns schnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch manches dort vergessen; wenn wir nicht eilen, ist alles hin." – „Die Brieftasche habe ich" – erwiderte der Graf – „ich meine, wir haben ja ganz vergessen, uns in Montmorency umzusehen." – „Übers Jahr!" lispelte die Gräfin mit einem leisen Seufzer und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, dessen goldene Kuppel in der Abendsonne leuchtete.

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleise auf seinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariser Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Diese hatte sich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt – wenn es für Männer angenehm ist, in Paris zu sein, ist es für Frauen noch angenehmer, dort gewesen zu sein und davon zu berichten. Die Herbstwinde raschelten, die Blätter fielen. Es kam der erste November, des Grafen fünfzigster Geburtstag. Der Graf schlief an diesem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu seiner Überraschung Zeit zu lassen. Er ging hinab in den Saal und wünschte seiner Gemahlin mit erkünstelter Gleichgültigkeit und Kälte einen schönen guten Morgen. Bei seinem Eintreten sagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: „Geh, Sophie!" indem sie ihr einen sanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge voll Schelmerei auf ihrem Gesichte und schlüpfte lachend hinaus. „Väterchen!" sprach die Gräfin mit entzückender Holdseligkeit – der Graf kam näher – „Väterchen!" – der Graf stand vor ihr – „*Petit Papa*" – sie ergriff seine Hand, drückte sie fest und zärtlich, *er* zog sie zurück; sie lächelte, *er* errötete. –

Das macht' ich so!

XX.

Die Vendômesäule

Man muß sehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger französischen Schriftsteller begegnet, welche Beschreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entstanden, erregen und verdienen die Bewunderung aller; aber wie davon sprechen? Napoleon hat sie geschaffen. Um dieser stechenden Wahrheit auszuweichen, sieht man jene armen Herren sich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen und stellen für schreibende Höflinge die schönsten Stilmuster auf. Sie sagen: alle Bauwerke der kaiserlichen Regierung wären schon unter Ludwig XIV. beschlossen worden, Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe seines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nötige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern *wollen;* Ludwig XVI. sei auf gleiches bedacht gewesen, habe es aber unterlassen, um seine Untertanen nicht mit Abgaben zu beschweren. Dann sagen sie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen lassen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm so viele und große Werke entstanden, der Bewunderung zu entziehen, sagen sie: Bonaparte habe zu Pferde der Unsterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunstwerke größern Nachruhm bringen würden als seine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit seiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er sich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulassen. Endlich, weil sie fürchten, noch nicht genug geschmeichelt, Napoleon noch nicht genug gelästert zu haben, sagen sie: Er habe die Baukunst *nicht* geschätzt, die Baukünstler *nicht* aufgemuntert, *nicht* belohnt, sie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch

Lieutenant gewesen, ein Architekt wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieses wahr ist, muß man sich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihm, als er noch Kind war, höchst wahrscheinlich eine dieser Personen irgend ein Pätschchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendômesäule sagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajan zu Rom sklavisch nachbilden lassen, weil er den Künstlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiste zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wissen wir auswendig genug, aber mit der Vendômesäule hat er recht gehabt. Die Künstler unserer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwischen hölzernen Stäben eingesperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Untersuchung geschützt – das ist ihr höchstes Tun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urteils hinzustellen, allen verständlich, allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht – das vermögen sie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohlgetan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendômesäule ist das schönste unter allen Bauwerken Napoleons; unter solchen nämlich, die eine *sittliche Vorstellung* ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vorteile des tierischen Menschen gewidmet sind: Märkte, Wein-, Getreidehallen, Schlachthäuser, die der französische Kaiser aufführen ließ, so muß man gestehen, daß die alte Welt nichts Ähnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendôme soll, wie bekannt, die Siege der Franzosen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie ist rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein schönerer Baustoff,

als den der türkische Kaiser zu verwenden gedenkt, welcher wie eine deutsche Zeitung schmunzelnd erzählt hat, bei seinem Barte geschworen, in Griechenland eine Moschee von Christenschädeln aufrichten zu lassen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons stand. Sie war, wie ihr Urbild, so fest auf den Beinen, daß man sie *absägen* mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde später das Pferd gegossen, worauf Heinrich IV. auf dem Pont-Neuf sitzt. Eine finstere Treppe führt zur Galerie, welche die Kuppel der Säule umgibt. Mit einer Laterne in der Hand steigt man den ängstlichen Weg hinauf, der so eng ist, daß man dem Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei sich Begegnende könnten sich nicht ausweichen. So sind die Wege des Ruhmes! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde sich vor einigen Jahren herabgestürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Last. In fünfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegengetreten – vor den Nadelstichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieser Säule des Ruhms schaut man auf das heutige Paris *hinab* – ein Anblick, der einem Deutschen wohltun würde, wenn es die Binse größer und stärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben sie, um der Weltgeschichte Höflichkeit zu lehren, die Inschrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Bestimmung ausdrückte. Die Inschrift war in lateinischer Sprache, und die Wenigsten hatten sie verstanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer lesen.

XXI.

Gretrys Herz

* Deutsche Advokaten – – – Wenn man Gefühl hat oder das erste Kind in der Wiege liegt, gelingt es selten, den

Faden einer vernünftigen Betrachtung ohne Riß abzuspinnen; hat man aber beides zugleich, wird die Feder gar mitten im Satze aufgehalten, und das verdrießliche Punktum harrt ungeduldig auf die Zögernde. Wie das Bübchen schreit und weint und zappelt! Du plauderndes Rätsel, ich verstehe dich doch nicht – wer sagt mir dein Wort? Du süßer, gärender Most, welchen Wein wirst du mir bringen? Wirst du glücklich sein und machen? Wird dein Herz unter warmem blauen Himmel herrlich blühen, bis es die rasche Hand des Schicksals bricht oder der Herbst sanft entblättert; oder wird es im kalten Norden erstarren, daß der Tod nichts mehr zu töten findet? Wird dein Geist auf dem stürmischen Meere der Wahrheit kühn nach unentdeckten Inseln schiffen oder auf dem Wochenmarkte des Lebens kaufen und verkaufen, bis der Sarg die Rechnung schließt? Wirst du der zarten Bitte weich entgegenkommen oder fliehen vor der bettelnden Verzweiflung und ein Bösewicht werden? Wirst du das Schwert führen mit tapferer Hand, das Wort mit kühner Zunge? Oder wirst du flink der Gewalt ausweichen und schmeichelnd den Übermut entwaffnen? Wirst du ein Lehrer der Weisheit werden, wirst du Unglückliche trösten durch Gottes Wort oder Kranke heilen durch die Kräfte der Natur? Alles was der Himmel will! – nur daß er eines nicht wolle! Wüßte ich, Junge, du würdest einst Advokat, mit diesen meinen Händen würde ich dich erwürgen und deiner verzweifelnden Mutter keine Silbe des Trostes geben und ihr zuschreien: Schweig, törichtes Weib, oder entferne dich mit deinem Jammer! Sparta, nur das Vaterland seiner Kinder, hat schon die getötet, die mit verkrüppelten Körpern geboren, und ich, der leibliche Vater meines Sohnes, sollte seine verkrüppelte Seele aufkommen lassen? Soll ich dieses blühende Leben hinabsteigen sehen in die Bleibergwerke giftiger Hantierung und dem Grabe zuschleichen mit ausge-

trockneten Adern, oder das Herz, aufgedunsen von geiler Geldliebe, einen breiten Sarg ausfüllen? Soll sich unser Sohn mästen mit dem Schweiße der Not und seinen Durst löschen mit den Tränen der Witwen und Waisen? Soll er ein kalter Schachspieler sein, gleichgültig, ob er mit den weißen oder den schwarzen Steinen gewinne? Soll er das geschriebene Recht des Wucherers in Schutz nehmen gegen das verwischte Notrecht des Leichtgesinnten? Soll er ein Kuppler sein jeder lüsternen Habsucht und der Verführer schwacher Richter? Soll er im Dickicht verstrüppter Gesetze auf sorglose Wanderer lauern? Soll er, werde er auch der Besten einer, wie ein Zergliederer unter Gebeinen und faulen Eingeweiden verwester Rechte leben? Nein; lieber ziehe ich diese junge Wurzel aus der lockern Erde!... Doch wie? Hast du nicht noch eine lange Zukunft vor dir? Wird nicht die Zeit größer werden und mit dir das Vaterland wachsen? Ja, du sollst Advokat werden! ... Der Schelm ist eingeschlafen unter meinen Reden. Ich glücklicher Vater! Er hat schon Geschmack und gibt mir Ruhe meinen Satz zu endigen. *

Deutsche Advokaten, Notare, Gerichtspräsidenten und Räte, Gerichtssekretäre und Pedelle haben schon manche Versieglung mit Vergnügen veranstaltet; aber die eines bürgerlichen toten Herzens ist ihnen sicher noch nicht vorgekommen. Sie überlassen mit Recht dergleichen romantische Streiche der Jugend und den deutschen Calderonen. Ich aber habe eine solche Versieglung mit angesehen, und sie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rousseau bewohnt (ihm war

* Der erste Absatz von Nr. 21 findet sich nicht in der einzigen von Börne veranstalteten Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" (Hamburg 1829), sondern ist – dem Originalmanuskript entnommen – erstmals in der Brodhag'schen Ausgabe (Stuttgart 1840) gedruckt worden.

die ganze Welt eine), kam später in den Besitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und starb daselbst. Im Garten liegt sein Herz unter einer gestutzten Marmorsäule begraben, die seine Büste trägt und die Inschrift: *Grétry! ton génie est partout, mais ton cœur n'est qu'ici.* Das *mais* ist sehr schafig; die Franzosen können keine Grabschrift machen, sie verstehen das Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, so viel man es ohne diesen begreifen kann. Am 17. Mai kamen abends drei Gerichtspersonen aus Paris, mit schweren Akten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte schon – und es war eine süße Maidämmerung – aber weder dieses noch der Gesang der nahe nistenden Philomele konnte die Priester der *nachtwandelnden* Themis irre machen. Sie zogen juristische Bänder aus der Tasche, umschlangen damit Gretrys Grabsäule, knüpften sie an das umherlaufende Geländer fest, träufeln grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen und siegelten gehörig. Es war dieses der letzte Akt eines romantischen Prozeßdramas, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juristischen Lesern, daß sich die Prozeßkosten auf zehntausend Franken belaufen, so wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug mischen, daß sie sich meine Zeichnung selbst werden ausmalen können.

Gretry starb am 24. September 1813 in der Eremitage und wurde, seiner testamentarischen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaise begraben. Vor dessen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer Nichte Gretrys, als Familienhaupt, Traueranführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man solle das Herz des Verstorbenen herausnehmen und einbalsamieren; aber einige Glieder der Familie widersetzten sich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab ge-

senkt, bis das Gewölbe, daß sie aufnehmen sollte, vollendet sein werde. Nach zwei Monaten, als dieses Gewölbe fertig war, wurde Gretrys Leiche wieder ausgegraben. Diesen Umstand benutzte Herr Flammand und ließ das Herz im geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erfahren, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalsamieren und in eine zinnerne Büchse legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf schrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bei seinem Leben den Wunsch geäußert, daß sein Herz in seinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieses Wunsches gedenkend, sei er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt schrieb zurück: Er nehme das Geschenk an, und man solle es ihm *durch den nächsten Postwagen* schicken. Er soll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz *portofrei;* indessen wird dieses komischen ökonomischen Verhältnisses in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in diesem Verfahren den edelsten der alten Römer, die dem Dienste des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand zischte auf und dampfte, als der kalte, prosaische, kanzleistilistische Brief sich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umstände hatten seinen frühern Entschluß abgeändert. Erstens hatte er unterdessen die Eremitage an sich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war: das war also der angemessenste Platz für Gretrys Herz. Zweitens war Lüttich von Frankreich abgerissen worden und an das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte mit Recht, der Pariser Friede sei hart genug, und er wolle nicht *la France* auch noch des kostbaren Überrestes eines seiner großen Männer berauben. Er ließ also im Garten der Eremitage ein Denkmal setzen, worunter das Herz gelegt werden sollte. Ehe dieses ausgeführt wer-

den konnte, kamen die verbündeten Heere zum zweiten Male nach Paris und breiteten sich in der Umgebung aus. Herr Flammand flüchtete sich und sein Herz vom flachen offenen Lande in die sichere Stadt, wo der Palais Royal auch Baschkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutschen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage aus Ehrfurcht vor dem Genius eines großen Mannes mit Schonung behandelt und gegen jede Zerstörung bewacht und geschützt. Er eilte froh mit seinem Herzen hinaus und traf zwei junge preußische Offiziere knieend vor Gretrys Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub es aber nicht. Eher haben wohl jene edeln Jünglinge vor Rousseaus Denkmal gekniet, das sich, von der Epinai eitelen Sorgfalt aufgestellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretrys Herz mit großen Feierlichkeiten in der Eremitage beigesetzt.
Die Stadt Lüttich schien ihre alten Ansprüche aufgegeben zu haben und ließ sich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erst im Jahre 1820 brachte sie die Sache wieder in Anregung und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieser beantwortete den Brief nicht. Darauf schlug der Bürgermeister von Lüttich einen schlauern Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiselle Keppenn, Modehändlerin, die in eigenen Geschäften von Lüttich nach Paris reiste, dem Herrn Flammand auf diese oder jene Art sein Herz zu entreißen. Demoiselle Keppenn, in solchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuversichtliche Modehändlerin verkannte den Geist der Zeit, ob sie zwar die Zeit, als ihre Ware, genau kennen sollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus sei, und als sie nun mit ihren Absichten und Reizen vorrückte, wurde sie zurückgeschlagen. Da nahm sie zu den alten beliebten Intrigen ihre Zuflucht und war dabei glücklicher. Es ge-

lang ihr nämlich, die Gretrysche Familie zu entzweien, und sie wußte sich von einigen Gliedern dieser Familie die schriftliche Erklärung zu verschaffen, daß es ihr Wunsch und Wille sei, daß Gretrys Herz nach Lüttich geschickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den französischen Gerichten und verlor den Prozeß in der ersten Instanz. Sie appellierte und gewann ihn definitiv. Zwar hatte sich jetzt Herr Flammand an das Kassationsgericht gewendet, doch ist zu einem veränderten Urteile keine Hoffnung. Die Form ist gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach – welches freilich traurig genug ist. Glücklich diejenigen, deren Herz erst nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieses hatte vor zehn Jahren aufgehört zu schlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in seinem Körper; dann wurde der Körper und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jetzt, nachdem es sieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es seine Ruhestätte verlassen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geschieht aber mit der Grabsäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: *Ton cœur n'est qu'ici,* in die: *Ton cœur ne fut qu'ici,* umzuwandeln. Es wäre dieses nicht das erste Beispiel einer konjugierten Grabschrift, welche Art zu konjugieren etwas Angenehmes hat, weil sie Leben in den Tod bringt. Auf Rousseaus Grabmal in Ermenonville standen die Worte: *Ici repose l'homme del la nature et de la vérité;* nachdem aber während der französischen Revolution Rousseaus Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inschrift das Wort *repose* in *reposa.* Herr Flammand ist übrigens willens, Gretrys Grabschrift in der zweiten Auflage nicht bloß zu verbessern, sondern auch zu vermehren und dabei einige Ironie gegen die französischen

Richter anzuwenden, welche *la France* des Herzens beraubt haben. Gute deutsche Lapidarstilisten werden ersucht, mir darüber ihre ästhetischen Vorschläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII.

Die Anschlagzettel

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld (doch trifft das eine seltener ein als das andere), kann man sich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienenden öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anschlagzettel, die man ganz unentgeltlich zwar nicht benutzen, doch lesen kann. Paris hat, wie jede deutsche Stadt, seine Intelligenzblätter, *petites affiches* genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung nichts Merkwürdiges weiter gefunden als ein protestantisches Dienstmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen sucht, wo sie „ihrer Religion obliegen könne". Es ist leicht zu erklären, warum die feinern Spitzbübereien und Bedürfnisse in diesen *petites affiches* nicht angeboten werden. Erstens, weil sie von Fremden und höhern Ständen wenig gelesen werden, und zweitens, weil sie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, sich gehörig auszusprechen. Die Pariser loben ihre Waren und andere Kunsterzeugnisse niemals im Lapidarstil, und wenn sie, weil ihnen etwas gelungen, sich selbst loben, sagen sie nicht wie Cäsar: „Ich kam, sah, und siegte!" – sie sind zu bescheiden – sondern sie gebrauchen viele und große Worte und erzählen ihre Feldzüge umständlich. Die Anschlagzettel sind ihre Kommentarien. Man findet diese an hundert Häusern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier sind es aber keine Narrenhände, welche die Wände bekleben, sondern sehr kluge Leute. Sie wissen nämlich, mit wem sie es zu tun haben

– mit Franzosen, die mit ihren Augen nicht bloß sehen, sondern auch hören, riechen, fühlen und schmecken. Darum sind die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche derselben ein ganzes Quartal des Berliner Freimütigen abdrucken, man brauchte bloß die Sperre der Originalausgabe aufzuheben. Auch bedienen sie sich seit einiger Zeit der großen englischen Buchstaben von durchbrochner Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den schwarzen Balken als ägyptische Hieroglyphen rätselhaft erscheinen. Ich will einige Muster von diesen Anschlagzetteln zur Kenntnis des wißbegierigen Lesers bringen und dabei den Text mit den nötigen moralischen Anmerkungen begleiten.

Die erste Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil sie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; sie leuchtete durch ihre Bescheidenheit hervor. Sie bietet Schreiblustigen *Plumes sans fin* an, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich schreiben – eine in Deutschland längst bekannte Erfindung. Schriftsteller, die sich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu sorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Tinte betrifft, so fließt diese aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeschraubt wird, unaufhörlich von selbst zu. So oft die Feder trocken geworden ist, gibt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt sich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und erfrischt sie.

Neben diesem Zettel breitet sich ein anderer aus, der zwei Ellen feine holländische Leinwand lang ist. Die Buchstaben wechseln in allen Farben des Regenbogens ab, die schwarzen ungerechnet. Oben stehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrennerischer Sinn erfordert: *A bas les perruques!* In manchem Schweizer- und deutschen Ländchen würde das als ein Aufruf zur Empörung gegen die Behörden angesehen werden;

hier aber durfte man so etwas sogar unter Aufsicht der Polizei drucken lassen! Doch scheint es, daß sich die Pariser Polizei auch später eines Bessern besonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: *A bas les perruques!* sondern, zwar ironischer, aber minder staatsgefährlich! *Adieu les perruques!* Der Perückentöter macht bekannt: „*Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse de Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu que cette eau fait croître les cheveux sur les têtes les plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.*“ O du Haarkräusler, was hast du getan! Du hast die weißen Haare zerstört, die Schneedecke des Lebens weggezogen – woran soll man künftig Jünglinge von Greisen unterscheiden? Wo soll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke suchen? Was soll Mädchen und Fürsten in ihrer Wahl leiten? Das hättest du alles wohl bedenken sollen, Haarkräusler! – Diesem Zettel schließt sich verwandtschaftlich folgender an: „*Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville, si les Dames le désirent.*“ Der gefühlvolle Leser wird schon von selbst wissen, was er hierbei zu denken hat. – Nützlicher ist die folgende Ankündigung von neuen Sparkochtöpfen, *Caléfacteurs* genannt. Es heißt von ihnen: „*La cuisson commence par quelques centimes de combustible continue sans feu et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide d'abord bouillant ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques degrés.*“ Eine schöne Erfindung! Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß einer etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann sich zwar vor wie nach erhängen, erschießen, vergiften; aber ersäufen kann er sich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Überschrift: *On ne*

peut plus se noyer! Eine neuerfundene Schwimmaschine verhindert dieses. Diese Maschine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Person, die sich ihrer bedient, so daß sie immer den fünfundzwanzigsten Teil des Körpergewichtes schwer ist. Nach diesem Verhältnisse kostet sie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält sich also wohlfeil über dem Wasser, wichtigen Leuten aber kostet dieses viel. Auf dem festen Lande ist es gerade so.

„*Gallerie métallique de la fidélité.*“ Was heißt das? Es wird zur Subskription auf eine Medaillensammlung eingeladen, in der alle fidelen Franzosen abgemünzt werden sollen. Da werden sie viel zu tun haben; die *fidélité métallique* ist gar groß in Frankreich. Der Prospektus führt zum Motto: „*Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!*“ – wodurch auf eine feine Art zu verstehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menschen sind. – *Bücheranzeigen:* „*L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle*“ – kostet 30 Sous. Aber „*L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier*“ – kostet 3 Franken, also das Doppelte. Ist das eheliche Glück der Männer weniger wert als das der Weiber? Oder ist die Kunst, mit Männern glücklich zu sein, eine schwerere Kunst, die sich der Lehrer teurer bezahlen läßt? Eins von beiden muß wohl der Fall sein. – *Gravatiana* . . . Das übrige kann ich nicht lesen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrscheinlich ein Lehrbuch über die Kunst, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigsten der freien schönen Künste! Die Sibyllinischen Bücher der Pariser Moden erzählen: Im grauen Altertume, unter Bonapartes Konsulat, wäre einst ein schöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel gestanden und habe versucht, sich das Halstuch malerisch umzubinden; es sei ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde

umgeworfen und mit Tränen der Wut die Schleife gezogen. Doch im Zufall sei ein Gott gewesen. Nie früher habe die langsame Kunst so Herrliches zustande gebracht als hier der rasche Geist der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des schönen Jünglings Regel geblieben. – *Verlorne Sachen.* Jemand hat zwei Dinge verloren. Erstens, einen dunkelgrünen Papagei – wer ihn zurückbringt, erhält 50 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturporträt einer Frau, auf Elfenbein gemalt – dem ehrlichen Finder werden 10 Franken angeboten. Man ersieht daraus, daß der Eigentümer verheiratet und daß das Elfenbein teuer ist in Paris ... Ein junger Mensch *„au désespoir"* hat 8000 Franken verloren – wer sie zurückbringt, erhält 2000 Franken zur Belohnung. Mit großen Buchstaben steht auf dem Zettel gedruckt: *Appel à la conscience!* Man hat aber wenige Beispiele, daß dieses Appellationsgericht das Urteil der ersten Instanz, welche entschieden, der Finder solle das Geld behalten, reformiert habe. Gleich nebenbei ist eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlorenen 1500 Franken (in Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Franken dem Eigentümer unter Couvert zuzuschicken, die übrigen 500 Franken aber könne er für sich behalten. Es muß also in Paris doch nicht ganz an Beispielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn sonst würde man die Druckkosten zu solchen Anschlagzetteln nicht verschwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal *die* Bewandtnis, daß sie das Geld verspielt. Erst kürzlich wurde ein wohlgesitteter junger Mensch von seinem Prinzipal mit 50 000 Franken ausgeschickt. Zufällig führt ihn sein Weg durch das Palais Royal. Der böse Geist kommt über ihn, er spielt, verliert das Geld und stürzt sich in die Seine. Über eine Naivetät der französischen Regierung konnte ich mich nicht ge-

nug wundern. Neulich erschien die *amtliche* Statistik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter – ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbstmorden, die sich im vorigen Jahre in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielsucht gewesen. Und das erzählen sie selbst! Als wenn die Spielsucht wie die Schwindsucht wäre, deren Tödlichkeit man nicht verhüten könne! Sie sagen zwar: öffentliche Spielhäuser wären notwendige Übel in Paris; denn ohne sie würde heimlich gespielt werden, und dann könne die Polizei keine Aufsicht halten. Das sind aber leere Ausflüchte! Die Polizei könnte ebensogut jedes geheime Spielhaus entdecken, als sie jeden, der ihr politisch verdächtig geworden ist, ausfindig macht, wenn ihr an dem einen so viel gelegen wäre als am andern. Die Sache liegt daran: erstens zieht die Polizei jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld sie auf ihre eigentümliche edle Art verwendet. Zweitens werden die Spielhäuser als die Kloaken angesehen, wo alles schlechte Volk zusammenfließt, die also die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuser der Polizei als Sklavenmärkte, wo sie ihre geheimen Agenten anwirbt und zusammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutschen. Was will der? Er bietet seinen Unterricht in der deutschen, englischen und italienischen Sprache an; die Stunde zu 6 Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß sie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutsche Treue! – Madame Garnerin steigt den nächsten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauspiel selbst mit ansehen; am Zettel ist nur das merkwürdig, daß die ersten Plätze 40 Franken die Person kosten. – Dort das Riesenblatt mit einem großen Holzschnitte am Kopfe? Es ist ein Kapaun am Bratspieß . . . Nein, es ist ein ungeheures Ochsenauge, von

einem Messer durchstochen, welches eine Starnadel vorstellen soll. Ein *médecin oculiste* bietet seine Dienste an. Gut, daß Blinde den Zettel nicht sehen können; das Schwert im Auge würde sie abschrecken. Der Okulist bemerkt schlau: *„Rien sans lui!"* Er führt mit Namen und Wohnungen eine Liste der Personen an, die er operiert; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die andern nicht. Er handelt auch mit allerlei kleinen optischen Waren und gibt nicht bloß die Gläser, sondern auch die Augen dazu her. Er hatte eine *„Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature."* Wer sie in Dutzenden kauft, erhält sie wohlfeiler. Da der Okulist auch Tränenfisteln heilt, so gehört seine Ankündigung in das Fach der romantischen Literatur. Er wohnt sehr malerisch in der Rue de la monnaie. – Ein Zettel in englischer Sprache lautet wie folgt: *„Should the following lines be seen by the young Gentleman, who was drinking his Café in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is most earnestly requested to come to the hôtel de Londres Nr. 15 Rue de l'Echiquier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug."* Sehr rätselhaft! Ist es eine Männer- oder eine Weiberstimme? Ist es eine Herausforderung? Ist es ein Sirenenlied? Ist ein Engländer unglücklicherweise seiner Frau begegnet, die ihm von Douvres nachgeschifft, und ist er schnell und erschrocken an ihr vorbeigeschlüpft? Doch, was es auch sei, konnte eine gefundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauspiele in fünf Akten geben, so ist diese Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. – Auch an Zetteln in italienischer Sprache fehlt es nicht; aber deutsche Ankündigungen habe ich noch nicht gesehen. Die einzige öffentliche deutsche Inschrift, die mir in Paris vorgekommen, steht in goldnen Buchstaben an der Glastüre eines

Kaffeehaus und lautet: *Deutsches Frühstück.* Wahrscheinlich ist dieses Frühstück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übriggeblieben. Worin es bestehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Biersuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII.

Die Septennalité

„Sie stirbt daran ... Vielleicht besser so, daß ihre Leiden enden ... Wir brauchten eine von Erz ... Ihr werdet sehen, es ist ihr Salto mortale ... Er liebt die Wüsten, wo man horcht der Stimme der Natur ... der Silberstimme der Natur ... die Schande? Eine Flasche Jordanwasser wäscht alle Flecken rein." – Die Reden wurden immer saurer, Adelens Blicke auf Alphons immer süßer. Die Gute hatte auch ihrem armen Vaterlande ein stilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt, und sie klopfte manchmal an, zu hören, wie es ihm ging. Auch jetzt horchte sie und fragte ihre Mutter: Mama, was ist denn die Septennalité? Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und sie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für sich allein glich an Emsigkeit einem Ameisenhaufen. Zucker, Salz, Essig, spanischen Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald dieser, bald jener reichte, mischte sie zusammen, eine schmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend gestern war köstlich! – „Mama!" – Frau von Beauvais begnügte sich, ihre linke Hand auszustrecken, doch ohne dieser nachzusehen, und sprach: laß dir das von dem Herrn erklären, Adele. – Welchen Herrn hatte sie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgestreckten Zeigefinger warf zwei Strahlen, einen auf mich, einen auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte Adele mich bei der Hand, zog mich in ein himmel-

blaues Stübchen, das, von einer Milchlampe erhellt, wie im Mondlichte schwamm, und legte die Türe bei, damit das Waffengetöse der streitenden Zungen uns nicht störe. – Ach, die häßliche Zeit, wo schöne Kinder uns ohne Zittern die Hände drücken und ohne Furcht mit uns allein sind im himmelblauen Stübchen! „Nun, mein Herr, was ist die Septennalité?" – Zum Glücke schlug die Pendüle Mitternacht, und ich hatte zwölf Sekunden Zeit, mich auf eine Lüge zu besinnen. Der letzte Schlag war schon fünf Minuten ausgeklungen, und ich sah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr stand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel saß auch Adele in einer Bergère. Wer dieses Mädchen einmal sah, wünschte sie immer zu sehen oder sie nie gesehen zu haben. Maler würden ihre Pinsel und ihre Palette wegwerfen und Raphael einen Stümper schelten. Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Kriminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu sein! – „Nun, mein Herr? ... Sie seufzen? ... Sie sind nicht wohl?" Nein, Adele, es war die letzte Saite meines Herzens, die gesprungen. –

Es war einmal ein König, der hatte einen bösen Traum. ... „Glauben Sie an Träume, mein Herr?" – Werde ich dürfen, Adele? – „Was träumte der böse König?" – Sie müssen mich besser hören, Adele; ich sprach von keinem bösen König, ich sprach von des Königs bösem Traum ... Er träumte, er stünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Flusse stiegen sieben Kühe; die waren fett. Dann kamen sieben andere Kühe, die waren mager ... „Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen?" – Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich sagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertausend Jahren lebte ein Jüngling, der Jakob

hieß. Zu diesem sprach eines Tages sein alter Vater: – Hast du nie geliebt? ... „Nie, mein Herr ... Nie, mein Vater," erwiderte Jakob. – Adele war purpurrot. Beneidenswerter Alphons, es war die Morgenröte deines Glückes, welche flammte! – ... So gehe hin, mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graute, nahm Jakob seines Vaters Segen und den Stab und wanderte, bald an dürren Ufern heißer Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Zedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durstig war, hörte er eine Quelle murmeln, und er folgte ihrer Stimme. Er sah ein Mädchen, das sich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verschlossen. Jakob nahte sich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete sich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsstrahl spaltete sich, zündete in beider Herzen, und sie sanken sich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerst aus dem Entzücken, schaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und sprach: Wie nennst du dich? – Ich bin Labans Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. Und du? – Ich bin der Sohn Isaaks und Rebekkas, und Jakob nennt mich die Mutter. – Jakob drückte Rahels Hände an seine Brust und sprach: Hier, hier, wo die Seele sitzt, da war es mir wie gebunden; jetzt bin ich frei. Freiheit, süße Freiheit! Du, Rahel, reichtest mir der himmlischen Lust unvermischten Trank. – Rahel sprach zu Jakob: Hier, hier, wo es mir im Verborgenen schlägt, ach, da war es mir so bang und düster! Jakob, mein Hort und Licht, ich zittere nicht mehr, es ist mir nicht mehr dunkel. – Willst du mein Weib sein, Rahel? Das Mädchen errötete *nicht* und sprach: fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter seinen Knechten und Herden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen sprangen die Lämmer. Sie gingen

den Hügel hinab, und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban und sprach: Gottes Segen über Euch, Herr Fürst! Ich heiße Jakob, gebt mir Eure Rahel zum Weibe! – Laban war ein mächtiger und schlimmer Herr, und der Zorn kochte in seinem Herzen über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm, und er lächelte nur. — Herr Jakob, sprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren; doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, so nehmt sie, und mit ihr Knechte und Herden, so viel Ihr begehrt. – Herr Fürst! erwiderte Jakob, Eure Herden begehre ich nicht, nach Rahel steht mein Sinn. – Guter Jakob, sprach Laban sanft und lächelte wieder, Ihr seid zu jung für meine Rahel. Wartet, bis Ihr älter geworden. Dient mir sieben Jahre, treu, wie es einem Knechte geziemt; dann führt Rahel in Euer Zelt. – Das will ich tun, Herr Fürst! sprach Jakob; und treu diente er seinem Herrn. Jakob und Rahel liebten sich, sie sahen sich, und ungezählt gingen sieben Jahre vorüber. Aber die tückische Lea, tückischer, weil sie verschmäht war, kränkte oft ihre Schwester, verleumdete Jakob bei ihrem Vater, und Rahel weinte im stillen. Jakobs Dienstzeit ging zu Ende, und der verheißene Tag seines Glückes kam. Die Flamme loderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier verhüllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, stand davor; der Priester sprach den Segen. Während dieser murmelte, vernahm Jakob eine weinende Stimme. Es ist Lea – dachte er. Sie hat Rahel oft betrübt; doch sie ist unglücklich; ich will ihr Freund sein. – Der Segen war gesprochen; die Anvermählte hob ihren Schleier auf – Jakob trat blaß und erschrocken zurück. Es war nicht Rahel, es war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme, die er vernommen, war der getäuschten Rahel ihre. Laban der Schelm, hatte ihn betrogen. – Ergrimmt nahm Jakob

einen Feuerbrand vom Altare und stürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch Laban war alt und schwach, und dem Jüngling sank der drohende Arm. Da lächelte Laban der Schelm, und sprach: Seid nicht böse, guter Jakob! Ihr seid zu alt für meine Rahel. Dient mir sieben andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachsen, dann sei sie Euer. – Jakob begegnete Rahels flehendem Blick – und er willigte ein. Laban lächelte. Auch diese sieben Jahre gingen vorüber; doch Laban verschob von Morgen zu Morgen seiner Pflicht Erfüllung. Da kam gerechter Zorn über Jakob, und er sprach: Gewalt gegen Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Herden weg, soviel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle folgen wollten, denn sie liebten ihn, eine auserlesene Schar und entfloh mit Rahel, Laban der Schelm setzte ihm nach. ... „O, bitte, mein Herr, nur einen Augenblick! Mama hat mich gerufen."
Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Ich trat in den Saal. Man stritt noch immer; Frau von Beauvais wirtschaftete so emsig wie zuvor; man lachte, scherzte, aß Gefrorenes und spielte Karten. Aber Adele saß am Fenster neben Alphons und koste die letzte Wolke der Eifersucht von seiner Stirne weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalité vergessen. Glücklicher Alphons! Liebe ist noch schöner als Freiheit. Liebe, Alphons; und wenn du satt bist – hasse!

XXIV.

Aristokratismus des Geistes

Der Franzose von heute (traue ein anderer diesem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politischen Aristokratie mit Haß zu bekämpfen, wo er sie findet, mit Spott zu verfolgen, wo

er sie sucht. Daß er aber in Verhältnissen, die den Menschen so viel näher angehen wie die bürgerlichen, als der Rock ihn enger umschließt wie die Stadtmauer; daß er in seinem geistigen Leben einer Aristokratie unterworfen ist, die ihn ganz unbarmherzig hudelt – davon hat unser freiheitsliebender Franzose nicht die leiseste Ahnung. Im Reiche der französischen Kunst und Wissenschaft herrschen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und schnurgerader Anstand unbestritten und ungeneckt. Jeder Grundsatz wird nach seinem Wappen, jede Kunstregel nach ihrer Familie gefragt, ob sie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herstammen, und haben sie nichts als ihren selbsteignen angebornen Wert, werden sie mit Naserümpfen abgewiesen. Man lese ihre neuesten Tragödien – da ist noch ganz der bestäubte Kanzleistil der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Tituskӧpfe, sie bewegen das Haupt noch immer so musterhaft und schwer als früher, da eine Allongeperücke auf ihm lastete. Vergebens schweben ihre verliebten Schönen im griechischen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbrust, den Reifrock der Frau von Pompadour – man sieht sie nicht mehr, aber man hört sie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenschaft – sie sind wie Schönheitspflästerchen angebracht und geordnet. Der Geschmack ist ihr Despot, vor dem sie kriechen. Man lese ihre Werke über Gott und Menschheit; euer Geist fordert Brot, und man gibt ihm gepeitschte Sahne. Noch immer glauben sie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenschaum der Philosophie abzuschlürfen, und es sei kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die besten ihrer neuen Bildwerke und Malereien – diese theatralischen Stellungen, diese Koketterie, diese Galafarben, diese geschnörkelten Faltenwürfe, diese frisierten

Haare – es ist ganz der alte Hofpomp von Versailles. Wer ist der große junge Mensch auf dem Schlachtgemälde dort, der sich für den ersten hält, weil er vorn steht, der sich spreizt wie ein Bühnenkönig und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Ist es der Tambourmajor der alten französischen Kaisergarde? Nein, es ist *Romulus*, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künstlern und ihren Werken als *manieriert* tadelt – die unverzeihlichste aller Geistessünden, weil das Verderben, das sie anstiftet, nicht wie bei Shakespeare, Beethoven und den altdeutschen Malern, ein Austreten des Genius, sondern dessen Dürre zum Grunde hat – dieses manierierte Wesen durchfröstelt die Franzosen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Musik machen und dieses mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit – man wird Wärme spüren, aber es ist keine Sonnenwärme, es ist Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünstelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häusern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde *gewurzelt* und deren Wände man statt mit Backsteinen mit Laub ausgefüllt und statt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte so kommen! Seit Franz I. haben die französischen Könige und ihre Hofleute die Wissenschaften und Künste begünstigt, und diese suchten, wie alle Günstlinge, ihre Gunst durch dieselben Mittel zu erhalten, wodurch sie sie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundsätze, Neigungen, Leidenschaften und Launen ihrer Beschützer. Dieses hat sich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrscht der Hof Frankreichs Geister, nur daß dieser Hof größer geworden ist, daß ihn, wie sonst die Gitter der Tuilerien, jetzt die Mauern von Paris umschließen. Die Aristokratie der Hauptstadt läßt in Frankreich keine Geistesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu

Grunde zu richten. Da hier das geistige Leben sehr teuer ist, muß man, um alles zu genießen, sein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteste Ruhm sich nach acht Tagen verjährt und jeder vergessen ist, von dem man eine Woche nicht gesprochen, muß der geistreiche Mensch seinen Schatz zu Goldschlägerblättchen dünn schlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung stattfinden? Alle Werke der französischen Wissenschaft und Kunst werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, sondern auch beurteilt, so daß sich Richter und Partei in einer Persönlichkeit vereinigen – wie kann da Belehrung stattfinden? Aber den unseligsten Einfluß auf Kunst und Wissenschaft üben die politischen Parteien aus. Diese Parteien rekrutieren sich, wie sich sonst die Heere rekrutierten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt; wer fähig ist eine Flinte zu tragen und sie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftsteller und Künstler der ihr gegenüberstehenden herabsetzt, das versteht sich von selbst und schadet nicht viel; denn unverdienter Tadel ist mehr geeignet, aufzumuntern als niederzuschlagen. Das Verderbliche ist darin, daß jede Partei die Werke der Künstler und Schriftsteller, die unter ihrer Fahne streiten, unverdient lobt.

Was sich die Ultras hierbei zu Schulden kommen lassen, braucht nicht gerügt zu werden; denn diese Partei ist so alt wie die Welt, und ihre Fehler sind zu tief gewurzelt, als daß sie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung ist und deren Schwächen neu sind, muß man diese vorhalten. Sie sollte wissen, daß es ihr Zweck sein muß, dem Geistigen die Herrschaft über das Materielle, dem frischen Leben die über das eingemachte und dem Naturrechte die über das Gesetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der Sieg schon

halb errungen ist, wenn sie den Feind dahin gebracht, mit den Waffen des Geistes zu fechten. Warum also die Künstler und Schriftsteller, die auf der Seite der Ultras stehen, herabsetzen? Da sie mit dem Geiste streiten, streiten sie auch *für* den Geist, für die Wahrheit also, sie mögen es wissen oder nicht, sie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andre Fehler, den die Liberalen begehen, ist der schon gerügte, daß sie alle ihre streitbaren Talente in der Hauptstadt zusammenhäufen, daß sie, statt gegen die Aristokraten einen Guerillaskrieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn sie sie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es ist zu wiederholen: die Franzosen sind *einseitig*, und dieser Fehler tritt gegenwärtig um so stärker hervor, gerade weil sie sich bemühen, sich davon frei zu machen. Die Sprache, diese Kleidung des Geistes, ist ihnen zu frühe angemessen und gefertigt worden, und da sie täglich wachsen und vollkommner werden, werden sie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten sie statt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, so würden sie zwar langsamere Fortschritte, aber auch keine Rückschritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV.

Die englische Schauspielergesellschaft

Der Einfall eines englischen Schauspielertrupps in das Gebiet der französischen Eitelkeit war seit vierzehn Tagen angekündigt. „*Nous verrons*“, sagte der *Miroir*. Das war kurz und deutlich; denn dieses Blatt, eines der schlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimnissen ihrer Gebieterin. Zwar machte es später ein gar frommes Taubengesicht und sagte: Freilich müsse jeder brave Franzose die Engländer hassen, aber Künstler hätten kein Vaterland, und eine

Vergleichung zwischen den französischen und englischen Schauspielern müsse ja allen erwünscht sein, da nicht zu zweifeln wäre, wie sie ausfallen würde; man möge also so gut sein und sich ruhig verhalten. Aber dieser dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunsch und Erwartung durchleuchten, man werde die englischen Schauspieler mit Händen und Füßen zurückweisen und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anschreiben. – Und es geschah.

Die Englischen hatten mit dem *Théatre de la Porte St. Martin* einen Vertrag auf sechs Vorstellungen abgeschlossen. Die erste Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: „*By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated Shakespeare.*" Diese marktschreierischen Superlative taten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauspieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eifersucht des Othello, die der Franzosen zu sehen war jedermann gespannt. Das Gedränge vor dem Hause war unbeschreiblich, und das Heer von Gendarmen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug gewesen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte diesmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzosen zu beobachten. Jeder strengte sich mit Händen und Worten an, sich Luft zu machen durch das Gewühl, um an die Türe zu kommen, aber die Rippenstöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgeteilt, und die gesprochenen Grobheiten waren wie in Musik gesetzt. Endlich ward auch ich in das Haus geflutet und im Orchester hart neben dem Souffleurkasten ausgeworfen. Die Vorsehung hatte mir diesen Platz angewiesen, denn ich war von ihr bestimmt, am heutigen Tage eine der *ersten Rollen* zu spielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als sogleich das Schauspiel begann; nicht das Schauspiel, welches die Schauspieler, (der Vorhang war noch nicht aufgezogen) sondern das, welches die Zuschauer gaben. Man übte sich im Schreien, im Pfeifen, im Quieken, im Pochen, im Singen und in allen übrigen akustischen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuschlagen gedachte. Ein frommes deutsches Ohr, wie das meinige, von der zartesten Kindheit an gewohnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erschrocken zurückzufahren, war ganz erstaunt zu hören, daß man sich in Gegenwart der Gendarmen so viel herauszunehmen wagte. Diese aber bewegten sich nicht und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des ersten Ranges mit lauter Stimme „*la Canaille*" rufen. Da ward das wütende Geschrei noch allgemeiner und stärker. „*A la porte, à la porte, Martainville!*" riefen mehr als tausend Stimmen. Dieser Söldling der Aristokratie, der bekannte Herausgeber des *Drapeau blanc* war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und stolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeschrei verachten; er zog die Achseln und blieb. Aber er war kein Römer, und die, welche schrien, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten sich, diese Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu lassen, und man bestand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handschuh wurde ihm ins Gesicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatschen im ganzen Hause. Jetzt erhob sich der Vorhang, Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachspotten der breiten und zähen englischen Worte und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Karneval, kann der Lärm nicht größer sein. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obst, Sousstücke

flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauspieler. Diese aber zeigten eine unerschütterliche Festigkeit und spielten fort, als herrschte die aufmerksamste Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomime gespielt. Ich bemerkte nur sehr wenige Zuschauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen tätigen Anteil nahm, erfreute sich doch dieses *bürgerlichen* Schauspiels, das hier mit so vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger sauberer Mensch, der neben mir saß, war einer der wenigen, die an dem Unfuge ihren Ärger hatten. Er hatte den englischen Othello mitgebracht, wahrscheinlich um sich in der richtigen Aussprache zu üben, denn er folgte den Schauspielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geschrei nichts hören. So oft nun die Insurgenten irgend ein losgelassenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Mensch außer sich und sprach ironisch: *Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel!* „Was werden die Fremden, was die *Deutschen* von der französischen Urbanität denken!" rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermutet einem, wenn auch nur sporadischen Respekt vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich sein Klagelied mitsang. *C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux* – sagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtnis waren.

So drängte sich Othello bis zur Mitte des dritten Aktes mit Mühe und Gefahren durch. Da entstand ein Wortwechsel zwischen zwei Zuschauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, panischer Schrecken ergreift alles, das halbe Parterre wälzt sich zum Orchester hin, sprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bässe und schickte sich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um diesem bösen Beispiele nicht zu folgen, ging ihm voran und war der erste, der auf die Bühne sprang, die andern

hintendrein. Jetzt ließ man den Vorhang fallen. Gendarmen füllten die Szene, um das fernere Voraufstürmen der Zuschauer zu verhüten. Auf der Insel Cypern war ein tolles und lustiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, schäkernde Schauspielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge die Hälfte des Gesichtes abgeschwärzt worden, zeigte eine rote und eine afrikanische Wange; die sanfte Desdemona schimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Baßgeige hingestreckt; Jago trug einen Frack über seiner Ritterkleidung und schien mir die beste Seele von der Welt zu sein. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende gespielt; nur daß die Hälfte des dritten Aktes und der ganze vierte Akt ausgelassen wurden. Man begnügte sich, Desdemona ohne weitere Umstände erwürgen zu lassen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauspieler, es schrie, pfiff und lärmte bis ans Ende. Von sehr komischer Wirkung war es, daß in einem kleinen Lustspiele mit Gesang, welches auf Othello folgte, Galerie und Parterre an allen Gesängen teilnahmen und die Stimmen der unerschrocknen Engländerinnen nachäfften.
Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erschallen. Die Liberalen entschuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menschenfreundlicher Nachsicht. Mit Unrecht. Der Jugend ist wohl Verblendung zu verzeihen, weil sie von zu starkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. „*Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national*", wären etwas zu weit gegangen – sagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariser Jugend einen so schlechten Tisch führt, jener *horreur* ist eine Speise, die der *Almanac des Gourmands* gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meisten erstaunen muß man über die grauen, erfahrenen französischen Freiheitsmän-

ner, die doch sonst so argwöhnisch auf alle Schritte der Macht und so scharfsichtig sind, ihre Listen zu entdekken – daß sie sich hierin so zum besten haben lassen, nicht einsehen, daß jener *horreur de tout ce qui n'est pas national* eine der anerzogenen Schwächen ist, genährt, die Völker feindlich auseinanderzuhalten, um sie getrennt so leichter zu beherrschen, und daß sie vergessen, daß zu allen Zeiten die Herrschsucht die Leidenschaften der Freiheit benützte, um ihre eignen zu befriedigen. Die aristokratischen Blätter auf der andern Seite hielten es mit dem Neger von Venedig und nannten die jungen Menschen, die sich herausgenommen, ihn auszupfeifen, *Jacobins, régicides, Séides d'une faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état.* Daß übrigens beide Parteien in ihrer literarischen Kritik des Othello übereinstimmend behaupteten: freilich könne man Shakespeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der englische Dichter sei doch nicht ohne gutes – das versteht sich von selbst: wenigstens das erstere.

Zwei Tage später wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Lustspiele von Sheridan, welches in Deutschland unter dem Namen die *Lästerschule* bekannt ist. Man hatte die Preise der Plätze erhöht und glaubte damit etwas sehr Kluges getan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt als das vorige Mal, und von der nämlichen Menschenklasse. Ich war dieses Mal so vorsichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Galerie Platz und besah das Schlachtfeld aus der Vogelperspektive. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwischenspiele. Er ließ sich sehen, und *à la porte Martainville, à la porte le vil Martain,* donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da schickte man sich an, seine Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht

ergreifen. Jetzt erhob sich der Vorhang; aber sei es, daß die Engländer mutlos geworden oder daß der Sturm zu mächtig war, ihm zu widerstehen — nicht die erste Szene konnte ausgespielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jetzt rief es: *le Directeur!* Man meinte nämlich den französischen Schauspieldirektor, der so unfranzösisch gewesen, Engländer auf seiner Bühne erscheinen zu lassen. Der Gerufene kam. Nüsse, Talglichter, Handschuhe flogen ihm ins Gesicht. Da rief einer der leitenden Stimmen: *Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses!* Der zitternde Melodramendirektor sprach einiges, das ich nicht verstand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortspielen, oder nicht? Und ein donnerndes „*non*" erschallte, mit einer Einstimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es sich die besteingeübten Chöre in der Braut von Messina hätten zum Muster nehmen können. *A bas les Anglais, point d'Etrangers en France*, schrie es von allen Seiten. Der Direktor versprach ein französisches Stück und trat ab. Der Zorn legte sich, und ein Lustlärm begann. Das Parterre stimmte ein Lied an, worin es heißt: *La Victoire est à nous*. Jetzt traten die französischen Schauspieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeschrei empfangen, jedes Wort wurde beklatscht. *Bravo, ce sont des Francais, ce ne sont pas des beafstecks*, rief einer von der Galerie herab. *Bis, bis*, schrie das Paterre, und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende gespielt, und die Ruhe war vollkommen wiederhergestellt. Man wartet auf das zweite Stück, denn drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelassen, der geforderte Direktor erschien nicht. Da brach das Ungewitter von neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergesehen haben, denn man hörte Waffengeräusch

hinter dem Vorhange, man sah die Instrumente aus dem Orchester wegtragen. Jetzt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Szene geworfen, wahrscheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob sich das ganze Parterre, stürzte ins Orchester, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf sie dem Hute nach. Jetzt erhob sich der Vorhang, das Schauspiel begann, und mit solcher natürlichen Natur wurde noch nie gespielt. Eine Kompanie Gendarmen stand in Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern. Einige Minuten stand diese Streitmacht unbeweglich stille und versuchte ihre Medusenkraft. Aber dieser Anblick machte die Wut der Zuschauer nur flüssiger. Die Stühle flogen den Gendarmen an die Köpfe, und als die Stühle erschöpft waren, riß man die Bänke los und schleuderte sie hinüber. Staubwolken und Angstgeschrei der Weiber erfüllten das Haus. Jetzt kommandierten die Offiziere zum Angriffe. Die Gendarmen mit gefälltem Bajonett drangen vor, Bänke und Stühle wurden von der Galerie auf sie herabgeworfen, viele stürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der letzte, der blieb, um das Schauspiel bis ans Ende zu sehen. Da stürzten drei Riesen auf mich los und stießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unschuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über diese Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine *Gedankensünden* und verehrte in meinem Herzen die alles erforschende Nemesis.

XXVI.

Die Industrieausstellung im Louvre

Die französischen Blätter, welche mit sympathetischer Dinte schreiben, nämlich im guten Geiste – was *wir* so nennen – malten wohlgefällig, glänzend genug, doch

freilich auf ihre Art, das Bild aus, wie in den Spielen der Völker sich immer der Ernst ihres Lebens verrate. So bei den Griechen in den Olympischen, Isthmischen und Nemäischen Spielen; so bei den Römern in ihren Gladiatorenkämpfen; so in den Ritterspielen des Mittelalters; so in den spanischen Ketzergerichten; so im venetianischen Karneval; so endlich in den Wettkämpfen des Gewerbfleißes, welche seit zwanzig Jahren in Frankreich eingeführt und deren Schauspiele in dieser letzten Zeit erneuert worden. Die Vergleichung ist wichtig und ersprießlich; nur muß sie das Urteil bald zur gehörigen Gleichung, bald zur gehörigen Unterscheidung führen – welches aber jenen Blättern nicht immer gelungen ist. Die Spiele der Griechen waren nicht Blüten, sie waren Früchte ihres Ernstes. Bei diesem glücklichen Volke saß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunst, noch Wissenschaft, noch sinnlicher Genuß alleinherrschend auf dem Throne des Lebens; sie strebten nach einer allgemeinen Ausbildung; das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und sie erfreuten sich einer reinen Demokratie aller sinnlichen und geistigen Kräfte, aller Neigungen und Begehrungen. Nicht nur die Völkerschaften, Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers, alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele schickten ihre Abgesandten und Vorsteher nach Olymp. Es war ein Erntefest, wie wir seitdem kein zweites sahen. Rom, von einer Wölfin gesäugt, war raubgierig bis zu seinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Raubsucht blieb, nur daß das listige Fischernetz an die Stelle des offen drohenden Gebisses kam. Im Kriege tauchte Rom sein Schwert, im Frieden seine Blicke in Menschenblut – das waren die Gladiatorenkämpfe. In den Ritterspielen war das Spiegelbild nicht eines schönen, doch eines würdigen Ernstes.

An die Stelle der jungfräulichen Grazien waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten und pflegten mütterlich das Leben – derer, die eins hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer schöner, als eine spätere; denn es ist besser, daß viele vieles, als das alle nichts sind. In den Lustfeuerwerken der spanischen Inquisition leuchtete der gräßliche Wiederschein eines gräßlichen Ernstes. Das spanische Volk, wahnsinnig fromm, begoß mit Menschenblut die himmlische Palme. Und man wolle nicht sagen, nicht das Volk habe das getan, sondern die geistliche Macht, die es niedergehalten – jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es selbst, und es hat sie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden steht Schwäche auf der ersten Sprosse, Feigheit auf der zweiten, und über diese weg muß die Macht schreiten, will sie zum Gipfel klettern, wo die Tyrannei sitzt. Das venetianische Karneval war, abgerechnet was christlicher Kultus überall in diese Lustbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eifersucht und der Untreue, der Herrschbegierde und der Freiheitsliebe; Männer und Frauen, Herrscher und Untertanen vermummten sich, jene, um zu lauern, diese, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verschieden sind die Wettkämpfe, welche die neuen Franzosen auf dem Felde des Kunstfleißes anstellen. Dort war es immer ein sittlicher Zweck, ein guter oder ein schlechter, ein schöner oder ein häßlicher, der spielend erstrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entsagung oder der Wahnsinn der Selbstverleugnung oder der mutige Gebrauch der ausgebildeten Herrscherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird nichts getrieben und vergolten als der Verstand des Eigennutzes. Zwar bemerken die Liberalen tückisch und schadenfroh: im Flore des französischen Kunstfleißes zeige sich die Frucht der Macht, die sich seit der Revolution der Bürgerstand angeeignet, wie auch die

Saat der künftigen Macht, die er noch zu erwerben gedenke – und freilich ist es so. Ist das aber ein erquicklicher Zustand? Ist das ein wohltuendes Schauspiel? Bei den Griechen war die Freiheit ein Geschenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verschmähete; jetzt ist die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das Positive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerstrebung in der Regierung – wie es auch die ursprüngliche und einzige Bestimmung jeder Regierung ist, sich dem Mißbrauche der Freiheit zu widersetzen. Jetzt aber ist die Regierung das Positive und das Volk das Negative, der Wille ist in der Regierung und das Hindernis im Volke, und wir alle sind so gut erzogen, daß selbst die heftigsten Liberalen ihre Wünsche zu nichts höherm hinaufschwindeln, als nur eine recht starke Opposition zu haben. Ist dieser Kriegszustand ein erfreulicher? Ist es erquicklich, zu sehen, daß ein Volk die Macht belagert und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und ist das die Zufriedenheit, welche der Reichtum des französischen Bürgerstandes jenen Wortführern einflößt, dann sind sie sehr genügsam oder sehr unverständig.

Will man genau ausmessen, wie weit die Wettkämpfe der Franzosen von denen der genannten alten Völker an sittlicher Bedeutung abstehen: so vergleiche man die Preise, die hier und dort den Siegern erteilt worden. Die *Art* des Kampfpreises ist gleichgültig; Orden, Medaillen oder Kränze von Olivenblättern – sie waren alle sinnbildlich. Aber wie verschieden ist die Wirkung, die sie hier und die sie dort bei den Siegern hervorgebracht! *Diagoras von Rhodus,* ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden und Geburt, führte zwei seiner Söhne zu den Olympischen Spielen und sie gewannen beide den Preis. Kaum hatten sie die Krone erlangt, als sie sie auf

das Haupt des alten Vaters setzten, diesen auf ihre Schultern hoben und ihn unter der zujauchzenden Menge herumtrugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Vater und Kinder, und einige riefen: „Stirb, Diagoras; du hast nichts mehr zu wünschen!“ Und auf dieses Gebot starb der Greis, niedergedrückt von der Last seines Entzückens ... Ein anderer hatte im Wettrennen gesiegt; aber die Richter versagten ihm den verdienten Kranz, weil er seinem Mitbewerber ein Bein untergestellt, welches gegen die strenge Ordnung war. Über diese getäuschte Hoffnung verlor der Unglückliche den Verstand, stürzte im Wahnsinn in eine Kinderschule, warf die Säule um, die das Dach trug, und sechzig arme Kinder wurden zerquetscht! – Mehr als hundert französische Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medaillen erhalten; aber gewiß hatte keiner unter ihnen einen Vater, den aus Entzücken, daß sein Sohn *et Compagnie* im Wollentücherwettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tausend andere Fabrikanten, die sich um den Preis bewarben, haben ihn nicht erhalten, und man hat nicht gehört, daß einer von ihnen den Verstand verloren und in seinem bedauernswürdigen Wahnsinne unter dem Fabrikpreise verkauft. Das ist der Maßstab für sonst und jetzt.

Treffender ist eine andere Vergleichung, welche jene Blätter angestellt: eine Vergleichung der jetzigen Zeit nicht mit der ältesten, sondern nur mit einer ältern. Sie führen die Einbildungskraft des Lesers in die Mitte eines Ritterturniers am französischen Hofe. Der König auf seinem Thron; die herrlich schönen Frauen; alle die lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die schimmernden Waffen, den Samt, die Seide, das Gold, das reiche Pferdegeschirr, den glänzenden Stahl, die stolzen Reigerfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und da-

hinter ist ein bleiches Volk in Lumpen! Aber diese Waffen, diesen Samt, dieses Gold, dieses Pferdegeschirr, diesen Stahl, diese Reigerbüsche, diese kostbare Seide, dieses Leder sogar – Syrien, Persien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritianien haben das alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankreich von Franzosen verfertigt. Am Hofe war Laster, List und Reichtum; im Volke war Unwissenheit, Tölpelhaftigkeit und Armut.
Fast merkwürdiger als das Schauspiel dünkte mir der Schauplatz der Industrieausstellung. Im Louvre fand sie statt; in diesem Louvre, das Jahrhunderte die mächtigsten Könige der Welt bewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen sein, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hunderttausende von Bürgern und Handwerkern gingen nun mit bestäubten Füßen in den königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen, so berühmten Säulenreihen waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen Erstaunen preisgegeben, und sie sahen von dort auf den Platz hinab, von welchem fünf Menschengeschlechter nur immer ehrfurchtsvoll hinaufgesehen! Das französische Volk hat sich die *Ehre des Louvre* genommen – das ist nicht etwas, das ist viel.
Das ganze erste Geschoß des ein Viereck bildenden Louvres, dessen vier Seiten den Hof einschließen, war den Industrieerzeugnissen eingeräumt. Sie füllten zweiundfünfzig größere und kleinere Säle aus. Die Anordnung, welche die Behörde sowohl zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Zuschauer als zur bequemen und gefahrlosen Aufstellung der Waren getroffen, war musterhaft. Unter dem östlichen Tore des Palastes waren zwei gegeneinander über befindliche Türen für den Eingang, unter dem westlichen Tore, ebenso, zwei für den Ausgang bestimmt; so daß die Kommenden und Gehenden nicht aufeinander stoßen und sich hindern konnten. Obzwar die Säle des ganzen Geschosses alle in Verbindung stehen

und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzukehren, so war doch, um den Strom der ungeheueren Menschenmenge zu teilen, die Einrichtung getroffen, daß man, in die Mitte der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabsteigen mußte, um von einer andern Seite wieder hinaufsteigend, die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Produkte waren längst der Wände aufgestellt, und durch starke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Über dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waren, die man hier zusammengestellt. Jeder Fabrikant hatte auch eine eigene Nummer, und diese Nummern und Klassifikationstafeln korrespondierten mit dem gedruckten systematisch eingerichteten Katalog. Die Verzierung der Warenbuden blieb den ästhetischen Grundsätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlassen, und hier zeigte sich überall die Gefallsucht und der gute Geschmack, welche den Franzosen so eigen sind. Sie hatten ihre Buden wie Tempelchen, wie Heiligenkapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unterbau ganz theatralisch ausgeschmückt. Kein Produkt war so schön, daß sie es nicht durch eine schickliche Umgebung noch zu verschönern wußten; keines war so unbedeutend, daß sie nicht verstanden, ihm durch eine gewisse Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eisernen Feilen, die man zu großen strahlenden Sonnen um einen Mittelpunkt vereinigt, war alles eingerichtet, die Sinne zu bestechen und das Urteil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das Verführerischte drapiert, und manche schöne unschuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Industrieausstellung dem *breiten*, zwei Tage dem *hohen* Publikum geöffnet. An diesem Tage nämlich konnte man nur vermittelst einer Einlaßkarte in den Louvre kommen. Zwar war es jedem

leicht, sich eine solche Karte zu verschaffen, bis die Zahl erschöpft war; indessen befleißigte sich die vornehme Welt, sich nur an diesen Galatagen im Louvre zu zeigen. Diese Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum so getroffen, um den rekonvaleszierenden Parisern nach und nach wieder Geschmack für aristokratische Kategorien beizubringen.

Eigentlich ist die Industrieaustellung bestimmt, *Muster* von neuen, von vervollkommneten oder solchen Waren zu vereinigen, die bei gleicher Güte sich durch wohlfeilen Preis auszeichnen. Eine Jury in jedem Departement entscheidet, was würdig sei, zur Ausstellung zu gelangen. Indessen soll sich dieses Mal die Jury nicht sehr anspruchsvoll bezeugt haben, so daß manches zur Preisbewerbung zugelassen wurde, was diese Ehre gar nicht verdiente. Auch hatte die oberste Verwaltungsbehörde den Präfekten sehr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements zu vermögen, daß sie ihre Erzeugnisse nicht bloß in eben zureichenden Mustern, sondern in ganzen Stücken und in Menge aufstellten. Auf diese Weise hat die Industrieausstellung, die bei weitem nicht so glänzend war, als es die vorige im Jahre 1819 gewesen, dennoch einen doppelt großen Raum eingenommen, und sie ist zur wahren Messe geworden. Die liberalen Blätter sagten, dieses sei geschehen, um der Aufmerksamkeit der Pariser, die man von dem spanischen Kriege abziehen wollte, ein breiteres Schauspiel zu geben, und auch um zu verbergen, welch einen nachteiligen Einfluß der Krieg auf Handel und Gewerbe gehabt. Ob jene ewigen Zänker recht haben oder nicht, daran ist nichts gelegen. Ist im prosaischenKlima unseres Weltteils Industrie die Wurzel der Freiheit, so ist es gleichgültig, ob die Hofgärtner für das Interesse des Tages oder für ein dauerndes, aus Eigennutz oder für das allgemeine Wohl das Obstbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der

Eingeweihte merkt auch hier die List des Himmels, spottet der betrogenen Betrüger und sagt dem Vertrauten leise und lächelnd ins Ohr: die Vorsehung fischt wieder im Trüben!
Daß die französischen Fabrikanten, welche an der Industrieausstellung teilgenommen, an Gewinnsucht und Eitelkeit miteinander gewetteifert haben werden, das läßt sich wohl denken. Auch ist es so leicht zu erklären als zu entschuldigen. Ist ein einzelner Mensch eitel, mag man es verzeihen; hat er Verdienste, wer gibt sich die Mühe, unsere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht selbst tun? Hat er keine Verdienste, dann läßt uns das die Güte der Natur mit Dank erkennen. Dem einen gibt sie bare Vorzüge, dem andern das Papiergeld der Einbildung, und so wird jeder zufriedengestellt. Ist aber ein Volk eitel, so ist das abgeschmackt und gar nicht zu entschuldigen; denn jenes Surrogates der guten Eigenschaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa gibt, das nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker überragte, und es braucht auch nicht der Herold seiner eigenen Verdienste zu sein, weil Neid und Eifersucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu stellen. Darum sind die Franzosen mit ihrer Nationaleitelkeit so unerträglich; darum sind ihre liberalen Schriftsteller, die diesen Nationalegoismus zu erhalten und zu verstärken suchen, so sehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Industrieausstellung haben sie bei jeder Gelegenheit auf die Geschmacklosigkeit der Engländer einen hämischen, auf die niedere Bedeutung deutschen Kunstfleißes einen stolzen Blick geworfen. Man könnte sie fragen: ist dieses Silbergeschirr geschmackvoller, weil es in London minder geschmackvoll verfertigt wird? Ist dieser Zeug besser, weil ihn die deutschen Fabrikanten nicht so gut zustande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben – nicht im Waffen-

frieden, den zu zerstören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; sondern im geselligen Frieden, wobei sich die Völker gegenseitig achten, ihre Vorzüge gegeneinander austauschen und ihre Mängel wechselseitig ergänzen – suchen die liberalen französischen Schriftsteller ihr Volk im Hochmute zu isolieren; und da ihnen hierbei kein böser Wille zuzuschreiben ist, sondern nur Unverstand, so möchte man sie lieber schon Vormittag als erst Nachmittag in ein Tollhaus sperren. Aber sie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einst in diesem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde sie die von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzosen benutzen, sie zu Eroberungen nach dem verhaßten England oder dem verachteten Deutschland zu führen, und das leichtsinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne und würde erst, nachdem es siegreich zurückgekommen, mit Schrekken gewahr werden, daß man unterdessen das Kartenhaus ihrer Konstitution tückisch umgeblasen!
Ehe ich zu dem einzelnen der Industrieausstellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet, zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darstellung dieses wichtigen Schauspieles gar viele Kenntnisse fehlen. Zu einer solchen gebührlichen Beschreibung müßte man das Fabrik- und Maschinenwesen verstehen; man müßte die verarbeiteten Naturprodukte kennen; mit dem innern Verbrauche und der Ausfuhr der Waren bekannt ist. Um der französischen Industrie in ihrer jetzigen Beschaffenheit den gehörigen Rang anzuweisen, dürfte auch einem die der übrigen Länder nicht fremd sein. Und gar viele Einsichten würden noch erfordert, die mir mangeln. Indessen beruhigt mich der Gedanke, daß eine solche gründliche nationalökonomische Darstellung zu einem Ernste führen würde, welche den Lesern, für welche diese Blätter bestimmt sind, nicht willkommen wäre. Ich werde von sol-

chen Dingen sprechen, die auch jedem andern auffallen würden – weil sie glänzen, weil sie schön sind, weil sie zu täglichem Gebrauche bestimmt, eine ungewöhnliche Form haben oder weil sie zu einem ungewöhnlichen Gebrauche bestimmt sind; von Dingen endlich, die man gern selbst besitzen oder lieben Freunden und Freundinnen schenken möchte, wenn man Geld genug hätte, sie zu kaufen. Wer aber die Industrieausstellung gesehen und nicht imstande war, sich manches Gefällige anzueignen, der durfte doch zwei kostbare Erfahrungen ganz unentgeltlich mitnehmen: wie vieles der Mensch nicht entbehren und wie vieles er entbehren kann.

1. Ternaux

Im Konzerte der Eitelkeit und der Gewinnsucht hat Ternaux ein Solo gespielt, und es gebührt ihm daher eine besondere Erwähnung. Da aber, was man nie vergessen darf, in Paris die Marktschreierei ganz geschwisterlich mit dem wahren Verdienste lebt, so soll zuvörderst von Ternaux' wahren Verdiensten gesprochen werden. Er ist der erste Fabrikant in Frankreich und beschäftigt zwölf Fabriken, zum Teil im Auslande, nämlich in Sedan, in Louviers, in Elboeuf, St. Quen, Reims, Aachen, Lüttich, Ensival und Paris. Ihm am meisten verdankt Frankreich die Vervollkommnung des Fabrikwesens seit dreißig Jahren, und er war der erste, der die hydraulischen Maschinen der Engländer einführte. Er war zweimal in diesem Lande, um dessen Fabriken kennenzulernen. Ternaux hat in St. Quen eine Experimentalwerkstätte (*atelier d'épreuves*), um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er verschwendet auf die Versuche zu neuen Stoffen jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und andern großen Städten hat er Handelshäuser errichtet, die sich nur mit dem Vertriebe seiner Produkte beschäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das

Glück vieler junger Leute begründe, welchen er seine Waren auf Kredit gäbe. Auf seinen Ländereien unterhält er große Herden von Merinoschafen und von jenen Ziegen, deren Haar den Stoff zu den Kaschmirs gibt und welche Ternaux zuerst aus Persien nach Frankreich gebracht. Ternaux' Kaschmirshawls werden sogar im Orient begehrt, und die Schönheiten des Serails in Konstantinopel, die indischen Bajaderen und die Frauen in Persien schmücken sich damit. Um von Ternaux' ausgedehnter und verständiger Industrie eine Vorstellung zu geben, wird erzählt, er habe in früherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Ware an der Douane konfisziert worden sei. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwischen Frankreich und England habe jeder Staat das Recht gehabt, diejenigen Waren zu konfiszieren, die von dem Einführer zwölf Prozent unter dem Preise angegeben würden. Ternaux habe aber bewiesen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis der wahre Verkaufspreis sei und daß er noch dreißig Prozent dabei gewinne. Dreimal habe Ternaux aus diesem Grunde eine Konfiskation seiner Einfuhr erlitten, und dreimal habe er den Prozeß gewonnen. ... Früher gab Ternaux zehntausend Arbeitsleuten Unterhalt; jetzt aber, wegen der unruhigen Zeit und der Vervollkommnung der Maschinen, beschäftigt er nur noch sechstausend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienst, *links* zu sein. Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu sein und nebenbei ungeheuer reich. Man ist dann im Besitze einer sehr romantisch gelegenen Zwickmühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barcelona und erquickt sich an Minas Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in seine Kassenstube und tröstet sich mit seinen Millionen. Auch zeigen die Pariser Handelsleute bei jedem kosmopolitischen Unglücke eine Seelenstärke, die sie den weisesten

Männern Griechenlands gleichstellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung und durchdrungen von Ehrfurcht, als ich am Tage, da man erfuhr, Cadix habe sich übergeben, einen liberalen Bankier besuchte und ihn so ruhig und gefaßt gefunden, daß er mit fester Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausstellung seiner Fabrikate, gleich den übrigen Fabrikanten, seinen Platz im Louvre. Ich muß unparteiisch bemerken, daß der angewiesene Raum wirklich eng war, und es mochte hierbei von seiten der Behörde eine jener kleinlichen Neckereien stattgefunden haben, die man sich im vorigen Jahre, bei Gelegenheit der Gemäldeausstellung, gegen Horace Vernet erlaubt hat. Dieser nämlich, weil er mit der *linken* Hand malt, konnte auch für seine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. Hier ist alles links oder rechts, und die Menschen werden, die beim jüngsten Gerichte, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten gestellt. Es lohnte sich wohl der Mühe, sich hinter einen aristokratischen und einen liberalen Kammerdiener zu stecken, um zu erfahren, ob ihre Herren, je nach ihrer politischen Gesinnung, auf der rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es ist nicht weniger zu bedenken, daß, wenn Ternaux auch einen zehnmal größeren Raum bekommen hätte, dieser doch für seine vielen und mannigfaltigen Fabrikate nicht ausgereicht haben würde. Es war also der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber Ternaux half ihm selbst ab, indem er in seiner eigenen Wohnung eine Privatausstellung veranstaltete und bei dieser Gelegenheit auch seine Waren im Detail und zum Fabrikpreise verkaufte. Die Ausstellung wurde von seinen Gegnern, ohne alle Rücksicht auf das Wörterbuch der französischen Akademie, eine *Contre-Exposition* genannt, dem Ausdrucke *Contre-Revolution* nachgebildet. Ternaux' Freunde erhoben dessen Aus-

stellung sehr und widmeten ihr in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vortrefflichkeit, die Wohlfeilheit seiner Waren. Unter andern bemerkten sie: Ternaux verkaufe seine feinsten Wollentücher zu 45 Fr. die Elle; die Schneider aber (es ist in Paris üblich, daß die Schneider zu den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern) ließen sich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die selbst für Schneider zu groß wäre. Als Ternaux die Lobrede seiner unverständigen Freunde gelesen, mochte er sehr erschrocken sein; denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmut, für den ein tuchhändlerisches Herz nie groß genug ist. Er übernahm also selbst die Verteidigung der Schneider; er sagte: die *Herren* Schneider wären die ehrlichsten Leute von der Welt, und wenn sie statt 45 Fr. 65 Fr. forderten, so habe das die und die Ursachen. Ternaux gebrauchte aber in seiner Schutzrede so zweideutige, so sophistische Wendungen, daß sie schwer zu fassen waren. Nur so viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jetzt zogen diese zu Felde, und zwar scharenweise, je nach ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Kaschmirhändler und die übrigen Ellenritter, alle in besondern Abteilungen. Sie sagten: Ternaux habe seine Privatexposition aus Eigennutz veranstaltet; denn er verkaufe im Detail und halte eine wahre Messe – ein Verfahren, das zu bezeichnen sie sich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, seit Anbeginn der Welt zwischen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, untersage jenen, ihre Waren im Ausschnitt zu verkaufen, und dieses Naturgesetz habe Ternaux schmählich verletzt. Ferner: wenn er *seine* besten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, so beweise das nur, daß er keine feinere zu höheren Preisen verfertige; andere Fabrikanten aber könnten daher nicht der Überteuerung beschuldigt werden, wenn

sie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. wert wären. Die Herrn Kaufleute mögen hierin ganz recht haben. Sie sagten weiter: Ternaux' Preise wären höher als die anderer Fabrikanten, und es sei ja eine bekannte Sache, daß die französischen Handelsleute sich aus Ternaux' Fabriken gar nicht versorgten und daß deren größter Absatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieser Behauptung läge darin, daß Ternaux sich imstande gesehen, in seiner Ausstellung für *zwei Millionen* Waren zusammenzuhäufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Bestellungen mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin scheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu sein. Ternaux erwiderte auf diese Beschuldigungen: nicht aus Gewinnsucht, sondern darum habe er seine Hausexposition veranstaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preisen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich nehme bei ihrer Ehrenpreisverteilung auf die Wohlfeilheit der Fabrikate Rücksicht; wie könne sie sich aber überzeugen, daß die Fabrikanten zu den ihren Mustern beigefügten Preisen wirklich verkauften, wenn sie es nicht machten, wie er es gemacht? Nur um die goldene Medaille sei es ihm zu tun gewesen. Die gegnerischen Handelsleute schlugen auch diese Entschuldigung zurück, und so wurden einige grause Federschlachten geliefert. Endlich taten die Ternaux den entscheidenden Schlag. Sie sagten: und wenn wir auch wirklich aus Gewinnsucht unsere Exposition veranstaltet – ist das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das jemand wehren? Das war sehr vernünftig gesprochen, und es ist hiergegen nichts zu bemerken, als daß sie so, wie sie geendigt, hätten anfangen sollen; der gerade Weg ist überall der beste.

Einiger der Fabrikate Ternaux', die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte oder ihres niedrigen Preises Aufmerksamkeit erregt, soll am gehörigen Orte Erwähnung geschehen.

2. Graphische Künste

Wie der Mensch das letzte Werk der bildenden Natur war, daß er alle in Steinen, Pflanzen und Tieren zerstreuten Sinne und Kräfte in sich vereinige und so über alles Erschaffene herrsche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort sei, wo sich ein Mensch befindet – so wurde von den Menschen die Buchdruckerkunst, die späteste unter den Künsten, erfunden, damit sie alle verteilten Bildungen der andern versammle und für sich allein darstelle. Darum gebührt ihr, wie überall, so auch hier der erste Platz. Sie ist die Erblichkeit aller hinterlassenen Güter und die wahre Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Sie ist die treue Leibwache der Völker und die aufrichtige Ratgeberin der Fürsten. Sie ist die Posaune des Weltgerichts, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenschaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künste je nach den schnellen oder langsamen Fortschritten, die sie seit ihrer Entstehung gemacht, so findet man, daß diejenigen am langsamsten fortgeschritten, die ein notwendiges Bedürfnis des Lebens erfüllten. So die Landwirtschaft und die Arzneikunst. Es erklärt sich dieses leicht. Jede Kunst, die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfnis abhilft, läßt dem, der sie ausübt, nicht die Zeit, auf ihre Vervollkommnung zu denken, und sie gibt ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein notwendiges Bedürfnis schweigt, so bald es für den Augenblick befriedigt ist. Diejenigen Künste nur, welche die Menschen zu ihrer Lust erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken, weil hier keine tägliche Anwendung zerstreut und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einschlä-

fert; denn jede Lust ist unersättlich. Auch die Buchdruckerkunst hat seit ihrer Erfindung keine bedeutende Fortschritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckklavier erfunden, das mit der Schnelle des Gedankens das Gedachte sogleich abdruckt, so hat das erst den Wunsch in uns erregt, was die Buchdruckerkunst noch werden möchte. Bis jetzt war sie nur eine Staatskunst, das will sagen, eine solche, die nur in einer geselligen Vereinigung der Menschen ausgeübt werden konnte, weil sie eine Verbindung mannigfacher Kräfte erforderte. Sie muß aber eine *persönliche* Kunst werden, eine, die jeder Mensch ohne fremde Hilfe, wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erst, und wenn der Jugend wie das Schreiben so auch das Drucken in den Schulen gelehrt würde, wäre diese Kunst eine königliche zu nennen, weil sie aus jedem Bürger einen König machte, der seine Gedanken ausschickte, daß sie in seinem Namen regieren mögen nach Würde und Kraft und Recht.

Die französische Typographie ist anerkannt der deutschen weit vorgeschritten. Diese ihre Überlegenheit erklärt sich, so viel das Technische der Kunst betrifft, leicht dadurch, daß sie, wie kein Handwerk und keine Kunst in Frankreich, nicht am Gängelbande der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im ägyptischen Deutschland geschieht, wo das Vorurteil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach seinem Absterben wenigstens einbalsamiert wird, damit es noch seine tausend Jahre räumlich fortbestehe und den Lebenden den Platz wegnehme. Das schwächere Wachstum der deutschen Buchdruckerkunst hat aber auch noch eine andere Ursache, die als eine sittlich gesellige von größerer Bedeutung ist. Es hängt nämlich mit der deutschen Volksbildung zusammen. Die wissenschaftliche Bildung der deutschen Gelehrten ist unstreitig größer und gründ-

licher als die der französischen. Wahrscheinlich ist mir auch, daß in Deutschland die wissenschaftliche Bildung verbreiteter ist als in Frankreich und daß sie tiefer zu den unteren Volksklassen hinabsteigt; doch kann wenigstens ich darüber nicht entscheiden, da ich die französischen Provinzen nicht kenne. Eines aber ist das Gewisseste: daß die gebildeten Klassen in Frankreich, diejenigen nämlich, die in der Mitte zwischen Gelehrten und Volk stehen, die Beamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker, gebildeter als in Deutschland sind. Sie lesen mehr, sammeln sich mehr Bücher, und dieses muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunst natürlich einen vorteilhaften Einfluß haben. Buchhändler und Buchdrucker müssen suchen dem Geschmacke reicher Leute zu schmeicheln und sich daher bemühen, ihr Gewerbe und ihre Kunst zu vervollkommnen. Es fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücherverzeichnissen, sonst würde ich vergleichen, wie sich die (Bände-)Zahl der jährlich in Frankreich erscheinenden Bücher zu der in Deutschland erscheinenden verhalte. Das *Journal de la librairie*, welches jede Woche in Paris herauskommt und worin in fortlaufenden Nummern alle in Frankreich erschienenen Werke verzeichnet stehen, ging den 15. November gegenwärtigen Jahres bis zur Nummer 4990. Rechnet man hierzu die noch fehlende Zeit bis zur Vollendung des Jahres und bringt man in Berechnung, daß von allen in Paris erscheinenden, aus mehreren Bänden bestehenden Werken wenigstens zwei Teile zugleich herauskommen, die aber unter einer Nummer stehen; weiß man, daß im vorigen Jahre für drei und ein halbe Million Franken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man hierzu, was in Paris selbst verbraucht worden und was in den Provinzen gedruckt wird – so hat man einen Maßstab, die französische Literatur nach ihrem arithmetischen Umfange mit der deutschen zu

vergleichen. Aber die Zahl der kostspieligen Werke, deren Absatz für die Bildung der reichen Volksklassen ein gutes Zeugnis ablegt, ist in Frankreich ungleich größer als in Deutschland. Gaus Reisebeschreibung von Nubien, welche in der Cottaschen Buchhandlung erscheint, ist, so viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, das seit einigen Jahren in Deutschland herausgegeben worden. Solche Werke aber erscheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen gerade vor mir liegenden Prospektus des Buchhändlers Masson in Paris sind folgende fünf Werke angekündigt: 1) Eine *„voyage pittoresque en Autriche“*. 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr., die bessere auf 900 Fr. 2) *„Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg“*. 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine 900 Fr. 3) Ein Buffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe 444, die beste 1905 Fr. 4) *„Les monuments de la France“*. 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 5) Die *Biographie universelle*, die nach ihrer Vollendung wenigstens aus 50 Bänden bestehen wird, kostet in der besten Auflage der Band 48 Fr., so daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu stehen kommen wird. Von diesem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges Exemplar auf feinem Pergament *(peau velin)* abziehen lassen, wovon der Band 600 Fr. kostet, das ganze Werk also 30 000 Fr. kosten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieser Summe drei Vierteile rein gewönne, so bliebe die Summe seiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß sich nicht denken ließe, er hätte diesen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei ist freilich auch zu bedenken, daß, während die deutschen Buchhändler bloß auf ihr Vermögen und ihren persönlichen Kredit beschränkt

sind, die französischen zu jeder kostspieligen Unternehmung Aktionärs und Kapitalien genug finden. Dieses ist aber weniger eine Ursache als eine Wirkung des größern Flors des Buchhandels, denn da ein Kapitalist in Paris schon im gewöhnlichen Geldhandel 8 bis 10 Prozent ganz sicher aus seinen Kapitalien zieht, so muß der Gewinn in literarischen Unternehmungen bei gleicher Sicherheit noch größer sein, wenn man seine Kapitalien daran setzt.

Den Kunstwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß sich hier die Didots vorteilhaft auszeichneten, läßt sich denken. Dieser ganzen Familie ist Kunstgenie erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 82 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuschendste nachgeahmt, zur Ausstellung gebracht. Firmin Didot ist zugleich Papierfabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftsteller. Er brauchte seine Tätigkeit nur noch bis zum negativen Pole der Literatur auszustrecken, nämlich bis zur Zensur, um nach einer Sündflut, er ganz allein, die literarische Welt wieder bevölkern zu können. Erst vor einigen Wochen hat er eine von ihm selbst gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Übersetzung von Virgils Hirtengedichte, die vor einigen Jahren erschien, sind die Worte zu lesen: „*Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur.*" Die Mitglieder der Familie Didot leben in Handwerksfeindschaft untereinander und führen in öffentlichen Druckschriften einen sehr häßlichen Neidkrieg. Heinrich und Julius Didot machen sich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchstaben wechselseitig streitig. Ein schöner Wetteifer, wer am meisten dazu beigetragen, die Menschen blind zu machen! Es ist mit solchem kleinen Drucke, in Deutschland wie in Frank-

reich, etwas sehr Trostloses, und die Polizei, die sich doch sonst um alles bekümmert, sollte eines ihrer hundert Augen auf diesen Gegenstand richten. Wenn in deutschen eleganten Blättern *comme il faut* die Korrespondenzartikel klein gedruckt werden, so ist hierbei nichts anders zu bedauern, als daß sie nicht noch kleiner gedruckt sind, damit es gar nicht möglich sei, sie zu lesen und darüber die Zeit zu verderben. Der deutschen Lesewelt, welcher zu Gefallen sich jene eleganten Zeitungen auf das fadeste parfümieren, muß man es gerade heraussagen, daß es ihrem Geschmacke zu keiner Ehre gereicht, wenn sie den deutschen Komödianten eine so lange und breite Aufmerksamkeit schenkt. Ein armer Schelm von Schauspieler, der nicht begabt oder nicht beliebt ist, muß auf seinen Kunstreisen durch jene hundert Blätter Spießruten laufen, und ganz zerfleischt kehrt er zu seiner Mutterbühne zurück. Beliebte Schauspieler aber ziehen, von Königsberg bis nach Wien, alle Tage unter Papier-Triumphbögen ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie sie hier den Peter, dort den Hans gespielt und wie oft und wie stark sie beklatscht worden. Solche Klatschberichte mögen immerfort klein gedruckt werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Konversationslexikon, sollte man kleinen Druck nicht verstatten, und würden die Bücher viermal teurer; denn es ist, national-ökonomisch betrachtet, immer noch besser, ein Volk ist geistig als körperlich blind. Man sollte typometrische Zensoren anstellen, die alles, was sie nicht verstehen, nämlich nicht lesen könnten, ausstreichen müßten.

Unter den Prachtwerken, welche Didot ausgestellt, bemerkt man auch Titelblatt und Vorrede des Boisseréschen Werkes über den Kölner Dom, das im Verlage der Cottaschen Buchhandlung erscheint und sich ganz herrlich ausnimmt. Es ist in deutscher Sprache und mit deutschen

Buchstaben gedruckt, und mit einem ganz eigenen Gefühle muß man sich bei diesem Anblicke gestehen, daß in Frankreich schöner Deutsch gedruckt wird als in Deutschland selbst. Von den mancherlei typographischen Kuriositäten, die zu sehen waren, will ich nur eines Testaments Ludwig XVI. gedenken, das, auf einen sehr großen Bogen und unter Glas und Rahmen zur Wandverzierung eingerichtet, mit *„caractères funèbres"* gedruckt war. Worin die typographische Traurigkeit eigentlich liegt, läßt sich nicht beschreiben; es ist aber wahr, der Druck hat einen wahren Leichengeruch. Unter den Schriftgießern zeichnete sich Mole der jüngere aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Griechischen, die man sich nicht schöner denken kann, hat er auch arabische und persische Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung des Orientalisten Langles verfertigte. Die Buchstaben sind so bestimmt, reinlich und heiter, daß sie das Verwirrende, mit welchem die Schrift einer fremden Sprache uns gewöhnlich erscheint, ganz verlieren und man sich sehr verwundert, daß man diese so deutliche Schrift dennoch nicht lesen könne. Didot hat die Modelle aller zur Papierfabrikation nötigen Maschinen ausgestellt, worunter auch die Maschine zur Verfertigung des Papieres von unendlicher Länge sich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die letztere hier schon im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landkarten, worunter auch auf Seide abgedruckte, ist zu gedenken. Die von Didot mit beweglichen Typen kenne ich nur aus andrer Beschreibung; ich habe sie übersehen. Sie werden sehr gelobt, und es soll ihnen, um an Brauchbarkeit den gestochenen Karten gleichzukommen, nur noch etwas an der Illumination fehlen.

Hier schließt sich die *Lithographie* an, deren Werke sich in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueste davon, was zur Ausstellung kam, ist großen-

teils schon im Stuttgarter Kunstblatte angezeigt und beurteilt worden. Lithographische Abdrücke in Ölfarben werden wohl in Deutschland auch schon bekannt sein. Honoré in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die Lithographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde ihm darüber ein Erfindungspatent erteilt. Alle mögliche technische Materialien zur Lithographie waren in großer Menge zu sehen: Pressen, Muster von lithographischen Steinen aus allen Gegenden Frankreichs. Senefelder zeigte seine bekannte tragbare Presse und sein Steinpapier. Dieses Erfinders der Lithographie wurde in den französischen Berichten über die Industrieausstellung kaum gedacht. Er erhielt nur ein Winkellob, das in einem Postskriptum nachhinkt, und auch dieses nur, um, wie jene Berichterstatter selbst sagen, „ihre Unparteilichkeit zu zeigen". Das ist eine schöne Gerechtigkeit, die sich zum Verdienste anrechnet, nicht alles Unrecht getan zu haben, was ihr freigestanden.
Ein *kalligraphisches* Werk fand großen Beifall, nämlich eine auf einem Imperialfoliobogen geschriebene französische Charte. Die Schrift gleicht dem schönsten Drucke, ist aber auch nicht schöner, so daß sie vom Drucke schwer zu unterscheiden ist. Der Verfertiger hat 101 Tag, täglich vier Stunden, auf das Werk verwendet, und er bemerkt: der ganze Hof habe diese Charte (nämlich die kalligraphische) mit Wohlgefallen betrachtet.
Auch die *Papierfabrikanten* hatten ihre Fabrikate zur Schau gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, ist das Papier, welches man gewöhnlich zu Briefen und zum konzipieren braucht, in Paris nicht besser und nicht wohlfeiler als in Deutschland. Das zum Drucke bestimmte Papier aber (Druckpapier darf es nicht genannt werden, weil solches, das man in Deutschland so nennt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigsten Preisen gesehen wird) ist anerkannt in Deutschland ge-

ringer und teurer als in Frankreich. Man möchte wohl wissen, woher das kömmt. An dem rohen Materiale zum Papiere fehlt es in Deutschland gewiß nicht*; welche andere Verhältnisse sind es also, die dort auf diesen wichtigen Zweig der Industrie nachteilig einwirken? Die deutschen Fabriken sind nicht einmal imstande, den nötigen Bedarf zu liefern, und obzwar aus Frankreich und der Schweiz viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutschen Buchhändler klagen, daß sie beim Drucke ihrer Werke oft durch Mangel an Papier aufgehalten würden. Sollte dort wohl der starke Kanzleiverbrauch am Papiermangel schuld sein? Dieses ist wohl möglich, ja es ist wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß ein verwickelter Kriminalprozeß, der in Frankreich innerhalb drei Monate geendigt wird, in Deutschland erst nach drei Jahren zur Entscheidung kömmt und daß dort Papier und Zeit, Schreiben und Leben synonyme Wörter sind .... Unter den übrigen ausgestellten *Schreibmaterialien* bemerkte man eine Sammlung Siegellacke von allen möglichen Farben, weißes sogar. Diese Produkte müssen wohl ihren Wert haben und Aufmunterung verdienen, da deren Fabrikant bei der vorletzten Ausstellung die Ehrenmedaille bekommen hat. Dann sah man durchsichtiges Siegellack, das zur Versiegelung von Flüssigkeiten, die man gegen Verfälschung sichern will, empfohlen wurde, durchsichtige Oblaten, und Oblaten *„à camées"*. Nämlich auf länglichtrunden Oblaten aller Farben sind weiße erhabene Figuren kameenartig angebracht. Diese werden nicht unter, sondern auf dem Papier geklebt. Eine schöne Erfindung! Bei der großen Mannigfaltigkeit von antiken Kameen, die zu Abgüssen benutzt werden können, wird sich für

* Später erfuhr ich, daß es doch wirklich so sei und es in Deutschland an feinen, vornehmen Lumpen fehle – worüber ich mich sehr wunderte.

gemütliche Briefe immer eine entsprechende Figur finden, das Herz des Empfängers auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man eine Schachtel solcher Oblaten, die vom Sonntage bis zum Sonnabende der Liebe und überhaupt für alle schönen Verhältnisse des Lebens ausreichen.

Endlich ist hier der *Buchbinder*arbeiten mit dem größten Lobe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Geschmack und gelegentlich auch Pracht des Einbandes findet sich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetste Buchbinder in Paris, hat in dieser letzten, wie in der vorigen Exposition eine Medaille erhalten Die Preise des Einbandes steigen von 30 Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die schwache Neigung für Bücher, die man in Deutschland unter manchen Menschenklassen findet, zu verstärken, wenn die Buchbinderei, die sich dort in einem sehr schlechten Zustande befindet, verbessert würde. Es wäre aber sehr leicht, eine solche Vervollkommnung herbeizuführen, indem man die deutschen Buchbindergesellen veranlasse, ihr Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutscher Buchhändler hat mir erzählt, daß er einen der letzten Teile des Konversationslexikons, dessen frühere Teile er gebunden aus Deutschland mitgebracht, hier gleichförmig habe wollen binden lassen, aber nur mit der größten Mühe einen deutschen Winkelbuchbinder ausfindig gemacht habe, der es *verstanden*, jene schlechten Muster treu nachzuahmen.

3. Mechanische Künste

Eine große Menge, teils ausgeführter, teils modellierter landwirtschaftlichen Werkzeuge bringen demjenigen, der in solchen Dingen keine nähere Kenntnis hat, wenigstens den Gedanken bei, daß die notwendigsten Ackerbaugerätschaften wohl keiner Vervollkommnung fähig sein

mögen, da der Pflug aus den Zeiten Hesiods und Virgils dem heutigen fast ganz gleich kam. Eine Handmühle, mit welcher eine Person in jeder Stunde zwanzig Litres Getreide mahlen kann, schien mir das Werk verbesserter Einrichtung zu sein. Sie kostet 200 Franken; und eine für zwei Personen, die stündlich vierzig Litres mahlt, kostet 300 Franken. Feuerspritzen, sonstige Löschgerätschaften wie auch sehr zweckmäßige Rettungsmaschinen waren in Menge zu sehen; doch habe ich unter letztern keine bemerkt, die nicht in Deutschland auch schon bekannt, wenigstens vom Hauptmann Neander in Berlin in Vorschlag gebracht worden wären. Nur war hier deren Gebrauch anschaulicher gemacht, da sie mit dem Modell eines Hauses in Verbindung gesetzt waren ... Wer Schneiders griechisches Lexikon besitzt, kann sich erklären, was „*voiture ologyre*" heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Kenntnis der griechischen Sprache sehr viele ausgestellte Sachen gar nicht verstehen konnte. Das Modell zu einem Transportwagen für Findelkinder machte einen rührenden Eindruck. In einem langen bedeckten, mit Windladen versehenen Wagen waren zwei Reihen Hängematten von Packleinewand, denen in Seeschiffen gleich, angebracht und zur Aufnahme der armen Würmchen bestimmt. Es ist nämlich zu wissen, daß in Paris, wo alles im Großen und fabrikmäßig getrieben wird, eigene Postwagen für Ammen und Findelkinder eingeführt sind, die täglich zur bestimmten Stunde abfahren und welchen man auf den Landstraßen oft begegnet . . . Das Modell einer Normalküche war appetitlich anzusehen. Nicht weniger als funfzig Speisen können darin gleichzeitig gekocht werden . . . Ein anderes Modell zu einem Amphitheater für chirurgische Operationen war nach einer vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauspieler auf solchen Bühnen nicht völlig zufriedenstellen: aber für die Bequemlichkeit der Zu-

schauer ist auf das beste gesorgt. – Das neuerfundene „*Instrument destiné à remplacer les sangsues*“ kenne ich nur aus der gedruckten Anzeige. Wenn es seine Bestimmung erfüllt, ist es von national-ökonomischer Wichtigkeit und kann, allgemein eingeführt, große Ersparnisse in den Staats- und Privathaushaltungen bewirken.
Der rühmlichst bekannte Mälzl aus Wien, k. k. österreichischer Hofmechaniker, der seit mehreren Jahren in Paris lebt und durch seine Metronomen mit deutscher Beharrlichkeit dafür sorgt, daß die Franzosen im gehörigen Takte bleiben, hat nicht bloß diese seine bekannten Taktmesser, sondern auch weibliche Puppen zur Schau gestellt, die jede unter einer Glasglocke still und bescheiden auf kleinen Stühlchen sitzen und in verschiedenen Landestrachten gar herrlich geputzt sind. Aber nicht bloß in ihren schönen Gesichtern und Kleidern besteht ihr Wert, sondern darin, daß sie sprechen können. Sie können *ja* und *nein* ganz hörbar sagen. Die Franzosen machten sich über diese Wortkargheit lustig und wollen daraus auf eine gewisse Geistesarmut schließen; aber die leichtsinnigen Spötter vergessen, daß selbst den geistreichsten Staatsmännern, welche die größten Dinge zustande bringen, es selten gelingt, ja oder nein deutlich auszusprechen. – Bedeutender als jene weiblichen Puppen ist ein männliches Puppenspiel, das einer der ersten Pariser Mechaniker verfertigt hat; nämlich ein vollständiges Regiment französischer Lanzenreuter, die mit Pferden und Waffen alle Bewegungen der menschlichen Lanziers machen und deren Trompeter ganz gehörig dazu blasen. Der kleine Herzog von Bordeaux hat dieses Spiel am vorigen Weihnachtsfeste von seinem königlichen Großonkel zum Geschenke erhalten, und der Hof war so gefällig, es zum Vergnügen des Publikums in die Exposition zu schicken. Unglücklicherweise aber habe ich das Kunstwerk nicht in Tätigkeit gesehen, denn es

war immerfort von einer solchen Menschenmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe ich das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maschinen Menschen macht, so tröste ich mich damit, daß ich schon ein größeres Wunder gesehen.
Von den vielen ausgestellten *Uhren* will ich nur zwei erwähnen. Das Werk der einen war in einem von vergoldeter Bronze schön skulptierten Blumenkorbe ganz versteckt, und die jezeitige Stundenzahl zeigte sich im Kelch einer halbgeöffneten Rose. Deutsche Bonbonsdevisen versichern: „Zeit bringt Rosen"; hier aber sind es Rosen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk ist sehr künstreich in einem zollangen Zeiger angebracht, so daß der Zeiger sich selbst treibt. Dieser Uhrzeiger oder diese Zeigeruhr kann, ohne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welcher man ein Zifferblatt malt, angebracht und davon wieder abgenommen werden. Schon im vorigen Winter sah man diesen Uhrzeiger an einer Spiegelfläche der französischen Oper, auf welcher man den Stundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt sowohl Stunden als Minuten und ist von überraschender Wirkung. – Wer in seinem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten will, der konnte sich in der Exposition Planetarien nach Belieben auswählen. Man sah sehr große von Holz und auch kleine, zierlich von Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Penduleglocke bergen konnte. Mehrere astronomische Uhren versprachen viel; wer nur die Geduld hätte, abzuwarten, ob sie Wort halten! Sie wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunden, Minuten, Sekunden, den Wechsel der Jahreszeiten, den Lauf des Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und ein Zeiger übernahm sogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jahre den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgestellten *Schlosserarbeiten* zeigen, daß dieser Zweig der Industrie in Paris zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Man sieht die schönsten und zweckmäßigsten Werke, und das Eisen ist so vortrefflich poliert, daß man es mit Stahl verwechseln könnte. An hundert Arten von Sicherheitsschlössern hat der Argwohn allen seinen Witz verschwendet. Schön und kostbar verzierte Geldkoffer möchte man wieder in andere Koffer einschließen, um sie reinlich zu haben. Eiserne Fingerringe gegen Migräne und zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutschen unter dem Namen *Gichtringe* längst bekannt, wurden hier als eine neue Erfindung angepriesen. Bratspieße, die sich „nach kosmischen Gesetzen" bewegen, sind so nährend als belehrend. In einem von kostbarem Holze verfertigten Kasten sah man eine vollständige Sammlung aller für Schlosser nötigen Handwerkszeuge, auf das Zierlichste gearbeitet. Auf einer messingnen Platte las man die Worte eingegraben: *„offert au roi pour le duc de Bordeaux."* Wem fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schlosserarbeiten eine so leidenschaftliche Liebhaberei hatte? Daher ist es wahrscheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

In den Zimmern, welche die mechanischen Werke ausfüllten, sah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundrisse zu Bauwerken, die teils wegen der Wunderlichkeit des Plans, teils darum einen komischen Eindruck machten, weil die unglücklichen Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführen. Der eine wollte schon unter Ludwig XVI. eine Brücke bauen; da trat die Revolution dazwischen. Ein anderer wollte während der Revolution einen Tempel bauen; da kam die Usurpation und verhinderte. Ein dritter wollte während der Usurpation ein Theater aufführen; da sprach die Restauration: Halt! – und so wurde den armen Schel-

men, so oft sie in den Tempel des Ruhmes eintreten wollten, die Türe vor der Nase zugeschlagen. Unter andern war das Modell einer Säule zu sehen, die ein Baukünstler zum Denkmale an die Rückkehr Ludwigs XVIII. in Vorschlag brachte. Die Säule war der auf dem Vendômeplatze gleich; nur hatte der Künstler die Neuerung angebracht, daß sie von ebenso vielen Fenstern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrochen werden sollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauersteine übriggeblieben wäre. Diese Glassäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet sehen, wo der unter Napoleon begonnene und unvollendet gelassene *Arc de Triomphe de l'Etoile* steht, den man, Platz zu gewinnen, niederreißen sollte. Napoleon hatte diesen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee bestimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu lassen. Kaum hatte jener Baukünstler sein Modell aufgestellt, als im Moniteur eine königliche Verordnung erschien, welche den *Arc de Triomphe de l'Etoile* auszubauen befahl. Es ist nämlich nach Beendigung des spanischen Krieges beschlossen worden, das siegreiche französische Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherrn und Oberoffiziere betrifft, die wußten, was sie taten, *klassisch* — mit Orden, Beförderungen, Dotationen und andern soliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, bloß körperlich in das Feuer gegangen, *romantisch* – indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumphpforte in die Stadt Paris einzuziehen. Den armen Planmacher also hat das neckische Schicksal wiederum geprellt.

4. KLEIDUNGSSTOFFE, KLEIDUNGSSTÜCKE UND PUTZWAREN

Bei den alten Spartanern waren Könige, Magistratspersonen und die Bürger der niedrigsten Stände auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedekkung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unsern Nachtmützen glich; doch *schläferig* waren sie nicht, jene Spartaner! Man hätte wohl gewünscht, bei seinen Besuchen im Louvre ein solcher spartanischer Mensch zu sein, um sich umso stärker verwundern zu können und alle die Herrlichkeiten mit so größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige Leonidas und Agesilaus dort vor hundert Dingen überrascht stehengeblieben, an welchen jetzt selbst der ärmste Schelm mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Üppigkeit in Kleidungen zu eifern; aber mich schreckt ein französischer Schriftsteller, der neulich die Gegner des Luxus *„les Jansénistes de la fabrication"* gescholten. Einen guten Flötenspieler hat man vor einigen Tagen *„le Racine de la flûte"* genannt, und aus diesen zwei Beispielen kann man sehen, daß wir Deutsche auf unsere *gefrorene Musik* gar nicht stolz zu sein brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geschienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich nach der Art ihrer Grundstoffe einzuteilen; es herrscht aber an sehr vielen eine so verwegene Mischung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren, die Mesalliancen zwischen Kette und Einschlag sind so häufig, daß eine Absonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es ist bequemer, jene Zeuge am menschlichen Körper selbst zu betrachten — an diesem Sammelplatze ihrer Bestimmung, an diesem Abgrunde aller erschaffenen Dinge, an

diesem reißenden Tiere, das, schlimmer als der Wolf, das Schaf mit der Wolle verzehrt. Gegen die logische und anatomische Einteilung des Fabrikwesens in Kopf, Leib und Fuß wird niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, sollen diese in einem besonderen Kapitel abgehandelt werden. Es geschieht so, um das religiöse Gefühl der Weiber zu schonen, welche die französischen Shawls nicht zu den irdischen Dingen zählen, sondern zu den himmlischen.

Kleidungsstoffe. – Die Franzosen haben es noch nicht dahin gebracht, die französische Wolle besser als die sächsische zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend ist nur, daß sie, ohne alle Rücksicht auf den Rheinbund und auf den Deutschen Bund, die sächsische Wolle immer noch „*laine électorale*" nennen und daß sie sagen: „*les laines des troupeaux de l'Électeur*", als wären alle sächsischen Schafe Eigentum des Landesfürsten... Feine deutsche Herren, welchen das Tuch in Deutschland nicht teuer genug ist, können sich in Paris blaues Tuch zu 90 Fr. und schwarzen Kasemir zu 34 Fr. die (französische) Elle kaufen... „*Etoffes écossaises à carreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie; elles sont d'ailleurs légères et solides.*" Dieses Zeug benutzen Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scottschen Romane werden ihn zu schätzen wissen... „*Drap mousseline*", ist wegen seiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich... Spitzengarn aus *phormium tenax*, einer in Neuseeland einheimischen Leimpflanze bereitet, ist ein neues Fabrikat... Ein Atlaszeug, auf der einen Seite weiß, auf der Kehrseite rosenrot, hat mich frappiert. Da die Farben nicht durchscheinen und sich nicht wechselseitig nuancieren, muß diese Zweideutigkeit nur gemacht worden sein, um den Launen des Windes zu schmeicheln. ... Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Gar-

nierung für Frauenmäntel, sind teurer als Pelz, also auch schöner... Köchlin aus Mühlhausen, der erste Kattunfabrikant in Frankreich, hat – *nichts* zur Ausstellung gebracht. Der Chef des Hauses sitzt seit sechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er ein Fabrikgeheimnis der geheimen Polizei verraten.

Kopfbedeckungen. – Die notwendigste, schönste und wohlfeilste Kopfbedeckung bilden die Haare. Wem die Natur diese Gabe versagt, oder wer sie verlebt oder verscherzt, der muß zu *Perücken* seine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren sie in Menge und Mannigfaltigkeit zu finden. Oberflächliche Beobachter, die nicht nachdenken, mußten sich gewundert haben, dort eine so große Zahl Friseurs zu sehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner nationalökonomischen Wichtigkeit ist und die mit ihrer breiten, marktschreierischen und prunkenden Ausstellung andern Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publizisten aber wußten uns das zu erklären. Die Pariser Haarkünstler nämlich sind nicht in der großen Welt, aber in der hohen sehr beliebt wegen ihrer musterhaften Gesinnung. Frau von Staël hat in ihrem vortrefflichen Werke über die französische Revolution zu bemerken vergessen, daß bei der Bestürmung der Bastille sich nicht ein einziger Friseur befunden. Damals kamen mit den Brutusherzen auch die Brutusköpfe auf, welchen die Perückenmacher nicht gewogen sein konnten, und sie sind daher immer treue Anhänger des Zopfregimes geblieben. Die Pariser Friseurs sind noch aus einem anderen Grunde beliebt. Sie kommen in alle Häuser und Familien, und zwar in den echt kritischen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei diesen und jenen Zunge und Herz im Negligé findet; sie erfahren also viel; sie wissen also viel zu erzählen; sie sind also angenehme Gesellschafter; sie wissen sich also bei allen bedeutenden Männern ein-

zuschmeicheln, welchen, ihrer anstrengenden Berufsgeschäfte wegen, jede Zerstreuung eine Wohltat ist; sie wurden also von der Polizei, die in Frankreich wie überall die Regierung regiert, begünstigt; sie konnten sich also im Louvre nach Wunsch ansiedeln und ihre Waren breit auskramen. Darunter sah man: *Perruques pylogènes*, für Professoren der Philologie bestimmt; *perruques imperméables*, für solche beschäftigte Männer, die von lästigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden wollten. Des Haarkünstlers *Allix* müssen wir mit Auszeichnung gedenken. Dieser würdige Mann schmückt die Köpfe nicht bloß von außen, sondern auch von innen; er ist Philosoph, Arzt und Naturforscher. Es gibt nichts Belehrenderes als den Prospektus, den er austeilt. Nachdem er die Geschichte der Perücken mit philosophischem Geiste abgehandelt, sagt er: „Es gibt sehr viele Männer, welchen Perücken nottun, die aber dennoch lieber, als sie solche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungestüme der rauhesten Witterung preisgeben; denn die auf hergebrachte Weise verfertigten Perücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängstigung. Ich habe hundert Versuche gemacht, wie diese Reizbarkeit zu schonen sei, ich habe nach dem Beispiele des berühmten Michalon Gipsköpfe gegossen und ihnen meine Perücken angepaßt – doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu studieren. Ich muß gestehen, daß die Vorstellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte; aber ich dachte an die leidende Menschheit und überwand meinen Abscheu. Die Schläfe ist derjenige Teil des Kopfes, den ich mit der größten Sorgfalt untersucht habe; ihre äußerst große Empfindlichkeit machte mich stutzen." Herr Allix erzählt nun, wie ihn der Lauf der Schläfarterien und Venen belehrt habe, daß der Druck der Perükken auf diese Stellen die Kongestionen nach dem Kopfe

verursachte; er habe durch ein neues Verfahren diesem Mißstande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt der Haarkräusler fort: „Ich will jetzt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier studiert.“ Diese folgt im Prospektus in sechs Kapiteln: *Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal; de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale...* Wer durchaus in den Tartarus will, der tut wohl, sich französischen Spitzbuben anzuschließen; ich kann mir nicht denken, daß diese viel zu leiden haben werden. Sie sind so lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos selbst wird lachen müssen.

Von andern Kopfbedeckungen sind der Herrenhüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der *chapeaux imperméables en tissu de soie* und der türkischen Mützen. Letztere werden hier als etwas Neues angepriesen; aber in Wien sind sie wie noch viele andere türkische Artikel schon längst Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fischbein, das Schönste, was sich in dieser Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze sind bekannt. Von diesen Blumen werden in Paris von zweitausend Menschen jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Amerika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern schien mir ein allzu wilder Schmuck.

Leibbedeckungen. – Roben von „*tissu circulaire*“ waren eine auffallende Erscheinung. Sie haben keine Naht und gehen aus den rauhen Händen des Webers ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenschneidern! Nur noch zwei Schritte auf diesem Wege, und ihre ganze Kunst ist entbehrlich geworden... Die Korsetts der Madame Meier gewannen sich tausend freundliche Blicke. Sie hätten so viel „*grâce*“, diese Korsetts, sagten sie; und dann lächelten sie und schwiegen... Ternaux lieferte wollene Jupons ohne Naht

von „*tricot circulaire*". Sie kosten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch sprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Weberstuhl webt in jeder Minute 10920 Maschen an diesem Zeuge... Spitzen und Blonden sah man, daß einen die Augen übergingen. Blonden, *viermal gewaschen*, erschienen so jung und frisch wie Hebe, wenn sie aus dem Bade steigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur in einem Glashause war ganz in Spitzen gekleidet. Sie saß auf einem Stuhle, rührte sich nicht und sprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzigtausend Franken wert, und sie wurde beneidet... Stammler von Straßburg verfertigt Herrnwesten von Metallgespinst, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maschen sind sehr eng, und Amor muß sich spitzere Pfeile schmieden lassen, will er ein so umpanzertes Herz verwunden.

Fußbedeckungen. – Die unglücklichen Pariser Frauen sind verdammt, an den Festtagen der Eitelkeit in Spitzenstrümpfen zu erscheinen, die nichts anderes sind als eine künstliche Epidermis. In unserem Vaterlande sind Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herrn tragen schwarzseidene durchbrochene Strümpfe, daß man sich schämt, solch einem seidnen Geschlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariser bilden sich ein, sie wohnten unter einem südlichen Himmel, und sie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmsten Häuser, sind mit Stein gepflastert, in den Schlafzimmern selbst vieler reichen Leute findet man keine Federdecken, und zarte junge Herren, die im geheimen frieren, schlafen wie Krieger im Feldlager unter ihren Mänteln. Deutsche Reisende in Paris, die jenen Ausweg noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüsse gefroren, man gibt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten sie den Vesuv im Leibe. Die erwähnten Bettsocken, die ihre Wärme sympathetisch

weiter verbreiten, sind daher eine sehr wohltätige Erfindung... Strümpfe aus Kaschmirgewebe habe ich zu sehen und zu betasten versäumt. . . *Bas jarretières*, so genannt, „*parceque ces bas ceignent la jambe jusqu'au dessus du mollet, où ils sont retenus par la seule force de l'éstaticité de la maille*“, sind gesunde Strümpfe. Gut ist es aber doch, daß man diese Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in seiner Machtvollkommenheit gerufen: *Hony soit qui mal y pense!* kein Kniebandorden wäre entstanden, und – hundert unbelohnte Tugenden gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchlerische Kunst, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, ist in Paris zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Ihr dürft es einem unparteiischen deutschen Manne glauben: die deutschen Schuhe, auch die besten, können sich selbst mit den gewöhnlichen Parisern nicht vergleichen. Die letztern haben einen Schmelz, einen Anhauch, ein Etwas, ein Nichts – nur der Pinsel eines Malers könnte das anschaulich machen. Frauenzimmer, wenn sie über die schmutzige Straße gehen, schnallen unter die Schuhe „*socques articulés*“ an, auch „*Sous-chaussures imperméables et flexibles*“ genannt. Es ist eine hölzerne, aus mehreren Teilen bestehende Sohle, deren Glieder von zarten messingnen Bändern zusammengehalten werden. Man muß aber behutsam damit auftreten, denn der kleinste Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren... Bei nassem Wetter trägt man *souliers imperméables*, die kein Wasser durchlassen. Wären Sie, liebe Leserin, eine Stunde nach der Sündflut vom Berge Ararat hinab in die Ebene spazieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten Sie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Wasser gefüllt? Schon drei Wochen schwimmt

ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und, fühlen Sie selbst, er ist nicht im mindesten feucht geworden! Ich hatte das süße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu stehen. Fünfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritisch untersucht und fünf Minuten darum gefeilscht. Die Dame fragte nach dem Preise. Zehn Franken, sagte Herr Jabot. „In einem anderen Laden – erwiderte die Dame – wurden mir impermeable Schuhe für sechs Franken angeboten." ... Ihr habt noch nie eine Löwin gesehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wut habt ihr in tausend Gedichten beschrieben gelesen. So wie jene Löwin zeigte sich Herr Jabot, als ihm gesagt worden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. „*Comment?* – rief er aus – *Ceux qui vous disent que ce sont des souliers imperméables, sont des charlatans; il n'y a que mois dans l'Europe qui fait de ces souliers; c'est de mon invention, car il faut être chimiste, et vous savez que les cordonniers ne le sont guère.*" So sprach der Schuhmacher Jabot!

5. SHAWLS. KASCHMIRS

Im Saale voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen!

Nicht euch ruf ich an, ihr Musen; denn ihr erhört die Gebete nicht, die man erst in der Bedrängnis an euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Kaschmirs immer verschlossen; immer ging ich mit trocknen Augen, trägem Blute und matten Atemzügen an ihnen vorüber, und darum ist jetzt, da ich sie preisen möchte, mein Herz leerer als eine Zisterne in heißen Tagen, und meine Zunge ist eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannst du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannst du mir Jugend, Schönheit und Leichtsinn geben – so tue

es! Doch du kannst es nicht; dein Stab ist gebrochen, und du auch hinkst an der Krücke des Gesetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichsten Wesen der Schöpfung statistisch zu sprechen und so trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Hast du aber ein Herz, liebe Leserin, nicht bloß für deine eigene Lust, sondern auch für anderer Not, so wirst du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Kaschmir, den du trägst, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen – nenne sie Ceres; denn sie ist es, die den Hungrigen Brot gibt.

Erst vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Kaschmirs zu verfertigen, und in so kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, diese Arbeiten an Güte den orientalischen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß sich die Kaschmirziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang spinnt die Kaschmirhaare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner als das asiatische Gespinst, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Gespinst 109250 Ellen. Isot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Kaschmirshawls um 30 Prozent wohlfeiler als die asiatischen, und sie erbieten sich, wenn man ihnen die Hälfte eines indischen Shawls gibt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterschied merken solle. Ajac von Lyon verfertigt seit 1815 Shawls von Flockseide, den Kaschmirs mit großer Täuschung nachgeahmt. Dieser Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig so ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300000 Fr. Flockseide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beschäftigt und jährlich für 1200000 Fr. Waren verkauft, deren größter Teil in das Ausland geht. Die Fabrikation der flockseidnen Shawls ist in acht Jahren so schnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lyon allein

4000 Arbeiter dazu beschäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich für 5400000 Fr. Waren liefern. – Vielleicht fragst du mich, kaschmir- und wißbegierige Leserin, warum wir Deutsche nicht auch so schöne Sachen verfertigen können wie die Franzosen? Ich will dir erklären, woher das kommt. Dumme Leute haben das Glück, und die Franzosen sind dumm. Denk dir nur, liebes Kind, dieses Volk ist noch so ungebildet, daß es nicht einmal Zünfte und eine Zensur hat; so roh, daß unter ihnen Leute ohne alle Herkunft Minister werden können; so dumm, daß sie die wichtigsten Prozesse öffentlich verhandeln, eine Jury haben und sogar – ich lüge nicht, Mädchen – Juden mit Bürgerrechten! Dieses Volk ist so einfältig und in den ernsthaftesten Dingen so leichtsinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger als vier Monaten aburteilt, da doch die gelehrtesten Juristen anderer Völker darin übereinstimmen, daß man nur zur gründlichen Untersuchung einer erstochenen Fledermaus wenigstens vier Jahre brauche. Aber die dummen Franzosen haben das Glück und werden reich, während andere verständige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichsten ist: die Franzosen haben ihre Kaschmirs und tausend andere schöne Sachen nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis es dunkel ward, mußten diese geplagten Leute die Welt erobern! Aber was kümmert dich das? Sei froh, Mädchen, daß du kein Mann bist und an nichts anderes zu denken brauchst, als wie du jeden Abend deinen Kaschmir genau in die alten Falten zusammenzulegen hast.

Ternaux' scharlachrote Kaschmirs *à la Sylla* – (so genannt, weil Talma als Sylla in der Tragödie gleichen Namens zum ersten Male einen solchen trug) – sind sehr schön und viel besser als der Sylla Roms und Jouys. Ternaux hat einen Kaschmir ausgehängt, der 5000 Fr.

kostet. Ich konnte ihn nicht zu sehen bekommen, weil er sechs Wochen lang, vom Morgen bis Abend, von andächtigen Zuschauerinnen umstellt war. Einen anderen Kaschmir des nämlichen Fabrikanten habe ich gesehen, der aber nur 1500 Fr. kostet. Er ist weiß, hat eine einfache Bordüre und ist so wenig glänzend, daß ihn gewiß keiner kaufen würde, wenn er wohlfeiler wäre; solchen Dingen gibt der Preis den Wert. Ein schönes Kind von vierzehn Jahren, das ich begleitete, nahm den Kaschmir in die Hand, wog ihn und rief: „Wie leicht! ach wie leicht!" – „Leicht?" erwiderte ich. „Nein, gutes Kind, er ist nicht leicht, er ist sehr schwer. Versuch es, stell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nimm eine Waage in die Hand, lege in die eine Schale diesen Kaschmir, in die andere Tugend, Schönheit, Treue, häusliches Glück, Mutterliebe und alle die andern Gewichte, die das Räderwerk des Menschenlebens hemmen oder in Bewegung setzen — und du wirst sehen, wie schwer der Shawl ist!" Das liebe Kind verstand mich nicht. Möchtest du das nie verstehen lernen, Amalie!

6. MÖBEL. ZIMMERVERZIERUNGEN

Die schönsten Tischlerarbeiten hat, allgemein anerkannt, *Werner* geliefert, ein Deutscher. Wie die Katzen sind die französischen Berichte um diesen heißen Brei herumgegangen. Leugnen konnten sie nicht, daß ein Ausländer die Franzosen übertroffen; aber eingestanden haben sie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werner wäre seit einigen Jahren in Paris etabliert, in dieser allgemeinen Kunstschule Europens, die jeder besuchen müsse, der sein Talent ausbilden wolle. So schwer fällt es diesen Menschen, einem ausländischen Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und so leicht machen es die verrückten Liberalen denen, welchen daran gelegen

ist, die profane Allianz zwischen Volk und Volk, vor der man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle seine Möbel von französischem Holze, von Esche, Pappel, Ulme, Erle, Ahorn und Zitronenholz aus der Provence. Dieses macht sie aber darum teurer als die von ausländischem Holze verfertigten, weil bei den letztern es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des kostbaren zu belegen, das französische Holz aber sich zu solcher Plattierung nicht eignet und man daher genötigt ist, die Möbel ganz von diesem Holze zu machen. Werner muß wohl auch außer Frankreich vorteilhaft bekannt sein, denn er arbeitet für den russischen und den bayerischen Hof.

Ein Pariser Tischler ließ sich beifallen, einen Lehnstuhl im Geschmacke des Mittelalters zu verfertigen. Dessen Grundbau ist von Acajou, Eben- und Zitronenholz zusammengesetzt, und an der Lehne sind nicht weniger als 2587 Stücke Perlmutter in verschiedenen launischen Bildungen eingelegt. Der Sitz ist mit silbergesticktem Samt überzogen. Dieser Sessel ist freilich sehr geschmacklos; aber die Kritik hat das ihrige getan, wenn sie den verdienten Tadel ausgesprochen. Doch die Pariser Liberalen sind über diesen Feudalstuhl vor Wut außer sich gekommen. Wie einst Nicolai überall Jesuiten roch, so riechen die Liberalen überall die Contrerevolution. Sie sahen mit prophetischem Geiste in jenem Sessel einen absoluten König sitzen. Das mit Lilien umkränzte gestickte H. bestärkte sie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tischler hart zu Leibe und fragten den armen verblüfften Mann: „Was soll dieser Stuhl? Für wen ist dieser Stuhl? Ist er für den König Dagobert oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich, Mensch! Heraus mit der Sprache!" ... Lacht Freunde; aber lacht euch nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die *weisen* Narren. Im verflossenen Winter

ërnahm man bei Nacht in einem entfernten Viertel der
tadt ein unterirdisches Getöse. Und alle Pulse der Rein-
lütigen schlugen heftiger! Und die ganze Koppel der
ohen Jagd war attent! Und alle Nachtwandler der Poli-
ei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich,
ndlich die geheime Werkstätte des Komiteedirektors ge-
unden zu haben. Und was war es? Nichts als ein ehr-
cher Pastetenbäcker, der in seinem Keller nächtlicher-
veile *Talmouses* gebacken! Doch nein, ich irre mich; es
varen *Brioches*. Sie sind aber beide sehr schmackhaft.
chön war ein runder Eßtisch mit verborgenem Flöten-
verke, das während der Mahlzeit die angenehmsten
tücke spielt. Es wäre sehr zu wünschen, daß man solche
'ische in allen deutschen Gasthöfen einführte, damit
nan die dort grassierenden Tafelmusikanten los würde,
ie unbarmherzig, erst nach sieben jämmerlichen musi-
alischen Gerichten, beim Dessert den armen Gästen den
Gnadenstoß geben. ... An einem andern Tische hing
in Zettel mit den Worten: „*Table en bronze, goût du
iècle de Louis XIV., exécuté pour Mr. le duc de* —“ Der
Gedankenstrich sollte die Lüge ergänzen, die man nicht
uszuschreiben wagte, mündlich aber nannte der Ver-
ertiger den Herzog, der den Tisch so bestellt hatte.
)ffenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgeputzt;
lie Franzosen aber stellten sich dumm und als glaubten
ie, dieser altmodische Tisch sei bestellt worden, nur um
Gelegenheit zu haben, sich über den schlechten Ge-
chmack eines fremden Fürsten lustig zu machen. ... Se-
retäre, Bettstellen und andere Möbel von lackierten
3leche waren häßlich; aber mit großem Lobe ist einer
Badewanne zu gedenken. Man könnte sie eine amphi-
ische nennen, denn sie befriedigt alle Bedürfnisse, die
m Wasser und auf dem festen Lande entstehen können.
)er Apparat zur Erhitzung des Wassers ist an der Wan-
ie angebracht und wird von dem Badenden selbst in

Tätigkeit gesetzt. Das Wasser bleibt sieben bis acht Stun
den warm und kann, wenn kalt geworden, wieder warn
gemacht werden. Die Wanne heizt zugleich das Zimmei
in dem sie steht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche de
Badenden, gibt ihm die Bequemlichkeit, sich selbst seii
Frühstück zu bereiten – Kaffee, Tee, Schokolade, Kote
letts, oder wozu er sonst Lust hat. Er hat sogar ein Pult
woran er unter dem Baden, ohne das Buch naß zu machen
lesen kann; kurz, man kann in dieser Wanne leben un
sterben. Dabei braucht man zur Wärmung dieses Bade
nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tau
sendkünstler dieses Badewerks war unglücklicherweis
abwesend, als ich es in Augenschein nahm, und ich fan
keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrscheinlic
aber wird das Wasser durch Dämpfe geheizt; denn ic
habe lederne Schläuche bemerkt. ... Ein neues Billar
wird, ich weiß nicht warum, *„jeu de la mointoison“* ge
nannt. Außer der gewöhnlichen Billardeinrichtung be
merkt man daran labyrinthische bedeckte Gänge für de
Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Rou
letteteppiche. Das Spiel sieht sehr zeitvertreibend aus un
kann Menschen, welche die Zeit plagt, empfohlen wer
den.

Der Tischler Bonjour in Paris bereitet einen Stuck, de
er *stuc ligneux* nennt, womit er alle Holze wie auc
Granit, Jaspis, Porphyr und sonstige Marmorarte
täuschend nachahmt. Diese Tünche, die der Reibun
und den Eindrücken der Witterung widersteht, wird zu
Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände ge
braucht. Der Stuck zieht sich so stark in das Holz hinein
daß er nicht mehr davon getrennt werden kann. . .
Ein anderer macht *Steinpappe (carton pierre)*, die z
allen Arten architektonischer Verzierungen, Kandelaber
und zu Abgüssen von plastischen Kunstwerken gebrauch
werden kann. Sie ist wohlfeiler als Holz und ausdauern

der als Gips. Diese Erfindung ist nicht neu, sondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die schon unter Heinrich II., also vor 180 Jahren, verfertigt worden und die mit Steinpappe, welche nicht die geringste Beschädigung erlitten, verziert waren.
Unter den *Möbelstoffen* bemerkt man durchsichtigen Taffet *(taffetas diaphane),* zu Fenstervorhängen bestimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy wird ein durchsichtiger Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenster gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Licht von schöner Wirkung sind.
Fußteppiche. – Neu waren: Zimmerteppiche von Ochsenhaaren und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe, ohne Naht und in haltbaren Farben, kosten, ohne Unterschied der mehr oder minder schönen Zeichnung, 15 Sous der Quadratschuh. Diese Decken sind in England sehr gebräuchlich und wurden bis vor kurzem auch nur in diesem Lande verfertigt. Jetzt führt sie Frankreich sogar nach Nordamerika aus. . . . Die Herzogin von Berry hat einen von ihr selbst gestickten Fußteppich zur Ausstellung hergegeben. . . Die königliche Teppichfabrik *Savonnerie* lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angoulême einen Teppich von den schönsten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber, in den Gebäuden jener Fabrik einen noch schönern gesehen zu haben, der für die Kaiserin Maria Louise bestimmt war. Der früher hier anwesende persische Gesandte hat gesagt, daß in seinem Lande selbst nichts so Schönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht sind, wird er nicht gebraucht, und er liegt in einer Kammer zusammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdauernder ist – Frankreich oder der Teppich.

7. Gasbeleuchtung. Lampen. Kandelabern

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönere Hälfte war:
So ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten das Nachtleben sich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man schon auf zehn Uhr abends zu Spielpartien eingeladen, und superfeine Leute gehen erst um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Gesellschaft. Schreitet diese schöne Sitte noch etwas vor, so muß es dahin kommen, daß man um vier Uhr morgens in Gesellschaften geht und sich abends um sieben Uhr schlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariser schon zu dieser ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie essen um elf Uhr morgens zu Mittag, und spätestens um sieben Uhr abends nehmen sie das Nachtessen. Freilich nennen sie ihr Mittagessen Frühstück und ihr Abendessen Mittagessen; aber Worte ändern die Sache nicht. Selbst in den Speisen fängt sich die ungekünstelte Natur zu zeigen an. Bei den feinsten Pastetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrot, das ganz so derb ist wie Pumpernickel. Als ich das erste Mal, überrascht von dieser Erscheinung, den Küchenkünstler fragte, was das wäre, antwortete er, dieses Brot sei sehr *rafraichissant* und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariserinnen von höherm Stande haben im wörtlichsten Sinne des Ausdrucks im Winter gar keinen Tag; denn sie kleiden sich erst aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und andern Naturstädten sich ankleidet, und bis sie nach dem Erwachen sich die Augen gerieben und gefrühstückt haben, ist die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klassen ahmen das vornehme Nachtleben wenigstens symbolisch nach. Den ganzen Tag

sitzen sie in ihren Läden im Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erst wenn es dunkel geworden ist, putzen sie sich und lassen sich frisieren. In den Kaffeehäusern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen, sind sie den Tag über, an ihren Bureaus sitzend, ganz hausmütterlich mit Nähen beschäftigt und reden kein Wort mit den Gästen. Sobald aber die Lichter angezündet werden, schmücken sie sich aufs Herrlichste und fangen an geistreich und liebenswürdig zu werden. Man kann sich also denken, welch eine wichtige Sache in Paris die Nachtbeleuchtung ist. Die durch *Gas* breitet sich täglich mehr aus. Wenn es die Menschen dahin gebracht haben werden, die atmosphärische Luft von ihren Stickstoffteilen zu reinigen, dann werden sie das Verderben vollendet haben, das sie durch die Gasbeleuchtung angefangen. Das Gaslicht ist zu rein für das menschliche Auge, und unsere Enkel werden blind werden. Merkwürdig ist, daß trotz jener guten Eigenschaft der Gasbeleuchtung die Ultras ihr dennoch feind sind, wie ihnen wenigstens die Liberalen vorwerfen. Daß dieser Vorwurf ganz ohne Grund sein sollte, kann ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung wäre doch gar zu dumm und abgenutzt. Ob der Vorwurf gegründet ist, weiß ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultrablatte etwas zum Lobe der Gasbeleuchtung gelesen zu haben. Dieser Widerwille wäre in der Tat ein psychologisches Rätsel, an dessen Auflösung sich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels willen, hängt die Aristokratie mit Wasserstoffgas zusammen? Indessen gibt es noch mehrere solche physikalische Rätsel. Wie hängt die französische Geistlichkeit mit den Kuhpocken zusammen? Man hat neulich die fürchterliche Berechnung gelesen, wie die Zahl der an den natürlichen Blattern Gestorbenen in Paris seit einigen Jahren gestiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jetzt die Sterbefälle

über tausend. In gleichem Verhältnisse, als sich die Kuhpockenimpfungen vermindern, vermehren sich die Dotationen und Vermächtnisse, welche die Geistlichkeit sich zu verschaffen weiß. Sie betragen jetzt schon viele Millionen. Wie hängt das alle zusammen? Ihr Antiquare, die ihr alte gute Kunstwerke an ihrem edlen Roste erkennt, ihr Winkelmänner – seid so gut und erklärt uns das! Woher kommt es, daß, seitdem die Pariser Gassen mit Geistlichen wie besät sind, so viele Kinder an den natürlichen Blattern sterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe jemand beobachtet, daß über den Pont-Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel und ein Abbé gegangen. Ich habe das optische Experiment nachgemacht und gefunden, daß zwar an die Stelle der Schimmel jetzt die Gendarmen getreten; sonst aber noch alles so ist, wie es ehemals gewesen.

Gerätschaften zur Beleuchtung, sowohl durch Gas als Öl und Wachs: Lustres, Lampen, Kandelabren waren in der Ausstellung von großer Mannigfaltigkeit und Schönheit zu sehen. Was sich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronze, Kristall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ein Paar Gasleuchter in Form von Karyatiden oder Atlanten, welche kristallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihren geographischen Einteilungen, auf deren andern die Sternbilder eingegraben waren. Ein Schuster hat in seinem Laden zwei große Stiefel von Kristall, die mit Gas erleuchtet werden. Utzschneider in Saargemünd verfertigt unter vielen andern Dingen auch Kandelabren von künstlichem Porphyr, von sieben Fuß Höhe. Dieser von Utzschneider erfundene Porphyr ist dem natürlichen so täuschend nachgemacht, daß einer der berühmtesten französischen Mineralogen, dem man ihn zur Untersuchung gab, ihn für einen natürlichen gehalten und gefragt hat, in welchem Departement er gegraben werde. . . . Herr

Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Laterne für Leuchttürme verfertigt, die von ungemein großer Wirkung ist. Ihr Licht kommt an Stärke dem von zweitausend gewöhnlichen Lampen gleich und verbreitet sich acht Stunden weit. Wären alle Leuchttürme mit solchen Laternen versehen, so würden schon viele herzzerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden sein.
Auch die *Wachskerzen* hat man sehr verbessert. Die von gereinigtem Wachs verfertigten *„bougies diaphanes“* sind durchsichtig und gleichen dem Alabaster. Ein Kerzenfabrikant hatte das Brustbild des Königs, von solchem Wachse durchsichtig gemodelt, in seinem Laden aufgestellt. Man sah auch rote, gelbe, blaue, grüne Wachskerzen. Daß sie keine schwarzen zu Trauerbällen verfertigten, hat mich gefreut, doch gewundert; denn allerdings haben sie in der *Rue de la paix* einen Putzladen, *„Grand Magasin de deuil“* genannt, wo nur Putzwaren und Zeuge zu Trauerkleidungen verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! Die Parze selbst schneidet den Begehr! . . . Wer eine gelehrte Haushälterin hat, der man lateinische oder griechische Aufträge geben kann, der schicke sie hin, *„bougies soléraphlites“* zu kaufen. Das Pfund kostet zwar nur 1 Fr., denn sie sind von gewöhnlichem Lichtertalge; sie haben aber folgende gute Eigenschaften: die Flecken, die sie auf Kleidern und Möbeln machen, kann man durch Weingeist reinigen; die Stärke ihres Lichtes verhält sich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; sie brennen ein Dritteil länger als die gewöhnlichen.

8. METALLURGISCHE ARBEITEN

Attila, in Werners Tragödie, liegt auf dem harten Boden seines Zeltes und spielt mit seinem Knaben Knabenspiele. Da treten die Abgesandten des byzantinischen Kaisers

herein und legen sich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu seinem Sohne spricht: „Siehst du, Irnack, daß Eisen besser ist als Gold? Mit Eisen hol' ich's.“ *Dieser* Attila war ein Hunne. Aber die Attilas in seidnen Strümpfen sitzen auf Samt und Gold, und wenn sich ihnen unüberwindliche Festungen übergeben, sagen sie zu ihren Irnacks: „Sehen Sie, Prinz, daß Gold stärker ist als Eisen? Mit Gold zähm' ich's.“ Wenn nun jene großen Handwerker, die sich mit dem Eisen nähren und wehren, ihren Wohltätern so wenig achten – wie sollten wir ihn schätzen, die ja gar nicht besser sind als jene, sondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köstliche? Darum nichts von Pflügen, Eggen, Sensen, Schaufeln und andern solchen Dingen, die in Menge ausgestellt waren. Lassen wir das Eisen naß werden vom Schweiße des bejahrten Landmanns oder rostig vom Herzblute seines jungen Sohnes, der es vergossen, einen gefangenen Tiger zu befreien – wir wollen nur betrachten, was davon zu unsern Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Grenze des Ernstes liegen die damaszierten Klingen, die man jetzt in Frankreich den echten Damaszenern gleich an Güte verfertigt. Indessen gebrauchen wir sie doch zu Duellen, wenn die Paradeehre fordert, daß wir unser Heldenblut für eine schöne Kasinosache versprützen. Die Franzosen hatten einst in Ägypten große Furcht vor diesen Damaszenerklingen. Sie sagten: so ein Mamluckensäbel spalte einen entzwei wie einen Apfel. Aber Bonaparte lachte sie aus, sagte ihnen, die Dinger täten nicht weh – und die Narren glaubten's ihm auch! Selbst die Rasiermesser werden jetzt damasziert; große Zurüstung gegen einen kleinen Feind! Überhaupt sah man in der Industrieausstellung die Rasiermesser mit großer Ernsthaftigkeit behandelt. Man sah deren von gegossenen Stahl; andere *„à dos*

nétalliques", erfunden, (wie der Fabrikant sich auslrückt) „*pour lutter contre des envieux*". Wer also mit lem Neide zu kämpfen hat, bewaffne sich mit solchen łasiermessern. Ein dritte Art Rasiermesser, deren Klinge ;wischen einer Scheide steckt und nur so viel mit der ;chneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht veit genug, daß man sich verwundern kann – ist solchen :u empfehlen, die während dem Rasieren an ihre Schullen oder an die Auflösung einer Scharade zu denken ;ewohnt sind.

)er Fabrikant Alard hat ein eisernes Gewebe erfunden, las er *moiré métallique*, auch *toile métallique* nennt.)ieses Metallgewebe ist so fein, daß auf den Quadratneter beinahe vierzehn Millionen Maschen kommen. Scheint etwas gelogen zu sein!) Es werden Lichtschirme laraus verfertigt; Halbkugeln über Astrallampen; Schüseldecken, welche die Luft durchlassen und die Fliegen ıbhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Diese letztern haben vegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit so großen Bei'all gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten sechsındfünfzigtausend Stück davon verkauft hat. . . . Bettstellen von Röhren, aus Eisen, Messing und Kupfer, sind o leicht und so bequem eingerichtet, daß sie in einen Mantelsack gepackt werden können. Man braucht nur :wei Minuten, sie zusammenzusetzen oder auseinander :u nehmen. Der Fabrikant hat ganz recht, wenn er von hnen sagt: „*Ces lits peuvent être d'une grande utilité oour M. M. les officiers en campagne*". Diese Feldbetten, oder Konstitutionsbetten, oder Prokrustesbetten kommen ıicht sehr teuer zu stehen; der Schuh Röhre kostet, je ıach deren Diameter, 1½ bis 4½ Franken. . . . Von gegossenem Eisen werden allerlei niedliche Quincailleriewaren verfertigt: Abgüsse plastischer Kunstwerke, Reliefıbgüsse von berühmten Gemälden, Tabakdosen, so leicht vie die von Papiermaché und andere solche Dinge. . . .

Das Eisen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Ragusa kam, wurde sehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgestellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht zu derogieren Handel treiben. Sie haben recht, wenn sie das bare Geld lieben; es ist immer gut, sich marschfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke gesehen; doch war ein goldner Reliquienkoffer in Form eines Sarkophags, von schöner Arbeit, und gotischer mit modernem Geschmack glücklich daran verbunden. Der Koffer ist bestimmt, die *Sainte-Ampoule* zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutsch-französischen Wörterbuche steht Sainte-Ampoule übersetzt: „Das Ölfläschchen zur Salbung der *ehemaligen Könige Frankreichs.*“ *Eine Wörterbuch*versicherungsanstalt wäre etwas sehr Nützliches. . .

An Kirchengerätschaften von Gold, Silber, Messing, Kristall, an Altarleuchtern, Bischofsstäben, Kreuzen, Monstranzen, gestickten Fahnen, Bischofsmützen war ein großer Überfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle diese Arbeiten geschmacklos wären, und sie geben den Rat, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben solle. Denn – sagen sie – bei einem gebildeten Volke, wie das französische, könnten die Apostel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn sie – zeichnen könnten!

9. Parfümerie

Die Natur selbst braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie sollten ihn die Parfümeurs entbehren können? Auch ließen sie ihn durch alle zweiundfünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerst dem Luftstrome der gelehrten Frau Delacour, dieser zweiten Madame Dacier, aus. Sie sagt in ihrer Autobiographie

„Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs ct l'eau denti-dolori-fuge, Madame Delacour, qui s'est adonnée à l'étude de la chimie, de la botanique et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus ethérée de suc des fieurs, un cosmétique qu'elle appelle axonge, au moyen duquel les dames peuvent, si elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge.“ Shakespeare hat kühne Bilder in seinen Dichtungen; die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß ist noch von keinem schönen Mädchen gedruckt oder gesagt worden: sie habe Lyoner rosentaftene Wangen! Madame Delacour hat die Bildergalerie der Schmeichelei bereichert. ... Fargon der jüngere nennt sich *„parfumeur du roi, de la cour de France, ainsi que des principaux Souverains d'Europe, d'Asie et de leurs cours“*. Er verkauft: *Olysérial, libanotis de Chine, Axerasine* und *Rouge-Vert d'Athènes*. Dieses letztere ist eine *grüne* Schminke, die erst auf den Wangen *rot* wird. ... Treten wir jetzt in den *Bazar des Parfums* des Herrn Mayer. Dort schimmert's wie in einem Feenmärchen; es ist zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer ist nicht glücklich unter seinen Schätzen; er ist, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgesetzt. Es wird ein *„Imprimé calomnieux“* gegen ihn verbreitet, *„dicté par l'Envie et la Jalousie“*. Aber Herr Mayer weiß seinem Gegner zu antworten und sagt dem *„auteur de mille mensonges, de mille et mille calomnies“*, was sich gehört. *„Mais non* – ruft er aus – *la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie“!!!* Darum wolle er mit den *„Suffrages d'augustes personnages“* sich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen und seine Parfümerien mit denen seines *„pâle imitateur“* zu vergleichen.

Es wird keinen gereuen, dieser Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die sich nicht gern den Kopf anstrengen, können im Bazar des Herrn Mayer in weniger als einer Viertelstunde auf die angenehmste Weise die Geographie erlernen. Sie finden dort: *Huile de Macassar, poudre de Ceylon, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canade, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma,* und noch viele andere Dinge aus Europa, Amerika und Asien. Schade, daß Herr Mayer keine Produkte von den Südseeinseln und von Afrika hat, keinen *pâte de Botany-Baie,* keinen *Esprit de Maroc* – an Absatz würde es ihm nicht fehlen, und seine geographische Belehrung würde hierdurch vollständiger werden. Dagegen findet sich bei ihm *„Parfum des Salons, en grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumer les mouchoirs"*. Ferner: eine *„Composition accélératrice"*, welche grobe deutsche Postillone *Wagenschmiere* zu nennen pflegen. Die Wagenräder einmal damit schlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzeschnelle. Endlich hat er auch ein rotes kölnisches Wasser für blasse Leute. Überhaupt ist Herr Mayer eine wahre Vizenatur. Diese selbst hat nur den Menschen zu schaffen; für das übrige, was zwischen Wiege und Sarge zu tun ist, sorgt ihr *alter ego*. Er macht die Leute blaß und rot, mager oder dick, läßt die Haare wachsen oder ausfallen, wie man es verlangt; Herr Mayer hat gegen alle Ereignisse des Lebens: Salben, Pulver, Essige, Seifen, Öle und Wasser.

Einen Gegenstand der *negativen Parfümerie* will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Zivilbaukunst gehört. *„Sièges inodores"* waren in der Industrieausstellung von sehr verbesserter Art zu sehen. In Deutschland fehlt es noch sehr hierin. Wahrscheinlich

ist man dort nicht gehörig belehrt, wie das „*gaz hydrogène*“, eine „*cause permanente de graves maladies*“ sei.

10. Schokolade und Zuckerbäckerwaren

Wer in Paris ein Buch schriebe: „Über den Einfluß der Religion auf die Schokolade“, der hätte keine Satire geschrieben, sondern nur abgeschrieben. Seit der Restauration der Heuchelei werden aus Schokolade Kreuze, Rosenkränze, Kruzifixe und andere geheiligte Symbole des Gottesdienstes verfertigt und verkauft, und man hört keine Missionäre gegen solche Entweihungen eifern!... Doch lassen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanteriehandel und betrachten wir, was aus Kakaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke sich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Kursen, und am Anfange nach dem Titel mit einem Kupferstiche versehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darstellt – und man hat eine typographische Vorstellung von dem Prospektus, welchen der Schokoladenfabrikant Debauve im Louvre verteilte. Herr Debauve ist kein gewöhnlicher Schokoladenmacher; er bringt alles in Schokolade und Schokolade in alles; er schokoladisiert das ganze Pflanzenreich. Aus vielen medizinischen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin seine Fabrikate angepriesen worden. Dabei zeigt er sich so dankbar, daß er alle Pariser Ärzte, die seine Schokolade gelobt, gleichfalls rühmt und sie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt sogar eine Beweisstelle aus Kotzebues „Erinnerungen aus Paris“, der seiner Schokolade mit großem Lobe gedacht. Der *Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse,* hat dem Fabrikanten selbst vor siebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er ist nicht bloß *analeptique,* sondern auch *béchique* und *confortatif.* „*Il*

a rendu en peu de temps la fraîcheur, les forces et l'embonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontaine de Jouvence." Er wird von einem berühmten Pariser Arzte den Gelehrten empfohlen, „*qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint*" (die *ehrlichen* deutschen Schriftsteller mögen sich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salepschokolade das Beispiel des Herrn Dr. Butini in Genf angeführt, der sein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er seit einer Krankheit, die ihn vor *drei* Jahren befallen, täglich zwei Tassen dieser Schokolade getrunken. Ferner fabriziert Herr Debauve: *Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioka des Indes; Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique; Chocolat avec arôme de café, qui est très gracieux; Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amandes; Chocolat au soconusco; Chocolat à l'arrow-root; Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emmenagogues à limaille de fer et à la canelle.* Auch verfertigt er: *Coquilles, cœurs, castagnettes, marrons, pastilles, cylindres, vases et plusieurs autres objets de formes agréables* – alles aus Schokolade. Endlich: „*les portraits chéris du roi et de la famille Royale*", mit und ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verschiedenen Arten, die Schokolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankreich die Nonnen damit verfahren. Da diese nämlich des Morgens lange mit Beten zu tun hatten, kochten sie sich vorsorglich schon den Abend zuvor ihre Schokolade und wärmten sie des andern Morgens wieder auf. Diese klösterliche Schokolade nannte man *Chocolat à la Religieuse.*

Auch mehrere Zuckerbäcker hatten ihre süßen Kunstwerke zur Ausstellung gebracht, und Kunstwerke sind

sie allerdings zu nennen, da sie mehr für das Auge als für den Gaumen bestimmt sind. Die Franzosen sind zu loben, daß ihnen die Optik die erste aller Wissenschaften ist und Akustik die zweite. Der Adel eines Menschen zeigt sich darin, daß er im Hause der Sinne die obern Stockwerke bewohne, daß er alles in Farben und Töne auflöse, feste Nahrungen in flüssige, flüssige in ätherische, ätherische in geistige verwandele. Herr Vernaut, Hoherpriester „*au Temple de Pomone*“ . . . „*qui après vingt ans d'utiles travaux est parvenu à perfectioner les procédés de l'art du confiseur*“, hatte sein Museum mit den herrlichsten Bonbons geziert. Kunstfreunde bewunderten besonders die *pastilles d'Ambroisie*, „*qu'on a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenu à imiter.*“

11. Nachlese

Ich will noch von einigen Gegenständen sprechen, die ich in ihre Ordnung zu bringen teils vergessen, teils nicht verstanden habe. Gar mannigfaltig sind die Bedürfnisse und Neigungen der Menschen. Nicht alle haben sich bestimmte Organe zu fester Wohnstätte gewählt; sondern viele ihrer halten sich nach Landstreicherart an den Sinnesgrenzen auf. – Die *Fächer*, die schon längst mit dem Erröten abgekommen, sind seit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel; man machte die Fächer teuer. In der Ausstellung sah man deren von Schildkröte, die 700 Fr. kosteten. In heißen Sommertagen eine Reise nach Havre oder Dieppe, sich an der Seeluft zu erfrischen, käme viel wohlfeiler zu stehen. *Polichinel-Vampyre* sah man oft auf Fächern abgemalt. Dieser beliebte Hanswurst wird auf alle mögliche Art bildlich dargestellt. Battisttaschentücher wurden verkauft, in deren Zipfel Polichinel gestickt war. An-

dere Arten von Taschentüchern wurden unter dem Namen *Andrinoples* und *Aladins* in die große Welt eingeführt... Von einer neuerfundenen Komposition werden falsche Edelsteine *(pierres adamantoides)* verfertigt, die sehr schön sind. Man muß ein Kenner sein und sie in die Hand nehmen, um sie von den echten zu unterscheiden. Sie werden nur darum nicht zu allgemeinem Gebrauche kommen, weil man im Pfandhause nicht damit erscheinen darf – ein Versammlungsort, den in Paris Frauen von den höchsten Ständen in ihrem reichsten Schmucke besuchen ... die guten Seelen, wie leicht sie zu befriedigen sind! Eine beliebte Bandschleife, die eine Zauberhand im letzten Sommer geschlungen, nennen sie *„parfait contentement"*. . . *Poupart de Neuflige*, ein Tuchfabrikant, hatte zwischen seinen Waren sechs Gemälde aufgestellt, die sechs Fabrikgebäude nebst ländlichen Umgebungen, welche er in verschiedenen Departementen besitzt, vorstellten. Der König, dem diese Gemälde wohlgefielen, hat sie von dem Eigentümer zum Geschenk angenommen... Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten Dampfbäder zu machen, ist ein nützliches Werk... Unter dem Namen *„Caecographe"* wurde eine Maschine gezeigt, vermittelst welcher Blinde in ganz geraden Linien schreiben können. Der einfache Apparat ist sehr zweckmäßig... Vermittelst der *Glactomètres* und der *Caséomètres* kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das Genaueste bestimmen. Aber Frauen von Gemüt werden sich wenigstens der letzteren nicht bedienen; denn die heilige Schrift sagt: du sollst dem Ochsen das Maul nicht verbinden, wenn er drischt... Allerlei *Komestibilien*, auf eine neue Art behandelt, waren von größerm oder geringerm Nutzen. 5 Pfund frisches Fleisch durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Lot reduziert, sowie auch gekochtes Rindfleisch, in einer hermetisch verschlossenen

Flasche aufbewahrt, soll sich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und Nudeln davon, wurden zu Sparsuppen empfohlen. . . Die Fabrikation des *Runkelrübenzuckers* hat mit Napoleons Herrschaft in Frankreich nicht aufgehört. Besonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Ragusa kommt, so daß der Sturz Napoleons dem Marschalle Marmont keinen Schaden gebracht. Das Geheimnis der berühmten *Confitures de Bar,* die man nirgends in Frankreich nachzuahmen weiß, soll nur darin bestehen, daß diese Konfitüren mit Runkelrübensirop bereitet werden... Bäcker hatten neue Versuche mit Brotarten zur Prüfung aufgestellt; man hat in Paris das beste Brot, aber kein gutes... Ein sehr schönes Schmuckkästchen von natürlichen Zähnen, zur Nachtherberge für künstliche bestimmt, zeigte der Zahnarzt Desirabode. Das ist der kühne Humorist, der sich im vorigen Jahre mit dem Galgen geneckt, indem er, um Aufmerksamkeit zu erregen, Adressen, ganz in Form von Bankzetteln, verteilte. Er hat bewiesen, daß ihm die Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm herausgeholfen... Von dem vor kurzem entdeckten neuen Metalle, *Palladium* genannt, wie auch von Platina, waren schöne Medaillen zu sehen. Auch in Kristall hat man Medaillen gegraben, die das Ansehen von Perlmutter haben. . . Eine sehr nützliche Erfindung sind die Längemaße von seidenen Bändern, welche seit einiger Zeit in Paris allgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes ist das übliche metrische Maß in seinen kleinsten Abteilungen, auf der andern Seite sind die verschiedenen ausländischen Maße gezeichnet, so daß man beide auf das bequemste miteinander vergleichen kann. Nicht bloß Schneider, Schuster, Warenhändler bedienen sich dieser Maße, sondern auch Tischler, Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker, die im Großen messen. Die Pariser Schneider, wenn sie

das Maß zu einem Kleide nehmen, bedienen sich also nicht der in Deutschland üblichen knisternden Papierstreifen, in welche man mit der Schere rätselhafte Zeichen schneidet, sondern gebrauchen dazu jene viel genaueren Bänder und tragen die gefundenen Größenverhältnisse in ein eigens dazu bestimmtes Buch unter dem Namen des Kunden ein. Dieses Buch ist ganz eingerichtet wie ein Paßregister. Es muß bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß die französische Polizei, welcher das scharfe Augenmaß der deutschen abgeht, den Reisenden, der einen Paß fordert, an einer Art Rekrutenmaß abmißt. An der Grenze, wo man seinen vaterländischen Paß gegen einen französischen vertauscht, wird das heimatliche Maß in das metrische gebracht, und, ich habe in Straßburg die unschuldigsten deutschen Frauenzimmer schamrot am metrischen Pranger stehen sehen. Und der alte Vater Rhein (so hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) schweigt zu solchen frevelhaften Tun! Aber was tut die Polizei nicht allerorten! Gleich der pythagoräischen Schule bringt sie alle Verhältnisse in Größen und Zahlen. Personen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werte und ihrem Preise addiert, numeriert, subtrahiert, dividiert, einregistriert, protokolliert, inventiert – als wäre der Herr der Erde gestorben und die hinterlassene Menschheit sollte versteigert werden!

VI

Aphorismen und Miszellen

1.

Minister fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die *gute* Seite.

2.

Eitelkeit ist Ökonomie; man sollte sie nicht tadeln, sie ist eine Tugend. Der Eitle legt täglich einige kleine Befriedigungen seiner Eigenliebe zurück und bringt so endlich einen kleinen Schatz zusammen. Auch hat man unrecht, zu behaupten, daß sich nie wahre Verdienste zur Eitelkeit gesellten; man kann sehr reich sein und geizig zugleich. Von zwei Menschen mit gleich großen Verdiensten, von welchen der eine eitel ist und der andere was man bescheiden nennt, ist im Grunde der eitle bescheidener als der bescheidene. Der letztere weiß, daß er reich ist, und denkt, es könne ihm an Ruhm nicht mangeln, sooft er ihn brauche; der andere ist vorsichtig, traut seinen Verdiensten nicht und spart. Wenn Ruhmbegierde eine Tugend ist, ist es Eitelkeit auch; denn sie ist die Scheidemünze der Ruhmbegierde. Daß wir mit eiteln Menschen ungern umgehen, beweist nichts für ihren Fehler, sondern für unsern. Wir meiden sie aus gleichem Grunde, als wir die Armen meiden; wir fürchten immer, sie möchten etwas von uns verlangen.

3.

Ich las von einem berühmten Philosophen, es sei einer der Hauptgrundsätze seiner Lehre: *Alles was ist, ist gut.* Ob es wahr ist – nicht der Satz, sondern daß er so aufgestellt worden – weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philosophen nicht, ich lese nie philosophische Bücher, mein Kopf ist zu schwach, er verträgt sie nicht.

Ein deutsches philosophisches System kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt und uns freundlich einladet, uns satt zu essen. Ganz gewiß ist in der deutschen Philosophie die beste, gesundeste und unentbehrlichste Nahrung des menschlichen Geistes; doch wäre es artiger von unsern Wirten, wenn sie uns gebackenes Brot vorsetzten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erst die Schnitter, die Drescher, die Müller, die Bäcker machen sollten, dann kämen wir gar zu spät an den Tisch. Doch das gehört nicht hierher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gebe, die jenen Philosophen wegen seiner Lehre und diese selbst sehr begünstigten, weil sie glaubten, sie sei für die Regierungen vorteilhaft, indem sie den Regierten Grund und Recht zu klagen nehme, sondern sie vielmehr anweise, mit allem Bestehenden zufrieden zu sein, weil *alles was ist, gut ist.* Ob es sich mit der philosophischen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich so verhalte, weiß ich nicht. Eines aber *weiß ich gewiß:* daß, *wenn* jener Grundsatz wie bezeichnet ausgesprochen, und *wenn* er wie berichtet angewendet oder zum nötigen Gebrauche zurückgelegt worden – jene Staatsmänner nicht wissen, was sie wollen, da es keine Lehre gibt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine, die revolutionärer wäre, als die Lehre: *Alles was ist, ist gut.* Man denke sich, jener Philosoph würde Regierungspräsident oder gar Minister; seine Verwaltungsgehörigen hätten Klagen oder glaubten sie zu haben, wären gedrückt oder glaubten sich gedrückt; sie gingen zum Philosophenminister, machten ihm Vorstellungen und bäten um Abhülfe. Dieser, obzwar Minister, würde sich bei der überraschenden Veranlassung ohne seinen Willen erinnern, daß er früher Philosoph gewesen – die Katze läßt das Mausen nicht, auch wenn sie eine schöne Prinzessin geworden – und

würde den Abgeordneten der Bürgerschaft sagen: Ihr guten Leute wißt nicht, was ihr sprecht; geht eures Weges, *alles was ist, ist gut* ... Schön, Minette, man muß seiner Natur treu bleiben! ... Wenn aber jetzt die Abgewiesenen zu murren anfingen, sich zusammenrotteten, dem Ministerphilosophen die Fenster einschlügen, die Kassen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begingen, die eine Empörung zu begleiten pflegen – was täte dann der Ministerphilosoph? Er würde die Empörer zu besänftigen suchen, ihnen ihre Gesetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen vorhalten. Wenn diese aber sprächen: Herr Minister, Sie wissen nicht, was Sie reden, gehen Sie Ihres Weges, *alles was ist, ist gut;* ein *Ist* ist wie das andere *Ist; ist* eine Regierung, so *ist* ein Volk; *ist* Ordnung, so *ist* Anarchie; *ist* Gesetzmäßigkeit, so *ist* Revolution; ist die Macht, die *ist,* zu ehren, so ist unsere Macht auch eine, die *ist* – was würde der Philosoph darauf antworten? ... Der *Philosoph* gar nichts; aber der *Minister* ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die minder Schuldigen einkerkern; und das ist auch das klügste, was er in einem solchen unphilosophischen Falle tun könnte. Aber, nach Hause gekommen, ließe er sich heimlich von seiner Frau seine alten Kollegienhefte holen, sie abstäuben, und dann – wenn er die Stelle noch finden kann – nähme er eine Schwanfeder und machte durch den Satz: *Alles was ist, ist gut* einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

4.

Diplomaten sehen mit den Ohren; die Luft ist ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben sie Stille und Dunkelheit.

5.

Das Schicksal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

6.

Sinnliche Ausschweifung ist viel öfter die Folge als die Ursache einer zerrütteten Gesundheit.

7.

Es gibt Menschen, die geizen mit ihrem Verstande wie andere mit ihrem Gelde.

8.

Es ist schwer zu entscheiden, welches ein verdrießlicheres Geschäft sei: die Lichter putzen oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löscht man das kleine Licht gar aus.

9.

Der Eigensinn einer Frau ist auf eine ganz wunderliche Art befestigt. Der Graben ist *hinter* dem Walle, und hat man die steilsten Einwendungen erstiegen und glaubt, jetzt wäre alles geschehen, entdeckt man erst, daß das Schwerste noch zu tun sei.

10.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, ist, wenn seine Frau einmal gegen ihn recht hat, nachdem er es ihr abgestritten. Dieses einzige kleine Recht dient ihr wie ein Fläschchen Rosenöl; damit macht sie zwanzig Jahre alle ihr Geräte und Gerede wohlriechend.

11.

Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.

12.

Reichtum macht das Herz schneller hart als kochendes Wasser ein Ei.

13.

Ein konstitutioneller Thron ist ein Armsessel, ein absoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürsten sind ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfassung sorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit als für die der Regierten. Hätte Napoleon Frankreich die Verfassung bewilligt, die ihm Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiser der Franzosen.

14.

Hätte die Weltgeschichte ein Sachregister, wie sie ein Namenregister hat, könnte man sie besser benutzen.

15.*

Die Freiheit kann reden, denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen.

* Die mit dem Zeichen * versehenen Aphorismen befinden sich auch in posthum veröffentlichten Schriften von Börnes Hand, werden aber gleichzeitig in VII der vorl. Ausgabe belassen, um die von Börne für Band 6 der Gesammelten Schriften festgelegte Aphorismenfolge (Nr. 1–301) beibehalten zu können.

Aph. Nr. 15, 16, 17, 18, 211, 212, 213 vgl. Nr. 48 der *Kritiken* d. vorl. Ausg.
Nr. 91, 101 vgl. Nr. 38 d. *Aufsätze und Erzählungen*
Nr. 269 vgl. Nr. 36 d. *Aufsätze und Erzählungen*
Nr. 102 vgl. Aph. 319 d. vorl. Ausg.

16.

Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenschaft der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren sein muß: so ist es die Dummheit. Es gibt für jeden Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will – er darf diese Gefahren nicht *sehen*. Über enge felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Packesel.

17.

Möchten sich die Herrn Minister doch endlich einmal des Diplomatisierens und Intrigierens entwöhnen! Aber der Markt ist ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine gespielt. Sie zischeln hier wie dort, sind schlau jetzt wie damals und schlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn sie nur immerfort einheizten, damit könnten sie den Frühling abhalten.

18.

Unter *Mäßigung* wird verstanden: die einen wollen den Tag, die andern wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet sich als die Zunge der Waage, die nur so lange *aufrecht steht*, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt.

19.

Die öffentliche Meinung ist eine See, und man behandelt sie wie eine Suppe. Verrückte Köche stehen vor ihr – der

eine wirft Salz hinein, der andere Zucker; ein dritter kommt mit dem Schaumlöffel, die Blasen abzuheben; ein vierter bläst, daß ihm die Backen schmerzen; ein fünfter will sie aufessen; ein sechster sie dem Haushunde vorsetzen; ein siebenter sie in das Spülfaß schütten. Wahrhaftig, die Kinder auf der Gasse werden euch noch auslachen!

20.

Im alten Frankreich machte der Witz auch Bürgerliche hoffähig und ward dadurch zur Nadel, durch die man den geistigen Faden zog, welcher den dritten Stand mit dem Adel verknüpfte. Auf diese Weise wurde die Revolution herbeigeführt. Die Regierungen unseres Landes können also ruhig bleiben; denn unsere grobe Packnadel zerrisse nur die feingewebte Seele der Weltleute – wir werden uns nie vereinigen und befreunden. Aber welch ein großer Mißverstand ist es, politischen Schriftstellern Grobheiten zu untersagen und Feinheiten zu verstatten! Man sollte gerade das Gegenteil tun.

21.

Feuerbach, in seinem Werke über die *Mündlichkeit* und *Öffentlichkeit* der Rechtspflege, erklärt sich für beide, kann sich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftsteller zu eifern, die derselben Lehre anhängen. Er bezeichnet sie als solche, „die davon gewöhnlich nicht mehr wissen, als daß man den Mund und die Türen dabei aufzumachen habe". Das ist zwar witzig, aber der Spott scheint gar nicht am gehörigen Orte zu sein. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, ist derjenige Teil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigste. Die echte Regierung hat keine Kunstgeheimnisse. Spitzfindige Gelehrsamkeit mag in der Untersuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes auf-

zudecken finden; Feuerbach mag das französische Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigste bleibt allerdings, daß Mund und Türe dabei geöffnet werde. Feuerbach war empfindlich, weil ihm *vorgeworfen* worden, daß er seine Meinung, die früher *gegen* die Öffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von seinen Landsleuten nicht überraschen sollen. Es ist ja auch eine von den unseligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man seine Meinung ändert. Als wäre der Mensch unfehlbar! Daß er es *nicht* ist, ist gerade schön; denn einen Wahn verlieren macht weiser, als eine Wahrheit finden.

22.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der französischen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung die Briefe auf der Post eröffnet wurden, daß dieses unter Napoleon auch geschah und daß es jetzt noch immer geschehe. Sooft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenständen spricht, lächeln sie, und das ist auch wirklich das beste, was sie tun können, denn wie ließe sich ein Lächeln widerlegen? Es ist ein Alphabet, worin die Bestandteile aller möglichen Meinungen enthalten sind. Was antworten sie aber darauf, wenn man sie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigentum Ludwig XVI. gerettet, haben sie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man sie fragt: haben tausend abgeschmackte Polizeikünste, deren Anwendung man sich immer noch nicht schämt, haben sie die spanische, die portugiesische und andere Revolutionen, haben sie den Abfall der südamerikanischen Staaten verhindert? – Was werden sie darauf erwidern können? Werdet ihr nie begreifen, daß ihr es nicht mit *Personen* zu tun habt, sondern daß euch *Sachen*

feindlich gegenüberstehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar ist? Ihr jubelt, wenn es euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und ihr vergesset, daß es dann um so gefährlicher ist für euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um so schneller fallen. Freilich sind solche Reden vergebens, und man wird damit ausgelacht; aber es ist besser, den Atem als den Verstand verlieren.

23.

Herr Wilhelm von Schütz, ein Kampfgenosse des Offenbacher *Staatsmannes*, hat *„Blicke in die amerikanischen Reiche"* geworfen. Wenn er nichts deutlich gesehen, so ist das durchaus nicht seine Schuld; denn Amerika ist eine dunkle Unterwelt geworden, seit es unsere superben Tarquinier zur *Cloaca maxima* gewölbt und es bestimmt haben, den europäischen Unrat abzuführen – die Liberalen nämlich. Auch ist Herr von Schütz so ehrlich, über das, was er dunkel gesehen, dunkel zu berichten. Wir mögen also nicht mit ihm streiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Trugs thront Herr von Schütz in ewiger seliger Ruhe und lächelt des sterblichen Menschengeschlechts. Er redet die Sprache Goethes, der Diplomaten und der olympischen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachiert, Intentionen, supplieren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; sagt er, die Freigebung Südamerikas berührend: „kaum ist wegen des Reichtums an verborgenen Rücksichten hierüber ein durchgreifendes Wort zu sagen möglich" – hören und schweigen wir mit heiliger Scheu, so sehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rücksichten zu heben. Aber mit Herrn *Pfeilschifter*, der zu jener Abhandlung einen *„Nachtrag"* geschrieben, wollen wir ein Wort sprechen. Herr Pfeilschifter ist der Sterblichen

einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe; er kann grob sein, er fühlt menschlich – mit ihm wollen wir rechten. Er sagt in seinem Nachtrage: „Gegen eine *Faktion*, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuschung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntnissen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, gibt es keine bessere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Deklamationen die Tatsachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegenzusetzen. Aus diesem Grunde haben wir nachstehende Notizen über den *Zustand von Neuspanien*, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden ist, zusammengestellt, um zu beweisen, wie nachteilig und verderblich sogar in materieller Rücksicht die Versuche der sogenannten Emanzipation für Südamerika selbst geworden sind.“ Und nun stellt Herr Pfeilschifter seine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntnissen an seinem Fazit der ehemaligen Glückseligkeiten und gegenwärtigen Leiden der südamerikanischen Provinzen keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es soll sich alles so verhalten, wie er gesagt; jene Länder sollen durch den Versuch ihrer sogenannten Emanzipation den fünften Teil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau und Gewerbtätigkeit sollen wirklich darüber zu Grunde gegangen sein. Was beweist dieses aber? Wenn die Gegner der Freiheit deren Verteidiger im offenen Kampfe bekriegen oder sie durch höllische Polizeikünste zu Bürgerkriegen betören – wer hat das vergossene Blut, wer die Verwüstungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilschifter durch seine Gaukelrechnerei zu täuschen *den Auftrag erhalten?* Das ist das ewige Rätsel. Der Pöbel, der nicht denkt, liest auch nicht, und die, welche lesen, denken und lassen sich durch alte abgeschmackte Lügen nicht irreführen. Herr Pfeilschifter, der ja selbst gesagt, daß wir andern unsern Be-

trug auf das Schweigen unserer Gegner gründen, wird, uns dieses Fundament zu entziehen, sich ohne Zweifel rütteln und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

24.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wissenschaften in München zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Professor *Oken* eine Rede über das Zahlengesetz in den Wirbeln des Menschen vor. Er suchte darin zu zeigen, daß fünf die herrschende Zahl in diesem Teile des menschlichen Leibes sei, und schließt dann mit den Worten: „Diese Gesetzmäßigkeit in unserm Leibe, ja in einem einzigen Systeme desselben, wen sollte sie nicht ergreifen, wen nicht begeistern zur Freude über jene Gesetzmäßigkeit, welche er auch in der Geschichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menschlichen Lebens erkennt! Wen sollte sie nicht hinweisen auf das *Land,* in welchem Gesetz und Ordnung herrscht, in welchem Anstalten bestehen und werden, durch die es der Wissenschaft möglich wird, diese Gesetze zu erkennen, und der Kunst, diese Harmonie darzustellen: in welchem den Gelehrten und Künstlern Muße gegeben ist, in diesem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Lust, *dem* zu danken, durch den dieses alles hervorgebracht, erhalten und befördert wird, *dem Könige der Gelehrten und Künstler!*" So ein deutscher Professor hat den Teufel im Leibe! Er ist zugleich Osteolog und Hofmann, er kann alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch ein Angebinde! In welchen schönen Pentametern wird das Lob des bayerschen Königs besungen! Das bayersche Recht, fest wie eine Wirbelsäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker sagen, wenn sie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Bestimmung zu haben, schwere Lasten zu tragen und

geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfassung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien alles gelernt, aber leider die Osteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Konstitutionen. Selbst die Rücken reden von Freiheit, selbst die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrührerischen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verschworenen Gliedern einsperren. Geschwind die Anatomie zensiert, wenigstens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geschwind aus fünf drei gemacht, wie Villele. Geschwind die Zahl fünf ganz ausgestrichen aus der Reihe der Zahlen!

25.

Es hüte sich der junge Dichter, an seinen Werken jene steinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Goethe so verlockende Beispiele gab. Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Pupurmantel um die kalten, nackten Marmorgötter. Aber wir mit unsern Winterherzen lassen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit muß im schöpferischen Geiste wohnen; dann wird sie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit schafft nur Werke, die gleichgültig lassen. Shakespeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil sie so fest gestanden, gaben sie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter kosenden Lüftchen hin und zittern nicht vor der rohen Gewalt des Windes und fürchteten nicht, nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht schaden. Der Bewegungslose wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

26.

Mit Cicero begann jene bis auf unsere Tage herabgehende Zeit, wo sich das Licht von der Wärme, die Einsicht

von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geist vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil sie nur den einen oder nur den andern besaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten oder einsichtslos die Kraft zum Bösen hatten und übten. Cicero — ein gelehrter, geistreicher Staatsmann, wenn er sprach oder schrieb — war unwissend und verblendet, wenn er handeln sollte. Er hatte den Mut des Geistes, aber nicht den Mut des Charakters, und er verstand nicht, daß zur Heilung einer schlechten Zeit, wo sie je möglich ist, man zu guten Zwecken sich schlechter Mittel bedienen müsse. Octavius war der Mann seiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizeispitzbüberei, der Ministerialismus. Er zuerst übte die Kunst, die Freiheit des Volkes, statt, wie es früher wohl geschah, zu morden, zu rauben oder zu stehlen, zu *übervorteilen* und durch jüdische Schlauheit sich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Ciceros, einst einen seiner Neffen besuchte, traf er ihn in einem Buche Ciceros lesend, das er beim Eintreten des Cäsars schnell zu verbergen suchte. Augustus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Teil im Stehen und sagte zu seinem Neffen, indem er es zurückgab: „Das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der sein Vaterland sehr liebte." Das ist ganz der stolz-gutmütige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht schaden kann, nach seiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

27.

Im Kampfe zwischen Adel und Bürgerschaft hat der Adel, er mag angreifen oder sich verteidigen, den Vorteil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind streitet, der in der Ebene steht.

28.

Was die Besten und nur die Besten unter den Zeitgenossen wünschen, das geschieht zwar auch, aber spät; denn da die Besten ihrer Zeit vorauseilen, so werden ihre Wünsche und Bedürfnisse erst die der Nachwelt. Doch was die Menge wünscht, das geschieht bald.

29.

Die Vorsehung ist auch weltklug und heult mit den Wölfen wie der schlaueste Mensch. Sobald aber ihr Wille reif geworden, wirft sie die Maske ab.

30.**

Manche Menschen haben bloß *männliche*, andere bloß *weibliche* Gedanken. Daher gibt es so viele Köpfe, die unfähig sind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zustande kommen soll.

31.

Die deutschen Blätter, die politischen sowohl als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armut hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armut nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen sind alle Tage und allerorten mit Berich-

** Die mit dem Zeichen ** versehenen Aphorismen sind in der vorliegenden Ausgabe auch in Nr. 16 der erst posthum zusammengestellten *Jugendschriften* (kleine Textabweichungen) abgedruckt worden, werden aber in VII der Ausgabe wiederholt, um die von Börne für Band 6 der Gesammelten Schriften von 1829 festgelegte Aphorismenfolge (Nr. 1–301) beibehalten zu können.
Vgl. in II, Nr. 16 die Nummern: 34, 37, 38, 69, 102, 122, 124, 125, 127, 128, 143, 145, 154, 155.

ten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts täten als spielen und singen und für nichts Sinn hätten als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntnis und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen sein, wie Herr *der* in München den Franz gespielt, wie Frau *die* in Wien die Agathe gesungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September Demoiselle Sontag in Berlin die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O! es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker, vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen und überhörten, daß die Barbaren schon die Tore stürmten!

32.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustechen. Ließe man diese Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete sie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das tut man nicht. Man nennt jene Vorläufer Unruhestifter, Verführer, Schwärmer und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie nichts bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört mehr, als sie gebraucht und verlangt.

33.

Daß die Diplomatik sich verrechnet, ist etwas sehr Gewöhnliches, auch etwas sehr Natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf andere fallen. Daß aber auch jene sich verrechnen, die, entfernt vom Gedränge der Taten, ungestört in ihrem einsamen Zimmer nachdenken können und Zeit genug haben, hundert Male die Probe zu machen — darüber muß man erstaunen. Wenn die deutschen wissenschaftlichen Männer den Verstand auch noch verlieren, was bleibt ihnen übrig? Tatkraft, Reichtum, Macht und Ansehen haben sie nie gehabt.

34.

Die deutsche Geschichte gleicht einem ungebundenen Buche; so beschwerlich und verdrießlich ist sie zu lesen. Man muß oft die Bogen umwenden, verliert den Zusammenhang darüber, und Titel und Register liegen nicht selten in der Mitte versteckt.

35.

Im Weinmonat 1828 enthielt der *Hesperus* einen Aufsatz: *„Das Wichtigste der Resultate und Verhandlungen des großherzoglich hessischen Landtages von 1826 bis 1827.“* Also ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig spät, ein wenig spät — schadet aber nichts. In Deutschland kömmt nichts zu spät; die deutsche Zeit, ungleich den Postwagen, wartet auf jeden Passagier. Der Aufsatz erscheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortsetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — schadet aber auch nichts. In Deutschland ist nichts zu lang; je länger, je lieber. Die Einsender langer Abhandlungen kommen unter die *Mitarbeiter von der Garde*, ihre Artikel bilden die *Gardeliteratur* der Zeitschriften, und sie

erhalten größern Lohn. Aber etwas anders schadet, und davon will ich sprechen. Der *Titel* des Aufsatzes ist nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leser weist die schönste Abhandlung zurück, die sich ihm unter einem so übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuschen, man muß ihn locken. Wer das *Wichtigste,* also den *Geist* einer deutschen Ständeversammlung mitteilt, der ist ein Destillateur, er macht Branntwein; er sollte also seinen Berichten einen wohlschmeckenden Liqueurnamen geben. Der Darmstädter Destillateur im Hesperus hätte seinen Aufsatz nennen sollen: *Extrait d'Ennui, doppelte Langeweile, Darmstädter Wasser, Eau de Hesse, double patience, Esprit de Mirabeau;* oder mit sonst einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In diesem Landtagsberichte ist unter andern von der *Wohnungssteuer* die Rede, und bei dieser Gelegenheit lesen wir folgendes: „Sei nun z. B. das reine Einkommen des X aus seinem Grundvermögen = A, und verdanke er seiner sogenannten rein persönlichen Tätigkeit ein weiteres Einkommen = a; sei ferner der rein persönliche Erwerb des Y – der *kein* Grundvermögen besitzet und *kein* steuerbares Gewerbe treibt – = 2 a, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Gesamteinkommens auf die Wohnung verwendet werde: so verwendet X: $\frac{A+a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnung als *Steuer* in Anspruch, so muß X bezahlen: $\frac{A+a}{bc}$, und Y: $\frac{2a}{bc}$. X versteuert also hier das reine Einkommen aus seinem Grundvermögen noch einmal, und kein Mensch wird behaupten können, daß sich der rein persönliche Erwerb beider, oder a : 2^{a}, wie ihre Wohnungssteuer oder wie $\frac{A+a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müsse." – – Mein lieber Herr, ich glaube, Sie wollen uns zum besten haben. Spricht man so

mit den Lesern des Hesperus? Ist das die Art, politische Aufklärung in Deutschland zu verbreiten? Ist das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, plus und minus, dieses alles nicht eben so deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengästen, die sich jeden Abend bei Herrn Wiener, in der Post und in der Traube in Darmstadt versammeln, gibt es denn, die das verstehen? Wie viele im deutschen Volke überhaupt? Ich habe den Versuch gemacht. Norddeutschland ist bekanntlich viel gebildeter als Süddeutschland, und Hannover besitzt ohne Widerspruch die größte politische Aufklärung unter allen deutschen Staaten. Nun, ich, der ich gegenwärtig in Hannover sitze und schreibe, habe vier Kopisten abwechselnd zu meinem Gebrauche. Es sind die gebildetsten Kopisten, die mir je vorgekommen sind, wie es auch nicht anders sein kann; denn der eine ist im Kriegsministerium angestellt, der zweite in der Ständeversammlung (die man hier *Landschreiberei* nennt), der dritte bei einem Justizrate und der vierte in einer Torstube. Es ist wahr, sie haben beim Abschreiben ihre Eigenheiten. Sie schreiben *gewöhniglich* statt *gewöhnlich;* setzen den Punkt nicht über das i, sondern fünf bis acht Buchstaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben einen unbesiegbaren Eigensinn, y für i zu setzen, c für z und ck statt k. Übrigens aber sind sie musterhaft und so genau und treu, daß sie aus jedem Dintenkleckse, der sich im Manuskripte befindet, einen Gedankenstrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefsinniges Ansehen bekam, das er ursprünglich gar nicht hatte. Diesen vier Kopisten gab ich, einem nach dem andern, gegenwärtigen algebraischen Artikel zum Abschreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner schrieb ihn so, daß er in der Druckerei verständlich gewesen wäre, und ich war darum genötigt,

ihn selbst zu kopieren. Wenn nun sogar vier hannövrische Kopisten keine Algebra verstehen, was läßt sich erst von süddeutschen Bürgern erwarten? Sprechen und schreiben denn die Franzosen in ihren Kammersitzungen, wenn vom Finanzwesen die Rede ist, auf solche algebraische Weise? Warum gehen wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und schreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zum zweiten Male Paris besetzt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

36.

Der Hofnarr des Kaisers Claudius sagte: man könne die Namen aller guten Fürsten auf einen einzigen Ring schreiben. Der lateinische Geschichtschreiber, der dieses erzählt, spricht dann weiter: „Fragst du, woher solche böse Fürsten kommen, so antworte ich, mein Bester, daß zuvörderst die Ungebundenheit, dann der Überfluß, außerdem ruchlose Minister, verabscheuungswürdige Gesellschafter, habsüchtige Verschnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge und, was nicht zu leugnen ist, die völlige Unwissenheit in den Staatsgeschäften die Ursachen davon sind. Der Kaiser Diocletian, da er bereits in den Privatstand zurückgetreten war, sagte, wie mir mein Vater erzählt hat: *es sei nichts schwerer, als löblich zu regieren.* Vier oder fünf Personen vereinigen sich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der in seinem Palaste verschlossene Kaiser ist von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt nichts weiter, als was ihm diese Leute vorreden, besetzt alle Stellen mit Personen, die man entfernen sollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten sollen. Kurz, der beste, vorsichtigste und vortrefflichste Regent wird, wie Diocletian sagt, verraten und verkauft."

37.

Es ist so etwas Kleines, groß zu sein in unsern Tagen, daß man daran erkennt, wie es mehr der Kampf als die Beute ist, woran sich der Ehrgeiz entzündet. Der Ruhm liegt auf allen Wegen, und keiner der Berechtigten greift darnach.

38.

Vor der Revolution war es am französischen Hofe Sitte, daß gemeinschaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, so oft der junge Prinz sich verging, statt seiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Bestimmung hat das deutsche Volk. Wenn die Franzosen, wenn die Spanier und Portugiesen, wenn die Neapolitaner und Piemonteser, wenn die Russen sich unartig betragen, bekommen die armen deutschen Kinder Ohrfeigen. Es ist gar zu betrübt; wir müssen machen, daß wir groß werden.

39.

Ein redlicher Mann will zwar nur recht *behalten*, wenn er recht *hat;* doch das Rechthaben soll er mit seinem Gewissen und vor Gott ausmachen, aber mit Menschen soll er um das Rechtbehalten streiten. Diejenigen plebejischen Sachwalter erscheinen mir daher sehr abgeschmackt, die, statt von der Macht, von dem Rechte ihrer Klienten sprechen.

40.

Die Staatsbaumeister glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man bloß die Schornsteine zu vermauern. Sie tun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber und ahnen gar nicht, daß ihre Unwissenheit das Übel vergrößert.

41.

Herr von Hornthal hat in der bayerischen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die bestehenden strengen Verordnungen über die pflichtmäßige *Verschwiegenheit der Beamten,* als unvereinbar mit einer konstitutionellen Regierung, aufheben oder lindern möchte. Das ist ein Wort zu seiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung geheimnisvoll verfährt, so ist dies das Traurigste nicht – das Traurigste wäre, wenn sie das Bedürfnis fühlte, so zu verfahren. Wenn bestehende und bekannte Gesetze in gegebenen Fällen nach voraus bestimmten Regeln angewendet werden, wozu täte dann Verschwiegenheit der Beamten not? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die sich selten auf den theoretischen Wert der Gesetze verstehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich sie sind? Wozu jener Hokuspokus und aller sonstiger Schnickschnack, dem man in dem Treiben der Beamten so oft begegnet? Ernst soll der Gesetzgeber, streng der Richter, aber der Verwaltungsbeamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug sein. Man muß denjenigen Teil der Regierung, der heilkünstlerisch verfährt und die Schärfe des wundärztlichen Messers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlassen kann, von demjenigen unterscheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt und sich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutschen Amtsstube riecht alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, so geschieht von zweien Dingen eins. Entweder man ist unerfahren, und dann fühlt man sich das Herz wie zugeschnürt über diese ängstliche Stille, diese Grämlichkeit der Beamten und ihr geisterartig hohles und gefühlloses Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzu viel, weil man nur allzu gut

weiß, daß diese finstern Götter so unerbittlich nicht sind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

42.

Man sollte denken, wer sich vor keiner Kanonenkugel fürchtet, fürchtet nichts auf der Welt; aber man gewahrt das Gegenteil. Vielen Menschen, vornehmen wie geringen, ist ein solcher Aberglauben anerzogen, daß sie zittern vor dem Rauschen eines Blattes, ob sie zwar mit freudigem Mute in die Schlacht gehen. In der politischen Welt hat diese Schwäche üble Folgen. Nicht an tapfern Feldherren fehlt es manchen Fürsten, aber an diplomatischen Helden, die – nicht zittern vor dem Rauschen eines Blattes.

43.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräsentativen Verfassungen ein ewiger Frühling herrsche. Aber sie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen schmilzt, während er sich in unbeschränkten Monarchien zu Gletschern und Lawinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

44.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenschaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

45.

In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Versailles war und bei der Toilette einer Buhlerin erst über die neue Form der Hauben, dann über das Schicksal von fünfundzwanzig Millionen Menschen entschieden wurde, erhielt der General von R. aus den Händen der Frau von Pompadour den Plan zum

bevorstehenden Feldzuge, der auf einer Landkarte mit Schönpflästerchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

46.

Regierungen sind Segel, das Volk ist Wind, der Staat ist Schiff, die Zeit ist See.

47.

Denkt euch: ein Arzt untersagte seinem Kranken jede anhaltende Bewegung; sie könnte ihm tödlich werden, erklärte er. Der Kranke wäre unfolgsam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte sagen, der, um den Fehler wieder gutzumachen, den Kranken seinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jetzt denkt euch: ein Volk sei krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat sich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbessern, die Staatsärzte dasselbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? ... Ist Bewegung schädlich, so ist es jede, sie richte sich vorwärts oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig, als das Volk an dem Orte, wo man es eingeholt, ins Bett zu legen und die Krise abzuwarten.

48.

Die Macht, als sie selbst noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinsen ihres Vermögens und war glänzend genug. Jetzt aber, weil alle Bedürfnisse der Menschheit so kostspielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf *Leibrenten* gestellt. Daher scheint es, als hätten ihre Mittel sich vermehrt. Das die erste Hälfte des Geheimnisses! Die andere Hälfte ist: früher wurde durch *Hebel* regiert, jetzt geschieht es durch *Menschenkraft*, und so weiter. Der Leser wird gebeten, den Spuren dieses Gedankens nachzugehen.

49.

Was den Übergang der alten Zeit in die neue so blutig macht, ist die Enge des Weges, der von jener zu dieser führt. Zwischen Vergangenheit und Zukunft fließt ein breiter Strom, die Gegenwart ist die Brücke darüber. Die Angreifenden und die, welche sich verteidigen, die Vordringenden und die Fliehenden, treiben, drängen und hindern sich darauf. Tausend Schlachtopfer fallen fruchtlos, ohne den Sieg zu beschleunigen noch die Niederlage zu verzögern. Aber der Mensch muß auch gerecht gegen sich selbst sein, das ist nicht seine Schuld, das Schicksal hat es zu verantworten.

50.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen: erstens *französisch sprechen,* zweitens *nichts sprechen* und drittens die *Unwahrheit sprechen.* Diesen Künsten verdanken Monarchien ihre Haltung von außen. Man muß daher erstaunen, daß die hohe Pforte stets in gutem Vernehmen mit sämtlichen Mächten geblieben ist, ob sie zwar von jenen Künsten nichts versteht. Die türkischen Minister reden arabisch, lügen nie und sagen alles, was sie denken. Es ist so wenig Zartheit in ihrem Benehmen, daß man glauben sollte, sie wohnten tausend Meilen von Pera entfernt. Als einst ein europäischer Gesandter dem Großvezier bekannt machte, daß sein Fürst über einen andern einen entscheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieser: „Was liegt daran, ob der Hund das Schwein oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut stehen." *Quelle horreur!*

51.

Jede Gegenwart ist eine Noterbin der Vergangenheit. Sie kann die Erbschaft weder ausschlagen noch *sub beneficio*

inventarii antreten; sie muß sie, und zwar ganz, übernehmen, mit ihren Schulden und mit ihrer Schuld.

52.

Es wäre nichts leichter, als die alte Zeit wieder herzustellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken – und Kindern sagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu streuen.

53.

Wer glaubt, er könne die öffentliche Meinung benützen, ohne ihr wieder zu nützen, der betrügt nicht, der wird betrogen. Diese Wirtin läßt den reichen und lustigen Studenten auf Borg zehren und fortzechen – am Ende kommt die Rechnung.

54.

Die Geheimnisse der Politik und die Brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt; denn die freie Luft zerrisse das überfeine Gespinst. Und das Erzeugnis so vieler Tage, so vieler Hände, so vielen Geldes? – Ein Schleier. Und der Gebrauch? – Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? – Ein Windstoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerstört die Täuschung einer langen Woche. Und die Lehre? – Verwebt euren Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus und kleidet den Bürger wie den König.

55.

Die Mauern Jerichos sind freilich von den Trompeten der Juden eingestürzt; aber es geschehen in unsern Tagen keine Wunder mehr, und ein vernünftiger Mensch sollte sich schämen zu glauben, das Geschrei der Zeitungen könne das gelobte Land der Freiheit eröffnen.

56.

Welche Staatsverfassung ist die beste? *„Diejenige, di am besten verwaltet wird.“* Diese Antwort hat die Schlauheit erfunden, um über die Nutznießung der Freihei deren Besitz und über deren zeitigen Besitz das ewig Recht daran vergessen zu machen. Man könnte ebens gut, nämlich ebenso falsch, auf die Frage: Welches Geschöpf ist das vollkommenste in der Reihe der lebendige Wesen? erwidern: *das gesündeste* — woraus folgen würde daß ein gesunder Pudel höher stände als ein kranke Mensch. Dieses ist aber in dem Grade unwahr, daß sogar ein kranker Weise mehr als ein gesunder Narr ist denn der Weise kann gesund, der Narr kann aber ni weise werden.

57.

Als Karl XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Gruithusen eine Rechnung vo 50 000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgende Worten abgefaßt war, „10 000 Rthlr. auf Befehl Sr Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben, un den Rest von mir durchgebracht“. Das ist aufrichtig sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freund ihre Rechnungen ablegen ... Unsere heutigen Finanzminister, die ihre erschreckliche Not haben, bis sie da Budget durch die Kammern bringen, werden diese Anekdote nicht ohne Seufzen lesen können, und ohne mi nassen Augen auszurufen: ach, die schöne alte Zeit!

58.

Aufmerksamen Lesern der französischen politischen Blätter wird es nicht entgangen sein, daß die Aristokraten sowohl auf der Rednerbühne als in ihren schriftstellerischen Mitteilungen, immer nur von *Freiheiten* sprechen, und nie das Wort *Freiheit* gebrauchen. Hier is mehr weniger. Der Unterschied zwischen Freiheit un

Freiheiten ist so groß als zwischen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion besteht in der Erkennung eines einigen Gottes, so besteht die wahre politische Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten und Freiheiten ohne Freiheit. Das französische Volk ist in dem erstern Falle, es besitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entsprießen – die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn sie ihm durch Exzeptionsgesetze und andere Staatsstreiche entzogen werden. Beispiele von Freiheiten ohne Freiheit finden sich in solchen europäischen Ländern, die autokratisch regiert werden und keine Verfassung haben. Wenn zu wählen ist, ist Freiheit ohne Freiheiten besser als umgekehrt. Im Besitze des Bodens ist es leichter, sich gegen den Raub der Früchte zu verteidigen, als bei der Nutznießung der Früchte den Boden wieder zu erobern. Die Aristokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das französische Volk einschläfern, und es würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es wäre hier dasselbe Verhältnis wie mit Staatsgläubigern, die, solange ihnen die Zinsen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken. Auf der andern Seite suchen die liberalen Redner und Schriftsteller das Wort *Legitimität* zu umgehen, und gebrauchen dafür *Legalität*. Auch zwischen diesen beiden Worten ist der Unterschied sehr groß. Legitimität bezeichnet die Herrscher*macht,* welche über die Gesetze erhaben ist, Legalität das Herrscher*recht,* welches den Gesetzen unterliegt.

59.

Bei jeder Ministerialherrschaft (in der Kanzleisprache *absolute Monarchie* genannt) ist es Grundsatz und muß es Grundsatz sein, die Mißbräuche der Verwaltungs-

beamten mit weniger Strenge zu untersuchen und zu bestrafen. Eine Regierung solcher Art steht dem Volke stets kriegerisch gegenüber, und wie ein General im Feldlager den Ausschweifungen der Soldaten, wenn sie nicht den Dienst betreffen, nachsieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, so finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihr Vergehen. Nur die Insubordination der Beamten wird bestraft. Man nehme jeden beliebigen Staat, wo keine Volksrepräsentation stattfindet, und gehe einen Zeitraum durch, solange als man will, und dann berechne man, wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt bestraft worden sind, und ob sie nicht immer, wenn sie ja Absetzung oder eine Strafe betroffen, sich diese wegen Subordinationsvergehen zugezogen hatten.

60.

Lange Zeit haben sie sich für mächtige Zauberer gehalten, die Wind und Wetter machen können nach Belieben. Nun, da das finstere Ungewitter heraufgestiegen wider ihren Willen, haben sie zwar ihre Freudigkeit, aber nicht ihre Zuversicht verloren. Sie nehmen sich vor, den Sturm eine Rossinische Arie singen, die Blitze symmetrisch als chinesische Feuerwerke leuchten und den Donner im Takte rollen zu lassen. Auch der verschlagenste Dieb kann aus seiner Verborgenheit gezogen werden, er halte sich versteckt in dichten Wäldern, in unterirdischen Höhlen oder in dem finstern Winkel eines Hauses. Aber den Hochmut aus dem Schlupfwinkel eines menschlichen Herzens zu vertreiben, dazu ist selbst die himmlische Polizei nicht schlau genug.

61.

Die Menschen würden nach jeder neuen Erfahrung, die ihnen die Geschichte darbietet, weiser werden, wenn sie

ie unentgeltlich benutzen könnten. Weil sie aber dafür ahlen müssen, benutzen sie sie nicht; denn das Schicksal varnt wie die Buchhändler: „Beschmutzte und aufgechnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen."

62.

Venn, wie es in Deutschland oft geschieht, Gesetze in der prache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man ie Bürger daran, Gesetze als bloße Befehle anzusehen, enen man folgt, nicht weil man sie ehrt, sondern weil nan sie fürchtet.

63.

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so sehr verehrt, als jetzt. Ich rede ernst, wenn ich las sage; aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß ie, weil keinen Spaß auch keinen Ernst verstehen. Es var eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätserbrechens überwiesenen akademischen Lehrer (solange ur kriminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruig fortlehren lassen bis zur Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, laß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers icht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiseste Verdacht uf die polizeigemäße Denkungsart eines Professors, so verden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das ist Furcht vielleicht, ber sie führt zur Ehrfurcht. Die bessern unter den Großen liebten vormals die Wissenschaft, aber sie liebten ie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie chteten sie nicht. Jetzt ist es besser. Man soll zittern vor hr; denn der Geist sei König der Welt und das Recht ein Schwert.

64.

Konstitutionen, wenn sie dauerhaft sein sollen, müssen fresko gemalt werden. Andere sagen das Gegenteil. Wir wollen sehen, wer recht behält.

65.

Der echte Deutsche wird verlegen, wenn man ihn über einen witzigen Einfall ertappt; keuschen Geistes errötet er bei den buhlerischen Küssen der Phantasie.

66.

Frau von Staël sagt: „Es gibt Zeiten, wo das Schicksal der Menschheit von einem einzigen Manne abhängt, und das sind unglückliche Zeiten; denn nichts ist dauerhaft als was durch die Mitwirkung aller geschieht." Das mögen jene sich merken, die das Heil der Welt von einem politischen Messias erwarten. Völker sterben nicht, sie haben Zeit übrig, krank zu sein, und darum ist es besser sie leiden etwas länger, als daß sie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das ist der gefährlichste Tyrann der sich auch die Herzen unterwirft. Hätte August wie Tiber regiert, wäre die römische Freiheit nicht untergegangen. Fürsten, die größer waren als ihre Zeitgenossen haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren Auch haben in Demokratien die Völker immer eingesehen, daß sie eine Wohltat, die sie einem großen Mitbürger verdankten, sich nur durch Undank gegen den Wohltäter sichern konnten. Die Riegos aller Zeiten sind noch immer geopfert worden.

67.

Die Staatsmänner schreiben ihre Erfahrungen mit Bleistift auf Pergamenttafeln, und ist das Blatt voll, löschen sie die Bemerkungen wieder aus, um für neue Platz zu

gewinnen. Daher sind sie oft klüger als gestern, aber niemals klüger als vorgestern.

68.

Philidor konnte sechs Schachpartien zugleich spielen, und er gewann sie alle. Doch das waren hölzerne Figuren, die stille stehen, bis man sie bewegt. Wer aber mit Menschen spielt, verliert gewiß, wenn er mehrere Spiele gleichzeitig verfolgt.

69.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?“ fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „*Quand il plaira à votre majesté,*“ antwortete dieser mit tiefer Verbeugung ... So schmeichelt man noch heute den Fürsten, sie könnten die Stunde bestimmen, in welcher die Zeit ins Kindbett kommen soll.

70.

Es könnte eine zweite Sündflut über die Erde kommen, was würde sie nützen? Die Toren und die Bösen würden untergehen, aber Torheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorsehung ist barmherzig, sie sorgt für eine rettende Noahsarche und läßt keine Gattung auch des niedrigen Gewürms verderben.

71.

Der süße Brei ist aufgegessen ... jetzt balgen sie sich um die Schärre ... darüber zerbrechen sie den Topf ... dann gibt es keinen Brei und keine Schärre mehr ... dann schlagen sie sich auch nicht mehr.

72.

Die Fürsten hätten sich und ihren Völkern viel Unglück ersparen können, wenn sie die Hofnarren nicht abgeschafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr sprechen darf, handelt sie.

73.

Heringe oder Sardellen – das ist der ganze Unterschied zwischen sonst und jetzt. Gesalzen sind sie immer noch und werden es immer bleiben.

74.

Sie wollen keine Preßfreiheit, weil sie glauben, der Wind drehe sich nach der Wetterfahne.

75.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schicksal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenschaften der Menschen benutzt, um seine Zwecke zu erreichen. Dieses ist so klar geworden, daß man sich freuen muß, wenn der Unverstand oder der böse Wille einflußreicher Menschen hervortritt; denn das ist ein untrügliches Zeichen, daß das Wünschenswerte sich seiner Erfüllung naht.

76.

Auf der Weltbühne ist das Schicksal der Souffleur, der das Stück ruhig und leise abliest, ohne Gebärden, ohne Deklamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Lustspiel oder ein Trauerspiel ist. Das Zappeln, das Schreien und übriges tun die Menschen hinzu.

77.

Wenn es wahr ist, daß der Bandwurm sich erneuert, solange der Kopf besteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwischen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vorteil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt – seid nicht länger der Kopf des Bandwurms.

78.

Gewisse Leute leben, als wüßten sie, daß sie am andern Morgen gehängt werden. Auch sind sie wirklich verurteilt, nur daß die Tage des Schicksals keine Sonnentage sind. Darum wollen wir ihrer letzten Mahlzeit, so teuer sie uns auch zu stehen kommt, mit Vergnügen zusehen, ihr Appetit sei unser Trost.

79.

Die Schreiberregenten. – Es geht drunter und drüber in unsern Staaten her, weil die Beamten nicht verstehen, auf das Volk zu wirken. Sie schlagen darauf los, und das nennen sie verwalten. Verstimmen ist leicht, aber stimmen kann nicht jeder. Und wie sollte es anders sein? Schuster, Schneider, Schlosser müssen in Deutschland einen großen Teil ihres Lebens in der Lehre stehen und wandern, bis ihnen verstattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße schnitzen, und das Regieren, denkt man, sei eine angeborne Fähigkeit. Oder etwa das Studieren auf der Universität bilde den Beamten? Regieren ist eine Kunst, keine Wissenschaft, und ein Schneiderjunge, der lesen und schreiben gelernt hat, versteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals steht von dem gegenwärtigen so weit ab, wie die Schiffahrt auf Strömen von der auf dem Meere. Unsere Beamten sind Ruderknechte, sie verstehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Kajüte verstehen es auch nicht. Sie wissen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresstille. Sie haben ein paar Brezeln, die hinreichen nach Offenbach oder Niederrad, aber nicht Mundvorrat genug für große Seereisen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen und sie zu leiten, das ist freilich

schwerer, als dem S. T. Herrn Vorgesetzten einen unerträglichen Bückling zu machen und ihn bei seinen Launen zu führen. Das lernt sich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeschichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Chesterfield. Man besuche nur ein Kollegium oder ein Bureau; wie das höflich ist, wie das einander kennt, wie das pfiffig aussieht, wie sich das wechselseitig forthilft, wie das dekretiert, tabelliert, kontrolliert und kabaliert! Der Direktor ist ihnen Fürst, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in seidnen Strümpfen auf schön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Dekrete zum andern, von einer Weisung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe schreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit erteilen oder abschlagen, einen bettelnden Handwerkspurschen ins Loch stecken, einen Wirt bestrafen, der abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durst gelöscht, eine Hure auspeitschen, das sind freilich leichte Sachen. Aber jetzt sind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tausend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu bestimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauschte Länder in Achtung zu erhalten, und zu diesem allen ist euer Konzept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, das ist eure Universität; leset den alten Moniteur, das ist euer Corpus Juris; hört die Deputiertenkammer, das ist euer Praktikum; und dann laßt euch den Doktorhut geben, kehrt zurück, heiratet und regiert.

80.

Karamsins Geschichte des russischen Reichs. – Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern besteht, anders lesen als mit Unwillen oder Überdruß? Aber Könige sind nur die Titelblätter der Geschichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig

die dürren Heiden der neuen europäischen Geschichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge den müden Forscher stärkt. Sie sind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maßstabe der Besteuerung nach Länge und Breite abgemessen und Völker wie Grundstücke nach jedem Kaufe, Tausche und Todesfalle neu ab- und zugeschrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein schwacher Stab als schlauer Hebel der Stärke gebietet, sondern der schwächere Geist dem mächtigern gehorcht? Wer stiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menschengeschichte frisch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerströmungen sich ihr selbstgewähltes Bett gruben und unbekümmert um Herkommen und Federsatzungen ihren angetretenen Weg fortsetzten? ... Das alles finden wir in der *russischen Geschichte.* Dieses und das weitere könnte in klaren verständlichen Worten dargetan werden; aber wir Sünder werden genötigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das russische Reich, ein Mann, wenn man es mit seinen Gespielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachstums die Dauer der Kindheit bestimmt, noch ein Kind – hat, wie Herkules schon in der Wiege, die Europa umschnürende Riesenschlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es ist im *Werden* und in Europa das einzige aufsteigende Licht. Wie man auch gesinnt sei, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig sollte man nicht sein, man sollte stets, selbst mit Verluste des nötigen Schlafes, die Augen offen halten und sich nicht einlullen lassen von denen, die ungleich den Anwohnern des Vesuvs ruhig sind, weil der Berg *nicht* raucht. Wenn die Pest im Lande, freut man sich des rettenden Winters und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menschheit nie an

einem kehrenden Herkules gefehlt, sooft ihre Augiasställe überfüllt waren.
Schon das ist ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in seiner Mitte einen großen Geschichtschreiber findet; denn jeder Künstler, auch wenn er verschönt, kann doch nur an einer schönen Wirklichkeit sich begeistern. Karamsins Geschichte des russischen Reichs ist ein Meisterwerk, das seines Gegenstandes würdig ist. Die Anordnung ist zweckmäßig, klar und verständlich. Die verwickelten Massen von Gebieten und Völkern, aus denen sich das ungeheure Reich nach und nach zusammengebildet, sind mit vieler Kunst gesondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Stil ist edel, kräftig und, wo es geschehen durfte, malerisch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber sie folgen alle den Ereignissen wie freiwillig nach und werden nicht von dem Verfasser als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamsin die Verbrechen und Niederlagen seines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt als dessen Siege und Tugenden. Angenehm überraschend ist die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewisse Grundsätze aussprach – und also aussprechen durfte – von deren Aufnahme ins Leben Rußland noch so weit entfernt ist, weniger weil es der Regierung an Freisinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie sich die Herrschaft der Sterblichen irdisch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unsterbliche von dem Himmel herabgestiegen sei. „Der russischen Geschichte Beginn stellt uns ein bewunderungswürdiges, in den Annalen vielleicht *beispielloses* Ereignis dar. Die Sklaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung und verlangen Herren von den Warägern, ihren Feinden. *Überall führte das Schwert der*

Starken oder die Verschlagenheit der Ehrgeizigen die Herrschermacht ein (denn die Völker wollten Gesetze, fürchteten aber den Verlust der Freiheit); in Rußland wurde diese mit der allgemeinen *Zusammenstimmung* der Bürger gegründet..."

81.

Deutsche Demut. – Als der König von Preußen in Paris war, hatte die *Gazette de France* von ihm erzählt, *er habe die Ehre gehabt,* mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung keifte etwas über solche leichtfertige unumständliche Rede. „So spricht eine Zeitung der zivilisiertesten Nation in Europa von ihren Gästen!" rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen laßt uns schmollen, daß sie nicht zu sein wagen wie jene. Wenn auch ja einmal das Maß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beachtet worden, was ist tadelnswerter, die Verkürzung oder Überschreitung jenes Maßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der Zeitungsschreiber irgend einer Residenz zu sagen gewagt: der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt, mit dem Könige zu speisen, beim Himmel! alle deutschen Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben. Also die Preußen, die wären eine „zivilisierte Nation", weil sie 1806 am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin die Stadt aufs Prächtigste beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmärchen belächeln!) Also die Deutschen wären

„zivilisierter" als die Franzosen, weil sie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüstete, von Paris nach Petersburg zu reisen, sie mit der Superlativität der Untertänigkeit von ihm sprechen und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchstdieselben jede Nacht zu schlafen, um wieviel Uhr ins Bett zu steigen geruht haben und wieviel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa zu Allerhöchstderen Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht als seinen eigenen bezeigt, verrät hierdurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebte, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es gibt deutsche Blätter, die nie von dem vielen, was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mitteilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verstorbenen Königin von England uns monatelang täglich die genauesten Berichte lieferten. Es gibt deutsche Blätter, die vierzehn hintereinander folgende Tage von einer toten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wieviel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputiertenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es gibt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmieget und windet sich, als wäre es der Hofmarschall *Kalb* bei allen Fürsten Europens. Es ist *ein gemeines Wesen* unter uns, aber kein *Gemeinwesen*.

82.

Der heilige Bund. – Der Fürst von *Leyen* hat zu Aachen eine Denkschrift eingereicht, in welcher er eine Entschädigung für seine verlornen landesherrlichen Einkünfte anspricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Christenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre und die Gerechtigkeit allein herrsche. Man kann vor der *Tiefe* des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung sinnend stehen; aber ein menschenfreundliches besorgtes Herz läßt sich dennoch von der Furcht überschleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine schmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Übereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund stürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürsten, die ihn geschlossen, allein überlassen, dann wäre nichts zu fürchten als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetschern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündnisses, gefordert, bewilligt oder versagt werden. Keiner, auch noch so voll des billigen Argwohns gegen die Versprechungen irdischer Machthaber, verkennt das schöne Feuer, das in dem Gemüte *Alexanders* lodert und das die Menschheit läutern würde, wäre dieser Fürst nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geschehen, daß die stille reine Quelle seines frommen Herzens zu einem Strome fortgerissen worden, der nun alle europäische Höfe durchfließt, wo auch das klarste Wasser getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durstes gebraucht, sondern nur als eine schnellere Straße, die zu selbstsüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden so viele Regierungen zum Bei-

tritte des heiligen Bundes zugelassen? Alexanders einsames Beispiel hätte der Welt mehr gefruchtet als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler.
Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber bestehen die Grundsätze, von welchen der Fürst von Leyen Ersatz für seine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit ist es, wozu die Teilnehmer des *heiligen* Bündnisses sich verpflichteten? Die himmlische kann es nicht sein, denn die Verwaltung dieser wird kein schwacher Mensch zu übernehmen sich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit ist es nicht, denn diese, die ausgleichende, zerstört, um zu schaffen, nimmt, um zu geben, raubt, um zu bezahlen. Die menschliche, welche nichts vermag, als den *Besitz* zu heiligen und das *Bestehende* zu schonen, ist's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber *diese* Gerechtigkeit, wenn sie weiter als über die Verhältnisse der einzelnen, wenn sie über die der Völker und Staaten sich erstreckt, ist unheilbringender, als die schnödeste Willkür. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, sie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit und schmiedet das Schicksal unsterblicher Völker an vergängliche Fürstengeschlechter fest. – Der heilige Bund ist ein goldener Becher, der gemeinschaftliches Eigentum aller europäischen Regierungen ist und den jeder Berechtigte, sobald ihn durstet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüstet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urteil ist ihm längst gesprochen: Die zwei einzigen *freien* Staaten der Welt, England und Nordamerika, sind ihm nicht beigetreten.

83.

Ein ehrlicher Mann, der in sogenannten Welthändeln verwickelt ist, verfällt oft in Gewissenszweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre oder nicht. Denn da man sein

Gesicht für eine Maske hält, wird er an sich selbst irre und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute oder ob die Leute sich nur in ihm betrogen.

84.

Die heutigen Menschen, in der kleinen wie in der großen Welt, sind über ihren eigenen und wechselseitigen Vorteil so aufgeklärt, daß sie sich einander nicht mehr täuschen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geschieht, ist es ganz unerklärlich, warum man noch lügt oder sich verstellt. Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, ist – offenherzig zu sein.

85.

Es gibt immer noch wohltätige Menschen, und wer einmal so glücklich ist, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

86.**

Vernunft verhält sich zum Verstande wie ein Kochbuch zu einer Pastete.

87.

„Alles *für*, nichts *durch* das Volk" – sagen die Schlauen. Das heißt ins Aufrichtige übersetzt: nicht am Gelde und Gute ist uns gelegen, sondern nur daran, daß wir herrschen. Wer aber ist der gefährlichste Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Mensch, der nur nach Reichtum und sinnlichen Genüssen strebt; denn dieser läßt sich abfinden, und hat die Macht sich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Palästen gebettelt. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist der Herrschsüchtige; denn selbst das Gute tut er nur mit Willkür. Nicht Mirabeau, ein Lüstling und ein bestechlicher Mensch, sondern Robespierre, der den

Reichtum verachtete, ward der Tyrann seines Vaterlandes.

88.

Schon manches dunkle Rätsel der Geschichte haben Zeit und Forschung gelöst; aber die Geduld, die Langmut der Völker wird ewig unbegreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency des Mordes überführt und zur Strafe durch ein *Lettre de Cachet* auf einige Zeit in die Bastille gesetzt. Sein Bedienter aber, als Mitschuldiger *verdächtig*, ward aufs Rad geflochten. Und zwischen dieser schrecklichen Willkür und der Revolution verflossen noch mehr als funfzig Jahre!

89.

Vor der Revolution gab es in Frankreich nach der Berechnung eines der zuverlässigsten Schriftsteller, und um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen: „sieben Millionen Menschen, die Almosen verlangten und zwölf Millionen Menschen, die nicht imstande waren, Almosen zu geben.“ Jetzt ist der Wohlstand über das ganze Land verbreitet, durch alle Stände des Volks verteilt; es gibt keine Bettler mehr . . . Man nenne uns den Staat, wo eine so glückliche Verwandlung *oktroyiert* worden ist.

90.

Wenn man das Treiben der französischen Ultras sieht, glaubt man an das Wunder: daß der heilige Dionysius, nachdem er enthauptet worden, seinen Kopf unter den Arm genommen und damit spazieren gegangen ist.

91.*

Die Natur der Dinge und was schön sei oder mißgestaltet, malt Euch jeder Batzenspiegel nicht minder treu zurück als das hohe stolze Glas am Pfeiler eines fürstlichen Gemaches. Die Weltgeschichte pulsiert in Täglich-

keiten. Darum, wer emsig und frohen Mutes zu forschen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menschheit in einer Taschenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern.

92.

Bei dem Einmarsche der königlich spanischen Truppen in Valencia im Jahre 1812, unter General Wittingham, wurde allerorten angeheftet und ausgetrommelt: die von Suchet eingeführte Polizei höre gänzlich auf. Das Volk war außer sich vor Freude, wobei es immer rief: „*Nun sind wir wieder, wie vor diesem, sicher auf der Straße und in unsern Häusern; es gibt keine Polizei mehr.*“

93.

Seitdem das Wunderbare vor unsern Augen sich erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das Natürliche verloren.

94.

Man heilt Leidenschaften nicht durch Verstand, sondern nur durch andere Leidenschaften.

95.

Die Weiber haben Launen, weil sie zu gut sind, das Böse nach Grundsätzen, und zu schwach, das Gute mit Dauer zu üben.

96.

Eitelkeit ist die sicherste Wächterin der öffentlichen Ruhe. Sie ist die Omphale des Ehrgeizes und legt ihm Rosenketten an. Wer am Schimmer des Goldes seine Freude findet, wird das Eisen nicht achten, und im Tanzschritte ist noch keiner auf den Thron gestiegen.

97.

Die wahre feine Lebensart, welche mehr tut, als mit Blitzesschnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, ent-

springt entweder aus der Tiefe des Geistes oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeister lehrt sie noch Chesterfield.

98.

Beschränkten Menschen ist es eigen, daß sie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreise ihrer Fassungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geistes oft irre macht. Sie sind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

99.

Die Fürsten sehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichste Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht ist, die sie zu fürchten haben. Sind wirklich Übel vorhanden, so werden sie von der plumpen und abgeschmackten Quacksalberei jener Staatsgewalt nur verschlimmert. Ist das Volk krank, so gebt ihm frische Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeschickten Händen eitler, törichter und pflichtvergessener Pfuscher an.

100.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit, und – ward 90 Jahre alt. Hufeland hat es in seiner Makrobiotik zu bemerken vergessen, daß man, um alt zu werden, keine Grundsätze haben dürfe.

101.*

Als Voltaire sagte: *Der erste König war ein glücklicher Soldat,* da wußte dieser Mann nicht, was er sprach. Der erste König war ein fieberkranker Bauer, der in seinem Irrsinne ausrief: „Ihr Leute seid meine Untertanen und mir Gehorsam schuldig," und da er gesundete und von dem Schmerzenslager sich erhob, befremdet und ungläubig

das ganze Dorf zu den Stollen seines Bettes niedergesunken fand. Vergebens war alles gutmütige Zureden des unschuldigen Despoten; die Untertänigkeit war schon so rasch im Gange, daß man der Zeiten sich nicht mehr erinnerte, da man frei gewesen.

102.*

Alle Aussprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz, sind *heimliche Hinrichtungen*, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missetäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgültig. Aber die *Zuversicht*, daß *Recht* geübt werde, ist Lebensbedürfnis in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf *Glauben* fordern an seine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, die Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen.

103.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. – Europa und Amerika müssen ganz den Verstand verloren haben, daß sie sich seit Jahren mit den spanischen Kolonien, den Cortes, der französischen Deputiertenkammer, den englischen Radikalen und anderen dergleichen elenden, gesetzter Männer unwürdigen Klatschereien beschäftigen und die wichtigste Sache der Menschheit, nämlich die Frankfurter Judenschaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Weltteile bilden sich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Millionen Menschen, welche der Befreiungskrieg hingerafft – alle diese schrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geschehen, und den großen Zweck, welchen die Vorsehung dabei hatte, nämlich die

Vertreibung besagter Judenschaft von der Schnurgasse zu Frankfurt, davon ahnden sie nichts. Stein in seiner sehr genauen Geographie sagt, es wohnten 10 000 Juden in Frankfurt, obzwar keine 4000 dort wohnen. Allein er sagt dieses metaphorisch, da sie soviel Lärm verursachen als 10 000. Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heiraten, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um sechs Uhr abends zum Tore hinausgehen, daß die allzu große Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nötigte sie, ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirtschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: *Mach Mores Jud,* so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaren war ihnen verboten. *Bedienten* durften sie nicht halten, denn dieses ist ein Verbrechen gegen die Grammatik, sondern nur Knechte, und als einst ein Aktuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort *Bedienter* in den Reisepaß gesetzt hatte, und dieser bereits abgereist war, schickte ihm der regierende Bürgermeister einen Husaren nach, der ihn zurückholen mußte, worauf im Passe das Wort Bedienter ausgestrichen und dafür *Knecht* geschrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genossen die Frankfurter Juden und üben sie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie

die Post, die neuen Kräme, die Börse halten sie militärisch besetzt, und es darf kein Christ ohne ihre Erlaubnis durchgehen. Es ist ihnen verstattet, jeden Fremden oder Einheimischen, der an ihren Warenläden vorübergeht, solange an den Kleidern festzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Toten in den ersten 24 Stunden beerdigen, die Christen müssen drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erscheinende Geburts- und Sterberegister nur dann hineingesetzt, wenn sie wirklich geboren werden oder sterben, die Juden hingegen sogar auch dann, wenn dieses nicht geschieht; denn es wird im Intelligenzblatte ausdrücklich bemerkt, von der israelitischen Gemeinde sei in dieser Woche niemand gestorben, niemand geboren worden, damit sich jederman erfreue, nämlich an ersterem.

Mit allen diesen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsschwindel, der sich von Frankreich her nach Deutschland verbreitet hatte, benutzt und sich unter der großherzoglichen Regierung die sogenannten angebornen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million, gekauft. Darauf maßten sie sich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; sie trieben Wissenschaften und die ganze Technologie, sprachen deutsch wie Adelung und aßen mehrere Sorten Wurst. Besonders in Spedition und Kommission haben sie der Menschheit ungeheuern Schaden zugefügt und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlösung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenschlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; diese wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf sollten die Christen und Juden sich gütlich vergleichen. Der Senat

und der gesetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freisinnigkeit“ erfüllt, machten billige Vorschläge.

104.

Die Ermordung Kotzebues. – Man kömmt nie zu spät und zu weit her, sich diese Begebenheit zu beschauen; sie ist der Kristallisationspunkt, um den die neue Geschichte der Deutschen sich ansetzt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erst die Enkel der furchtbaren Tat werden unter dem Fluche des Schicksals erliegen. Es gibt keine Betrachtung, die sich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch nichts, was in diesem Kreise liegt, unbetrachtet bleiben. Professor *Lehmann* hat eine *„Beleuchtung einiger Urteile über Kotzebues Ermordung“* herausgegeben. Das Werkchen ist zu Bartenstein in Ostpreußen (nahe bei der russischen Grenze) erschienen. Es ist nicht lang, aber breit und in einem stammelnden Stile geschrieben, so daß, der Natur dieses Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer sechsmal wiederholt wird. Der Verfasser nimmt sich die unnötige Mühe, zu beweisen, daß Kotzebue kein Spion gewesen sei, und gibt über diese Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müssen, da wir von der Sache gar nichts verstehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue gesucht, die deutsche Freiheit zu untergraben. Etwa, weil er gegen das Turnwesen und den heißen Verfassungstrieb geredet? Unsere gelehrten Vorfahren haben von allem diesem Zeuge nichts gewußt (sagt Herr Lehmann). „Wenn es wahr ist, daß der wissenschaftliche Geist unter Deutschen sehr lau und stille wird, weil der Geist unter ihnen sich mit seinem Wissen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt (der Verfasser scheint sich auf die adelige zu legen); auf Verfassungen, Abgaben, Maschinen, Reformen, Berechnungen (also selbst die Mechanik und die Arithmetik käme uns nicht

zu?); der in einem Mystizismus verfällt, dagegen unsere Eltern mit ihrem Denken rein wissenschaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Bestand lebte (d. h. schlief), ohne sie so anzuschlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie solche wir erfahren, so sind eben die Anstalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. sich empörte, von der Art, daß man sagen muß, sie allein führen uns mit der wahrhaft wissenschaftlichen Aufklärung in Finsternis und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein solches bürgerliches Treiben sich verbreitete, wohl gar nicht das Verdienst (wohl gar noch!), eben der Barbarei, welche uns droht, entgegen zu wirken und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es ist also ein gar irriger Gedanke in dem Schlusse: wer das bürgerliche Licht in Deutschland auslöschen will, geht auf eine totale Finsternis aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt und selbst erlöschen muß, wenn eine freie Wissenschaftlichkeit gedeihen soll. Indem unsere Philosophen sich in Kriegswissenschaften werfen, in Staatswissenschaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachlässigen sie die rein wissenschaftliche Tiefe des freien Geistes, und so sind eben sie es, die eine Barbarei des Geistes über uns bringen; wer sie nun in diesem bürgerlichen Felde angreift, um solche Freiheiten ihnen zu beschneiden, ist dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarei begraben und die wahre Freiheit des Geistes erhalten will.“ Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei solcher Grundsätze sich auf die schwere Seite zu werfen gedachte, so kann man ihm das leicht verzeihen, da er sie durch sein Gewicht wahrlich nicht schwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabsichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr ist, daß das *bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz*

ausbrennt, so würde ja daraus folgen, daß alle diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beschäftigt sind: sämtliche Minister und Staatsbeamten, unwissende Menschen und niedergebrannte Geister wären, die man auf ein *Profitchen* stecken müßte – eine Behauptung, die wenigstens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die so häufig ausgesprochene Unverträglichkeit des wissenschaftlichen Forschens mit der Teilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten ist eine so plumpe Lüge, daß sich auch der schwachsinnigste Mensch nicht dadurch täuschen läßt. Cicero war trotz seiner Gelehrsamkeit ein so großer Bürgermeister als irgend einer unserer Zeit, der diesen Fehler nicht hat. Cäsar schrieb trotz seiner Heldentaten so gut als ein Professor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß so viele berühmte, gelehrte Mitglieder der deutschen Bundesversammlungen durch ihren wissenschaftlichen Geist in ihren Staatsgeschäften je wären aufgehalten worden.
Über Kotzebues Ermordung sagt Herr Lehmann sehr naiv, er werde der Meinung sein, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage also, ob dieser Mord ein gemeiner sei oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man sieht, was die Regierungen aus ihm machen werden (das sind echte gehorsame Ansichten). Daß sich unsere Jugend so viel herausnehme, daran wären Umstände schuld, „wohin ich (sagt der Verfasser) außer dem Turnwesen, welches die Körper und Geister *wählig* macht, auch das noch rechne, daß unsere Schulen die Köpfe der Kinder so anfüllen, daß dieselben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er sich nur immerhin zum Herrschen anschicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Not die Alten so mürbe geschlagen hat, daß sie überall an Kraftlosigkeit und Schwächen leiden." Kostbare Geständnisse, die Herr Lehmann aus Unachtsam-

keit verloren hat! Wenn unsere Alten zu wenig gelernt haben und unsere Jugend zu viel lernt, so widerspricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wissenschaftlichkeit der Vorfahren in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geschlechts zu Grunde gegangen sei. *Mürbe* – ja, das ist das rechte Wort, aber nicht die Not der Zeit hat die Alten mürbe *geschlagen*, sie hat sie so *gefunden*; wären sie nicht mürbe gewesen, hätte die Not der Zeit nicht entstehen können ... Um dem herrschenden Mystizismus entgegen zu wirken, schlägt der Verfasser das Studium der Logik als einen sichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchst langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Mystik, diese schändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus, zu vertreiben, so wollen wir ihre besten Freunde werden und täglich beim Frühstücke eine Viertelstunde in des Professors Maas Kompendium lesen.

105.

Biographie. – Die stille Zeit, da große Menschen und Schicksale uns nur im Abbilde erschienen und jeder in seinem Hause das Kunstwerk ruhig und bequem anstaunte, ist nicht mehr; unsere Väter waren die letzten, die sie gesehen. Gab es auch ungewöhnliche Menschen unter den Zeitgenossen, so berührten sie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten sie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete sich nie über das eingeführte Maß aus. Waren es Bösewichter, so tobten sie wie wilde Tiere hinter eisernen Stäben und konnten nur die Hand verletzen, die sich ihnen entgegenstreckte. Waren sie hoch und gut begabt, so betrachtete man sie als Schauspieler, deren Wirken auf die enge Bühne beschränkt und in einigen Stunden eingeschlossen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang sie auf immer von den Zuschauern und dem

Leben trennte. Aber die Begebenheiten unserer Zeit mit den Menschen, aus denen sie hervorgegangen oder in die sie zurückgekehrt, sind uns als willkommene oder schlimme Gäste selbst in das Haus gekommen, und nachdem uns so die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die schwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des *Parrhasius* täuscht uns nicht mehr, wir wissen, daß nichts dahinter ist. Die sogenannten *denkwürdigen Personen* der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht) dünken uns flach und deren Lebensbeschreibungen langweilig. Gestürzte Minister; Bauernsöhne, die es bis zum Geheimrate gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günstlinge, die mit dem Herzen der Fürsten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man sieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geschnitten, die beim Friedensschlusse einige Meilen Landes diplomatisch erobert; Helden, die das Vaterland gerettet und am Ende ihrer Tage tausend Taler Zulage erhielten – das sind die wichtigsten Kapitel der Geschichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren, und schon darum allein könnten *Samuel Baurs* (Pfarrers im Württembergischen) *interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts*, deren erster Band in einer neuen Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, selbst wenn der Ausdruck „*interessante* Lebensgemälde" nur einen Sprachfehler und nicht einen falschen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabischen und zwölf römischen Seiten mit großer Geduld durchgelesen; doch sooft das Urteil streng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen; denn es ist viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeistlichen die Menschen und die Dinge erscheinen. Die Wände der stillen Pfarrwohnung sind mit Kupferstichen behängt. Schlachtstücke und Schäfereien, unter-

gehende Schiffe und Häfen, Bildnisse von Bösewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, sie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholze eingesperrt, die ruhige und farbenlose Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perspektive dargeboten, aber die Sinne können nichts ergreifen. So sind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfigurenkabinette, das sich vor einigen Jahren in Prag zusammengebildet, wo lebende Menschen die Bewegung zurückhielten und sich für Abbilder geltend machten. Der Stil geht wie ein reisender Handwerksgeselle ruhig und zufrieden seinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Heide oder im südlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ficht sich durch und sucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geschichte sich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivetät, die wohlgefällt. Z. B. der 41jährige Ziethen, der in diesem Alter nur erst einige Scharmützel glücklich bestanden, wird der *junge Held* genannt – von einer Schlacht im siebenjährigen Kriege wird erzählt, das *Kanonenfeuer* dabei sei *unerträglich* gewesen – *einige geschmackvolle Männer in den Alpentälern* hätten zur Zeit Geßners die deutsche Sprache vervollkommnet – von *Maria*, einem Romane der englischen Schriftstellerin Golwin, heißt es: „Die Gefühle, die darin herrschen, sind von der *echtesten* und *feinsten* Art; alles ist darin mit jener Phantasie geschmückt, *die zur Fahne des Zartgefühls und echten Empfindsamkeit geschworen hat.*" – Von Lessing wird gesagt: *„Ein großer Mann im Felde der Wissenschaften."*

An Anekdoten, diesen Henkeln der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Überfluß, so daß zwanzig Esser der verschiedensten Fähigkeit die Helden zugleich an den Mund führen

können. Doch haben die Klassen, worin der *Inhalt* die denkwürdigsten Menschen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den *Generalen* kommen die berühmten *Satiriker* – nach diesen die *herrschsüchtigen Weiber* – *Schwärmer* und *Narren* wohnen unter einem Dache – Richardson und Geßner werden als *gelehrte Buchhändler* bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt sind, werden sie treffender als Gelehrte geschildert, die auch den Buchhandel betreiben. – *Mordsüchtige Rebellen*, worunter *Pugatschew* der Kosak und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, ist doppelt falsch. Mordsucht ist kein Charakter, sondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat seine Unmenschlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt. Doch leset immer das Buch und wäre es auch nur, um die höllische Hinrichtung des wahnsinnigen *Damiens* zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreisen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution solche Flecken der Menschheit ausgewaschen hat. Und wen diese Geschichte nicht genug schaudern gemacht, der lese die des gelehrten Wunderkindes *Heinrich Heineke* aus Lübeck, der in seinem vierten Jahre von Sprachen, biblischer Weisheit, Historie, Jurisprudenz mehr wußte als alle deutsche Studenten zusammengerechnet, und dabei sanft und fromm war.

106.

Der abbrevierte Teufel. – In einem Aufsatz, der neulich im Morgenblatte erschienen, hatte sich der Teufel gemischt – was einem schwachen menschlichen Werke leicht nachzusehen ist, da sich selbst in Gottes Werke der Teufel gemischt. Das Morgenblatt aber hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelassen und ihm für die übrigen fünf Buchstaben drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchstaben – das darf man wohl geprellt nen-

nen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das Morgenblatt so verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leser dieses Blattes, die sich darauf verstehen, mich darüber zu belehren. Es ist zwar üblich, daß man die sogenannten unanständigen Wörter im Schreiben und Drucken abbreviert, aber der Teufel gehört nicht zu den unanständigen Wörtern; und was die wirklichen unanständigen Ausdrücke betrifft, so sollte man sie entweder gar nicht gebrauchen oder, wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantasie des Unreinen sich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich besaß eine Sammlung von solchen Wörtern, die in verschiedenen Zeitschriften bald die Verfasser, bald die Redaktoren, bald die Zensoren abbreviert haben. Es ist schade, daß ich sie verloren. Nichts ist bezeichnender als das. Wir Deutschen sind zimperlicher als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte, wir wären doch alt genug.

107.

Wie einzelne Menschen, so treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsstufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit sind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das konstitutionelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikanischen, noch in dem kaiserlichen Frankreich unterrichtende Beispiele finden – es wird die Erfahrungen, die ihm nützen, erst kaufen und bezahlen müssen.

108.

Man sollte die Ministerstellen erblich machen, damit diejenigen, welche sie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familieninteresse fänden und nicht bloß auf ihren leiblichen Vorteil sähen. Schlimme Fürsten haben, an die Zukunft denkend, manche böse Tat unterlassen; einen

eigensüchtigen Minister hält nichts zurück. Zu wissen aber ist, daß die politischen Trennungen und inneren Kämpfe, die jetzt stattfinden, nicht anderes sind als ein Streit zwischen Volksfreiheit und Ministerialgewalt.

109.

In der bürgerlichen Gesellschaft gibt das Volk seine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinsen hin. Werden ihm letztere vorenthalten oder geschmälert, dann zieht es sein Kapital mit Recht zurück und sucht sich einen sicherern Schuldner.

110.

Man kann verhindern, daß Völker *lernen*, aber *verlernen* machen kann man sie nichts.

111.

Gute Fürsten müssen wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Notmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharaos magere Kühe entbleiben nicht.

112.

Wenn der Fürst glaubt, das Volk sei ein Kutschpferd, das, mit Gebiß und Scheuleder versehen, der Staatskarosse, in welcher nur *er* sitzt, vorgespannt werden müsse – und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren beide. Aber was ist der Staat sonst? Es ist schwer, hierauf zu antworten. Der politische Zirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

113.

Freilich wäre der Staat berechtigt, die Herzen und Köpfe als Herde und Rauchfänge der menschlichen Seele bei seinen Bürgern von Zeit zu Zeit untersuchen zu lassen, um zu erfahren, ob alles brandfest gebaut, ob nicht viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft sind und ob mit dem Lichte vorsichtig verfahren werde. Eine solche Seelenschau, verbunden mit den Löschanstalten der Zensur, würde eine vollständige Geniefeuerordnung bilden und das Gemeinwesen vor großen Unglücksfällen bewahren.

114.

Es gibt politische Karyatiden, die sich mit tragischen oder komischen Fratzen gebärden, als trügen sie die Last des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter sind, als die *untern* Teile des Hauses.

115.

Es ist wahr: *die Weltgeschichte ist das Weltgericht;* aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Trost dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher gestraft oder ein Schuldner der Menschheit eingesteckt, dann werden zuvörderst die Prozeßkosten, Defensionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, so daß zur Privatentschädigung gewöhnlich nichts mehr übrig bleibt.

116.

Bei epileptischen Menschen hat man zuweilen bemerkt, daß, wenn sie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, sie da in ihrer Rede fortfuhren, wo sie stehen geblieben waren, als ihr Niederfall sie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdessen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallsüchtigen Staaten diese nämliche Erscheinung wahrgenommen haben.

117.

Jene schöne Zeit, da noch – wenn selten ein schadenfroher Geist über Völker und Länder zog – nichts bebte als die Erde und man Menschen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder seines Lebens ist gesprungen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, ist nichts als das Schnarren und die Übereile der zerbrochenen Kette, die, in ungemessener Tätigkeit sich abhaspelnd, dem Stillstande und dem Tode zuläuft.

118.

Was ist die sogenannte Freiheit der Presse? – Die Erlaubnis, außerhalb der Festungsmauern spazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort erteilt.

119.

Die politischen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung, das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren, stündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürsten aus dem Schlafe; aber sie sollen auch nicht schlafen, es soll Tag sein, und dann hören die Schreier von selbst auf.

120.

Den Füchsen hat man die Freiheit in engen Flaschen, den Störchen in flachen Schüsseln vorgesetzt. Die schlauen Füchse werden sich zu helfen wissen, sie werden der Flasche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen sich wohl gar weis machen, es käme nur darauf an, sich den Schnabel putzen zu lassen! ... *Aufgabe zur Übung des Verstandes:* Wo sind die Füchse, und wo sind die Störche?

121.

Ihr möget immerhin in Hübners synchronistischen Tabellen der Weltgeschichte nach einem Volke blättern, das dämischer sei als das deutsche, unbeholfener, furchtsamer und trübsinniger – ihr werdet keines finden. Die Langeweile ist seine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, so nenne man ihn *Teut*. So ehrliche, gute Häute als wir hat die Welt nicht mehr. Das wissen auch die Gerber überall, und seit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder versorgt, und seit Jahrhunderten hat unsere Haut zu allen Verträgen und zu allen Kriegen gedient.

Ist die Erde eine hohe Schule, dann sitzt der Deutsche auf dem Lehrstuhle der Logik; er schleicht von Satz zu Satz und kommt nicht zum Schlusse, und schließt er, so beschließt er nichts, und hat er beschlossen, und es wäre reif zum Handeln, so kehrt er um, denn das halbe Jahr ist vorüber, neue Füchse suchen ursprüngliche Belehrung, das Heft wird zurückgeblättert und das alte Lied wiederum abgeplärrt. Mit solchem fröhlichen Mute übernehmen sie die Mühe des Sisyphus, daß sie zu beneiden sind statt zu beweinen; man möchte sein wie sie. Als die französische Revolution ihre logische Kette zerriß, da wurden sie ganz verdutzt und breiteten sich, was damals noch zu entschuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räusperten sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde.“ Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geschaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz und griffen zur frischen Gegenwart. Abermals räusperten sie sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde.“ Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland fielen ins Wort; immer von neuem angefangen, und so wird die Welt untergehen, ehe sie zum siebenten Tag

der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutsch aus, ich rede, was hoffentlich nicht jeder verstehen wird, von den *Zusammenkünften.* Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, so läuft alles erschrocken aufs Feld hinaus, denn sie meinen, die Erde bebte; da doch nichts gebebt, als ihr schwaches, schuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erschüttert, daß die Fenster sprangen – schickten sie zum Glaser und ließen neue Scheiben fertigen.

122.

In Meinungskämpfen sei man dann am vorsichtigsten, wenn die Gegner sich uns nähern und uns beistimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Lüge, der man verächtlich den Rücken wendet, sobald die Höhe erreicht ist.

123.

Im *allgemeinen Anzeiger der Deutschen,* diesem genauen Register des langweiligsten aller Bücher, streiten zwei Pfarrer über die Abschaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung spricht, sagt: nur ein *fauler* Geistlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abschaffung der Feste reden. Er schreibt aber nicht *fauler,* sondern f ... – Nun komme noch einer und fordere Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menschen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren so heimlich tun, daß sie Küsse und Ohrfeigen nur hinter sieben Schlössern geben? Für Menschen, die ihre Empfindungen, ihre Bedrängnisse, die alles abbrevieren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon – jedem Volke was ihm gebührt.

124.

Gesellschaften, die sogenannten *moralischen Personen,* sind gewöhnlich sehr unmoralisch.

125.

Die alte Kunst verkörperte das Geistige, die neue vergeistigt das Körperliche. Sie ist hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunst des Heidentums war versinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Christentums ist übersinnliche Entsagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunst die Geburt des *Könnens*, das Geschöpf des schöpferischen Menschen ist, die christliche Kunst aber Duldung und Ohnmacht darstellt, *so ist sie keine.* Das Gebilde dem Stoffe, diesen dem Urstoffe, den Urstoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, ist die christliche Kunst ein Rückwärtsgebären des menschlichen Daseins, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird – sie ist keine Kunst, denn sie *bildet* nicht, sie *zersetzt.* So wenig Calderons Poesie wahre dramatische Dichtkunst, so wenig ist christliche Malerei wahre bildende Kunst. Daher ist bei den Alten Skulptur, bei den Neueren Malerei vorherrschend. Dort Umrisse und Anschauung, hier Perspektive und Berechnung. Nicht in dem was *ist,* in dem was *dahinter* ist, spricht sich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens (Götter der Wahl, Vielgötterei), Protestantismus, Männer, Verstand – die Skulptur; Monarchien, alleinherrschende Religion (Katholizismus), Weiber und Gefühl aber die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr Plastische in der altdeutschen Malerschule, nach ihr in der niederländischen, weniger vorhanden in der französischen, gänzlich mangelnd in der italienischen, zeigt in diesem sinkenden Grade die Stärke des protestantischen Prinzips jener Völker im Staate und Einzelnleben an. Ich erfahre: Dannecker arbeite jetzt an einem *Christus,* und nach Versicherung der Kunstkenner sei dies Gebild das höchste, was die neuere Kunst hervorgebracht habe. Ob dieser große deutsche Künstler die rätselhafte Aufgabe befrie-

digend werde lösen können, mag jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Christus plastisch dargestellt werden könne, begreift sich schwer. Entweder die Kunst des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götterbilder der Griechen waren vermenschlichte Götter, und das himmlische Licht ward von der irdischen Masse eingesogen; der Gottmensch der Christen aber ist ein göttlicher Mensch, das Licht muß über die Masse siegen – ein Sieg, den nur die Malerei erringen kann.

126.

Warum ist die Heimat des Herzens die Fremde des Kopfes, oder umgekehrt, und warum darf niemand ohne Abzug und Nachsteuer aus einem Lande in das andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine solche Freizügigkeit bewilligte, wäre die gemeinschaftliche heilige Schrift für die gesamte Menschheit.

127.

Haben und *Sein* sind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre sowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus *Habsucht* und *Selbstsucht*, den Tränendrüsen der leidenden Menschheit, quellen die Tränen der Freude sowohl als die der Schmerzen.

128.

Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

129.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beschmutzten Welt.

130.

Der wahre Mut ist nicht bloß ein Luftball der Erhöhung, sondern auch ein Fallschirm des Herabsinkens.

131.

Napoleon. – Ich werde etwas schauerlich sein in dieser Betrachtung, aber fürchtet euch nicht, es ist alles nur Spaß. Der Kanzleistil nennt ihn jetzt Bonaparte, aber warum wollen wir diesen ruchlosen, fluchbeladenen Mann nicht mit dem Namen, unter welchem er sich gegen die Menschheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? *Bonaparte* war groß, edelmütig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber *Napoleon* war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll. Darum führe er seinen Fürstennamen fort, und alle Zwingherren sollen so genannt werden, damit die kommenden Geschlechter erfahren, daß wir nicht bloß den Tyrannen, sondern auch die Tyrannei verabscheut haben. Sie sagten neulich, der Gefangene auf Helena habe sich befreien wollen — dieser sein Wunsch ist natürlich. Sie haben ihn festgehalten – das war Pflicht. Sie werden ihn strenger bewachen – man tut recht daran. Aber sie *fürchten* seine Entweichung, und das ist lächerlich; aber sie zittern vor ihm, und das ist abgeschmackt. Ist diese Eiche Europa so ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage sie schon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei stände! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch gewesen, was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigesinnter, edelmütiger Mann, selbst dann hätte er zum Wohle der europäischen Menschheit nichts zu tun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und zu feurig, als daß er auf unsern phlegmatischen, dickbäuchigen, alternden Weltteil anders als zerstörend hätte einwirken können. Was sollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzosen sind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfassung, und dieses Volk findet in dem Bestreben nach Erweiterung und Befestigung

seiner Freiheit Nahrung für seine Regsamkeit auf Jahrhunderte, so daß es gewiß keinem eroberungssüchtigen Fürsten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber sonst in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie ist es also möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der so weit übers Meer herübertönt, einen ganzen Weltteil wach halten kann? Der Gefangene auf Helena hat durch Las Cases und andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudson Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten lassen. Weichherzige, auch edelmütige Menschen sind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet, welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieses furchtbaren Mannes gäbe es, als die rohe Henkersseele seines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeschichte nicht im Käfig haben. Der Mensch hat schwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige, belohnende Lächeln eines Bathurst und die Ehre des Hosenbandordens ihn minder lockt als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüsten, seinen Ruf an einen unsterblichen Namen knüpfen zu wollen – dann ein leiser Ruck der Finger, und Europa bebte von Ost nach West. Denke ja keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine solche Tat die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann sich blenden lassen, man kann sich überreden, die Welt – *außer Frankreich allein* – habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts weiteres gewonnen, als daß die Zentnerlast der Not in die hundert Pfunde mannigfaltiger Nöten zerschlagen worden ist. Und Frankreich selbst, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen solchen zu stürzen *haben?* Er war der Blutigel dieses fiebernden, vollblütigen Körpers, und nachdem er sich angesogen, fühlte sich der Leib gesund und *frei.* Er war von vier französischen Königsdynastien und allen

Revolutionsherrschern der letzte Kopf, dem die zusammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verlosch die Leibrente der Knechtschaft.
Es gibt große Gedanken, die in der Brust eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons ist ein solcher. Wollt ihr Europa alles demokratischen Stoffes entleeren, wollt ihr los werden sämtliche Schreier nach Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräsentation und wie sonst noch die krankhaften Gelüste heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreise eurer Generalstäbe, Hofmarschälle, Kammerjunker und Zeremonienmeister leben: so – laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann diesem Pole zu; ihr umgebt Europa mit einer chinesischen Mauer und könnt ruhig schlafen. Wollt ihr nicht, daß sich das republikanische System auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieser ganze antimonarchische Weltteil mit der ungeheuern Kraft seines Beispiels auf die Eierschalen der europäischen Fürstentümer drücke, so sendet den Gefangenen von Helena nach Mexiko, daß er dort der Stifter von Königreichen und so euer Retter werde.

132.

So leicht es ist, Kindern eine Fabel als Wahrheit zu erzählen, so schwer ist es, Männern die Wahrheit als Fabel darzustellen. Man hat uns alle zu den Griechen und Römern in die Schule geschickt, und nun, da wir in das Leben treten und das Erlernte auszuüben gedenken, verspotten sie uns und sagen: Alles, was wir gehört, sei nur Märchen gewesen. Aber es ist zu spät. O glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem sie, um sich in die Gegenwart allein zu teilen, uns in die entfernteste Vergangenheit schickten, und sie vergaßen, daß die Geschichte rund ist wie die Erde und daß man fort und fort schiffend wieder zur Heimat gelangt.

133.**

Es gibt Menschen, die wohnen auf dem Cimborasso der Gemeinheit. Es ist unmöglich, ihnen beizukommen – sie behalten immer recht. Der Witz, der sie aufsucht, sinkt schon am Fuße des Berges entatmet nieder und bekennt mit Scham, daß ein Prügel besser sei als eine Lanze.

134.

Aristokratie oder *Demokratie?* – Das ist der Rechtsstreit unserer Tage. Nur nehme man diese Worte nicht in der gellenden Bedeutung, wie sie die Leidenschaft und das Feldgeschrei der Kämpfenden ausdrückt, sondern in dem reinen und gemäßigten Sinne, den ihnen die Wissenschaft gibt. List und Bosheit haben auch die Fürstlichkeit in Beschlag genommen, sich anstellend, als werde ihr Recht streitig gemacht; aber die redlichen und verständigen Anhänger der Demokratie haben nie gefragt: soll es Fürsten geben? sondern: soll der Fürst der Fürst der Aristokratie oder der Fürst des Volkes sein? Nicht so leicht, als wohl viele glauben, ist es, diesen Zweifel zu lösen. Soll man die Erfahrung zu Rate ziehen? Die Erfahrung ist auch eine Schmeichlerin und spricht zu jedem, wie er es gern hört. Die *Aristokraten* können ihre Ansicht mit folgenden Gründen verteidigen. „Die edelsten, kräftigsten, geistreichsten und tugendhaftesten Menschen haben zu jeder Zeit eine Demokratie gewünscht; das ist der stärkste Grund – ihrer Verwerflichkeit. Die edlen Menschen sind nur immer in geringer Zahl, und was für sie gut ist, kann daher für die Menge nichts taugen. Daß begabte Menschen, welches auch der Vorzug sei, der sie über andere erhebt – Genie, Talent, Kunstfertigkeit, Mut, Seelenstärke, Rednergabe, Gewandtheit, Beharrlichkeit, wissenschaftliche Erkenntnis – die Demokratie wünschen, ist so verzeihlich als natürlich; denn nur bei einer solchen Ordnung der Dinge erlangt jeder den Platz, den ihm die

Natur angewiesen, wo er seine Kräfte nach innen und außen mit der größten Freiheit entwickeln und seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft bis zu seinem Werte steigern kann. Was soll aber alsdann mit den Mittelmäßigen und Schwachen geschehen, die zu jeder Zeit und in jedem Volke die Mehrzahl bilden? Soll man sie der Minderzahl aufopfern? Soll man die Unbemittelten an Geist und Kraft, wie es in den demokratischen Staaten des Altertums geschah, zu Heloten herabwürdigen oder als verächtlichen Kliententroß den Geistesaristokraten nachziehen lassen? Ist die Aristokratie des Adels verwerflich, so ist es die Aristokratie des Talentes noch mehr. Der Adelsstand ist nie so geschlossen, daß die Niedergebornen nicht hineinkommen könnten; Glück, Verdienste, die Gunst des Fürsten, können auch den Niedrigsten erheben. Aber die Geistesaristokratie ist durchaus unzugänglich, in ihr herrscht der blinde Zufall der Geburt, die Gunst der Natur kann weder verdient noch erbettelt werden. Bei aristokratischen Verfassungen, wie sie noch in den meisten Staaten Europens gefunden werden, wo die bürgerliche Gesellschaft in *Stände* zerfällt, werden die schwachen oder unbehülflichen Bürger jeder von dem Stande, dem er angehört, getragen, beschützt, befördert. Den verdienstlosen Hofmann schützt der Hof, den armen Edelmann der Adel, den geistlosen Gelehrten die Fakultät, den unfertigen Handwerker die Zunft, und so jede Körperschaft ihre Mitglieder. Auf diese Weise bestehen alle, keiner geht zu Grunde, und selbst die Geistesaristokraten bestehen; denn ist es ihnen auch nicht verstattet, die Vorrechte auszuüben, mit welchen sie die Natur belehnte, so haben sie doch mit den übrigen gleiche Rechte, und ist auch der Ruhmbegierde nicht jeder hohe Preis hingegeben, so steht es ihr doch frei, in den ihr angewiesenen Grenzen nach dem Höchsten zu streben. Jeder Edelmann kann die höchste Ehrenstelle, jeder

Beamte das wichtigste Amt erlangen; jeder Kaufmann kann sich zum reichsten, jeder Handwerker zum gesuchtesten, jeder Gelehrte zum geachtetsten, jeder Soldat zum Feldherrn hinaufschwingen. Ist diese Ordnung der Dinge, wo nur Wenige wenig gehindert werden, um keinen ohne Wirkungskreis zu lassen, nicht jener andern vorzuziehen, wo die Mehrzahl von der Minderzahl verdrängt wird? In demokratischen Verfassungen, wo das Volk in Individuen zerfällt, hat jeder, wohin er auch seine Kräfte richte, mit dem ganzen Volke zu kämpfen; wenn aber die Staatsgesellschaft in Stände geschieden ist, hat man nur die Mitbewerbung der Standesgenossen zu ertragen. Soll man nun, um einiger Seiltänzer willen, die gewohnt sind, ohne Schwindel über schmale Höhen zu gehen, alle Brustlehnen abbrechen, welche den Taumelnden vor dem Abgrunde schützen? Soll man um einiger Schwimmer willen keine Brücken bauen? Soll man um einiger Starken und Mutigen willen, die sich bei Schlägereien durchzuprügeln, die sich gegen Räuber und Diebe zu schützen wissen, die Polizei abschaffen und Tore und Mauern der Städte, welche die Wehrlosen schützen, niederreißen? ... Und bis jetzt haben wir bloß von den *Individuen* gesprochen, welche einen Staatsverein bilden; betrachtet man aber den Staatsverein als ein Gesamtwesen, als einen selbständigen Körper, so ergeben sich die Vorzüge, welche eine aristokratische Verfassung über eine demokratische hat, noch viel deutlicher. Ruhe, Sicherheit und lange Dauer der Selbständigkeit genießen nur aristokratische Staaten; Ehrgeiz, Habsucht oder Zerstörungstrieb können sich da nie über einen gewissen Kreis erstrecken. Gewalttätigkeiten der Fürsten gegen Volk und Adel, Verschwörungen des Adels gegen Fürst oder Volk, Volksbewegungen, Meutereien der Soldaten, Aufstände unter Zunftgenossen, Aufruhr der Studenten, waren in der alten Zeit eigentlich häufiger als

jetzt; da aber solche Unruhen immer nur ein Standesinteresse zum Grunde hatten, mochten sie, und da sie die übrigen vereinigten Stände gegen sich hatten, konnten sie sich nie über den ganzen Staat verbreiten. Aber in unsern Tagen muß jede Soldatenmeuterei, jeder Studentenauflauf die Regierungen erschrecken. Nicht etwa, als sei anzunehmen, daß solche Empörungen häufiger als sonst in staatsverbrecherischen Absichten unternommen würden – deren Ursprung mag noch eben so örtlich und deren Zweck ebenso beschränkt sein als damals. Aber die gegenwärtige Lage der Dinge macht solche Unternehmungen verderblicher; weil nämlich die Stände nicht mehr isoliert genug sind, muß der elektrische Funke, der durch keine Nichtleiter aufgehalten wird, den ganzen Staat durchdringen und mehr oder minder erschüttern." ... Die Demokraten können diese und alle übrigen Gründe, welche die Aristokraten noch im Hinterhalte haben, mit wenigen Worten widerlegen: „Es ist gar nicht die Frage, ob es eine Aristokratie geben solle oder nicht; die Natur selbst hat bejahend entschieden. Die Frage aber ist, ob die Aristokratie eine *unbewegliche* oder eine *bewegliche* sein soll."

135.

Der Verstand, als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menschen unschädlich herabführen, vermag aber nicht, es abzuwenden.

136.

Es gibt Fußpfade, die zu dem Geiste und Herzen der Menschen schneller und anmutiger führen als jene staubigen Heerstraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, sich verteidigend in den Weg stellt oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkommt.

137.

Man fand im Altertum geld- und geistreichere Menschen als jetzt, aber der Wohlstand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

138.

Was nützen uns oft die wärmsten Freunde? Sie lieben uns höchstens *wie sich selbst* – aber *wie* lieben sie sich selbst!

139.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinste zugleich; sie fordern Liebe und auch, daß man artig gegen sie sei – eine Million in Scheidemünze.

140.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es sie sich *genommen*, nicht da, wo man sie ihm *gegeben:* So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft seinen finsteren Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht, was er tut; dem sich aber das Gefängnis freiwillig und gemach auftut, der verläßt es dankerfüllt und gehet froh und besonnen nach Hause.

141.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menschenscharen, die, Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden und nicht angstvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermütige Fürstendiener kümmerliche Brosamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüschen unserer Heimat, und uns mit jenen Riesenströmen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüten und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt

enau das Land kennen, wo noch eurer viele nach langen ,eiden das altergraue Haupt zum Ausruhen und Ster-en hinlegen und wo eure Söhne ungeneckt eure Enkel /iegen werden. Wohl verläßt keiner fröhlichen Mutes as Land, das ihn geboren, und niemand vermag ohne chmerzen sich von der mütterlichen Erde loszureißen, /orin das Herz mit tausend Wurzeln fasert. Aber er-1annet euch, fliehet, ehe der Sturm kommt und die Erde nter euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel icht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt, die ihn rworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Veltteilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über merika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen nüssen. Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier ahreszeiten ihres Daseins in den verschiedenen Welt-eilen auszuleben. Asien war die Wiege des mensch-ichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft, den Jbermut seiner Jugend. In Amerika entwickelt sich die 'ülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach ahrtausenden erwärmt die greise Menschheit ihre kal-en, zitternden Glieder in Afrikas Sonne und sinkt end-ich lebenssatt als Staub in Staub dahin.

142.

Man bauet selten seine Meinung auf festem Grunde, nan baut sie in die Luft, gibt dem Zimmerwerke schwa-he Stützen, und erst wenn man mit dem Dache fertig st, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerech-en Urteile geht oft ein Vorurteil her.

143.

Napoleon war der hohe Priester der Revolution, und als r so dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu brin-gen, brachte er sich um seine Priesterwürde, und seine Macht ging unter.

144.

Ja, Luther hatte es verstanden, als er dem Teufel da
Dintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Dinte fürchte
sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

145.

Gott hat seine Höflinge, die ihm schmeicheln, als wen
er ein Fürst wäre.

146.

Wie habe ich mich auf meinen Reisen bemüht, etwas z
finden, das lächerlicher wäre als die deutsche Zensur
Aber ich habe vergebens gesucht. Wenn wir durchau
nicht reden wollten, sollten uns die deutschen Staats
männer auf die Folter spannen, uns zum Reden z
zwingen. Jede freie Zeitung würde Preußen ein Regi
ment ersparen. Auch wissen sie das sehr wohl, nur mei
nen sie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geis
in kleine Riechfläschchen und verstopfen diese gut, un
wandelt sie eine Ohnmacht an, greifen sie nach dem Spi
ritus. Es ist gar nicht zu sagen, welchen Hochmut die deut
schen Staatsmänner gegen die Schriftsteller zeigen, sobal
diese von etwas Gegenwärtigem, Lebendigem, Barem re
den. Die Wahrheit dürfen wir besitzen, aber das Münz
recht derselben behalten sie sich vor. Ich will nicht behaup
ten, daß sie uns so sehr verachten, uns nicht für hängens
wert zu halten; aber sie verachten uns ziemlich, beschaue
uns von hinten und vorn, lachen über unser düsteres
ledernes, fremdartiges Ansehen, wünschen spöttisch ih
Glück auf! und zählen heimlich die Taler, die wir au
dem dunkeln Schacht geholt. Das freie Wort belästigt si
wie eine Mücke. Die Unglückseligen! Darum zählen si
auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wen
der Feind so viel Bajonette mehr zählt als die vater
ländische Macht. Es wird ihnen so bange, wenn ein an

derer Staat fett und dick wird; sie wissen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß den Dicken der Schlag droht. Sie wissen nicht, daß es in unsern Tagen nur das Herz ist, welches siegt, welches erobert.

147.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine begrabener Geschlechter, und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geschick begünstigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachsen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unsterblich. Goethe und Napoleon gehören zu den einen; Voltaire, Rousseau, Washington, Lafayette zu den andern.

148.

Es ist mit der Herrschbegierde wie mit der Eßlust. Bei schwachen Gemütern ist jene oft am stärksten, wie diese oft am größten ist bei Menschen von schwacher Verdauung.

149.

Es ist nichts angenehmer, als aus einem Übel, das uns begegnet, Vorteil ziehen – und man kann das immer. Dieses ist in einem andern als dem gewöhnlichen, aber in einem schönern Sinne eine *Schadenfreude*. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

150.

Sooft ich in eine Universitätsbibliothek kam, fühlte ich Lust, den im Saale Herumgehenden zuzuflüstern: weckt die guten Bücher nicht, tretet leise auf, unterhaltet euch lieber mit den wachenden – mit den Professoren.

151.

Vor allen Kindern, die uns begegnen, sollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; sie sind unsere Herren, für sie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte ist mehr als ein Greis auf dem Throne. Schon darum muß man suchen, Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

152.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, *warmes* Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrscheinlich an Höfen gedient.

153.

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung sind darum so schwer zu benutzen, weil die Geschichte nur die einzelnen Posten bemerkt, aber nie *Summe* und *Transport* zieht.

154.

Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nah gelegenen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Trott der Pferde, noch die rasselnden Räder den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh, daß die Welt so stille sei; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Not, die Wagen rollen nicht minder schnell, keiner verliert, und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegenstürzen darf... So auch gehen Gedanken und Reden wie früher ihren gewohnten Weg, nur leisern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

155.

Würde einst das Menschengeschlecht so entartet, daß es den Teufel als göttliches Wesen verehrte, dann fände sich das Testament, welches die Offenbarungen dieser höllischen Religion enthielte, schon vorlängst fertig und gedruckt – in *Llorentes Geschichte der spanischen Inquisition.* Menschen morden ist etwas; sie foltern ist viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geistreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das spanische immer war, dreihundert Jahre auf der Folter zu halten – nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, sondern auf jener schrecklichern, welche den ganzen Bau der menschlichen Natur auseinanderzieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß sie sich verraten; welche die Bande der allerstärksten Liebe, die der Selbstliebe sprengt, so daß der Geängstigte sein eigener Verräter wird – wie man das nenne? es gibt kein Wort, und will man das Entsetzliche der Inquisition beschreiben, hat man nur immer das Wort Inquisition dafür. Sollte es auch gelingen (und es wird gelingen), die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen und sie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich dreißig Jahre mit äußern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquisition wohlfeil erkauft. Was sind Septembertage gegen Autodafés, was Füsilladen gegen Scheiterhaufen, was ist die wandernde Guillotine gegen das schleichende Gift der geheimen Gefängnisse, der geheimen Zeugenaussagen, welcher sich das *heilige* Offizium bediente? Treten einst Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie freigesprochen, wenn ihnen ein Generalinquisitor nahe steht. Wer dieses Werk Llorentes kennt und ein Herz im Busen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig ist, wird das Buch zu verbreiten

suchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menschen es nur tausend lesen, wenn unter diesen Tausenden es nur hundert ergreift, dann ist die Freiheit der Völker gesichert, dann ist keine Tyrannei alt genug, sich zu erhalten, und keine neue listig genug, sich einzuschleichen.

156.

Revolution heißt eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung, solange diese Umgestaltung noch im Werden, noch nicht vollendet ist. In diesem Sinne ist Deutschland auch im Revolutionszustande, und die von der Bundesakte zugesagten ständischen Verfassungen sind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es ist, die Ludwig XVIII. bewilligte – sie wurden nicht *gegeben*, sondern *nachgegeben*.

157.

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben." Wer etwa eine Geschichte unserer Zeit im Werke hat, dem wird geraten, diese Worte des Mephistoteles in Goethes Faust als Motto zu gebrauchen.

158.

So gewaltige Dinge auch geschehen sind seit dreißig Jahren, so war der Schauplatz dieser Geschichten doch nur erst ein Fechtboden, nur Rapierstreiche sind bis jetzt gefallen; der Ernstkampf soll noch folgen.

159.

Ein *mißverstandenes* Christentum hat uns alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgelistet, es hat uns gelehrt: die Menschheit sei bloß eine Puppe, nur um des einstigen Schmetterlings willen geschaffen; der Mensch werde nie geboren, um zu leben, sondern um zu

sterben, und er lebe nicht, um sich zu freuen, sondern um zu leiden. Einen glücklichen Menschen beweinen wir, und wer seinen irdischen Vorteil sucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt *die Freiheit des menschlichen Willens,* und wir machten uns und andere verantwortlich für alles, was in der Welt geschah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unseres Gewissens und das peinigende Gefühl, diese Leiden verschuldet zu haben. Die feudalistischen Regierungsverfassungen, bestehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorstellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu sehen, daß alles *durch* einzelne geschieht, glaubten wir auch, alles geschehe *für* einzelne, und in diesem Glauben wurden die Völker- und Staatengeschichten geschrieben. Die sogenannte „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", wie sie uns in unserer Jugend von gläubigen Professoren gelehrt ward, ist die Chronik eines Tollhauses, von einem seiner Bewohner verfaßt. Die geistreichsten Gelehrten waren so gutmütig zu bekennen, daß viel besser als sie selbst jeder Kammerdiener, der so glücklich gewesen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, imstande gewesen wäre, die Geschichte Europas zu schreiben. Und jetzt lese man die Werke solcher Kammerdiener-Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer stand, suchten sie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man sie, woher die Wellen kämen, dann zeigten sie mit wichtiger Miene in die Tiefe und sagten: das täten die Kieselsteinchen am Grunde. So haben sie die Geheimnisse des Menschenlebens zwischen den Falten eines Weiberrocks hervorgesucht, und gab es ja einmal Besserkundige, die das weise Beginnen der Vorsehung erkannten, spotteten sie und zeigten, wie bald eine fürstliche Liebschaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein schiefes Fenster, bald ein paar Handschuhe alle die

großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hofleben der Tarquinier so geheim gewesen als das von Ludwig XV., und wäre Livius so albern gewesen als die neuern Geschichtsschreiber, dann hätte auch er mit dem Stolze eines historischen Kolumbus aufgefunden, daß nicht die hohe Bestimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgesinnten dem Volke die Freiheit gegeben, sondern daß ohne die Entehrung der Lucretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unsern jetzigen Repräsentativstaaten sind zwar die Kabinette weniger verschlossen als sonst; aber die Köpfe der Geschichtslehrer sind es noch so sehr als jemals. Man durchwandele die Milchstraße der deutschen Zeitungen, man lese darin die Mitteilungen der Pariser Privatkorrespondenzen, welchen wie den Weisen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geschildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geschieht oder unterbleibt, wird diesen zugeschrieben. Von dem Genius der Menschheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das tierische Leben der Triebe, so der Leidenschaften sich zu seiner Erhaltung bedient – davon wissen jene Sternseher nichts. Ein solcher Staatsmann in den Allgemeinen politischen Annalen sagt mit großer Ernsthaftigkeit da, wo er von Benjamin Constant und seinen Freunden spricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich schwer gebüßt hat, daß das Ministerium diesen Männern eine Bedeutsamkeit zutraute und bestimmte Zwecke zuschrieb, wovon sie weit entfernt waren. . . . Hätte man Benjamin Constant im Staatsrate gelassen, dem Marquis Chauvelin seinen Platz als Oberzeremonienmeister wieder gegeben, so sähe man sie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons.“ Kann man so etwas schreiben und auf Beistimmung hoffen, kann man so etwas lesen

und gelassen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfasser rechten, daß er Männer verlästert, die sich zu jeder Zeit als unerschütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des französischen Volks von diesen oder andern Männern abhänge und daß der Zeremonienmeisterstab in Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgeschaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer für ihren eigenen Vorteil streiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg sie erkämpfen helfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor, ein langer schmutziger Weg führt aus dem Goldschacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder – und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer, wie trotz den Gaukeleien seiner Irrlichter.

160.

Derselbe Politiker sagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zustand des heutigen Europas überschauen, so finden wir eine große Ähnlichkeit zwischen den heutigen europäischen Staaten und dem römischen Reiche vor dessen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Christentum im Gegensatz zum Heidentum mehr negativ als positiv, mehr zerstörend als schaffend auftrat, so jetzt die sogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unsere heutigen Reformatoren keine andere Religion als die ihrer Chimärenpolitik ...!“ Unser staatsweiser Mann hat zu scharf geladen, die Büchse ist ihm in der Hand geplatzt und hat ihn selbst verwundet! Ja freilich ist es so; gleich wie jetzt die Lehren des Liberalismus verspottet und deren Anhänger verfolgt werden, so wurde

damals die Christuslehre verspottet und verfolgt – aber auf welcher Seite ist der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom ist nicht mehr, und das Christentum besteht noch in seiner Kraft. Das römische Reich ist nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. Solange Rom männlich und stark war, besiegte es seine Feinde, solange die römische Menschheit frei und glücklich war, blieb sie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der schützenden Vorsehung der Gott des Todes gesendet, als ein Tröster der Leidenden, als ein Krankenwärter der siechen Menschheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „sogenannten liberalen Ideen" unserer Zeit wirken freilich, wie das Christentum bei seiner Entstehung, *negativ* und *zerstörend;* aber wie kann das anders sein? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Toten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht *zerstören,* das heißt nur verweste Körper einscharren.

161.

Die Herrscher glauben, um zu regieren, müssen sie *außer* dem Volke stehen, weil dieses der Punkt des Archimedes sei. Dieses ist wahr, solange die Völker nur feste Körper bilden. Sind sie aber einmal flüssig geworden, dann nützt

der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemisch auf sie einwirken, und man muß sich mit ihnen vermischen.

162.

Die französische Revolution wird nach und nach in alle europäischen Sprachen übersetzt werden, und es ist nicht ratsam, dieses zu verhindern. Man nötigte hierdurch alle Welt, französisch zu lernen, um das Original zu verstehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Übersetzung verbessert werden.

163.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Zieles ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer.

164.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mitteilung unschädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl, in der Hirnschale und der engen dunkeln Brust eines Menschen sich entzündend, haben Zerstörung um sich her verbreitet und würden, hätten sie bei Tage und frei sich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpufft sein.

165.

Mündliche Verleumdung ist das Geschoß aus einer Windbüchse: man sieht das Schlachtopfer fallen, doch der Täter der geräuschlosen Tat bleibt unentdeckt. *Gedruckte* Übelrede ist die Kugel eines Pulvergewehres, wobei Knall und Licht den Mörder verraten und der Strafe überliefern.

166.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt euch nicht abschrecken, wenn die Zensur nach den Grundsätzen einer pharaonischen Polizei die neugebornen Kinder eures ihr allzu

fruchtbar dünkenden Geistes umbringen läßt. Einst wird doch einmal irgend ein fürstliches Herz sich eines ausgesetzten Mosesgedanken erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden – und dieser wird der Befreier seines Volkes.

167.

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke gestattete, sollten nichts als eine Probe sein, obwohl die Ketten noch gut anliegen. So geschieht es, daß man eine schon verschlossene Tür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

168.

Man betrachte die Geschichte der Vergangenheit nicht als ein düsteres *memento mori*, sondern als ein freundliches Vergißmeinnicht, dessen Lehre man sich mit Liebe erinnern soll.

169.

Die Zufälle, als sinnentstellende Druckfehler im Geschichtsbuche der Menschheit, werden zwar wie in den andern Büchern hinter dem Werke verzeichnet; aber sie können nicht wie in jenen auch verbessert werden.

170.

Bei der Versammlung der Notabeln, die zu Paris im Jahre 1615 während der Minderjährigkeit Ludwig XIII. und der Regentschaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten sich die Deputierten durch ein dreitägiges Fasten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte, die wieder eingeführt zu werden verdiente! Ich mache alle Minister darauf achtsam, es wäre ein unfehlbares Mittel, die Murrköpfe von ihrer Ständesucht zu heilen.

171.

Es gibt politische Schriftsteller in Deutschland, denen es weder an Freimütigkeit, noch an Einsicht, noch an Kraft

der Rede gebricht, und dennoch bewirken sie nicht, was sie sich vorbedacht und was zu wünschen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil sie, ängstlich, mißverstanden zu werden, unverständlich sind. Denn sie ahnden es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutschen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit sei. Jene Schriftsteller machen es wie gemeine Leute, wenn sie mit Franzosen sprechen, die ihre eigene Muttersprache ausländisch radebrechen, weil sie glauben, sich so deutlicher zu machen.

172.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältnissen bedenklich gefunden würde, so möge der Druck derselben zwar von der Zensur verboten werden, aber die Regierung sollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfassers an sich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren sogleich im stillen zu benutzen oder um die Schrift aufzubewahren bis die Zeit kommt, wo die Bekanntmachung derselben zum allgemeinen Besten ersprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichste Folge des Preßdruckes, nämlich die Beschränkung des menschlichen Geistes und der Kindermord der Ideen vermieden werden. Von solchen dem Umlaufe entzogenen Werken bilde sich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geistigen Hungersnot Rettung bringe.

173.

Es ist eine lächerliche Unbesonnenheit, daß die Anwalte der Aristokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräusch bemerklich machen: der Friede in Europa würde der verbrecherischen Hoffnung der Liberalen zum Trotze erhalten werden; die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könne. Also hätte doch die drohende Stellung der

Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu sichern. Aber sind solche Geständnisse nicht deutliche Winke, jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

174.

Die Verteidiger der Aristokratie sagen: die Natur selbst begünstigte die Ungleichheit unter den Menschen. Das ist wahr; aber *weil* die Natur sie begünstigt, muß die Kunst ihr entgegenarbeiten. Weil das Glück, der Geist, der Mut, die Klugheit einen Menschen über den anderen erhebt, muß das Gesetz die Gleichheit wieder herzustellen suchen, muß es dafür sorgen, daß die Bewegung mit dem Stoße aufhöre, daß der Lohn mit dem Verdienste endige. Die Laune der Natur darf nicht zum Gesetze, ihre freie Wahl darf nicht zur Notwendigkeit werden; das Glück soll nicht *erblich* sein.

175.

Caligula hatte seine Gesetze hoch aufhängen lassen, damit sie die Bürger nicht lesen können, damit sie sie übertreten und so in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutschland regiert, wäre diese seine Tücke ganz unnötig gewesen. Denn manche Verordnungen, im üblichen Kanzleistile abgefaßt, sind nicht allein unverständlich, sondern oft auch unleserlich, weil auf dem langen holperigen Wege die Augen den Atem verlieren, ehe sie zu einem Punktum kommen, und nachdem sie sich etwas ausgeruhet, seufzend wieder umkehren. Ein lustiges Beispiel, das hierher gehört: ein *gewisser* Beamter eines *gewissen* Staats, in einem *gewissen* Lande, das in einem *gewissen* Weltteile liegt (so lernt man endlich Bescheidenheit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlassen, mit dem schnackischen Anfange: *Da die den das* (nämlich: Da die den das sechzigste Lebensjahr erreicht habenden Rat N. N. betroffen habende Augenkrankheit sich

verschlimmert hat). Diese Sprachverschönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszusehen, daß mancher Geschäftsmann sich im stillen nach einem solchen Muster zu bilden versuchen würde, und die Erwartung ward nicht getäuscht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein mit den Anfangsworten: *Die des dem* (nämlich: Die des dem Bärenwirt zugefügten Diebstahls verdächtigen Juden sind nunmehr in Polizeiarrest). Die Behörde aber, an die der Bericht eingesendet war, nahm das Ding übel auf und bedeutete dem Berichterstatter: es sei ebenso ungeeignet, dergleichen Muster nachzuahmen, als sie zu verspotten. Diesem blieb zu seiner Entschuldigung nichts anderes übrig, als der Wahrheit gemäß zu erklären: er habe gar nicht die Absicht gehabt, ironisch zu sein, sondern es sei ihm mit dem *die des dem* völliger Ernst gewesen.

176.

Unglücklicherweise hat die sittliche Blindheit viel Ähnlichkeit mit der körperlichen. Eine angehende wird schwer gehoben, man muß den Star erst reif werden lassen. Aber darüber vergehet ein großer Teil des Lebens, und der endlich Geheilte findet eine neue, ihm unverständliche Welt. Was er früher begriffen hätte, sah er nicht, und was er jetzt sieht, begreift er nicht.

177.

Ist es nicht möglich, zu tadeln, ohne zu spotten, und zu spotten, ohne zu verwunden? Müssen Aufklärer den Lichtscheren gleich sein, die nur helle machen, indem sie schneiden? Verdrießliche Notwendigkeit!

178.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es gibt auch eine politische Apoplexie.

179.

Eingekerkerte in Strafgefängnissen haben oft die wunderlichsten Dinge verrichtet, nur um ihrem Geiste Nahrung zu verschaffen. Sie haben sich mit Ratten und Spinnen befreundet, sie haben die Ziegel der Dächer, die Buchstaben der Bibel gezählt. Und doch sind solche Beschäftigungen erhaben zu nennen gegen jene andern, welchen sich jahrhundertelang die wissenschaftlichen Männer aller Völker ergaben, um ihren gefangenen Geist nur etwas in Bewegung zu setzen. Sie haben ein ganzes Leben voll Lust und Kraft auf die Abfassung von Büchern gewendet, welcher der Menschheit keinen Trunk Wasser eingebracht. Ganze Bibliotheken geben Zeugnis, daß man sonst regieren nannte, wenn man den Geist des Volkes tötete, um den Körper zu beherrschen. Da liegt ein schwerer Buchkubus vor mir, angefüllt mit juristischen Schnörkeln, Arabesken und anderen feinen Zieraten, die man mit bloßen Augen kaum erkennen kann. Unter vielen Hunderten von Aufgaben, Rätseln und Untersuchungen ist folgende noch eine der wichtigsten für die Völker der Erde: „*Questio:* ob der, so in einem fürstlichen *Rescripto* oder andern *Diplomate Doctor aut Licentiatus* genannt wird, sofort für einen Doktor zu halten sei? *Negatur*, denn vielmals *ex errore Secretarii* das Wort *Licentiatus* oder *Doctor* eingerückt wird. *E. g. Suplicant* unterschreibet sich Johann Adam *L. scilic. Lipsiens.* Der *Secretarius* aber nimmt das *L* auf als *Licentiat* und meldet in *Rescripto Licentiat* Johann Adam, welches dem keinen *Titul* gibt. Denn obgleich *vox Principis* einige *honorem* dadurch mitteilt, dennoch *rei veritatem* bloße *Denominatio* nicht verändert. . ." Um es im Vorübergehen zu bemerken, hat der feine Jurist diesmal unrecht. *Vox Principis* gibt nicht bloß einige *honorem*, sondern ändert auch oft *rei veritatem. E. gr.* als einst Napoleon auf der Parade sein scheues Pferd nicht bändigen

konnte, sprang ein Lieutenant hervor und war ihm behülflich: „Danke, Hauptmann!" sagte der Kaiser. „Bei welchem Regimente?" fragte der Lieutenant. „Bei der Garde," antwortete der Schnelle dem Schnellen.

180.

Die Erfahrung bereitet uns vorsorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menschliche Herz ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müssen uns daran sättigen oder verhungern. Frische Nahrung genießt der Mensch nur zweimal: auf der seligen Insel der Kindheit und einst wohl in dem Hafen der Ruhe.

181.

Göttingen, Leipzig, Halle und Heidelberg loben sich sehr und sagen: „bei ihnen wäre alles ruhig, und von geheimen Umtrieben und Verschwörungen wüßten sie kein Wort; man möge die Leute nur zu ihnen schicken." Es gäbe ein Mittel, auch die übrigen deutschen Universitäten dieses Glücks teilhaftig zu machen; es ist ganz einfach. Alle unsere Minister, Staatsräte, Feldmarschälle, Finanzdirektoren, Justizbeamten, Kriminalrichter, geheimen Referendäre, Gendarmerieobersten, Polizeikommissäre, Aktuare und Pedelle sollten sich aus Patriotismus anstellen, als wüßten sie nichts, und noch einmal studieren gehen. Wenn sich alle diese gut gesinnten, ihrem Fürsten und Vaterlande treu ergebenen Männer über sämtliche deutsche Universitäten verbreiteten, dort die Vorlesungen fleißig besuchten, um den Geist der Zeit und Jugend kennenzulernen und dieser ihre Grundsätze einzuflößen, dann würde gewiß alles besser werden und der Friede wiederkehren. Wenigstens kann man wetten, daß, solange sie auf der Universität bleiben, weder dort noch anderswo Unruhen vorfallen werden. Während ihrer Abwesenheit könnten die Fürsten selbst

regieren und bei dieser Gelegenheit erfahren, wieviel sie ihren treuen Dienern zu verdanken haben.

182.

Lots Frau, weil sie *stehenblieb* und *rückwärts* sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, ist ein treffendes und warnendes Bild für die Konservatoren der alten Zeiten, die auch stehenbleiben und zurücksehen.

183.

Auf welcher niedrigen Stufe der sittlichen Bildung die Türken stehen, ersieht man aus der wenigen Kenntnis, die sie von den sittlichen Fortschritten anderer Völker haben; und diese ihre Unwissenheit verrät sich in den Spitznamen, die sie den Völkern geben, mit welchen sie in Berührung kommen, und die noch heute lauten wie vor Jahrhunderten, ob sie zwar gar nicht mehr passen. So nennen sie die Deutschen *wüste Flucher* (Deschurer Kiasir), ob uns zwar kein rauhes Wort mehr aus dem Munde kommt, wir so glatt sind wie geschorener Sammet, selbst Ohrfeigen nur in seidenen Handschuhen austeilen und die Stecknadeln zu unsern Sticheleien solange abbrevieren, bis nichts übrigbleibt, als das stumpfe Köpfchen, derart, daß selbst im grimmigsten Spotte über eine vornehm tuende Sängerin wir noch gelassen bleiben und nicht sagen: *eine aufgeblasene Catalani,* sondern (wie im Allgem. Anzeiger vom 9. Febr.) *„eine aufgeblasene C....“*, welches dreideutig genug ist, da das C auch Circe oder Calypso heißen kann. Die Engländer nennen sie *Tuchkrämer,* ob es zwar die Franzosen und Niederländer jetzt mehr sind. Die Griechen, welche jetzt kämpfen wie die Löwen, nenn sie immer noch *Hasen.* Für die Italiener haben sie den Spitznamen *Tausendfärbige* (Ressar, Renki), da sie sich doch in ihrem letzten Kriege alle blaß gezeigt. Die Juden schelten sie immer noch

lunde, obzwar diese jetzt fast mehr sind als Menschen ınd zum Adel der Nation gehören. Die Ragusaner ıeißen sie *Spione*, denn es ist ihnen unbekannt geblieben, .aß eine weise Nationalökonomie auch dieses Monopol chon längst abgeschafft hat. Die Spanier, die sich gegenvärtig mehr sputen als zu loben ist, nennen sie *Faulenzer*. \m meisten Furcht und Achtung scheinen die Türken or den Russen zu haben, denn sie heißen sie *verruchte lussen* (Ruszi menkjus). Ob die Spitznamen, die sie den ıbrigen Nationen geben, angemessen sind, können wir ıicht beurteilen. Sie nennen die Araber *Unsinnige;* die \rmenier *Dreckfresser* (Boktschi); die Bosnier *Landtreicher;* die Bulgaren *Straßenräuber;* die Georgianer *.äusefresser;* die Indier *Bettler;* die Mainotten *Tollöpfe;* die Moldauer *dumme Bauern* (Bogdaninaden) ınd *hornlose Böcke* (Bojenssis Gtojne); die Polen *unläubige Prahler* (Tussul Giaur); die Tartaren *Aalfresser* Laxh Jejidschi); die Wallachen *Fiedler*. Von den Böhnen und Kurden sagen sie: Tschingene tschalar Kord inar, *ein Böhme geigt und ein Kurde tanzt* ... Es würle der lieben deutschen Jugend gar nichts schaden, wenn ie einstweilen obige türkische Vokabeln auswendig ernte.

184.

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken – nicht bloß gehabt, sondern auch niedergeschrieben, nicht bloß nielergeschrieben, sondern auch drucken lassen: man solle *ürder* alle politischen Werke in lateinischer Sprache chreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber las Übel hat zu tief gewurzelt, solche Hausmittel helfen ıicht mehr, man muß sich wirksamerer Arzneien bedieıen. Die Leute würden sich dazu bequemen, lateinisch zu lernen, und es bliebe alles beim alten. Würden aber ılle politischen Werke in der Sprache des Herrn Görres

geschrieben, ließe man lieber fünf gerade sein, als daſ man sie verstehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin lateinisch zu wissen, man dürfte auch im Griechischen Hebräischen, in der Physik, Metaphysik, Chemie, Astronomie, Geographie, Nautik, Mineralogie, Mythologie Geometrie, Statik, Medizin, Algebra, Chirurgie und ir der Apothekerkunst nicht fremd sein. Im beliebten Konversationslexikon findet man bei weitem nicht alles, wa: man nötig hat, um sich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa unc die Revolution" gesammelt worden sind. Nämlich: Hermesschlusses, Metastase, latent, Wurflinien, austrophisch Furchen, Goldschlich, Oblonge, Differenzial, Integration Heliozentrisch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Sekulargleichungen, epicyklisch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die bösen Dews, Maia, Miasmen die Wendilsen, Iran und Turan, Museon, Systole unc Dyastole, Alkahest, Lebermeer, floride Schwindsucht Belustempel, Berserkerwut, ceraunischen Berge, Senkel Tyofen, Rosrädbücher.

185.

Die Deutschen sind so angeborner knechtischer Natur daß, wenn sie frei wären, sich ihrer eigenen Freiheit zı begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten al: sie selbst, sie all ihr Tun und Lassen, ihr Denken unc Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Essen und Trinken ihr Lachen und Weinen, alles bis auf ihre Träume, den Maße, Gewichte und Takte der Gesetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menschen verdienen gar nicht, gute Fürsten zu haben, mar sollte sie nach Marokko schicken. Und nicht bloß Männe: von dieser oder jener Partei, sondern Männer aus aller Parteien haben solche niedrige Gesinnungen oft an der Tag gelegt. Zu diesen Freunden der Dienstbarkeit ge-

hört auch jener Ungenannte, der kürzlich im Allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das *anonyme Rezensentenwesen* geschrieben hat. Er nennt dieses „einen das Zeitalter schändenden Unfug". Dieses heißt nun freilich etwas zu hausbäckig gesprochen; die Ehre unsers Zeitalters ist so schwächlich nicht, daß sie an solchen Kleinigkeiten stürbe; aber allerdings, das anonyme Rezensieren ist sehr zu tadeln. Wer bei der Beurteilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigstens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Mut besitzt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu verteidigen — der nennt oder bezeichnet sich unter seinen Rezensionen. Aber das ist ein Werk der Freiheit, das hat jeder mit seinem Gewissen abzumachen, die Staatsgesetze haben sich nicht hineinzumischen. Unser edle Freund der Untertänigkeit will aber, daß *„von Obrigkeits- und Rechtswegen"* das anonyme Rezensieren abgeschafft werde. Er nennt anonyme Rezension einen *literarischen Meuchelmord* (das ist doch gar zu schauerlich!), die Literaturzeitungen *geheime Gesellschaften, Femgerichte*, und den Redakteur einer solchen Zeitung *Oberhaupt des geheimen* Bundes. Solche literarische Karbonari, meint er, müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergessen . . . die anonymen Rezensenten nennt er auch *Zigeuner*, eine Banditen-, *Strolch-* und *Gaunergesellschaft*. Der edle Mann donnert so heftig gegen das anonyme Kritisieren, daß er in seinem Feuereifer vergaß – seinen Namen unter seine eigene Abhandlung zu setzen!

186.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erst in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja, die gesetzliche Freiheit selbst kann sich oft nur durch ihre Ausschweifungen erhalten.

187.

Karoline von Braunschweig, die verstorbene Königin von England, war schon als Kind sehr lebhaft, und ihre rechtwinkligen deutschen Lehrer hatten große Not mit ihr. In der Musik wurde sie von einem gewissen *Fleischer* unterrichtet. Einst hatte er die Fürstin wiederholt zurechtgewiesen, wie sie eine gewisse Klaviernote mit einem bestimmten Finger greifen müsse. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerksam gemacht, so veranlaßte der Gebrauch des unrechten Fingers Wiederholung derselben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch mit dem unrichtigen *verfluchten* — — *durchlauchtigen* Finger weg!" rief er im Ausbruche seines Zorns ... Man sieht, der Deutsche kann wohl straucheln in der hohen Personen schuldigen Ehrfurcht, aber *fallen* kann er nie.

188.

Eine unbeschränkte Herrschaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Besitzer kann freilich überall hinaustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

189.

Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist.

190.**

Es gibt Dreiviertelsmenschen, die in der Welt mehr gelten, als sie wert sind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchseelen für ganze Zahlen hält und sie *addiert*.

191.**

Moral ist die Grammatik der Religion; es ist leichter, gerecht als schön zu handeln.

192.**

Es ist leicht den Haß, schwer die Liebe, am schwersten Gleichgültigkeit zu verbergen.

193.**

Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!

194.**

Nicht lächeln soll das Bild des Todes; aber auch nicht fratzenhaft sein. Freund *Hein* hat mehr als man denkt dazu beigetragen, uns spießbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen.

195.**

Um Kindern Moral in Beispielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Messer und Gabel in die Hände geben.

196.**

Der Mensch ist wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck – und er gibt eine andere Melodie an.

197.**

Warum Shakespeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? Weil man nicht gewohnt ist, mit Vorlegelöffeln zu essen.

198.

Jede Stunde, dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit, der Liebe entzogen.

199.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jesuiten zum Zeitungsschreiber bestellen, das ist einerlei.

200.

Wenn sie eine kleine Zeitung unter ihre Faust gebracht, frohlocken sie, daß sie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueschingen mit seiner Hand bedeckte und dabei lachend ausrief: wie werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt.

201.

Eine schwache Regierung zu stärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuscher begreifen das nicht.

202.

Man kann die Gedanken wie die Naturkörper ordnen; sie stehen auf niederer oder höherer Stufe, gleich Steinen, Pflanzen, Tieren. Es gibt mineralische, vegetabilische und tierische Ideen. Den deutschen Ideen, so kostbar sie auch sind, fehlt es an *Leben.* Ein Demant ist mehr wert als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

203.

Die Deutschen lassen sich leicht unter eine Hut bringen; aber unter *einen* schwer. Sie sind nur einig, wo es etwas zu leiden gibt, wo zu tun, niemals.

204.

Frau von Sevigné hat in mehreren hundert Briefen immehr mit einer andern Wendung ausgedrückt, wie sehr sie ihre Tochter liebe. Man sollte nicht glauben, daß das Herz so viel Geist hat.

205.

Die Geschichte lehrt uns Tugend, aber die Natur predigt unaufhörlich das Laster.

206.**

)as Unglück ist der Ballast, der uns auf dem Ozean des
ebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücks-
üter mehr zu tragen haben.

207.**

;in Mann von Geist wird nicht allein nie etwas Dummes
ıgen, er wird auch nie etwas Dummes *hören.*

208.**

)as Philosophieren ist eine angeerbte Krankheit des
ıenschlichen Geistes, der Fluch des mit Schmerzen Ge-
ärens.

209.**

Jichts bereuen ist aller Weisheit Anfang.

210.**

chmerz ist der Vater und Liebe die Mutter der Weisheit.

211.**

'rankreich ist das Zifferblatt Europens; hier *sieht* man,
elche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr
rst *schlagen* hören, um die Stunde zu erfahren – man
erhört sich aber leichter, als man sich versieht.

212.**

Jamen, nichts als Namen! Das ist die ewige Verblen-
ung der Aristokratie. Sie verstehen sich nur auf Men-
chen, nicht auf die Menschheit und verwechseln die
Jhr mit der Zeit. Alle Ereignisse, meinen sie, entsprän-
en aus kleinen Quellen, die man nur zu verstopfen
rauchte, um den Geschichten ein Ende zu machen. Von
en Schleusen des Himmels haben sie keine Ahndung,
nd käme zum zweiten Male eine Sündflut, würden
e sagen: *Das ist eine Intrige,* und hingehen, ihrer

Quelle nachzuspüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme, und Benjamin Constant, Sebastiani, Lafitte und die übrigen Häupter der liberalen Partei stürben daran – die Aristokraten würden sich die Augen reiben und sagen: Gott sei Dank, es war alles nur ein Traum; heute ist Hirschjagd im Walde von St. Germain.

213.*

Wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich ist, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, ist es in Meinungsstreitigkeiten immer rätlich, sich auf den Standpunkt zu stellen, den sich der Gegner gewählt.

214.

Auf der ganzen großen Erde gibt es keine glücklichern Geschöpfe als die Altertümler. Die gütige Natur schenkte ihnen eine Einbildungskraft, so heiß, so rasch, so kühn, so erfinderisch, daß man diesen hochbegabten Menschen allein die Untersuchung aller demagonischen Umtriebe anvertrauen sollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenstedt, am Elenwalde (gute Geographen wissen, wo diese Orte liegen) ein eiserner *Radnagel* gefunden. Er lag in einem Steinbruche, acht Fuß unter der Erde. Von diesem „merkwürdigen Funde" wird im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, auf sieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht untersucht, wie der Radnagel *unter* die Erde, sondern wie die Erde *über* den Nagel gekommen, und Moses mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die gewesen und sind, werden darüber zu Rat gezogen. Dieser Radnagel „aus der Vorwelt" zeichnet sich merklich von seinesgleichen „in der neuern Welt" aus. „Er ist im ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf ist nicht viereckig, sondern rund und dicker wie jetzt. Er gleicht einem

Blume mit vier Blättern, die nicht wie ein Kelch in die Höhe stehen, sondern herabhängen und etwas gekrümmt sind. *Im übrigen gleicht er ganz den unsrigen*, ist etwa drei Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältnis breit; aber etwas schwach." Wie und wann haben sich nun die Steine und Erdschichten über diesen Radnagel zusammengelegt? Da liegt der Hase im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde oder eine Flut den blumigen Radnagel lebendig begraben, versteht sich von selbst; aber welche hat dieses getan? „Die sogenannte Sündflut kann dieses nicht bewirkt haben; denn sie war wahrscheinlich nur partial und dauerte zufolge der Nachrichten darüber nur 120 Tage, konnte also keine beträchtliche neue Oberfläche zu Erde verschaffen ... Vermutlich erstreckte sie sich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenstedt und Eitzum), sondern betraf bloß Mittelasien. Eher könnte man auf die große cimbrische Flut, welche einige hundert Jahre vor Christi Geburt fällt und welche den Norden von Europa betraf, schließen. Allein diese war gleichfalls nur vorübergehend und konnte also keine neue Erdrinde bilden. Wir müssen also (um den Nagel unter die Erde zu bringen) auf frühere Zeiten und auf Fluten zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müssen annehmen, daß das Meer in der Urwelt mehr zerteilt war als jetzt u. s. w." Das heißt, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Altertümler fährt fort: „Ich halte also die hier gefundenen eisernen Kunstsachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern auch noch eine eiserne Radfelge gefunden, ehrwürdiges Überbleibsel eines Urwagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „so wenig geachtet hat", daß er sie an einen Schmied gegen ein paar Nägel vertauschte) für Überreste einer frühern Welt, als die unsere ist ... Waren die Verfertiger dieser Kunstsachen, die Ureinwohner von Deutsch-

land, auch keine *Zeitgenossen der Mammuts*, so muß man ihnen doch wenigstens eine Zeit einräumen, die zwischen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde *auch schon* Menschen zu Bewohnern hatte ... Ist es nicht zu bedauern, daß eine so gebildete Welt untergegangen und in den Fluten ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunstsachen und Kostbarkeiten mögen mit ihr zugleich zu Grunde gegangen sein. Aber wird es uns einmal besser ergehen? Werden nicht auch unsere Werke und Kunstschätze wieder zur Grundlage dienen, worauf eine neue Welt gegründet wird? *stat sua cuique dies*" – – Das ist das Lied vom eisernen Radnagel aus der Urwelt, der bei Eitzum in Deutschland, ohnweit Scheppenstedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde gefunden worden ist!

215.

Der Deutsche ist keusch und fordert von jedem, der sich mit einer Idee vermählt, eheliche Treue. Darum tadelt er auch so bitter jene Zeitungen, die als schlaue Kammerzofen der Zeit allen zärtlichen Launen ihrer Gebieterin schmeicheln und forthelfen. Aber das ist eine falsche Tugend. Seiner Handlungsweise muß man ergeben bleiben; dem Denker aber ist ein Harem erlaubt, damit er dem Zuge der Schönheit folge, nicht dem Zwange des Systems.

216.

Jede Revolution endet, wie sie angefangen; wer daher nur versteht, die wesentlichen Erscheinungen einer Revolution von den zufälligen zu unterscheiden, kann sicher vorhersagen, wie sich die Geschichte dieses oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich stille stehen? An der Stelle, von der es 1789 ausgegangen. Damals wollten die Franzosen eine konstitutionelle Monarchie –

und sie wird ihnen werden. Weder die Republikaner, welche das Königtum umstürzen, noch die Ultras, welche die Konstitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

217.

Ein französischer Arzt hat kürzlich eine Abhandlung über das Schreien und Weinen kleiner Kinder geschrieben und dargetan, daß die Kinder davon dumm würden. Jetzt wissen wir auch, warum man das Schreien verbreitet.

218.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und sie anbellen, rennt man schreiend und die Zähne fletschend hinter die Freigesinnten her, die doch nur die Räder sind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geist aber, der sicher und bequem in der Kutsche sitzt, erreichen sie, ja, sie gewahren ihn nicht!

219.

„*Das Vaterland und die Menschheit verlieren an ihm viel*" – sagte die Trauerrede. An wem? An Voltaire, Friedrich dem Großen, Washington, Franklin, an Napoleon etwa? Keineswegs; es ist von irgend einem Polizeidirektor die Rede, der in irgend einer kleinen Stadt vor kurzem gestorben ist . . . Der Verstorbene war gewiß ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein treuer Untertan, ein redlicher Beamter – aber das Vaterland, aber die Menschheit! Solche aufgeblasene Redensarten finden sich in jedem Wochenblättchen. Von einem jungen Mädchen, das gestorben, heißt es: es sei im 18. Jahre seines tätigen Lebens aus der Welt geschieden! Des Kanzleistils eurer dumpfen Begeisterung, des Kommisstils eurer unschmackhaften Schmeichelei, könnt ihr euch seiner nie entwöhnen? Ist es nicht möglich, ist es gar nicht möglich, daß ihr besser und gesünder werdet?

220.

Deutschlands Hemmschuh, man wisse ihn zu achten; Torheit, ihn zu schmähen, weil er aufhält! Die zahmsten Pferde, die besonnensten Wagenführer machen ihn nicht überflüssig. Die Zwingburgen lagen so hoch, der Weg ist gar zu steil.

221.

Wie wird es enden? ... Man hat eine Geschichte von einem jungen Offizier, der in seiner ersten Schlacht, bleich und zitternd, gedrängt zwischen der Liebe zum Leben und der Liebe zur Ehre, zu schwach, dem Triebe der Natur zu widerstehen, zu stark, ihm zu weichen, sich selbst tötete und starb aus Furcht zu sterben ... So wird es enden – nur war es dort nicht der Feldherr, welcher zitterte.

222.

Wir werden erzogen, als sollten wir Könige werden. Was wir nicht alles lernen! – als sei Gehorchen so eine schwere Wissenschaft!

223.

Einer jener *Kreuzfahrer*, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwigs XVIII., daß er den Franzosen die Charte gegeben. Er sagt: „... Der Übergang von der Despotie, wo das Volk *nichts*, zu der repräsentativen Monarchie, wo es *so viel* ist ... war zu stark und zu schnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräsentativverfassung; es ist ein Unsinn, dieselbe auf einer *tabula rasa* erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Munizipalverfassungen kann dieselbe sich stützen." Rührender ist doch wahrlich nichts, als die zärtliche Besorgnis, daß nicht das liebe Volk durch einen zu schnellen Übertritt aus der dumpfen Stube der Despotie

in die freie Luft der repräsentativen Verfassung sich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzosen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk *nichts* seit dem Tode seines letzten Königs? Es war viel. Die Feudaldespotie hatte gedroht, die usurpierte der Revolution geschmeichelt; jene hatte Gewalt, diese List angewendet. Geschah wenig *für*, so geschah doch alles *durch* das Volk. Die *sinnliche* Freiheit wurde verletzt, aber die *sittliche* wurde hoch geachtet. Die Despoten der Revolution wechselten in ihrem Drucke, und es ist ein erträglicher Zustand, wenn ein Lastträger seine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf diesen, bald auf jenen Arm nehmen und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudaldespoten aber saßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Despoten der Revolution wechselten in ihren Personen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudaldespotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave ist, ewig Herr und ewig Sklave. War das französische Volk *nichts* mit seiner *Gleichheit,* dieser Kapsel der Freiheit, die, sei sie auch verschlossen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder später einmal herausgeholt wird? *Nicht reif genug zur Freiheit!* Wer soll diese Reife bestimmen, die Freiheitslese, wer verordnet sie? Haben je Vormünder der Völker sich gutwillig ihrer Vormundschaft begeben, und wer richtet die Übelwollenden? Ein Mündel ist immer reif zur Selbständigkeit, wenn er, sein Erbteil zurückzufordern, Verstand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte *abfallen,* da sind sie überreif geworden und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräsentativverfassung sei unhaltbar, solange sie nicht freie Munizipalverfassungen zur Stütze habe, ist ebenso unsinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen stehen kann.

Die Beine werden stark werden, zugleich mit dem Kopfe und den anderen Gliedern. Hätte Frankreich, wie England, Munizipalfreiheiten gehabt, so hätte nie die Revolution Platz *gefunden;* die hatte es eben seiner *tabula rasa* zu verdanken. Die Hochstraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet sein, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

224.

Ein Geck hatte zwei Wintermonate in Paris zugebracht. Als er nun in die Heimat zurückgekehrt, zierte er sich immerfort französisch zu reden. Da fragte ihn ein Spötter: Lieber Freund, wissen Sie auch, wie *Gewitter* auf französisch heißt? ... Man könnte diese Frage den Diplomatikern machen. Sie haben das Land der Menschheit im Winter bereist und glauben es zu kennen. Wissen Ew. Exzellenz, was ein Gewitter ist?

225.

Es gibt zwei Arten, Früchte vor Fäulnis zu bewahren und sie eßbar zu erhalten: durch Essig und durch Zucker. Die Konservatoren der alten Zeit haben den Essig gewählt. Warum den Essig, da er vielen widersteht, warum nicht lieber den Zucker, womit man Weiber, Kinder, Fliegen und die Menge lockt? ... Aber desto besser; sauer oder süß, die alte Zeit ist eine ungesunde Lebensnahrung.

226.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's" ... Das ist nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menschen *nicht* denken, er läßt sie den Kopf verlieren.

227.

Es wird noch dahin kommen, daß man in politischen Schriften sich nur der Vokale wird bedienen dürfen. A,

e, i, o, u – nichts Allgemeineres als das. Diphtonge haben schon viel Unbescheidenes, und man wird sie bloß in den seltenen Fällen verstatten, wo es nottut, das Volk zu begeistern – so etwa in Befreiungskriegen.

228.

Es ist eine schöne Erfindung unserer Zeit, den Gelddurst der Gegenwart mit den Weinlesen der Zukunft zu stillen und auf die bequemste Art von der Welt lustig in den Tag hineinzuzechen. Unsere Enkel werden auch so klug sein als wir und auf ihre Nachkommenschaft Wechsel ausstellen. Diese treibt es dann so fort. Endlich am jüngsten Tage wird es auf der ganzen Erde nur ein einziges Lumpenvolk geben, mit dem sich der Teufel selbst nicht wird befassen wollen. Dann kommen die Armen in den Himmel, und die Christenheit wird es mit Beschämung erfahren, daß sie der Judenschaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.

229.

Es ist erstaunlich, wie sehr die Journalisten an Feinheit, Gewandtheit, Zweideutigkeit, Unerforschlichkeit und an allen übrigen diplomatischen Tugenden täglich zunehmen und nach einigen Jahren, wenn die Zensur solange fortdauert, wird man die Gesandtschaftsstellen nur mit Zeitungsschreibern besetzen. Statt zu sagen Rußland, sagen sie: „eine große nordische Macht"; statt zu sagen Österreich, sagen sie: „eine große süddeutsche Macht". Die Hälfte der Konjugationen der Zeitwörter gerät ganz in Vergessenheit, denn man gebraucht keine Indikative mehr, sondern nur noch Konjunktive. Man schreibt nicht: „Tunis ist ein Raubstaat", sondern: „Wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelsschiffe anderer Nationen *wegnähme*, so könnte ein solcher Staat allerdings ein Raubstaat genannt werden." Welch ein Heim-

lichtun! Das ist wie auf Maskenbällen, wo man schon für maskiert gilt, wenn man die Maske an den Hut steckt.

230.

Wenn man jenen hausbackenen Philistern zuhört, jenen Menschen mit kurzem Gesichte und langen Ohren, wie sie sich herausnehmen, Fürsten zu hofmeistern, sie, die vom Morgen bis Abend sich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Basen beherrschen lassen und nicht so viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit sehr treu und standhaft lieben, um für solche Thersiten und in ihrer Reihe ihre Sachen zu verfechten. Es gäbe ein sicheres Mittel, wie Fürsten mit Unrecht murrende Untertanen könnten zum Schweigen bringen; aber das Mittel ist zu romantisch für unsere abendländische Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzusteigen von ihren Thronen und einen jener Philister hinaufsteigen zu lassen, damit er den andern Morgen seiner Sippschaft erzähle, wieviel angenehmer es sei, sogar schrankenlos zu gehorchen, als selbst unbeschränkt zu herrschen.

231.

Lord Londonderry, der sich auf dem Festlande seinen Doktorhut geholt, sagte neulich, da er dem Parlamente die Gewaltsbill gegen das aufrührerische Irland vorlegte (wie man nun immer bereit ist, Zahnschmerzen durch Ausreißen der Zähne zu stillen): „Übrigens kann ich die Kammer versichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen *theoretischen Grundsätzen der Empörung*, welche gegenwärtig die Welt verpesten, in gar keiner Verbindung stehen. Man darf die *Unzufriedenheit, die aus Leiden entspringt*, wären diese auch eingebildet, mit jenen

schlechten Lehren nicht verwechseln, die zu allem führen, nur zur Freiheit nicht." ... Das heißt: als Beklagter wegen einer Schuld und deren Zinsen die Schuld der Zinsen eingestehen und die des Kapitals ableugnen! *Woher* die Zinsen?

232.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde setzen wollen, dann drehen sie ihn nicht zurück, sondern sie lassen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun ist zwar die Menschheit keine Uhr; da es aber Leute gibt, die sie dafür ansehen, so sollten sie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

233.

Wer sich nicht scheut, im Auskehricht der Literatur herumzustöbern, der findet da manchmal noch ganz gute und brauchbare Dinge. So entdeckte ich in einem Winkel des Freimütigen ein *„afrikanisches Lustspielchen"* von Julius von Voß, genannt: *„Viele Köche verderben den Brei"*. Viel Witz kann von diesem schwarzen Lustspielchen nicht gefordert werden, denn es füllt nur drei Seiten an, die, wie die Buchdrucker sagen, *splendid* gedruckt sind. Es ist aber doch von keiner geringen Bedeutung. Herr von Voß nämlich, der auch das Lustspiel: *„Die beiden Gutsherren"* geschrieben hat, schwimmt, wie ein Korkstöpsel an der Angel, zwischen Fischer und Fisch die Mitte haltend, auf der Oberfläche der Politik herum; oder, um mich deutlicher und kürzer im Französischen auszudrücken: Herr von Voß ist *au niveau de la politique du jour*. Jetzt vernehme man den Inhalt des afrikanischen Lustspielchens. „Der neue schwarze Sultan", der den Titel führt *„Büffel aller Büffel"*, läßt nach seiner Thronbesteigung die verschiedenen Oberbeamten vor sich kriechen und sagt ihnen: sie könnten tun, was sie wollten — Abga-

ben erheben oder erlassen, das Volk drücken, Krieg führen oder Frieden schließen, stehlen oder hängen lassen, Gerechtigkeit üben oder nicht; wenn sich aber einer von ihnen unterstände, je dem Büffel aller Büffel Bericht zu erstatten und ihn mit dem Selbstregieren zu belästigen, so würde er unfehlbar gehängt, gerädert, gespießt oder gebraten, nach beliebiger Auswahl seines Herrn. Die Oberbeamten kriechen ganz vergnügt zum Zimmer hinaus, und sagen: das sei ihnen schon recht, sie könnten es nicht besser wünschen. Darauf läßt sich der Büffel aller Büffel seinen *Pilau* bringen, das heißt in der Sprache der asiatischen Kochkunst einen *Brei.* Er findet ihn aber ganz ungenießbar und ist um so erboster darüber, da er zur Bereitung des Breis sechs Köche angestellt hatte. Jetzt naht sich der Narr der Oberdenker und sagt: Büffel aller Büffel, *viele Köche verderben den Brei!* Der Büffel aller Büffel wird nachdenkend, läßt die Oberbeamten zurückrufen und sagt ihnen, wenn sie ihn nicht von allem in Kenntnis setzten und sich unterständen, eigenmächtig zu regieren, ließ er sie hängen, rädern, spießen oder braten. Die Herren Oberbeamten kriechen ganz betrübt zum Zimmer hinaus und seufzen sehr. – Nun, sind das nicht liberale Gesinnungen? Das ist noch wenig; aber besser ein Sperling in der Hand als eine Taube auf dem Dache.

234.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennten oder zu träge fortwanderten – sie haben nur darum einen längern Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, studieren sie die Chemie vorher und studieren so lange und

so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus allem Papier.

235.

„Keine Gewalt auf Erden kann den *Fluch* lösen, der bis jetzt auf dem Ankauf der Emigrantengüter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel der ersten Käufer kann *mit ruhigem Gewissen sterben*, wenn er nicht durch Erstattung des ungerechten Besitztums *die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die sie in jener Welt leidet.*" Über die erbärmlichen Menschen! Jetzt machen sie gar die Ewigkeit zu einer Deputiertenkammer und setzen den lieben Gott auf die rechte Seite. Aber wer hat jene Worte gesagt? Etwa Herr von Marcellus, oder ein Missionär im südlichen Frankreich? Mitnichten – ein deutsches Blatt hat diese Rede geführt, in einem Lande, wo sie sonst vor lauter Protestantismus froren, daß ihnen die Zähne klapperten. Jetzt kommt es noch dahin, daß sie dort den verstorbenen Nicolai, der in jedem Veilchen einen Jesuiten roch, ausgraben, um ihn als Ketzer zu verbrennen! Möchten sich doch gewisse Leute nicht mit gewissen Dingen abgeben! Das sieht aus wie ein wilder Schweinskopf, dem man Blumen in das Maul gesteckt.

236.

Am Hofe Franz I. glaubte man wahrzunehmen, daß das Ansehn des Kanzlers Duprat zu fallen beginne. Die Höflinge, stets auf die kleinsten Umstände lauernd, die den Sturz eines Günstlings zu verkündigen scheinen, bemerkten, daß der König zufriedene und wohlgefällige Blicke auf einen Mann stattlichen Ansehens, den besonders ein sehr schöner Bart auszeichnete, geworfen und dabei mit lauter Stimme gesagt hatte: *Das ist ganz der Mann, wie ich ihn brauche.* Gar nicht zu zweifeln, jener

Unbekannte muß der neue Kanzler sein. Schon drängen sich die Höflinge an ihn, schon schmeicheln sie ihm; sie haben es aber mit einem geistreichen Manne zu tun, der sich über sie lustig macht, ohne zu dulden, daß man ihn zum besten habe. Dieser Kanzler durch die schöpferische Einbildungskraft der Höflinge war der Historiograph Bouchet. Der König, angezogen durch seine herrliche Gestalt und die Fülle seines herabwallenden Bartes, hatte gedacht, daß er ein gutes Modell zu der Neptunsstatue vorstellen könnte, mit deren Verfertigung er gerade einen Künstler beauftragt hatte. Die Höflinge lachten etwas gezwungen über das Mißverständnis.
Dies ist der Inhalt eine neuen Lustspiels, das unter dem Namen „Die Höflinge oder der Bart des Neptun" in Paris aufgeführt wird. Von den darin spielenden geschichtlichen Personen sind nur erst Franz I., der Kanzler Duprat und der Historiograph Bouchet gestorben.

237.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Philadelphias und Pinettis auch die aufgeklärtesten Menschen in Erstaunen setzten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taschenspielerstreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der *hohen Polizei*, diese politischen Schwarzkünstler haben nichts von ihrer Zuversicht verloren, und sie behandeln uns noch immer wie dummes Volk. Sie beschwören Geister, verwandeln Könige in Buben, eskamotieren Brieftaschen – und damit glauben sie uns Furcht und Ehrfurcht einzuflößen. Wir andern haben das auch gelernt, wir wissen einen Hohlspiegel zu gebrauchen, können die Volte schlagen und haben unsere Gevattersleute so gut wie sie. In der dunklen Kammer der hohen Polizei wird jetzt manchmal lustige Wirtschaft getrieben. Einst hatten sich drei Schelme zusammengetan, einen Freund zu necken und zu

ängstigen. Sie umgaben sich mit weißen Tüchern, traten in sein Schlafzimmer und hielten da einen schauerlichen Gespenstertanz. Aber der Freund war noch schelmischer als sie. Er wickelte sich unbemerkt in sein Bettuch, sprang leise aus dem Bette und mischte sich in den Tanz der Geister, so daß diese mit entsetzlichem Geheule davonliefen. Die Herren Schwarzkünstler sind zwar sehr verschwiegen, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verschiedenen Ländern auch solche Streiche begegnet sind.

238.

Eines jener somnambülen deutschen Blätter, die im Traume alles wissen und daher niemals unwissend sind, lobt die alte konstitutionelle Monarchie England und wirft der französischen konstitutionellen Monarchie ihre Jugend vor. Möchte es uns doch in seiner nächsten Ekstase darüber belehren, wie man alt werden könne, ohne durch die Jugend zu gehen! Es sagt: „Es müssen Generationen verschwinden (wenn anders die französische Verfassung so lange die Probe aushält, *und die öffentliche Stimme nicht früher den Wunsch laut werden läßt, zur rein monarchischen Form zurückzukehren*), bis die französischen Abgeordneten das Wesen einer Volksrepräsentation recht begreifen und durch ihre Stellung die Mängel einer solchen Regierungsweise weniger schädlich machen werden." Es sagt ferner: das französische Volk sei ganz verwildert seit dreißig Jahren. Es sagt weiter: man wäre in Frankreich der Verhandlungen der Kammer *herzlich müde*, und der Tag, an welchem die Sitzung geschlossen werde, wäre jedesmal erwünscht... *Was* soll durch solche Berichte bezweckt werden? Das ist das Geheimnis. Doch man muß nicht gleich das Schlimmste denken. Sterbenden zieht man das Kissen unter dem Kopfe weg, man tröpfelt ihnen Wein ein, man tut gar

manches menschenfreundliche, um eine Euthanasie zu befördern.

239.

Ja, keusch, kalt und blaß wie der Mond ist das deutsche Volk; keusch, weil kalt, kalt, weil blaß und blaß, weil blutleer. Doktor *Howard* in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Monds Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf das Thermometer einzuwirken. Wo gibt es aber ein Brennglas, groß genug, sich über die Köpfe von dreißig Millionen Menschen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein solches, Napoleon sagte damals, die Deutschen hätten das Fieber, und wir spotteten des Spötters; jetzt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung den Puls, man lese die deutschen Zeitblätter! Wasser, Essig oder eine fade Tisane überall. Wer Geist hat, gibt ihn; doch kann man den ganzen Tag über den Zeitungen sitzen, man ist am Abend so dumm, als man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wulstige Fülle, es müßte denn einmal das Schicksal selbst mitarbeiten und etwas Knallendes geschehen lassen, oder es müßte ein geistreiches Wort aus Frankreich herübergeschrieben werden. Die armen Zeitungsschreiber! Wird ihnen einmal ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie sie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geschieht, das sehen und hören sie nicht. Sie schiffen ohne Kompaß auf dem Weltmeere der Geschichte, und selbst die Besten unter ihnen, wie Görres, verstehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten und wissen sich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, soll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken oder über die Weitschweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember einen Artikel

aus Frankfurt, dessen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollständig auszudrücken unternehme. „Dem Antrage, die auf den 2. November bestimmte Eröffnung des Bundestages bis zum 7. Dezember zu vertagen, wurde in der am 21. November gehaltenen Sitzung der Bundesversammlung durch Abstimmung beigetreten." Dieser kurze Bericht wird am genannten Orte zu *hundertdreiundfünfzig* eng gedruckten Zeilen ausgedehnt! Ich habe aus stilistischem Forschungstriebe dreimal den Artikel gelesen und konnte das Geheimnis seiner Abfassung nicht entdecken ... O die armen Zeitungsschreiber: Was ihnen die Türken für Not machen; Krieg, Friede – sie können diese Wörtchen nicht ausschreiben, mitten in der Silbe kommt ein Widerruf, und sie werden wie die Bälle hin und her geworfen. Es ist das wahre griechische Feuer, das sie beseelt, denn es brennt im Wasser fort. Sagt ihr etwa: die Zensur hindert uns? Aber die Zensur hindert doch keinen, für die Fürstlichkeit zu sprechen, und geschieht das mit mehr Sinn und Geist? Man vergleiche gewisse Zeitungen mit dem Journal des Debats. Oder sagt ihr, die französischen Schriftsteller hat die Revolution zur Redekunst gebildet? Ist denn die Revolution für euch nicht dagewesen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicètre gesessen oder ausgewandert gewesen sein, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüt mangelt euch, das ist es; denn der Kopf ist nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden – seht, mit welcher Begeisterung ganz Frankreich von jenen würdigen Männern spricht, die sich in Barcelona eingeschlossen und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was sie auch getrieben, sie haben der Menschheit genutzt und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris

streckt seine Arme nach ihnen aus, und festlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden sich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den sich die Väter durch ihre Tugend erwarben. Selbst die Akademie, diese ängstliche Schnürbrust des französischen Geistes, hat zu ihrem Dichterpreise die Hochherzigkeit jener Ärzte gewählt. Was wäre in einem solchen Falle in Deutschland geschehen? Man hätte im Lande herumgebettelt und so viel gesammelt, den hinterlassenen Waisen der Ärzte einige Brezeln zu kaufen. – In die stille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeschlagen und zündete, und da beschlossen sie, ihrem Mitbürger *Goethe* ein Denkmal zu setzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Bunde, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schicken. Ich weiß nicht, ob es geschehen ist, aber das weiß ich: Goethe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit ihrer Väter schämen und errötend nachholen, was noch gut zu machen ist. Geht, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts.

240.

Will der Spott nur Registrator sein im Archive der Lächerlichkeiten, um sie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein schädliches Amt, welchem der stärkste Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit ist ein Verbrechen des Geistes, das zur Abschreckung anderer zwar bestraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheischt. Beweinenswerter ist ja wohl niemand als der Mensch, dem das Los zugeteilt ward, lächerlich zu sein.

241.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er ge-

sündigt, hat er für euch gesündigt, ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwitz besiege, hat er gelehrt; denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Ernte, die verzehrt wird, er war die eiserne Pflugschar der Wahrheit, die nicht verwittert und, altes Unkraut zerstörend, für jeden Samen empfänglich macht. Laßt euch von jenen schwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen anderen Maßstab kennen für Menschenwert, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie sagen, Voltaire sei gottlos gewesen, weil sie selbst nicht die Erhabenheit Gottes, sondern nur das Dämmerlicht in seinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; sie können nicht beten, wo es hell ist, nicht lieben, solange sie denken. Sie sagen, Voltaire sei nicht gründlich gewesen, und die Paragraphen seiner Wissenschaftslehre folgten in keiner logischen Ordnung. Der Amtsbote, der zwischen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe und findet nicht Zeit, mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaires Oberflächlichkeit. Sie sagen, Voltaire sei herzlos gewesen; als könne, wer die Menschheit liebt und tröstet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger schmerzt, verweilen. Erst nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menschenalter zur fernen unsichtbaren Minute geworden ist, wird Voltaire vergessen werden.

242.

Die meisten sogenannten edlen Menschen haben nur Krämertugenden; ihr Herz ist ein Gewürzladen und frei-

lich alles Lobes wert. Sie wiegen ihre Guttaten in Loten und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem sie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen, werden sie der Armut und bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menschen aber ist ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen ist. Solche Menschen beglücken leichter Völker als einzelne Menschen; sie geben lieber Saatkorn als Brot. Ihre Seele ist keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfrischt, sondern eine Gewitterflut, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im stillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter schelten – sie hat doch geduftet und den Menschen erfreut. Darf aber Unkraut, das noch keinen erquickt, den Sturm lästern, der es geschüttelt? Soll die Luft stille stehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein, wahrlich, der Löwe, welcher starb und auch nur einen Esel schonend übrig ließ, der seine Leiche mit Füßen tritt – das war kein grausamer Löwe!

243.

Bei den Pferdewettrennen in England gewährt die Regierung demjenigen, dessen Pferd alle andern übertrifft, noch eine Prämie. Die Preise werden durch eine Jury zugesprochen, welche aus Pferdebesitzern gebildet und von der Regierung ganz unabhängig ist. Man sieht, daß es in England die Pferde besser haben als in Deutschland die Menschen.

244.

Löwen und Despoten sehen schärfer in der Dunkelheit als bei Tage.

245.

Das europäische Gleichgewicht wird von der Judenschaft erhalten. Sie gibt heute dieser Macht Geld, morgen der

andern, der Reihe nach allen, und so sorgt sie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixote sah eine Windmühle für einen Riesen an und streckte ihr seine Lanze entgegen; aber die Juden sehen den Riesengeist der Zeit für eine Papierwindmühle an und fürchten sich gar nicht. Die Herrschaft der Welt wurde ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch sie sind schlau und lassen sich das nicht merken. Sie stellen sich wie die Feigen in der Schlacht tot an, daß man sie nicht töte. Sie wissen recht gut, daß sie, gleich dem Rasen, um so frischer grünen, je mehr sie getreten und geschlagen werden.

246.

Die einen wähnen, wenn sie nur Fenster hätten, dann ginge die Sonne nie unter und die andern wähnen, würden die Fenster nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

247.

„Die wohltätige Beschränkung der höchsten Autorität, die ehedem stattfand, beruhete wesentlich auf dem Lehnwesen; die Könige selbst haben es allerwärts möglichst erschüttert, gestürzt hat es die neue Philosophie, sobald sie zur Regierung kam"; – und in diesem Trotte weiter bewegt sich ein Rezensent in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literaturzeitung. Wem war jene Beschränkung wohltätig? Doch nicht etwa dem Volke? Freilich hörte man damals weniger klagen gegen die höchste Autorität als später nach Zerstörung des Feudalwesens, aber eben das beweist die tiefe Erniedrigung, worin der Bürger lebte. Wer Stubenarrest hat, kann sich nicht beschweren, daß er auch Stadtarrest habe, denn er muß erst frei werden, um zu erfahren, daß er es nicht genug ist. Die häufigen Klagen über Regierungen, die

man jetzt vernimmt, gereichen diesen zum Ruhme, und sie würden es selbst dann noch, wenn die Klagen gegründet wären. Sie beweisen, daß die Bürger in Freiheit, Wohlstand und Sorgenlosigkeit leben. Wären sie nicht frei, dürften sie nicht klagen; wären sie nicht reich, würden sie nicht immerfort so ängstlich Bürgschaften für ihre Rechte und Besitzungen fordern; und wären sie nicht sorgenlos, würden sie über das wirkliche Heute nicht an das mögliche Übermorgen denken. Kinder fürchten sich, allein ohne Wärterin zu sein, Bettler fordern keine Polizei, Sklaven keine Konstitution ... Der Rezensent sagt: Die Philosophie habe jenes herrliche Feudalwesen gestürzt, sobald sie zur *Regierung gekommen.* Wo regiert die Philosophie? Der Rezensent nenne uns das Land. Wo hat die Philosophie einen Thron? Übt die Philosophie irgendein Majestätsrecht aus? Schickt und empfängt sie Gesandtschaften? Hat man auf den Kongressen zu Aachen, Karlsbad und Laibach Bevollmächtigte der Philosophie gesehen? Hat die Philosophie auf dem Bundestage Sitz und Stimme? Das kann gewiß kein vernünftiger Mensch behaupten.

248.

Der Teufel hat noch keinen seiner alten Anhänger verloren, obzwar seine Vermögensumstände nicht glänzend mehr sind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt ist und jedermann glaubt, er stelle sich nur, als ginge es ihm schlecht, um seine Freunde zu prüfen.

249.

Ist es *ihr* Verbrechen, daß sie Durst haben? Hatten sie die gesalzenen Speisen verlangt, die ihr ihnen vorgesetzt? Ihr wolltet eine Schadenfreude genießen — das ist es; aber nur der Schaden wird euch werden, keine Freuden.

250.

Nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt; darum wäre der Mensch das unglücklichste aller Geschöpfe, wenn er ein fleißiger Schüler der Erfahrung wäre. Daß jedes neue Geschlecht und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe – das ist es, was die Menschheit in ewiger Jugend erhält.

251.

Die Deutschen können das Befehlen und das Gehorchen nicht lassen, und es ist schwer zu bestimmen, woran sie am meisten Vergnügen finden. Auch ist es ein höchst deutscher Dichter, welcher singt:

> Du mußt herrschen oder dienen,
> Amboß oder Hammer sein.

Treffender Spruch, ob er schon eine große Unwahrheit und eine abscheuliche Verleumdung der menschlichen Natur enthält. Herrschen oder dienen, das heißt Sklave sein auf diese oder jene Weise; dort umschließen goldne, hier eiserne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, ist so gebunden als das, was sie bindet. Aber der Mensch ist zur Freiheit geboren, und nur soviel, als die Lebensluft der Beimischung des Stickgases bedarf, um atembar zu sein, soviel muß die Freiheit beschränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieses Zuvielregieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigstens in Deutschland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es ist die Schuld und Schwäche der Untertanen. Man versuche es und hebe die hundert überflüssigen Gesetze auf, die verbieten, was nicht verboten werden sollte, oder erlauben, was keiner Erlaubnis bedurfte, und man wird sehen, wie sich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen und wieviel sie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorschrift mangle. Das kommt daher,

weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang jedem sein Recht zuspricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu verteidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geist fehlt, welcher der Hebel des Willens ist; und an Geist fehlt es ihnen, weil sie Deutsche sind.

252.

In einer gewissen Beziehung kann man freilich mit Grund sagen, daß die Gelehrten und Philosophen die französische Revolution befördert haben, so betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen sein muß und daß die Schriftsteller allein es sind (wo nämlich keine Volksvertretung stattfindet), durch welche die öffentliche Meinung sich ausspricht. Doch den Philosophen darum einen verbrecherischen Teil an den Übeltaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuschreiben zu wollen, ist ebenso ungerecht als lächerlich. Sie sind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, sie sind ihr vielmehr selbst unterworfen und verhalten sich zu ihr wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, sondern nur der Sinn sein. Die Philosophen, welche die Gesinnung des Volkes aussprachen und verrieten, noch ehe sich diese in Taten offenbarte, waren vielmehr heilsam und haben den Jammer der Zeit sehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen sind, breitet sich die öffentliche Meinung von selbst aus, die Schriftsteller und Redner aber führen sie durch Kanäle unschädlicher ab. Man irrt sich, wenn man den Rednern geschehenes Unheil vorwirft, indem man behauptet, sie hätten Leidenschaften aufgeregt; sie haben sie vielmehr unschädlich gemacht, indem sie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, dessen begleitenden Donner wir vernehmen, ist schon unbe-

schädigend an uns vorübergegangen. In Revolutionen sind die Schweigenden gefährlicher als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Übel nicht verschuldet, sondern nur die versteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Toten auf demselben nicht geschlagen, sondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verlust berechnen — und das ist besser.

253.

Nadelstiche sind schwerer zu parieren als Schwerthiebe – das haben sie endlich gelernt, die Verfechter der alten Zeit.

254.

Die Freiheit der Presse hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn sie dieser ausweichen, stürzen sie sich in Verderben. So hat schon tausendmal der Blitz diejenigen erschlagen, die bei einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen suchten.

255.

Der Redestrom eines Landgeistlichen im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen bildet einen merkwürdigen, logischen Wasserfall in mehreren kühnen Absätzen. Er sagt: Die Pfarrer würden schlecht bezahlt – daher verlören sie immer mehr an Achtung – daher würde der christliche Glaube immer schwächer — daher müsse „*nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten*" die Menschheit „*merklich*" rückwärts gehen – daher würde endlich das „so tief versunkene Volk *einem Apis und anderen unvernünftigen Tieren wieder Tempel bauen*". Man sieht es, dieser gute Mann ist zu ehrlich, um klug zu sein, er kennt seine Pflicht besser als seine Zeit. Alle Menschen, vornehme wie geringe, leben gegenwärtig nur vom Tage-

lohne des Schicksals. Wer sie warnen und schrecken will, darf nicht von *einer Reihe von Jahrhunderten* und von *merklichen* Gefahren sprechen. Er muß am Morgen sagen: „Wenn nicht die Besoldung der Pfarrer noch Vormittag erhöht wird, werden bis Abend sämtliche Christen den Götzen Apis anbeten." Er muß um halb zwölf Uhr sagen: „Wenn nicht der grenzenlosen Frechheit der liberalen Schriftsteller *sogleich* Einhalt geschieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Tränen schwimmen." So wirkt man in unsern Tagen.

256.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet und wessen es froh sei, ist oft schwer zu erforschen.

257.

Die Natur führt uns auf dem Wege der Zuckerbäckerjungen zur Weisheit: sie übersättigt uns mit den Genüssen, die wir meiden sollen.

258.

Unsere Vornehmen haben den Kitzel verloren, und das Volk hat eine harte Haut: ihr verlangt aber dennoch, wir sollten bloß durch gute Gründe zu wirken suchen!

259.

Die gemeinen Türken glauben, daß auf allen Stückchen Papier, die sie zufällig finden, der Name Gottes unsichtbar geschrieben steht. Daher versäumen sie nie, solche aufzuheben und zu verschlucken, überzeugt, daß ihnen diese Frömmigkeit in jener Welt hoch werde angerechnet werden. Die vornehmen Christen haben eine andere Art von Aberglauben: sie wähnen, auf jedem Stückchen Pa-

pier stünde der Name des Teufels unsichtbar gedruckt, und darum lassen sie, um sich bei ihm einzuschmeicheln, alle vermeintlichen Teufelspapiere von dazu bestellten Dienern verschlingen. Diese armen Menschen sind sehr zu bedauern, sie haben unaufhörlich den Teufel im Leibe.

260.

Erst vor wenigen Jahren hat die römische Kirche die galiläische Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politischen Ptolemäer noch von ihren verrosteten Schwertern erwarten, da sie sehen, daß selbst der blankeste Mut sich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unserer Tage über die bürgerliche Ordnung ist ganz der alte Streit zwischen dem ptolemäischen und kopernikanischen Planetensysteme. Es fragt sich, ob die Erde stehe und um ihre Kleinheit sich die Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin sei? List, Drohung, Gewalt, Bestechung, Schmeichelei – alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeschüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge kniend Abbitte zu tun; aber im Aufstehen wird sie sich ermutigen und wie Galiläi ausrufen: *Und doch bewegt sie sich!*

261.

Ehrfurcht ist die Leibwache der Könige gewesen, *Furcht* war es, *Gewohnheit* ist es, *Liebe* wird es sein.

262.

Man glaubt, daß der *Offenbacher Staatsmann* für Deutschland die ausschließliche Nutznießung der literarischen Angeberei habe, man irrt aber, so ist es nicht. Es gibt unter den periodischen Schriftstellern noch andere arme Waisenkinder, die, sooft sie ihr periodischer Hunger befällt, sich schreiend an ihre Pflegemutter Polizei wenden und um Brot betteln. Diese Herren, in ihren Beurteilun-

gen politischer, historischer, ethischer und religiöser Werke begnügen sich nicht, die Bücher zu tadeln und ihre eigene Ansichten auszusprechen, sondern sie erröten nicht, die Achtsamkeit der Polizei auf solche Bücher zu wenden und sie zum Gebrauche ihrer Macht aufzufordern. Solche Schelme dürfen sich nicht beklagen, wenn sie den Verdacht erregen, daß ihre gedruckten Angebereien schon als *Handschrift* ihre Bestimmung gefunden und daß sie sie nur haben drucken lassen, um ihre Aufsätze um einige Zeilen und ihr Honorar um einige Batzen zu vermehren. Der Pranger diesen Schändlichkeiten! Unsere Freiheit wird genug besteuert, es ist genug an den Zehnten, die man auf jedes Gefühl, auf jeden Gedanken legt; noch mit freiwilligen Gaben sich zuzudringen, ist eine lächerliche und verderbliche Großmut. Nur solche Schriftsteller können der Zensur, dieser türkischen *Kopf*steuer, hold sein, welche diese Steuer nie treffen kann. So wird in der Jenaer Literaturzeitung (September 1824) das Werk Bignons „*Les Cabinets et les peuples*" in dessen deutscher Übersetzung beurteilt. Der Kritiker ist anderer Meinung als Herr Bignon – das muß ihm erlaubt sein. Er spricht seine Meinung mit dem anmaßenden Geschrei derjenigen aus, die darauf trotzen, daß ihr Glauben unter dem Schutze der Artillerie und der Gendarmerie steht – auch das mag ihm verziehen werden; es ist die Bestimmung der Hofhunde, zu bellen, dafür werden sie gefüttert. Aber am Schlusse seiner Kritik sagt er: „Der Band enthält übrigens manches, welches einer ängstlichen Bücherpolizei wohl so bedenklich scheinen könnte, daß sie ihn lieber ganz verbieten möchte." – *Das* darf ihm nicht frei hingehen. Die Konjunktive *könnte* und *möchte* machen uns nicht irre; das ist diplomatischer Stil, und in die Sprache des gemeinen Lebens, nämlich der Aufrichtigkeit, übersetzt, sind solche Konjunktive reine Optative. Die Redaktion der Jenaer Literaturzeitung entehrt

sich, wenn sie solche kritische Angebereien nicht bloß aus Unachtsamkeit anstimmt.

263.

„*Les corps (constitués) n'ont point d'âme*" – sagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieses Wort hundertfach zurück. Sooft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weitesten entgegenging, sie am ehrerbietigsten empfing, sie am freundlichsten begleitete, ihnen am niederträchtigsten schmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am sorgfältigsten säuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tisch, den vollen Becher vorbereitete und so dem Vaterlande und dem angestammten Fürsten zuerst und am offensten die schuldige Treue brach? Wer tat dieses? Das taten die Staatskörperschaften, die Regierungsbehörden, die fürstlichen Statthalter, die Bürgermeister, und wenn einer aus dem Volke ein Wort des Unmuts auch nur zwischen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: *Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.* Als Napoleon Italien, Holland, die Hansestädte nicht durch das Recht friedlicher Verträge, sondern gewalttätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf sich ihm zuerst, wer pries am lautesten das Glück der neuen Herrschaft? Das taten die gesetzgebenden Körper, die Senate, die Landesstellen und alle jene einzelnen Gewalthaber, die im Glücke sich die Freunde der Fürsten und bei trockenem Wetter sich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie schützen. Man klagt – und nicht ohne Grund – in unsern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürsten in Zweifel gezogen, bestritten, verletzt. Aber, wenn dieses geschieht, wer anders hat das Übel verschuldet als die selbst, welche klagen? Die Notwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt ist das

Erzeugnis einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Mensch, nicht die gedankenlose Menge anzustellen fähig ist. Nur allein jener begreift es, daß es eine politische Religion, daß es ein höchstes, schaffendes, erhaltendes und richtendes Wesen im Staate geben müsse; aber das Volk hält sich am baren Vorteil des Augenblicks. Wer ihm sein Leben, sein Eigentum, seine Gewerbe, seine Vergnügungen schützt, der ist sein Fürst. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu verteidigen, werden auch die besiegten Bürger in ihren Vorteilen und Genüssen nicht gestört; wie kann da die Liebe zum angestammten Fürsten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeschwächt erhalten werden, müssen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflösen, damit das Volk in seinem Fürsten alles verliere und nur durch seine Rückkehr wieder alles gewinne.

264.

Napoleon war ein Gewitter, welches die schwülen Südländer erfrischte; aber der *herbstliche* Teil der Welt bedarf eines *Winters*, um zu erstarken. Wir begriffen das wohl, wären wir nicht so hausbackne, wirtschaftliche und nutzsüchtige Menschen, daß wir um wenige Tage des Kelterns willen einen ewigen Herbst ertrügen mit seinem Nebel, seiner Naßkälte, seinen unfahrbaren Wegen, seinen unerquicklichen Winden, seinen Drohungen und aller seiner Zweideutigkeit. Um Wintertage flehet, das sind eure Messiaden. Denn nur nicht *einen* Messias! Sooft noch ein Erlöser die Welt befreite, war das Lösegeld zu hoch für den Dienst, weil die Zeit den freien Zins der Dankbarkeit immer in einen ewigen Tribut der Furcht verwandelt.

265.

„Wohl kein Mensch, der dieses Namens würdig ist, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünschen, daß sie von der Erde verschwinde. Aber dieses ist das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein ungeduldiger und fanatischer Liberalismus mit Gewalt verrichtet." Daß man nicht einmal so vorsichtig ist, dem altväterischen Adam ein modisches Kleid zu machen! Es ist wahr: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen – sie reden noch immer mit uns, wie sie früher geredet, und verschweigen noch jetzt, was sie immer verschwiegen. Sie wollen uns zu horazischen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf- und abgehen und darauf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er sein Ziel erkriecht, der Sekundenzeiger des Despotismus viele tausend Male herfährt. Wir sollen die reifen Früchte nicht brechen, sondern warten, bis sie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber sie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen nichts mehr auf ihre Wechselbriefe; die Zeit . . . Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre leblosen Bilder zu zeigen.

266.

Die Regierungen, welche Verschwörungen anzetteln, um solche kund zu machen und ihren Argwohn zu rechtfertigen, ahmen hierin dem berühmten italienischen Arzte Cardano nach. Dieser hatte sich abergläubisch das Horoskop seines Lebens gestellt und starb in seinem 75. Jahre eines freiwilligen Hungertodes, um sein vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben.

267.

Einst hatte Rom Schauspieler eingeführt, um die Götter zu versöhnen, daß sie der Pest Einhalt tun. Hätten wir keine Quarantäne, dann stände es schlimm um unser Leben; denn wir könnten mit allen unsern stehenden und wandernden Bühnen keinen Schnupfen heilen.

268.

Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, sooft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

269.*

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrat solcher Art, der wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; solche noch aufrechtstehende Mauern und Trümmer von niedergerissenen Kerkern aus Zeiten einer knechtischen Untertänigkeit, finden wir im deutschen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernst, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutschen. Von *alleruntertänigsten treugehorsamsten* Ständen, von Sprechern die des Volkes Wünsche und Klagen *Allerhöchst ihrer* Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel. Es ist ein wunderbarer Zauber in den Worten, sie rufen Geister hervor, und leichter noch *bannen* sie den Geist. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Brust, müßte das Kettengeklirre gefesselter Zungen nicht unerträglich sein, so daß er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen, als sie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundermal in seinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eignen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten

geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem *Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchstihrer* wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam und die schönsten und notwendigsten Gedanken um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?

Da wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesetzten und hohen Händen angelegt werden, müssen wir – es ist nun einmal so – bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen *wir* nicht wenigstens im Umgange mit unseresgleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immer fort Ew. *Wohlgeboren*, Ew. *Hochedelgeboren*, Ew. *Hochwohlgeboren?* Warum verabreden wir uns nicht gemeinschaftlich, dieses zu unterlassen?

Ich habe neulich einen Brief von Goethe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk, verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam Ew. *Wohlgeboren* vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich alles folgsam mitmachen, und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn *ich* Goethe wäre, ich duldete es nicht und ließe mir ebenso angelegen sein, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrsamen Herren, werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, Du taumelnder unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind Dir nicht Jean Pauls Schriften Deine heiligen Bücher, in denen Du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen Du Deine irdische Nahrung und Dein Himmelsbrot findest? Hat er Dir nicht Tausend Rätsel gelöst, die

Dich verwirrten, und Rätsel aufgegeben, die Dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das Dir alle Gefühle Deines Innern erklärte? Deckte er Dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen, selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab Dir ihn, welcher litt, duldete wie Du und genas. Du suchtest einen Ausweg für Deine Wonnen und Deine Schmerzen, er öffnete Dir ihn: er entlockte Deine Tränen und trocknete sie. Es gibt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzu reinen Sauerstoff atmet; es gibt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt. Dann Jüngling, wenn Du bald Stärkung suchtest, wenn Du von der Erhebung oder dem Falle des menschlichen Geistes Dich erholen wolltest, lasest Du die Bücher Jean Pauls. Denn an die Flügel hochherziger Menschen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des alles ausgleichenden, mit dem Verwandtschaftsstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über Andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber, wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen Dich anekelt, erhebt er Dich Niedergebeugten durch jene Liebe, die Alles veredelt, alle Flecken reinigt und alles Dunkle erhellt. Dein Dichter, das fühlst Du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgibt, er ist im Leben wie in seinen Schriften und „die Gemeinheit, die uns alle bändigt," berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest Du dich, Dich an seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Tränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährst Du, daß ihn eine Reise in Deine Nähe geführt, daß er in Deinem Wohnorte angekommen. Du würdest empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch Dich

schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hättest Du wenigstens den Mut. Nun setze Dich hin, Kamerad, und beginn Deinen Brief: „Hochgeschätzter Herr Doktor, insonders hochzuverehrender Herr Legationsrat! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigst verzeihen, ..." Jetzt vergieße Dich, wenn Du kannst, oder fahre aus der Haut wie ich.

270.

Herr *von Eckstein*, einer der tapfersten Federcondottieri unserer Zeit, hat über *„Lafayette und die Amerikomanie"* eine Abhandlung geschrieben. Der Offenbacher *Staatsmann* teilt sie uns mit. Diese Abhandlung kann nicht anders als belehrend sein; denn wie bekannt, versteht sich Herr von Eckstein auf Tollheiten aller Art. Schade, daß ihm die Kenntnis noch einer einzigen Manie fehlt, derjenigen, woran er selbst leidet, der *Biomanie* – ein Übel, aus dem alle die anderen Übel entspringen, auf deren Heilung er so unermüdlich bedacht ist. Aber was versteht Herr von Eckstein unter *Amerikomanie?* Dieses zu erklären, müssen wir einen Umweg machen: der andere kürzere Weg ist steil und hat seine Schwierigkeiten. Wenn der Herr Dey von Algier, bei Met und Reiskuchen guter Dinge geworden, zum Nachtisch einige seiner getreuen Untertanen holen ließe und ihnen die Köpfe abschlüge, dann würde wohl schwerlich einer der Gäste es wagen, über dieses algierische Vergnügen die Achsel zu zucken. Wagte es aber dennoch einer und spräche: In Europa würde es anders gehalten, dort pflegte man bloß die Missetäter hinzurichten – dann würde der Herr Dey ohne Zweifel dem Unzufriedenen auch den Kopf abschlagen und zu den Umstehenden sagen: „Das mag euch zur Warnung dienen, ihr Hunde! der war von der *Europomanie* angesteckt. Aber, beim Propheten! ich werde sie nicht aufkommen lassen. Wem es in Algier

nicht gefällt, der mag nach Europa überschiffen; er soll gegen die Gebühr einen Paß erhalten. Wenn man in Europa unschuldige Leute nicht köpft, so mag das nach den dortigen Lokalitäten ganz gut sein; ländlich, sittlich. Sie mögen es in Europa halten, wie sie wollen; aber bei meinem Barte, Afrika soll Afrika bleiben!" Das ist die Amerikomanie des Herrn von Eckstein.... Wer hat diese Pest über Frankreich gebracht? *„Die gefütterte Pelzmütze des Doktor Franklin."* Also eine Pelzmütze ist schuld an der französischen Revolution? Nicht anders. Und Heil den Füchsen, daß Herr von Eckstein diese Entdeckung gemacht; man wird sie von nun an schonen.... Und Lafayette? Wie! Herr von Eckstein zieht Lafayette vor seinen Richterstuhl? Es ist auch komisch genug. Ihr habt wohl schon einmal einer Katze zugesehen, wie sie eine Kugel zu fangen und festzuhalten sucht; aber vergebens; dem armen Tierchen rollt die Kugel immer wieder unter der Pfote weg. Ganz so gebärdet sich Herr von Eckstein, indem er von Lafayette spricht. *Ein ehrlicher Mann!* Das ist dem Herrn von Eckstein zu rund, das kann er nicht fassen. Er sucht also Ecken und Haken an Lafayettes Ehrlichkeit. Die letzten funfzig Jahre, die alles umgeworfen oder erschüttert, haben nur eins nicht erschüttert – Lafayettes Tugend. Aber Herr von Eckstein nennt das „den banalen Wunsch, Gutes zu tun". Lafayettes beharrliche Gesinnung erklärt er aus dessen *Hartnäckigkeit.* Er spricht von der Zähigkeit seines Charakters, von der *Frivolität,* von der *Seichtigkeit* seines Geistes. Er beschuldigt ihn der *gröbsten Unwissenheit.* „Ein Mann, wahrhaftig würdig, *Mann von Charakter* genannt zu werden, muß viele Stufen durchwandert sein, ehe er zur Reife gediehen, den alten Adam zum öftern abgestreift haben, um sich durch seinen Ideengang zu verjüngen." Goldene Lehren! Also nach Herrn von Eckstein wäre der ein Mann von Charakter, der den alten

Adam zum *öftern* auszieht, um einen neuen Adam anzuziehen, und der seinen Ideengang nach den Umständen *verjüngt!* Echt polizeikommissarische Weltansicht! Aber findet Herr von Eckstein an Lafayette gar nichts zu loben? Nein, so verblendet ist Herr von Eckstein nicht. Wer wäre auch schlecht genug, am Lafayette gar nichts Löbliches zu finden! Herr von Eckstein findet an Lafayette zu preisen, daß er einst, während der französischen Revolution, „den zusammengerotteten Pöbel von Paris durch Artillerie zur Vernunft bringen ließ". Wie man sieht, ist der Beifall des Herrn von Eckstein schwer zu erobern: es gehören Kanonen dazu. Es ist brav von Herrn von Eckstein, daß er an Lafayette lobt, was gut an ihm ist. Nur sind wir begierig, wie er sich bei seinen Prinzipalen entschuldigen werde, daß er versäumt, Lafayette auch das letzte gute Haar auszureißen. Und wären sie ihm noch so huldvoll ergeben, sie werden ihm diese Versäumnis wenigstens als eine *„hochverräterische Nachlässigkeit"* anrechnen.

271.

Die Hoffnungen guter Menschen sind Prophezeihungen, die Besorgnisse schlechter sind es auch.

272.

Für die, welche an keine Unsterblichkeit glauben, gibt es auch keine.

273.

So not tut es den lebenssüchtigen Menschen, sich eine Ewigkeit zu denken, daß sie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt ist, auf der Brücke der Furcht hinübergehen.

274.

Soll man die Menschheit beweinen oder über die Menschen lachen? Jeder, wie er will: es ist eines wie das ande-

re. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln – am Grabe begegnen wir uns alle. Doch eins ist, was nützt: die Klarheit. Eins ist, was besteht: das Recht. Eins ist, was besänftigt: die Liebe.

275.

Die Weiber sind am gefälligsten, wenn sie Furcht haben; darum fürchten sie sich auch so leicht.

276.

Höflichkeit ist Staatspapier des Herzens, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Kapital ist.

277.

Ein Deutscher kann seines Lebens nur froh werden, solange er reist. Jeder Deutsche ist in seinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Gesunden erquickt und worin man nicht ein wenig mit dem Finger plätschern kann, ohne alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet sich im freien Strome; Luft, Wasser, Feld und Himmel genießt er zugleich, die frische Welle stärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn mit seinen Armen schlägt. Die saubersten Philister lassen ihn gewähren.

278.

Auch Herz und Geist haben eine kubische Größe, eine Fleisch- und Knochenfülle, die das Wesen weder der Schönheit, noch der Stärke ausmacht.

279.

Eis oder Wasser – dieses allein unterscheidet den bösen von dem guten Menschen. Darum kann ich den einen nicht hassen und den andern nicht lieben. Die zackigste,

härteste Selbstsucht ist nichts als gefrorenes Mitleid und die zärtlichste Teilnahme nur aufgelöste Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, ist weder Schuld noch Verdienst. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür stürmen sie, und ihre Liebe ist gefahrvoller als der Haß der Kleinen.

280.

Leichter ist eine Zeit zu schaffen als umzuschaffen, leichter sie umzuschaffen, als eine alternde zu verjüngen. Ist es etwas Erfreuliches, durch mühsame Heilkunst und lästige Lebensordnung ein hinfälliges Dasein zu fristen? Der denkende Baumeister hilft einem baufälligen Gebäude zu schneller Zerstörung, nur daß er es während dem Niederreißen stützt, damit herabfallende Balken nicht beschädigen.

281.

Nur die Glücklichen kommen ins Paradies. Die Unglücklichen sind verdammt, in jenem wie in diesem Leben.

282.

Das Licht, das sogenannte offizielle Mitteilungen verbreitet, ist oft nichts als ein Irrwisch, der uns in Sümpfe führt.

283.

Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag, der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht – und der trübste Tag ist heller als die hellste Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdisch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmlisch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; alles uns trocknend, beleuchtend, entzweit er die ver-

wandtsten Dinge, bis selbst auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Tau und Liebe, und alle Grenzen verwischend, verschwistert sie, was sich feind oder fremd war. Der Geist des Mannes steht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt übersieht. Er denkt *hinaus* und fühlt *herein;* sein Wissen ist ganz, seine Empfindungen sind Brüche. Frauen stehen mit ihrem Geiste nur auf diesem oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht *überschauen* und *umschauen* können sie die Welt, sie umschiffend, und sind sie am Ziele, so stehen sie doch wieder am Anfange der Reise; sie *fühlen* hinaus und *denken* herein; ihre Empfindung ist vollständig, ihr Wissen ein Bruchstück. So wäre Verlust und Ersatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugeteilt.

284.

Menschen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen starken Charakter.

285.

Um zu gefallen, muß man eitel sein; man lernt der Eitelkeit anderer nur an sich selbst schmeicheln.

286.

Alle Narrheit erschöpfen – so gelangt man zum Boden der Weisheit.

287.

Klugheit ist oft lästig wie ein Nachtlicht im Schlafzimmer.

288.

Glücklich zu sein ist auch eine Tugend.

289.

Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen

Dingen, die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die tote Natur zerstört, um zu schaffen, die lebende gebärt, um zu töten. Wie beneidenswert sind jene Glücklichen, die friedlich leben in der wildbewegten Zeit, am Rande des stürmenden Meeres sich der Muscheln erfreuen, die nur Käfer murren hören und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen!

290.

Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen britischen Geist; französisch war nichts an ihm als die Sprache.

291.

Der Hund heult, wenn er geschlagen wird, und der Mensch soll es nicht dürfen? Aber es gibt Menschen, die hündischer sind als Hunde – und nicht heulen, wenn sie geschlagen werden.

292.

Die Regierungen tun öfter Böses aus Feigheit als aus Übermut.

293.

Wer Tyrannei stürzen will, muß ihr dienen.

294.

Soll die bürgerliche Gesellschaft eine Maschine sein, nun wohl, so behandle man sie wenigstens mit der Schonung, mit der man eine Maschine zu behandeln pflegt. Ist die Uhr einmal aufgezogen, zeigt sie richtig die Stunde, läßt man sie gehen, bis sie abgelaufen ist oder ganz regellos geworden. Die Regierungen aber legen den Schlüssel nie aus der Hand, sie rücken immerfort am Zeiger, sie regieren unaufhörlich.

295.

Man muß den Staat als eine Assekuranzgesellschaft betrachten, worin jeder Teilnehmer einen gewissen Teil seiner Freiheit als Assekuranzprämie entrichtet, um das Kapital zu sichern. Aber die Prämie muß im Verhältnisse zum Kapital, sie muß auch im Verhältnisse zu den Gefahren stehen, welchen das Kapital ausgesetzt ist. Verschlingt die Prämie fast das ganze Kapital, dann bleibt ja dem Bürger nichts übrig, das ihm versichert wird. Ist die Prämie zu groß für die Unwahrscheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger besser, ohne Versicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zustand der Natur zurückzutreten. Diese beiden Mißverhältnisse finden aber in den europäischen Staaten statt. Die Freiheit des Bürgers ist so sehr beschränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beschränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Gesellschaften sich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menschen herrschten noch vor, die Leidenschaften ruhten nicht; die Freiheit mußte sehr beschränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr sind vorüber, die Bürger sind zur Gesetzlichkeit erzogen, und der Versicherungszins ist durch die Gewinnsucht der Regierungen so groß geblieben, als er ursprünglich gewesen.

296.

Eine Staatsverfassung darf nichts enthalten als die *Beschränkung* der Freiheit, denn die Freiheit selbst ist ein angeborenes Recht und braucht nicht bewilligt zu werden, da sie nicht versagt werden kann. Daher ist eine *freie Konstitution* ein törichtes Wort, das einen törichten Gedanken ausdrückt.

297.

Manche Regierung des Festlandes, die nicht zu den vorherrschenden gehört, ist in der bedauernswürdigen Lage, daß sie das Böse willig, das Gute gezwungen zu tun scheint, ob es zwar umgekehrt ist.

298.

Der Adel sieht sich als einen Obelisken an, dessen Spitze der Fürst und dessen Postament das Volk bildet.

299.

Man spricht von den *Rechten* der Regierungen, der Fürsten, der Krone; ja, die Liberalen selbst sprechen davon, nur sagen sie, das Volk habe *auch* Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? *Recht* heißt die ausschließliche Befugnis, die einem auf eine Sache oder Handlung zu seinem *Vorteile* zustehet. Aber die ausschließlichen Befugnisse, die einer Regierung zustehen, hat sie sie denn zu ihrem Vorteile? Übt sie sie nicht vielmehr zum Vorteile des Volkes aus? Die Macht aber, die eine Regierung zum Vorteile des Volkes übt, ist eine *Pflicht*, kein Recht. Sie kann sich dieses sogenannten Rechtes nicht entäußern, also ist es kein Recht. Die schlimmsten Schmeichler der Fürsten, die wärmsten Verteidiger der Legitimität, die strengsten, absolutesten, können doch immer nur behaupten, zum Glücke eines Volkes sei es nötig, daß es monarchisch regiert werde, daß der Fürst unbeschränkte Gewalt habe; ist dieses aber, dann hat der Fürst nur *Pflichten*, er hat keine Rechte. Weil die Herrschsucht der Kleinen in der Herrschaft der Großen etwas Wünschenswertes fand, haben sie den Besitz der Herrschaft ein Recht genannt. Den besten edelsten Fürsten war das Regieren nur immer als eine schwere Pflicht erschienen.

300.

Die bürgerliche Gesellschaft ist in Gärung, sie strebt, sich in ihre Elemente aufzulösen. Derer sind zwei: *Herrschaft* und *Freiheit.* Alle Massen, alle Stoffe ziehen sich nach dieser oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entschieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde aufeinandertreffen. Aber der Ministerialismus sucht die Mischungen zu erhalten.

301.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne *

Von den unwichtigsten oder den scherzhaftesten Dingen wollte ich mit Ernst und breiter Würde sprechen; aber von meinen Schriften ernsthaft reden – nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der sie sich angeeignet, sprach sogar von einer *Gesamtausgabe* meiner *W*erke. Wie würde ich mich schämen, wenn er je so etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geschrieben, ich habe nur meine Feder versucht, auf diesem, auf jenem Papiere; jetzt sollen die Blätter gesammelt, aufeinander gelegt werden, und der Buchbinder soll sie zu Büchern machen – das ist alles. Zu dem Alten wird einiges Neue kommen; doch wer, nach so vielen Jahren, das Alte nicht vergessen, für den behielt es einen Wert, und wer es vergessen, dem ist alles neu. Ich habe hundertundzwanzig Bogen zu liefern versprochen. Hundertundzwanzig Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire so viel Geist? Aber zum Glücke ist in dem Druckvertrage von dem Geiste meiner

* Mit der hier folgenden Ankündigung seiner Gesammelten Schriften, die bei Campe separat erschienen war, schloß Börne die Aphorismen- und Miszellensammlung der G. S.

Schriften gar nicht die Rede, und ich war sehr froh, als er unterschrieben war und unwiderruflich geworden.

Es ist so schwer, Bescheidenheit zu erkünsteln, und mir zumal, dem Kunstfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich sie oder ihren Schein, die Leser zu begütigen. Möchten sie meiner Aufrichtigkeit nur eines glauben. Es ist nicht meine Schuld, wenn alte Reden sich zum zweiten Male hören lassen, es ist die meiner Freunde, ich habe ihnen lange widerstanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geschrieben, aber für das, was ich *nicht* geschrieben, verdiene ich sie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechselbank gesetzt, seitdem sind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich tat es nicht, ich kam spät und kehrte selten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine Sammlung voller geworden, und sie wäre jetzt, gleich einem Wolkenbruche, auf Dich, armen Leser, herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge gescholten, sie haben mir Unrecht getan. Ich habe nicht vermeiden können manches zu lernen, und über das, was ich *wußte*, mochte ich nicht reden. Wo ich unwissend war, nur da hatte ich Trieb, mich auszusprechen, da war ich frei. Ich suchte immer meinen eignen Weg, wenn auch vorhersehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen. Traf ich aber dort mit den Besseren zusammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut, mit ihnen zu wandern oder mich führen zu lassen. So habe ich mühsam erfunden, was ich leichter hätte finden können, so verlor ich Zeit, und der Leser gewann sie. Doch das war es nicht allein, warum ich so schweigsam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geistes, *eine*, und diese zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen

hatte ich Lust und Mut, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutscher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch ist es so unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und spräche: Du durftest, ermuntere Dich, Freund, Du hast geträumt – ich striche mit der Hand über die Stirne und sagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer gesagt, ich *glaubte* es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgesagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich selbst. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das ist recht schlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll tun wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen, hat er sie dargestellt, muß er sie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen. Ach, die böse *Sachdenklichkeit*, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben soll. Es muß wohl etwas Schönes sein um die Kunst. Die Fürsten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüte lieben sie. Aber sie sind so gerecht, die Kunstkenner, daß mich oft schaudert. Nicht *was* die Kunst darstelle, es kümmert sie nur, *wie* sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus – das gilt ihnen alle gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die *göttliche Natur* nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurteilt und so mag

es wohl geschehen sein, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand.

Ich suchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es schon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verstehen, und man versteht nur eine gut; wer mit dem Herzen spricht, ist Allen verständlich, spricht Musik, in der sich jeder vernimmt, *sich*, und eine leise Antwort hört auf jede leise Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Übelwollende es mit Schadenfreude ausgesprochen: ich könnte kein Buch schreiben. Aber, habe ich denn eines geschrieben? Und was ist's! Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche – wenn Wein ist hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer lesen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher sei jetzt die Zeit zu eilig und beschäftigt – die Welt ist auf Reisen.

Gehet nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünsche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch still und bescheiden auf der Schwelle des Musentempels saßet, zufrieden mit dem kleinsten Almosen des Beifalls, da waren euch viele hold, da waret ihr froh und sorgenlos. Jetzt schreitet ihr mit Stolz und Geräusch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich sage nicht, wie üblich: daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde – ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich, mir ist sehr bange – nicht vor dem Urteile, aber mir ist bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobsucht der Schriftsteller befiele und der Krampf der Ehre meine gute breite Brust zusammenzöge – es wäre schrecklich!

Habe ich gesagt, ich wollte nicht mit *breiter Würde* von meinen Schriften reden? Ach, was sind die Vorsätze des Menschen! Ich glaube, daß ich es doch getan.
Hannover, im November 1828.

302.

Die *Hansestädte*, diese Parzen, welche den Lebensfaden des deutschen Handels von englischer Wolle spinnen, können noch einmal Deutschlands Furien in der Hölle der Armut werden.

303.

Wenn politische Schriftsteller in den Einrichtungen und in der Verwaltung der Staaten oft nur Tadelnswertes finden, so tut man ihnen unrecht, wenn man dieses einer störrischen unerträglichen Denkungsart oder einer eiteln Verbesserungssucht zuschreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel ist so mannigfaltig als die Fehler, die er trifft, das Lob aber einfach wie das Lobenswerte und darum unberedt. Es gibt tausend Krankheiten, aber nur *eine* Gesundheit.

304.

Hätte Rußland Cäsars hochherzigen Stolz, lieber der erste in einem Dorfe als der zweite in Rom sein zu wollen, dann würde es seinen Trieb, sich westlich auszudehnen, unterdrücken und den Blick nach Asien wenden. Rußland wird Europa nie beherrschen, oder dieses müßte früher des Wunsches unwert geworden, seine Kultur zerstört, die Krone der Bildung ihm entrissen sein. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reichs von der Grenze Asiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen, was nottut; aber nun, nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäischer Bildung besucht hat, möge es nach Asien zurückkehren, wie Peter der Große selbst nach vollendeten Lehrjahren in seine Heimat zu-

rückgekehrt war. In Asien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein gering geachteter Schüler bleiben. Aber die herrschaftliebenden europäischen Fürsten, den verjährten Vorurteilen des Adelstolzes noch immer anhängend, wollen sich nur mit ahnenreichen europäischen Ländern vermählen, auch wenn sie arm und häßlich wären, und achten die viel reichern und schönern Staaten der übrigen Weltteile darum nicht, weil sie neuern Ursprungs und gleichsam bürgerlicher Abkunft sind. Rußlands Untertanen werden als asiatische Bürger sich frei und glücklich fühlen und ihren Beherrscher lieben, als europäische aber sich mit den liberaler beherrschten Deutschen, Franzosen und Engländern vergleichen und das Joch der Regierung drückend finden.

305.

Diese abgerissenen Sätze stehen in geheimer Verbindung und sind aus der Gehirnloge als Brüder hervorgetreten. Ich hätte sie und die Leser ebenso leicht an eine gemeinschaftliche Galeerenkette der Langeweile schmieden können. Aber lange Aufsätze werden als zu zeitkostspielig in dieser aphoristischen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz und selbst jeder Zufall zum Sprichworte des Schicksals wird, seltener gelesen als verfertigt. Man fordert, daß die Reden sein sollen wie die Taten der Gegenwart: kompakt und, gleich Bouillontafeln, für sich nicht genießbar. Der Leser will das Vergnügen haben, sein eignes kochendes Wasser darüber herzugießen, um sich selbst daraus eine Fleischbrühe zu bereiten.

306.

Die Heilung eingewurzelter Staatsübel muß mit vieler Vorsicht unternommen werden. Oft werden politische Hautkrankheiten zurückgetrieben und hierdurch innere, weit gefährlichere Übel erzeugt.

307.

Oft gleichen Fürsten den ängstlichen oder ungeschickten Reitern, die ein allzu rasches Pferd, um es einzuhalten stark anziehen, den Zügel kurz nehmen, ihm den Sporn in den Leib drücken und hierdurch seinen Lauf nur noch toller machen. Nämlich das Volk ist hier das Pferd.

308.

So schnell bilden sich die Lawinen unserer Zeit und rollen herab, daß wir jede Schneeflocke achtsam mit dem Auge begleiten sollen, wohin sie falle; denn ehe ein Tag vorübergeht, hat sich Kleines und Kleines zu einem furchtbaren Berge aufeinandergehäuft, und die Sorglosen liegen zermalmt unter dem verhöhnten weichen Flaume. – Die *Pindares* in Ostindien, ein berittenes Heer von den Eingebornen des Landes, das nahe an Hunderttausende grenzt, kann den Briten noch einmal den Untergang bringen. Ein Räubervolk werden sie von der legitimen britisch-ostindischen Kaufmannschaft genannt; aber sie werden, mit Rauben beginnend, damit endigen, durch unvergleichliche Taschenspielerkünste die Silber- und Goldbarren aus der Londoner Bank über das weite Meer herüber in ihre Ärmel zu locken.

309.

Man will durch Wiederherstellung des Alten der Neuerungssucht entgegenwirken und vergißt, daß man eben hierdurch der Neuerungssucht fröne, denn das Alte ist neu geworden. Denkt euch: es wolle ein Arzt den Fehler seines Kranken, der sich der Vorschrift entgegen zu weit bewegt hätte, dadurch wieder gut machen, daß er ihn den gegangenen Weg wieder zurücklegen ließ – würdet ihr nicht sagen: der Herr Doktor ist ein Narr? Um des Himmels willen seid höflich und sagt es nicht; denn es geschieht täglich vor unsern Augen. Auf die nämliche

Weise glaubt man die Bewegungen der Völker rückgängig und ungeschehen machen zu können.

310.

Jean Paul, dieses Harzgebirge und Potosi voll der edelsten Metalle, würde, *verarbeitet,* die Bijouterieläden aller deutschen Belletristen versehen und, zu Goldschlägerplatten ausgedehnt, die halbe Erde bedecken können. Warum gebrauchen ihn unsere literarischen Zinngießer und Kupferschmiede nicht öfter zum Vergolden ihrer Gefäße? Dieser große Dichter (ein um so größerer, da er das Musenpferd ohne den Steigbügel des Reims zu besteigen und ohne metrischen Zügel zu lenken versteht) weiß aus dem Heu und den Futterkräutern der Gelehrsamkeit frische, liebliche Blumensträuße zu winden, statt daß andere selbst ihre Rosen und Lilien in ein Gemüse zerkochen. Ihm fehlt nichts, als daß ihm nichts fehlt, niemals. Er erschwert nämlich durch gleichzeitiges Darbieten verschiedenartiger Genüsse die Wahl unter denselben und schmälert den erwählten Genuß durch die damit verbundene Aufopferung. Die Natur selbst gibt hierin eine weise Lehre: die dem Auge wohlgefälligsten Blumen sind es nicht, die am süßesten duften, und bei der Frucht sind Farbe und Geruch dem Geschmacke untergeordnet. – Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurteilt? wie er über Shakespeare getan. Er würde an diesem Mammutsknochen einer ihm unbekannten Riesengeisterart die zierliche Taille eines französischen Marquis abgemessen und das Übermaß des ersteren lächerlich und unnatürlich gefunden haben.

311.

Der musikalischen Welt ist es vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß ein gewisser *Henkel* „Wiener Kongreßwalzer" komponiert hat. Bei Simrock in Bonn sind sie zu

haben. Ehemals war ein Kongreß ein *Menuett*, wo alles ehrbar und feierlich herging; man bewegte sich mit langsamen stolzen Schritten und verlor sich nie aus dem Auge, doch so, daß man sich immer nur von der Seite ansah. In Wien ging es rascher her, man walzte bald mit diesem, bald mit jenem, und keiner blieb vom Tanze ausgeschlossen. Gegenwärtig zu Aachen, da nur vier Herren an der Lustbarkeit teilnehmen, wird eine *Quadrille* getanzt. Der nächstfolgende Kongreß gibt ein *Pas de deux*. Unsere Enkel sehen *Solo* tanzen. Endlich kömmt der Teufel und spielt den *Kehraus*, wobei wieder alles durcheinander läuft. Dann hat der politische Karneval für diese Jahreszeit ein Ende, bis eine neue Maskerade beginnt – und so geht's immer fort. Der Mensch ist zur Dienstbarkeit geboren.

312.

Man mag die Wiederaufnahme der *Jesuiten* in einigen Kantonen der Schweiz lästern, aber es wäre dumm, darüber zu erstaunen. Es ist nur zu verwundern, daß es nicht allgemeiner geschieht. Die Aristokraten allerorten können nichts Klügeres tun, als sich mit der Geistlichkeit zu verbinden. Zum Glücke der Welt werden die Herren darin zu spät betrauern, daß sie die stärkste Säule ihrer Throne so leichtsinnig umgeworfen haben. Römer und Griechen *regierten* und konnten der Priester nicht entbehren, wie wollen es die Fürsten der Gegenwart, die nur zu *herrschen* verstehen? In dem endlosen Kampfe der menschlichen *Herrschbegierde* gegen die Freiheitsliebe werden von Zeit zu Zeit die Waffen und das Schlachtfeld gewechselt, aber der Preis des Sieges bleibt unveränderlich. Zuerst verbanden sich die Fürsten mit ihren Untertanen, um die Macht des Adels zu schwächen, dann gebrauchten sie letzteren als Schutzwehr gegen die andringende Volksmenge. Für sich selbst, doch näher der

Thronseite, kämpfte die *Geistlichkeit.* Die Fürsten behielten die Oberhand, solange sie die dem Volke abgewonnene irdische Beute des Sieges mit den himmlischen Scharen, ihren Bundesgenossen, willig teilten. Nun haben sie aber zu unserer Zeit, nicht dem Wohle ihrer Völker etwa, sondern ihrer eignen ausschweifenden Liebe zur Unabhängigkeit auch die Diener der Religion geopfert, und darauf wurden sie selbst überwältigt. Diejenigen, die sich aus dem Sturme gerettet, verstehen noch heute das Geheimnis ihrer Schwäche nicht. Sie vergessen, daß nicht die Religion, sondern die Lehrer der Religion sie gegen das Volk geschützt. Sie wollen jetzt mit dem Himmel unmittelbar Verträge abschließen, und nicht durch Gesandte; sie wollen die Gottheit *ohne* Priester fürchten machen, und – sie gehen zu Grunde, beharren sie darauf.

313.

Man kann nicht oft genug davon sprechen, daß die Jesuiten sich auch in Freiburg wieder angesiedelt haben; ein Wunder wird nicht gleich bei der ersten Erzählung geglaubt. Dem schuldlosen kindlichen Volke dort, das wie überall, wo die Furcht es nicht abhält, seine Furcht zu äußern, bald auswittert, ob ihm Schaden bevorstehe, ward unheimlich vor dem *Bösen,* und es bewegte sich. Darauf verordnete die Regierung: Ruhe, und daß, um den *Spöttereien* ein Ende zu machen — keiner abends nach zehn Uhr ohne Laterne und Licht über die Straße gehen dürfe. Man sieht, die Herren sind nicht so schlimm, als man denken sollte. Bei der Finsternis, welche ihre Jesuiten hereingebracht, sorgen sie doch für einige Beleuchtung.

314.

Aus Neufchatel will man die *Juden* vertreiben. Sonderbar. Dort werden jährlich 130 000 Stück Uhren verfer-

tigt, und dennoch wissen die Herren des Landes nicht welche Zeit es ist!

315.

In der Rede, welche der Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz bei der Beerdigung Blüchers gehalten hat, ist ein ungemein schöner Witz. Denn nur dieses schönwissenschaftlichen Vorzuges will ich gedenken; der Geist, die Wahrheit, die Tugend, die Rechtlichkeit in jener Rede verstehen sich von selbst. Welche pfeilschnelle Fortschritte hat die deutsche Sprache gemacht! Da noch die Franzosen herrschten, war das Wort gefangen; ein gesunder starker, schön gebauter Körper war unsere Sprache, aber man sah ihr die Kerkerluft an, sie war bleich und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Und jetzt! Seit jener Schlacht, die Europa, die Preußen rettete, sind erst acht Jahre vorüber, und man höre, welch eine Sprache sie führen! So nachgiebiger Gemütsart auch unsere deutschen Staatsmänner sind, so wenig geben sie doch den englischen in der Redekunst nach. Durch das einzige Wort *Preußentum*, dessen sich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz so glücklich bediente, ist die Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden, und der kühne Marschall *Vorwärts*, der jene Erfindung veranlaßte, hat auch die Sprache vorwärts gebracht. Gibt es ein Preußentum, so gibt es auch ein Feztum, ein Marokkotum. Gibt es ein Preußentum, so gibt es auch – die Ausländer beiseite geschoben — ein Östreichtum, ein Bayerntum, ein Sachsentum, ein Hannovertum, ein Badentum, ein Nassautum, ein Hessentum, ein Reußtum, ein Bremertum ein Frankfurttum, und die ganze Bundestonleiter auf und ab. Ja, wer nur ein wenig publizistisches Ehrgefühl hat, der wird auch den mediatisierten Staaten das schöne *Tumrecht* nicht versagen wollen. Dann würde Adelungs Wörterbuch durch Leiningentum, Fuldatum, Salmtum

Erbachtum, Wied-Runkeltum und noch viele andere Tüme vermehrt werden. Das hätten wir der schönen Rede zu verdanken, die Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz am Grabe Blüchers gehalten hat. Nur müßte man sich vorsehen, das herrliche Wort immer gut Meißenisch auszusprechen, damit es durch den häufigen Gebrauch nicht sein eigentümliches Gepräge, seine zarte Aussprache verliere.

316.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß das Wort *Bediente*, im Sinne des üblichen Gebrauchs, falsch sei, indem es nach der Sprachableitung eigentlich einen solchen bezeichnet, der *bedient wird.* So werden in einer königlich hannöverischen Verordnung vom 31. Oktober, die von den Dienstvergehungen der Staatsbeamten handelt, diese Beamten *Bediente* genannt. Es heißt: „Durch grobe Nachlässigkeit sich auszeichnende *Bediente*", „solche leichtsinnig-nachlässige, pflichtvergessene *Bediente*". Ein Staatsbediente aber ist nicht ein Mann, *der* dem Staate, sondern einer, *dem* der Staat dient. Diese Zweideutigkeit ist zu bedenklich, als daß man nicht suchen sollte, sie zu vermeiden.

317.

Die Frevel der *gottlosen* Menschen, die, einen höchsten Verseher des Rechts und der Liebe verleugnend oder verkennend, im Sinnesrausche dahintaumeln und ihr Eintagsleben mit der unvergänglichen Seligkeit bezahlen – diese Frevel sind lilienweiß gegen die Frevel jener *Gottesheuchler*, die alle irdische Gewalt vom Himmel ableiten, um ohne Scham ihr schmeicheln zu können, die ihr schmeicheln, um an dem Bediententische der Mächtigen kostenfrei zu zechen, und die keck behaupten, Gottes Hand selbst habe mit Sternenschrift in das himmlische Budget geschrieben, sie, seine Verehrer, sollten jährlich

so und so viele tausend Gulden W. W. Wartegeld bekommen, bis sie einst im Paradies ihren vollen Gehalt empfangen. Wollt ihr wissen, was in der Wiener *Konkordia* auf jedem Blatte gesagt wird? Es wird darin gesagt, in einer mephitischen, dunkeln, zähe dahinschleichenden, unerquicklichen Sprache, was der Jude *Itzig Herschmann* in Kassel mit wenigen Worten aufs verständlichste und anmutigste ausgesprochen hat. Dieser Jude ließ vor einigen Tagen folgende *Danksagung* in die Zeitungen setzen: „Der Gott meiner Väter segne den Herrn Pfarrer Wahler tausend und abertausendmal und bis ins dritte und vierte Glied! denn seine vortreffliche Frostsalbe hat meine ganz aufgebrochene Füße von Grund aus geheilt, so daß ich nunmehr meine Geschäfte wieder verrichten kann."

318.

Deutscher Mut und eiserner Sinn. – Wenn dem Volke von Neapel, das so schwach an Zahl und angeborner Kraft der Ausdauer, wenn ihm dennoch gelänge, seinen Willen und seine Freiheit gegen die mächtigsten Fürsten Europens zu behaupten – dann dürfte es sich wohl verstatten, von neapolitanischem Mute und eisernem Sinne zu sprechen. Wir aber, wir! ... doch halte ein, Leser, lege die Hand auf das Blatt und suche zu erraten, ehe ich es enträtsele, bei welcher Gelegenheit ein deutscher Mann von *deutschem Mute* und *eisernem Sinne* geprahlt hat...

... Der Buchhändler *Gerhard Fleischer* in Leipzig hat es getan. Er sagt in einer Ankündigung: „Mit allen diesen und manchen andern Schwierigkeiten hat es dennoch *teutscher Mut* und *eiserner Sinn* aufgenommen, und" – – und? – – wir erhalten *mit nächstem den ersten Teil (einer neuen Auflage) von Naumanns Naturgeschichte der Vögel Teutschlands, mit 48 kolorierten und zwei*

schwarzen Kupfern! – O, daß man nicht zuschlagen darf, daß man ein erbärmlicher Mensch ist, der nichts zu führen versteht als die Feder einer Gans, und daß man diese nicht einmal mit Schwung führen darf! *Wir* hätten Mut und eisernen Sinn? Wo, wie, wann haben wir das gezeigt? Mut haben wir, den Übermut anderer geduldig zu ertragen, und eisern mag wohl unser Sinn genannt werden, weil er folgsam dem Magnete jeder Gewalt zuspringt. Ich habe mich nie mit Vögeln beschäftigt und kann also die Schriften, die davon handeln, nicht beurteilen. Aber mir ist bekannt, daß Herr Fleischer den Namen eines guten Buchhändlers hat, und ich bin daher überzeugt, daß das Kupferwerk, welches er ankündigt, im Verhältnisse seines Preises vortrefflich ist. Doch wollte ich wetten, daß es von einem Nürnberger Bilderbogen nicht weiter absteht, als es von den Kunstwerken, welche die Engländer und Franzosen in diesem Fache haben, entfernt bleiben wird. Die Buchhändlerfamilie *Pankoucke* in Paris, Vater, Sohn und Enkel, haben mehr Werke großer Unternehmung verlegt als alle deutsche Buchhändler zusammengenommen! Hat man aber je gelesen, daß sie in einer Ankündigung von *héroïsme français,* von *tête de fer* gesprochen? Was würden die Deutschen erst prahlen, wenn sie ein Werk wie das französische über Ägypten zustande gebracht hätten! Und die Franzosen haben jenes Land nicht bloß beschrieben, sondern auch erobert! Wir leben in einer gar sonderbaren Verblendung. Wir loben uns unaufhörlich aufs allerunbefangenste; wir werfen uns vor, wir wären zu bescheiden, erkennten unsere eigenen Vorzüge nicht und überschätzten das Gute des Auslandes. Aber ist es nicht nur eine andere, ja die lächerlichste Eitelkeit, zu sagen, daß man zu bescheiden wäre? Graben wir nach Wurzeln und überlassen andern die Früchte, so nennen wir das *Gründlichkeit;* sind wir feige, Unrecht abzuwehren, so nennen wir das *Aus-*

dauer; und sind wir langsamer als die Schnecken, so nennen wir das *Beharrlichkeit.* Die *Encyklopädie von Krünitz* begann im Jahre 1773. Der Herausgeber starb, als er eben mit dem Artikel Leiche beschäftigt war; zwei andere Herausgeber sind seitdem zu Leichen geworden; die 125 Bände, die bis zum Jahre 1818 erschienen waren, kosteten schon über 400 Rthlr. und jetzt, soviel mir bekannt ist, steht das Buch (48 Jahre nach Erscheinung des ersten Bandes) im Buchstaben R. Also das wäre *deutscher Mut, eiserner Sinn!* Die neue Encyklopädie von *Gruber* und *Ersch* zeigt schon als Kind diesen deutschen eisernen Sinn. Ist sie in 40 Jahren vollendet, so will ich dann, wenn ich noch unter den Lebendigen wandle, ein halbblinder Greis, verurteilt werden, alle Buchstaben des Werks zu zählen und mir bei jedem Buchstaben eine Ohrfeige geben zu lassen. Und wenn sie endlich fertig ist, wozu wird sie zu brauchen sein? Der Artikel *Adel* ist geliefert; aber bis die Zeit und das Buch zur *Vernunft* kommen, gibt es vielleicht keinen Adel mehr. Jener Büßende, der auf seiner Wallfahrt nach Rom immer nach zwei Schritten vorwärts einen zurück tat, ist ein Blitz gegen uns; wir machen einen *Schritt* vorwärts und zwei Schritte zurück. Darum werden wir nie Männer werden, sondern immer kleiner und jünger, bis wir endlich in die Wiege zurückkriechen, und uns von unsern Ammen in den Schlaf lullen lassen. Wohl bekomm es!

319.

Die über München scheinende *Eos* verkündigt folgenden Tag: „Der Präsident von Feuerbach arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die Öffentlichkeit des Rechtsverfahrens. Wir sind überzeugt, daß das, was dieser rühmlichst bekannte Schriftsteller und Staatsdiener über diesen Gegenstand, es sei dafür oder dagegen, sagen wird, Wert haben und gediegener sein werde, als die zu-

sammengetragenen Ideen manches berühmten Schreiers unserer Zeit." Das ist der vierte Wind, den Hyperions Tochter dem Titanen Asträus gebiert. Wie sich aber der Titan Asträus in unsern Tagen nennt, das weiß ich wohl, doch darf ich es nicht sagen. Diese bayerische Eos mag wohl Helenen zur Schwester haben, aber Helios ist gewiß nicht ihr Bruder. Wer hätte nicht die größte Hochachtung vor Feuerbach? Doch wenn diese zu steigern wäre, so würde sein Werk über die Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, wie es auch beschaffen sein wird, nichts dazu beitragen. Spricht er *für* die Öffentlichkeit, so bleibt auch ihm nichts anderes übrig, als Ideen *zusammenzutragen;* denn in diesem Gebiete der Staatswissenschaft ist alles erschöpft, und wo die Erfahrung schon in Blüte steht, da ist es überflüssig, ja oft verderblich, den *Grund,* auf dem die Pflanze wächst, von neuem aufzulockern. Spricht er aber *gegen* die Öffentlichkeit, so kann er nur etwas Falsches oder etwas Gewöhnliches, Bekanntes sagen. *Falsch* wird seine Lehre sein, wenn er die Öffentlichkeit des Rechtsverfahrens unbedingt für jede Staatsverfassung verwirft. Alle Aussprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz sind *heimliche Hinrichtungen,* mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missetäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgültig. Aber die *Zuversicht,* daß *Recht* geübt werde, ist Lebensbedürfnis in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf *Glauben* fordern an seine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, den Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen. Gedenkt aber der Präsident von Feuerbach darzutun, daß in diesem oder jenem Staate Öffentlichkeit der Justiz unersprießlich sei, so ist dieses etwas sehr Be-

kanntes, Gewöhnliches. Es versteht sich von selbst, daß kein Hauptgebrechen eines gegebenen Staates geheilt werden könne, ohne die Eigentümlichkeit dieses Staates zu verletzen. In strengen Monarchien ist geheime Justiz ebenso wohltätig, als es barmherzig ist, einem zum Tode Verurteilten bei der Hinrichtung die Augen zu verbinden. Allein was soll hierdurch bewiesen werden? Wenn wir Öffentlichkeit der Justiz, oder Geschworenengerichte, oder Preßfreiheit fordern, so haben wir natürlich dabei noch andere Dinge im Sinne. Gebt uns nur die Finger, die Hand *nehmen* wir. Wenn die dintenfingerige *Eos* von *berühmten Schreiern* spricht, so ist ihr Wahn so groß als ihre Grobheit. Wer als Schriftsteller berühmt ist, der *verdient* es auch zu sein. Die wissenschaftliche Erkenntnis gleicht nicht der Weisheit der Staatsmystagogen, hinter deren klugen Larve der Blödsinn schwitzt – sie zeigt immer nur ihr wahres Angesicht. Es kann wohl Schriftsteller geben, die als Schreier *berüchtigt* sind, aber *berühmte* Schreier hat es nie gegeben.

320.

In einer Anzeige, die Zeitschrift *Flora* betreffend, wird gesagt: „Sie kömmt wöchentlich viermal nebst einer Beilage heraus, *schließt alles Politische aus und beschäftigt sich bloß mit Gegenständen, die den Verstand und das Gemüt ansprechen.*“ Also die Politik ist ein Gegenstand, der weder den Verstand noch das Gemüt anspricht! Und was spricht sie denn an? den Magen oder welches Eingeweide sonst? Die Zeitschrift Flora erscheint in Wien – – nein, ich habe mich geirrt, sie erscheint in *München*.

321.

Großer Lärm unter allen Dorfschultheißen und löblichen, aber nicht gelobten Polizeistellen der Rhein- und Maingegenden wegen toll gewordener Füchse und Katzen. Ei,

das ist ja ein wahres Glück! Diese lieben Tiere haben eingesehen, daß sie mit List und Schmeichelei nichts mehr ausrichten, weil wir sie endlich verstehen gelernt, und darum brauchen sie jetzt Gewalt und beißen und kratzen ohne Umstände. Wir sind aufgefordert worden, sie totzuschlagen, und ein treuer Untertan tut, was ihm seine Obrigkeit befiehlt.

322.

In Spanien läßt das gelbe Fieber nach, seitdem es kalt geworden. Die Erfindung unheizbarer Ofen für manche Versammlungsörter, wie wohltätig wäre sie, die Verbreitung pestilenzialischer Grundsätze zu verhüten.

323.

Wenn in unkonstitutionellen Monarchien sämtliche Beamten ihre Pflicht streng erfüllen wollten, das heißt, das Wohl des Volkes und des Staates und nicht das Belieben des Hofes und der Minister beachteten, so müßte der Staat wie er *ist*, darüber zu Grunde gehen, das heißt, die Regierungsform würde hierdurch umgestoßen werden. In Repräsentativstaaten, in konstitutionellen Monarchien ist dieses anders. Nicht etwa als wären dort die Beamten oder die Menschen überhaupt besser, aber da die Gunst des Hofes und der Minister dort nicht allein die Würden verteilt, sondern gemeinschaftlich mit der öffentlichen Stimme, so finden die Beamten ihr eigenes Wohl mit dem des Volkes häufiger verbunden. Aber die Staatsdiener in konstitutionellen Monarchien sind vorzüglich aus dem Grunde strenger in Erfüllung ihrer Pflichten, weil die *Preßfreiheit* ihre Mißbräuche zur Sprache bringt. Wie dieser Vorteil bei der jetzigen Beschränkung der Preßfreiheit ersetzt werden könne, bitte ich sehr höflich mich zu belehren.

324.

Wir sind im Examen durchgefallen; weiter ist es nichts. Man hat uns den politischen Doktorhut versagt, angeblich, weil wir nichts gelernt hätten, und wir sollten noch fünf Jahre studieren. Was liegt daran? Wir sind noch jung. Auch ist es nicht unbillig, daß man uns die Jahre, die wir im Kriege gegen Frankreich verwendet, an der Universitätszeit in Abzug bringe und sich diese ergänzen lasse.

325.

Herr *Steffano Barezzi* aus Mailand hat endlich das Mittel aufgefunden, auf die einfachste, schnellste und sicherste Art, jede Freskomalerei von der Wand abzuziehen und auf Tafeln überzutragen, ohne daß die Malerei auch nur im geringsten darunter leidet. Man kann dessen Verfahren auch in der Politik benutzen, um die herrlichen Freskogemälde der alten Staatskunst, die an gotischen Mauern Deutschlands so zahlreich gefunden werden, auf die Tafeln unserer Zeit überzutragen und sie hierdurch vor Verderben zu bewahren – welches jammerschade wäre.

326.

Eine Zeitungsnachricht aus Berlin, die von der wegen hochverräterischer Umtriebe eingeleiteten Untersuchung handelt, sagt: Die damit beauftragte Kommission bestünde aus den rechtlichsten Männern, und deren Mitglieder stifteten sich einen unvergänglichen Namen. Was sich doch Dummheit, Ungeschicklichkeit oder Schmeichelei nicht alle zu sagen erlaubt! Selbst der nachsichtigste Zensor hätte dieses streichen sollen. *Wehe dem Volke, bei dem ein gerechter Richter sich einen unsterblichen Namen erwirbt!*

327.

An Beiträgen zu einem Denkmale des Generallieutenant von Scharnhorst sind in drei Monaten 748 Taler eingegangen, worunter 10 Friedrichsdor von dem Kriegsminister, ebensoviele von dem Generalmajor von Clausewitz, 30 Friedrichsdor von dem Offizierkorps des I. Garderegiments zu Fuß. Also haben die übrigen zehn Millionen Preußen zusammen 500 Taler gegeben. In Paris war innerhalb 14 Tagen, zur Wiederaufbauung einer Bauernhütte, die angeblich rechtswidrig von der Behörde war niedergerissen worden, mehr als das doppelte eingegangen. Da man seit Einführung der Zensur den Menschen und Völkern nicht mehr ins Herz sehen kann, so bleibt nichts anderes übrig, als ihnen den Puls zu fühlen. Man denke an Luther, an Schiller und Blücher, welchem letztern man auch nur ein Munizipaldenkmal errichtet. Goethe sagt im Wilhelm Meister „wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß“; daraus folgt nun freilich nicht, daß, wo er nicht schenkt, er auch nicht liebe. Aber unbegreiflich ist dabei, wie wir in den Verdacht demagogischer Umtriebe kommen konnten, da doch unser Blut langsamer schleicht, als ein Zivilprozeß. Wer nicht liebt, kann auch nicht hassen, wer nichts bewundert, kann nichts verachten, wer nichts anbetet, nichts verfluchen.

328.

In Braunschweig sind bei einer Feuersbrunst in dem Gebäude der fürstlichen Kanzlei sämtliche Schriften verbrannt. Hoffentlich wird man so klug sein und es geheim halten, daß wegen des Unglücksfalles die Staatsverwaltung auch nicht einen Augenblick in Stockung geraten ist. Denn man könnte ja daraus schließen, daß durch viele unnütze Schreibereien, Papier, Zeit, Menschenkräfte und überflüssige Steuern des Volkes verschwendet werden.

329.

In Kopenhagen ist eine Polizeiverordnung erschienen, des Inhalts: daß dem Publikum erlaubt sei, während zehn Minuten nach Beendigung des Schauspiels seine Meinung über ein Stück laut zu äußern, länger aber nicht. Das Ende der Frist soll durch drei Schläge auf einer Gongong verkündet werden. Der Teufel wird alle Tage jovialischer, und man wird ihn endlich lieb gewinnen. Über diesen Text da könnte man ein großes Buch schreiben, und wahrhaftig die kleine Bouillontafel reichte hin, ganz Europa mit der kräftigsten Kraftbrühe zu speisen. Wer nur reden dürfte! Es ist zum toll werden. Ehemals, da wir noch beißen durften nach Herzenslust, war gewöhnlich Hungersnot überall, und wir armen Journalisten mußten darben. Seitdem man uns den Mund verbunden hat, fliegen uns die gebratenen Tauben um den Kopf herum. Nicht einmal Findelhäuser gibt es, in denen man die unehelichen, ohne den Segen der Zensur gezeugten Kinder unterbringen kann, und die Rabenmütter müssen sie töten. Wenn sich die Kopenhagener Kunstrichter im Schnellsprechen üben, ist die Polizei geprellt; denn auf diese Weise läßt sich auch in zehn Minuten ein Urteil erschöpfen. Wäre es nicht ausführbar in Abbreviaturen zu reden, wie man in solchen schreibt? Z. B. statt Theater sagte man *The* (Synonym sind die Wörter ohnedies), statt Polizei *Pol* (sie ist wirklich der Pol, um den sich jetzt die ganze Welt dreht). Wäre es aber nicht billig, daß man uns auch über jedes politische Ereignis so viel zu schreiben erlaubte, als man in zehn Minuten sprechen kann. Der Zensor hätte dann weiter nichts nötig als eine Uhr. Er liest den Artikel mit lauter Stimme, und wenn die zehn Minuten vorüber sind, ehe er vollendet hat, streicht er den Rest aus. Er dürfte aber kein Schalk sein und vorsätzlich langsam sprechen.

330.

Die geheime Polizei.

1.

Einen Staat gibt es, der lange im Tageslichte und auf redlichem Wege gewandelt; aber dieser auch hat sich den geheimen Sünden der Polizei hingegeben. Doch der Himmel wird es wollen, daß Deutschlands verlorner Sohn, ehe er in den Abgrund stürzt, an dessen Rand ihn ehrlose Verführung geleitet, noch die Augen öffne, reuig zurückkehre, und dann wird ihn das versöhnte Vaterland mit offenen Armen empfangen. Denn vergebens hatte noch nie ein Volk einen großen und edlen Fürsten gehabt, und – daß Schlesien erobert werde, um solche Kleinigkeit allein bemüht sich die Natur nicht, einen Friederich zu schaffen.

2.

Die Menschen haben ihrer geselligen Natur nach einen angebornen Korporationsgeist, und nur weil sie keine Tugendgesellschaft finden, schließen sie sich einer Spitzbubenbande an. – Jede Regierung, die sich der Spione bedient, hat im Himmel die Herrschaft verwirkt, und was der Himmel beschließt, vollführt die Erde, früher oder später.

3.

Menschen, die nie einen andern Geist begriffen als den im „Sonntagskind“ und „den Geist auf der Wiener Bastei“, reisen im Lande umher und suchen den *Geist der Zeit auszuspüren;* aber diese guten Leute mögen ihm acht Tage lang im Postwagen gegenübersitzen, und sie erkennen ihn nicht und halten ihn für einen lustigen Passagier.

4.

Die Völker sind unsterblich; ob sie ein Jahrhundert früher oder später zur Freiheit gelangen, daran liegt nicht viel. Die Minister sind sterblich und denken: erhalten wir nur bis zu unserm seligen Ende die Lage der Dinge, d. h. unsere Allmacht, nach unserem Tode mag es gehen wie es will — *après moi le déluge*, wie Frau von Pompadour sagte. Die einzigen, die dabei leiden, sind die Fürsten.

5.

Die Regierungen erfreuen und rühmen sich ihrer Einigkeit – sie wäre eine schöne und lobenswürdige Sache – aber sie erfreuen sich der verschwisterten Kräfte, der Freiheitsliebe der Völker mit Macht zu widerstehen, und die Verblendeten begreifen nicht, daß sie dieses Band zum Verderben führt. Wenn es wahr ist, wie sie behaupten, daß sich ruchlose Menschen verschworen, alle Throne umzustürzen, was könnte denn jenen Bösewichtern willkommener sein als der Freundschaftsbund der Fürsten? Nero wünschte der Welt nur einen Hals – wenn alle Regierungen nur einen Kopf haben, gibt es etwas Glücklicheres für die Unruhestifter?

6.

Die Hebräer schickten Spione ins gelobte Land, das sie erobern wollten. Diese ehrlichen bevollmächtigten Gesandten aber brachten keine Verleumdungen, sondern nur schöne Weintrauben zurück.

7.

Die Regierungen, besser von ihren geheimen als ihren öffentlichen Beamten bedient, sollten nur geheime Beamte anstellen.

8.

Ihr [Spione] glaubt unschuldige Dinge zu verraten; ihr gebt den Schwefel, ein anderer den Salpeter her, und in den geheimen Werkstätten wird daraus das Pulver zusammengesetzt, das ein Menschenleben oder ein Men-

schenherz auseinanderschmettert. – Geheime Gesellschaften wären unmöglich, wenn die Regierungen öffentlich wären. – Seht ihre Augen an, das Auge ist der Altar der Wahrheit, es lügt nicht, auch das des Betrügers nicht!

9.

Polizei, Art Zensur aller möglichen Handlungen – sie spionieren sich hypochondrisch, wie die Vielwisser, die Stubengelehrten. – Man hat aus der Spionerie eine Art Kunst gemacht, und die Schauspieler-Eitelkeit der Spione erregt. – Pestbeulen aussaugen.

10.

Bürgerliche, die schwarzen Eunuchen der Adelsfreuden, die sie verteidigen und selbst nicht genießen können.

331.

Ein Rezensent meiner Schriften im Berliner Conversationsblatte hat gesagt: ich solle nur nicht so stolz sein; der Feldmarschall Blücher habe vielleicht mehr getan für Deutschlands Befreiung als ich. Das soll mir der böse Mann beweisen. Ach, der Gerechte muß viel leiden in diesem Jammertale! Aber der Gerechte kennt die Furcht nicht. Er geht nach Osten, solange der Tag steigt, nach Westen, wenn er sinkt, hat nie die Sonne im Rücken und folgt niemals seinem Schatten. Am Ende findet er für sein Bemühen Liebe zum Lohne.
Mit dem Konfekte und dem Likör der Schmeichelei verdirbt man Völker wie Fürsten. Brot und Wahrheit, Wasser und Klarheit – das ist mein Spruch. Vorwärts!

332.

Mehrere Abgeordnete der Badischen Ständeversammlung haben geheimnisvolle Briefe erhalten, worin man ihnen mit dem Tode droht, wenn sie darauf beharrten, gewisse Mißbräuche in der Verwaltung umstoßen zu

wollen. Es gehört nicht einmal Mut, nur einiger Verstand dazu, um solche Drohungen zu verachten. Wer mordsüchtig ist, der schreckt nur durch die Tat, nicht durch Worte. Jene Briefe kommen von einer ganz andern Seite her, als man gern zu verstehen geben möchte; die sie geschrieben, haben sammetne Herzen und können kein Blut sehen. [1819]

333.

Aus *Paris* vom 9. August, 1819. – Ein achtungswürdiger deutscher Gelehrter in Paris schreibt: „Seit einiger Zeit werden wir hier in Paris mit frankierten und unfrankierten, mit geschriebenen und lithographierten, mit deutschen und französischen Briefen der Haupt- und Unter-Lotterie-Kollekteurs der freien Stadt Frankfurt belästigt. Diese Herren müssen ein vorzügliches Wohlwollen gegen die Pariser hegen; denn sie versichern jedesmal in ihren Briefen, sie hätten diese und jene Nummer *mit besonderer Sorgfalt* ausgesucht, und zweifelten sie nicht, daß dieselbe ein glückliches Los treffen werde." Und so geht die Klage noch weiter fort. Die Herren Franzosen mögen es nicht übel nehmen, aber ich bin der Meinung, es sei billig, daß sie etwas an sich verdienen lassen. Zwanzig Jahre lang haben wir Frankfurter in ihre große Revolutions-Lotterie eingesetzt, ihre Ober- und Unter-Kollekteurs haben uns, mit vorgestrecktem Bajonette, den Einsatz in Kontributionen, Einquartierungen, Todesängsten und Kriechereien abgefordert, und nie bis auf den heutigen Tag ist uns der geringste Treffer zugefallen. Alle die großen Gewinste ihrer Lotterie: Unabhängigkeit des Staates von Außen, Freiheit und Gleichheit im Innern, wahre Volksvertretung, Öffentlichkeit und Unabhängigkeit der Justiz, Geschwornengerichte, Freiheit der Presse, und die übrigen größern und kleinern Prämien der Revolution haben andere gewonnen. Wir Frankfurter haben nichts von diesem Allen, nicht einmal die Hoffnung dazu.

Nieten, nichts als Nieten! Darum mißgönne man uns nicht unsre Klassen-Lotterie. Und wenn unsere Kollekteurs die *mit besonderer Sorgfalt ausgesuchten* Nummern nach Paris schicken, und sie nicht eher ihren Mitbürgern überlassen, so ist dieses eine Großmut, welche die Franzosen nicht um uns verdient haben.

334.

Nur die Freiheit des Preßbengels kann gegen die Frechheit der Volksbengel schützen.

335.

Der Himmel heile die armen kranken Rezensenten, die in ihrem Fieber eine Literaturzeitung für ein Schlachtfeld ansehen und ihre Federn für Dolche und die Schriftsteller für Spione, und deren Werke für literarische Bulletins! Sind sie einmal wieder gesund, dann kehrt auch ihr friedliches Hammelherz zurück; dann fallen sie wieder in Ohnmacht, wenn sie Blut sehen, und gebrauchen keine andere Waffen, als ein (sic!) zwei?? und drei!!! – Habt Geduld mit ihnen.

336.

Vor Kurzem erklärte ein französischer Schriftsteller öffentlich, daß er gegen einen genannten Journalisten eine Injurienklage anstellen würde, weil ihn dieser einen *Anhänger der Minister* gescholten habe. Es ist ein Gegenstück dazu, daß Chateaubriand in seiner neuesten Druckschrift den *Königlichen* Ordonanzen vorwirft, sie enthielten antimonarchische Grundsätze. Ich glaube, daß solche Reden Beweise warhafter Freiheit sind. Haben wir es einmal in Deutschland so weit gebracht, dann wollen wir aus unsern Dintengläsern Wein trinken und friedlich spazieren gehen. Aber bis dahin wollen wir schreiben. [1819]

337.

Wenn die Minister Gewaltstreiche begehen, um ihre Macht zu zeigen, zu schrecken und hierdurch Einfluß zu erlangen, so mag man es dabei bewenden lassen, ihren bösen Willen zu tadeln. Wenn sie sich aber gesetzwidrige Handlungen erlauben, um ihre Schwäche zu zeigen, so stellen sie auch ihre mangelhafte Einsicht der Beurteilung preis, und man kann sich über ihre Verblendung nicht genug wundern. Hofleute haben unter allen Geistesgaben nur noch die Schlauheit zu verzehren; sie sollten darum haushältischer verfahren.

338.

Die französische Akademie hat das *Lob der Jury* zum Inhalte der poetischen Preisbewerbung gewählt. Hätten manche deutsche Gerichtshöfe nur das Talent, ihre Urteilssprüche in Versen abzufassen, so gäbe dieses die gelungenste Verherrlichung der Geschwornengerichte, und kein Goethe könnte ihnen den Preis streitig machen.

339.

Kürzlich fragte mich ein Minister: Warum wir Journalisten immer nur zu tadeln fänden, nie etwas zu loben wozu doch Stoff genug da sei, wie zum Beispiel dasjenige was die süddeutschen Regierungen für das Volk getan? Ich hatte nicht Geistesgegenwart genug, ihm folgendes darauf zu antworten: Eine gute Sache zur Hälfte tun, ist oft schädlicher und darum auch tadelnswerter, als sie ganz unterlassen. Wo Stände noch nicht eingeführt sind da kann man sich damit trösten, daß die Machthaber das Recht des Volks, solche zu fordern, noch nicht anerkannt haben und daß sie ihre Pflicht erfüllen würden, sobald sie zur Einsicht derselben gelangt sein werden. Wenn aber, wie in Bayern und Baden, durch Einführung der Stände gezeigt worden, daß man die Rechte des Volkes

nicht verkenne, dabei aber die Beratungen und Beschlüsse der Deputierten unbeachtet ließ, worauf sollen wir alsdann noch unsere Hoffnung bauen? [1819]

340.

Das Kriminalgericht in Berlin hat den Professor *de Wette* um *„das blaue Vergnügen“* befragt und wollte es ausgeliefert haben; gewiß nicht um den Zeug rot zu färben, sondern nur um dessen Gewebe kennen zu lernen. Wahrhaftig, es kömmt noch dazu, daß man sich auf dem Markte nicht die Nase wird schneuzen dürfen, ohne zu befürchten, ein geheimer Polizei-Komissär springe hinzu, betrachte den gezeichneten Zipfel und frage, ob das keine Verschwörungs-Chiffer und Bundes-Zeichen sei. Die in Deutschland eingeführte peinliche Halsgerichts-Unordnung kann ein Kind im Mutterleibe zittern machen. Selbst der sehr unschuldige Verfasser dieser Notiz wurde auf Begehren der Gerichte zu Wiesbaden von der Frankfurter Polizei befragt, ob er den toten Löning nicht gekannt, da er noch lebte? Man hatte nämlich unter seinen Papieren einen von mir an einen dritten geschriebenen Brief gefunden. Wenn man auf diese Weise verfährt, so kann man alle Europäer in jede Mord- und Räubergeschichte verflechten, da sie sämtlich, mittel- und unmittelbar, in Briefwechsel miteinander stehen. Es ist mir freilich Beruhigung genug, daß ich der Frankfurter Polizei dieses Mal keine Untersuchungskosten werde zu bezahlen haben; aber welche Regierung vergütet mir meinen Schrecken? Der arme Pastor *Schmelzle*, lebte er noch, hätte jetzt eine Höllenzeit; ich wollte, Jean Paul beschriebe sie. [1819]

341.

Alle Turnübungen werden unterdrückt oder beargwöhnt, nur das Schwimmen nicht, und der Unterricht in dieser

Kunst wird von den Regierungen gebilligt und befördert. Wahrscheinlich denkt man, diese Übung sei geeigneter, die jungen Gemüter abzukühlen, als sie zu erhitzen. Aber ich könnte eine Rede des Cassius aus Shakespeares *Julius Cäsar* anführen, aus welcher deutlich hervorginge, daß trotzige Republikaner auf Fertigkeit im Schwimmen einen großen Wert setzen. [1819]

342.

Deutscher Handel. — Man muß die deutschen Herren, welche den Handels- und Gewerbsverein geschlossen haben, ihren Weg fortgehen lassen und sie aufmuntern; er führt zum Guten, obzwar die, welche darauf wandern, nicht wissen, was sie wollen. Sie führen einen Rechtsstreit um Baumfrüchte, aber um den Baum, worauf diese wachsen, und um den Boden, in dem der Baum wurzelt, sind sie unbekümmert. Was werden sie gewinnen, selbst wenn sie glücklich sind? Ihre Not kehrt mit jedem Jahre zurück; oder wenn sie hier verschwindet, erscheint sie dort. Keine Freiheit des Eigentums ohne Freiheit der Person. Letztere zu erringen oder zu erbetteln, das sei der Deutschen Streben. Es weiß jeder genug, was sein eigener Vorteil ist, sobald ihm verstattet wird, alle seine Kräfte zu gebrauchen, wann und wozu er will. Eine Volksvertretung aller Deutschen, und das Übrige ergibt sich dann von selbst! Aber wir haben mehr Habsucht als Bürgerehre, unser Vorteil liegt uns näher am Herzen als unsere Freiheit. Doch da ersterer nicht erreicht werden kann ohne letztere, so wird der deutsche Handelsverein, trotz der Ängstlichkeit, mit welcher sich dessen Stifter gegen die Zumutung politischer Zwecke verwahrten, allgemeine und wichtige politische Folgen haben. [1819]

343.

Die französischen Feudal-Invaliden, die es in dem preßfreien, papiernen Frankreich friert, sollten sich in Deutsch-

land niederlassen. Dort wird vornehmen Leuten noch mit der gehörigen Untertänigkeit begegnet; das würde ihren alten Gliedern wohl tun. Der Tod des Kindes eines französischen Generals wird in einer deutschen Stadt folgendermaßen angezeigt: „Des S. T. Hrn. Barons N. N., General-Lieutenants der Königl. Französischen Armee Hoch- und Wohlgeborn eheliches Söhnlein."

344.

Die *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* vom 13. Juni enthielt einen Brief aus Rom, worin von dem dortigen Kunstleben gesprochen wird. Unter anderm wird geschrieben: „Bei mehreren französischen Landschaftsmalern sieht man jetzt Bilder in großem Format, auf Befehl des Königs Ludwig XVIII. verfertigt; wie z. B. bei Herrn Coignet eine Königin (*der ersten Race*), die auf Befehl eines Usurpators in einen reißenden Strom gestürzt wird." Das Wort *Race*, von einer Königin gebraucht, fiel dem Zensor der Zeitung, der von diesem Ausdrucke eine *viehische* Vorstellung hatte, auf, und er bemerkte am Rande des Blattes: „Muß vermutlich heißen: ‚*des ersten Ranges*'." — Sollte man denken, daß so etwas in Frankfurt, das doch seinen berühmten *Meidinger* besitzt, sich ereignen könnte? Und der öffentliche Geist muß sich der Leitung *solcher* Männer unterwerfen! [1819]

345.

Ich fragte einen Freund, ob er nichts Näheres wisse von der großen Verschwörung, ob er nicht selbst darin verwickelt sei, und wie die deutsche Republik habe eingerichtet werden sollen? Er antwortete mir, er sei kein Verschworner, aber von der Republik wisse er manches. Nämlich: Deutschland habe in 20 Gaue eingeteilt werden sollen ... *Gaue*? fiel ich ihm schnell in die Rede. Ich mag nichts weiter hören, ich durchschaue schon die ganze Posse. Gespenstergeschichten aus dem Mittelalter — Rit-

terromane — der ganze Spieß und Veit Weber. Hätten sie gesagt: *In Provinzen,* hätte ich ihnen gesagt: Ihr seid ruchlose, gottvergessene Menschen. Da sie aber sprachen von *Gauen,* sage ich ihnen: Ihr seid altdeutsche Narren! [1819]

346.

Eine Vormundschaft dulden ist lange nicht so schimpflich als sie verdienen.

347.

Die Fehler mancher Schriftstellerin sind ihre Vorzüge als Weib.

348.

In der Rede, womit der preußische Justizminister kürzlich den für die Rheinprovinzen in Berlin errichteten Revisions-Kassationshof einsetzte, geschah *des öffentlichen und mündlichen gerichtlichen Verfahrens* Erwähnung, als solcher Institutionen, „welche dem nächsten und letzten Zwecke der Rechtsverwaltung am meisten entsprechen." Von dem *Gericht der Geschwornen* war keine Rede, woraus man den traurigen Schluß ziehen kann, daß die Rheinländer diese festeste Stütze aller bürgerlichen Freiheit verlieren werden. Für die übrigen deutschen Staaten wäre Öffentlichkeit und mündliches Verfahren allein, auch ohne Geschwornengericht, schon ein großer Gewinn. Dem taubstummen deutschen Volke wäre hierdurch wenigstens das Gehör und hierdurch die Möglichkeit wieder gegeben, auch die Sprache zu erlangen. [1819]

349.

In der Politik werden, ebensowenig wie in der Medizin, alle Rezepte der Ärzte auch von den Patienten wirklich eingenommen.

350.

Wir haben keine Tarpejische Felsen, die Volksverräter hinabzustürzen, wir haben nur Fenster, sie hinauszuwerfen; aber diese Todesart ist gar zu prosaisch – man muß auf eine andere Strafe bedacht sein. Die zweckmäßigste Züchtigung für einen treulosen Beamten wäre wohl die, daß man ihn in die Lage setzte, von einem Beamten, der ihm gleicht, selbst amtiert zu werden.

351.

Ein alter griechischer Dichter, den Plutarch im Leben des Demosthenes anführt, sagte: *das Notwendigste zum Glücke eines Menschen ist, in einer berühmten Stadt geboren zu sein.* Mir ist das Buch jetzt nicht zur Hand, ich kann mich nicht überzeugen, in welchem Sinne Plutarch diesen Spruch aufgefaßt, wie er ihn gedeutet und angewendet hat. Aber, wenn ich mich recht erinnere, war es so geschehen: daß, um es in Freistaaten weit zu bringen, es förderlich sei, eine berühmte Vaterstadt zu haben, weil dieses als eine Art adelige Geburt angesehen wird, welche die Bahn der Ehren kürzer und leichter macht. Dieser Satz des griechischen Dichters gilt auch uns noch, wenn auch mit verschiedener Anwendung. Wer im alten Griechenlande nach bürgerlicher Auszeichnung strebte, der mußte alle seine körperlichen und geistigen Kräfte gleichmäßig ausbilden und sie zur möglichst vollkommenen Entwicklung zu bringen suchen. Wer aber in unsern Tagen fortkommen will, der muß ganz entgegengesetzt verfahren; er darf sich nur einseitig, nur diese oder jene Kraft ausbilden und muß alle übrigen schönen Anlagen, die ihm die Natur gegeben, zerstören oder sie in schmachvoller Unterdrückung halten. Da aber glücklich sein und sein Glück machen so sehr verschiedene Dinge sind, daß gewöhnlich eines das andere ausschließt, und da, wo Lohn mit dem Verdienste sich nicht vereinigen läßt, kein

edler Mann sich bedenkt, ob er den Lohn oder das Verdienst aufopfern soll, so bleibt es auch für unsere Zeit wahr, daß man, um glücklich zu sein, in einer großen Stadt leben müsse, weil man nur da allein seine Kräfte musikalisch ausbilden kann und sie konzertierend gebrauchen darf.

352.

Wellington ist jetzt Feldmarschall von England, Spanien, Portugal, Rußland, den Niederlanden, Preußen und Östreich. Es liegt etwas Gespenstiges hierin, das einen frieren macht. Man kann sich keine Rechenschaft davon geben, aber es ist so. Die Schrecken der Zeit haben uns arme Menschlein schreckhaft werden lassen. Es hatte jemand einen bösen Traum von einem Befehlshaber der europäischen Gendamerie und von einem *Grand-Prévôt de la Sainte-Alliance.* Der edle Lord hat jetzt kein Vaterland mehr, denn die Grundsätze, die er im dreijährigen Vierherrendienste eingesogen, mußten ihn der freien, glücklichen Insel entfremden. Es gibt keine Hofgunst für ihn, die er noch zu erbuhlen hätte. Es bleibt für seine Ruhmbegierde nichts übrig, als der Vormund zu sein jeder unmündigen Legitimität, der Pfleger aller schwachen und der Rechtsbeistand aller weibischen Regierungen, sowie der Knecht Ruprecht der unartigen und wilden Kinder unter dem Volke. Es könnte ihm auch die Oberaufsicht über die künftige deutsche Okkupations-Zensur anvertraut werden. – Ich weiß recht gut, es ist alles nicht so; die Furcht liegt nur in unsern schwachen Nerven. Aber auch mit einer krankhaften Einbildungskraft muß man Nachsicht haben. [1819]

353.

Das nächtliche Lustseegefecht bei St. Helena, von dem die englischen Blätter erzählten, soll eine List gewesen

sein, um die Gemüter der dortigen Einwohner zu erforschen. Auch, sagen sie, habe mancher die Maske fallen lassen. Die Polizei, man kann es nicht leugnen, ist die Herkules-Säule des menschlichen Witzes, und die gläubigen Anbeter derselben sollten sich als Säulenheilige mit einem Beine hinaufstellen: das wäre sehr erbaulich. Schöne psychologische Experimente! Ich will einige Gleichnisse hersagen, aber sie malen die große Torheit nur stümperhaft. Ihr werft mit aller Macht ein zerbrechliches Glas auf die Erde, um zu erproben, ob es aushält, und wenn es bricht, seiner Natur nach, zerstampft ihr die Scherben wütend und racherfüllt. Ihr steckt einem hungrigen Löwen die Hand in den Schlund, um zu sehen, ob er fromm sei. Ihr schneidet dem Volke die Brust auf, um zu erforschen, ob das Herz gesund ist. — Neckt euch nur so fort mit der Gefahr, fordert sie heraus; es mag euch wohl bekommen. [1819]

354.

Man findet oft starken Willen mit schwachem Verstande, und eine schwache Gemütsart mit starkem Geiste vereinigt. Das kommt daher, weil dort die verschiedenen Seelenkräfte, wegen ihrer niedrigen knechtischen Natur, *einer* unter ihnen, welche die stärkste ist und sie zu beherrschen vermag, willig gehorchen: es ist dieses die Einheit und Macht eines *despotischen Staates;* und weil hier die mehr selbstständigen und eigenwilligen Seelenkräfte keine Alleinherrschaft dulden: es ist dieses die Unordnung und Schwäche einer *Republik*. Der Geist des Menschen hat die gesetzgebende, sein Charakter die ausübende, sein Herz die richtende Gewalt, und nur wo diese Gewalten im gehörigen Verhältnisse stehen, ist der Mensch vollkommen.

355.

Von Würzburg wird geschrieben, wie erbaulich die durchreisende Königin von Spanien sich dort benommen, und in welche Verlegenheit die Geistlichen beim Gottesdienste geraten, weil es ihnen an Übung im Singen gefehlt. Die ununterbrochene Frömmigkeit des sächsischen Fürstenhauses wird angerühmt und gefragt: „Würde überall alles so ein, wie es ist, wenn dies auf allen Fürstenthronen Europas gleichförmig ebenso stattgehabt hätte?" Wie wahr! Wenn die Geistlichkeit wieder einmal ihre alten Lieder singt, dann kehrt gewiß die schöne gute Zeit zurück. Hoffentlich wird *Weitzel* in der zweiten Auflage seines Buches: *Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten?* jene gründliche Bemerkung dankbar benutzen. [1819]

356.

Sands Tat ist abscheulich; Sands Zweck ist ganz unvernünftig; so weist jede Erörterung der Tat auf einen hohen Grad der Schwärmerei des Täters. Aber hiermit soll die Verhandlung nicht geschlossen sein; die Anhänger der Kotzebueschen und Stourzaschen Mordplane gegen den Zeitgeist schreien in abwechselnden Tönen, und ihre Jammerlieder enden immer: man muß der Aufklärung Zaum und Zügel anlegen; Deutschlands Vernunftwesen steht auf einer fürchterlichen Höhe; der Glaube an die Rechtmäßigkeit der Alleingewalt muß hergestellt werden, wie es die Weisen aus den russischen Steppen gelehrt haben. [1819]

357.

Kotzebue hat geirrt; er hat für Vaterland, Freiheit, Schule und Wissenschaft ersprießlich geachtet, was ihnen verderblich war. Allein mußte er darum ein Verräter gewesen sein? Ihr sagt, er habe der russischen Regierung

Berichte über den Geist, die Stimmung und Wissenschaft Deutschlands erstattet. Ist dieses ein Verbrechen? Das Volk sollte sich wegen dieser offnen Anerkennung seiner Wichtigkeit vielmehr geschmeichelt fühlen. Es war eine Zeit, wo man sich wenig um die Gesinnungen der Völker bekümmerte und aller diplomatische Forschungsgeist nur die Absichten der Höfe, die Meinungen der Fürsten und die Launen ihrer Maitressen zum Ziele hatte. Wenn man jetzt das Volk ausspionieren läßt, so ist dieses wahrlich ein gutes Zeichen der Zeit. Ihr sagt: Kotzebue habe falsch berichtet; aber wenn auch, glaubt Ihr, eine so kluge Regierung wie die russische werde ihre Ansichten und Schlüsse allein nach Kotzebues Geschwätz richten? Ihr sagt: er habe das deutsche Volk verleumdet? Ein Volk verleumden! Wie lächerlich! [1819]

358.

Rehfues in seinen Briefen aus Italien erzählt: daß auf dem Kapitol die Statuen aller Provinzen des römischen Reichs gestanden, deren jede eine Glocke am Halse hängen hatte, welche vermöge ihrer magischen Kraft sogleich von selbst läutete, wenn in ihrer Provinz etwas gegen die römische Regierung unternommen wurde. Solche Statuen sind eben so nützlich als unsre Polizei-Spione und kosten weniger. Man sollte sie einführen.

359.

Ich habe mir den Spaß gemacht, im Namen einiger europäischen Großmächte Kriegsmanifeste zu verfertigen, und habe sie versiegelt in mein Pult gelegt. Sollte das bejammernswürdige Schicksal eintreten, dann werde ich sie öffnen, meinen Freunden zeigen, und diese sollen erstaunen, wie genau ich alles vorher gewußt habe, was man dem Feinde Grobes und den eigenen Untertanen Süßes sagen wird. Alles ganz natürlich.

360.

Wenn man zur Untersuchung eines Vergehens sogenannte besondere Kommissionen ernennt, so beweist dieses von zwei Dingen eins: entweder man *fürchtet* die gewöhnlichen Beamten, oder man *wünscht*, die außerordentlichen möchten ihre Pflicht nicht tun. Man will dann ein Zulegemesser, das sich in der Tasche nachführen läßt, zum Schwerte der Gerechtigkeit brauchen.

361.

Die Preßfreiheit zu erlauben, aber alles so zu lenken, daß niemand mehr den' Pressen etwas zu geben Lust und Mut haben könnte! Dies, o Ihr Räte der geheimen Polizei, dies wäre die schlimmste Aufgabe, welche durch eine geschickte Gesetzmunkelei zu lösen Ihr den Augenblick benutzen solltet! – Wohlan! schneidet nur der selbstforschenden, selbsttätigen Gelehrsamkeit alle Aufmunterung ab; drückt das echte Gelehrtwerden als unnütz nieder, hasset es tödlich als furchtbar und störend für Eure gebieterische Rechthaberei. Aber erwartet dann auch, was aus Euren bloßen Praktikern, aus Euren Routiniers werden wird. Zur Maschinenarbeit taugen Hunderte, Tausende. Aber wird ihnen nicht auch Geist, Selbstforschung eingeflößt, so viel jedem jener Handarbeiter, als er zur Leitung seiner Praxis in sich aufzunehmen und zu fassen vermag, dann erwartet, welche Geschäfte gemacht, welche Regierungswunder geschaffen werden können durch die lautere *vis inertiae* oder durch ungeregelte Genie-Einfälle von Arbeitern, in denen nichts wissenschaftlich durchgearbeitet ist. [1818]

362.

Man muß das Geschwür reif werden lassen, ehe man es aufdrückt. Ihr hättet es zerteilen können, habt aber zu lange damit gewartet. Jeder Schinder und Schäfer versteht mehr von der Staats-Wundarzneikunst als Ihr.

363.

Scherzburger Aktenstücke. — Daß in Deutschland Schriften dieser Art immer noch ohne Namen des Verfassers und des Druckorts erscheinen müssen, beweist mehr als alles, wie not solche tun und wie ersprießlich sie sind. Aber das Glänzende verbirgt keine Dunkelheit, darum wird man in diesem Werkchen den Verfasser der „Reise nach Hammelburg“ bald erraten. Er fährt hier fort — und jeder Freund des Vaterlands drückt ihm die Hand dafür — die Maskenfreiheit des Scherzes zu benutzen, um den großen Herren, und was noch nötiger und gefährlicher ist, den kleinen, die Wahrheit zu sagen und sie dabei vertraut zu duzen. Was wir hierbei lernen, ist nicht minder wert, als was wir lehren — mutig sein und sprechen. [1818]

364.

Adels- und Geldstolz. — Gerecht ist weder der eine, noch der andere; es frägt sich nur, welcher der unerträglichste ist. Ich stimme für den Adelstolz. Der Geldstolz ist weniger lästig, weil er lächerlicher, daher komischer, daher unterhaltender ist und weil er dem Gedemütigten die Hoffnung läßt, sich durch Erwerbung von Reichtümern zu erheben und der Geringschätzung zu entgehen. Der Adelstolz ist herablassender als der Geldstolz und darum beleidigender; denn die Größe der Herablassung ist das Maß der Höhe, auf welcher der sich Herablassende zu stehen glaubt.

365.

Wie wahr ist die Bemerkung, daß bei allem Reichtum von Weisheit, den die Menschheit besitzt, die Menschen dennoch darben, weil es der Genius verschmäht, seine große Lehre durch Zerteilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen; da ja doch die Sonne selbst ihr erhabenes Licht in Millionen kleinen Strahlen aussendet

und nur so allein die Welt erwärmt und beleuchtet. Es wäre zu wünschen, die ausübende Weisheit zeigte sich auf dem Markte und die belehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem Intelligenzblatte; der Mann sollte sich, um von Männern verstanden zu werden, dem Weibe verständlich zu machen suchen.

366.

„Man wird es kaum glauben, aber der Abbé Vittorio Siri, ein gleichzeitiger, sehr unterrichteter Schriftsteller, erzählt es: daß Ludwig XIII. von seiner Kindheit an den Beinamen des *Gerechten* führte, weil er – unter dem Zeichen der Waage geboren war.“ *(Voltaires siècle de Louis XIV.)* – Voltaire scheint dieses lächerlich zu finden; aber wie oft müßte der menschliche Verstand über die Deutung unbegreiflicher Geschichten verzweifeln, wenn er nicht den Ausweg der verhängnisvollen Gestirne hätte! Wie könnte man das Ereignis mit *Oken* anders erklären, als daß die weimarische Konstitution unter dem Zeichen des *Krebses* zur Welt gekommen! [1819]

367.

Gleichzeitige Ereignisse: Okens Dienstentsetzung ... Mordversuch gegen Ibel ... Aufruhr der Studenten in Paris ... Verschwörung in Berlin ... Rußlands Kriegsrüstungen. Da bei den freundschaftlichen Verhältnissen, in welchen alle Fürsten Europas leben, kein anderer Krieg denkbar ist als einer gegen die Türken, so wäre es doch sehr traurig, wenn Unruhen im Innern Frankreichs und Deutschlands diese Staaten verhinderten, den Krieg gegen die Türken mit Nachdruck zu führen. Der Himmel bewahre uns von einem Besuche der Janitscharen, mit ihren langen Piken – oder Säbeln ... Ich habe den Inhalt der Geographie etwas vergessen. [1819]

368.

Gibt es Krieg, wie es fast etwas zu scheinen scheint, dann werden die Leute sagen: „Da seht, das sind die Früchte der heiligen Allianz." Wie dumm! wachsen nicht Früchte, die eine grüne, bittere Schale haben und darunter eine harte, und zuletzt kömmt die eßbare Süßigkeit? Erst geschält, dann die harte Nuß aufgeknackt, und dann liegt inwendig das heilige, christliche Bündnis. [1819]

369.

Wieder einige Tausend Auswanderer aus der Schweiz schifften den Rhein entlang nach Brasilien hinüber. Wir senden den Amerikanern Piloten entgegen, die sie recht bequem und sicher in unsere Häfen einführen, wenn sie einst Lust bekommen, ihre Freiheitsgesinnungen über Europa zu verbreiten und an seinen Ufern zu landen.

370.

Diejenigen Fürsten, sagt *Gibbon*, denen *Rom* aus ruhmrediger Dankbarkeit oder Großmut verstattet hatte, eine Zeitlang ungewiß die Szepter zu führen, wurden von ihren Thronen verstoßen, sobald sie ihre Bestimmung erfüllt — *die überwundenen Völker an das Joch der Sieger gewöhnt hatten.*

Die freien Staaten und Völker — hatte ihre Erklärung zugunsten der Republik gelautet — beehrte man eine Zeitlang mit der Benennung: Römische Bundesgenossen, bis dieser Titel auch endlich unvermerkt in eine wirkliche Knechtschaft ausartete.

Mit griechischer und römischer Geschichte stieg Napoleon zum Imperator hinauf. Aber fallen mußte er so tief, als er gefallen, sowie dem *Kaiser* das Buch der Geschichte aus der Hand fiel. Sein Zug nach *Rußland* wäre vielleicht unterblieben, wenn er sich an *Darius den Achämeniden*

hätte erinnert; und sein Thron stünde noch, wenn er hätte bedenken wollen, daß nur *Liebe und Vertrauen der Völker* unüberwindlich macht.
Wer die Geschichte studiert und die Menschen der Mitwelt mit den Menschen der Vorwelt vergleicht – kann als Prophet in die Zukunft schauen!
Zu viel Regieren ist schädlicher als zu wenig Regieren. Ein Text für eine Predigt, in einer kleinen Republik zu halten.

371.

Albrecht der *Unartige* hieß ein gewisser Landgraf von Thüringen. Das waren doch noch gute Zeiten, wo man selbst Fürsten bei ihrem rechten Namen nannte, und das war gewiß ein guter Fürst, von dem man nichts Schlimmeres zu sagen wußte, als daß er nicht *artig* sei!

372.

Zur Feier des Geburtstages des Königs von Preußen wurde zu Berlin eine öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften gehalten, in welcher Herr Erman eine Abhandlung *über eine eigentümliche Wechselwirkung der zwei elektrischen Thätigkeiten* vorlas. Was dieser Gegenstand mit der Feier des Tages gemein hat, ist schwer zu ermitteln, es müßte denn zur Sprache gekommen sein, wie man das Volk mit Liebe für König und Vaterland *elektrisiere*. Jetzt sage noch einer, daß in Deutschland nicht Wissenschaft und Staatsleben ineinandergreife und daß die Gelehrten revolutionierten!

373.

In einem Berichte über den Verkehr auf der Leipziger Ostermesse heißt es: „Tüchtiges Sohlenleder ist eine wahre Seltenheit. Der Freiheitskampf im südlichen Amerika versperrt noch immer die Zufuhr echter Buenos-Aires-

Häute.“ Wenn wir Europäer noch einst wegen Amerika barfuß gehen müssen, so ist der Mangel an Sohlleder gewiß nicht der einzige Grund. Aber welche bewunderungswürdige, kunstreiche Kette zieht durch den ganzen Erddiameter, von unsern Füßen bis zu den Köpfen und Herzen der Amerikaner hin! Wenn wir wollten, so könnten unsere Köpfe nicht weniger als unsere Füße, Vorteil von ihnen ziehen. [1819]

374.

In der letzten Sitzung der Bayerischen Volksvertreter hat der Abgeordnete *Behr* mit einer Arie aus der Zauberflöte geschlossen: *„In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht.“* Das müßte ein großer Spötter sein, der deswegen sagen wollte, Hr. Behr hätte nicht daran erinnern sollen, daß die Sache eine Komödie war. Denn wahrlich, das war sie nicht. Hält man sich an das Körperliche, Sichtbare, Ergreifliche, so ist bei der Bayerischen Ständeversammlung freilich nicht viel geschehen. Aber dieses ist der Gang der Natur. Eine jugendliche Seele darf sich nicht allzufrüh in schroffe Ansichten, feste Grundsätze und eigensinnige Beschlüsse verknöchern, damit sie sich frei entwickeln könne. Ein großer schöner Geist hat sich im Bayerischen Volke entfaltet. Der Boden des Landes ist kräftig und tief aufgewühlt und durchackert worden. Der nächste Jahreswechsel bringt die Saat, die dann folgende die Ernte. Und wiederum hat sich gezeigt, wie ruchlos die Verleumder des deutschen Volkes sind. Wo Ruhe ist, da ist Kraft; wo Wärme, da ist Licht; wo Stille, da ist Aufmerksamkeit und Lernbegierde; und dieses alles hat sich in dem Wirken der Bayerischen Ständeversammlung so schön offenbart. [1819]

375.

Das Französisch-Sprechen. – Man habe den Witz eines Voltaire, eines Jean Paul, eines Swift, eines Cervantes –

jene Lächerlichkeit des Französisch-Sprechens steht zu hoch, keine satirische Züchtigung vermag sie zu erreichen. Das Herz ergrimmt in der Brust, zum Kampfe ballt sich die Faust, wenn uns eine solche Albernheit in den Weg tritt. Unter allen Gründen, warum die höhern Stände in Deutschland die Franzosen gehaßt haben, steht die Furcht, ihre Götter-Sprache möchte hierdurch zu bürgerlich werden, gewiß oben an.

376.

Öffentliche Blätter erzählen: Die Aufführung *Wilhelm Tells* werde in Deutschland verboten werden. Das hieße ja verblümt, wir hätten auch unsere Geßler. Das war ein guter Schütze, der diesen Pfeil des Spottes abgeschossen! Schlafen die Zensoren? [1819]

377.

Wer im Unglücke stolz bleiben kann, der hat das Unglück nicht oder nicht ganz verschuldet.

378.

Man spricht von einer Zentral-Polizei der deutschen Bundesstaaten, die an einem im Mittelpunkte Deutschlands gelegenen Orte errichtet werden soll. Über ihren Zweck weiß man nichts Näheres; wahrscheinlich will sie gleiches Maß und Gewicht im Gedanken-Verkehr einführen.

379.

Ein griechischer Philosoph hat gesagt: Die *Reitkunst* ist das einzige, was die jungen Fürsten genau lernen; ihre andern Lehrer schmeicheln ihnen; die mit ihnen kämpfen, lassen sich hinwerfen; aber ein Pferd wirft jeden Ungeschickten ab, ohne den Armen oder Reichen, den Herrn oder Knecht zu unterscheiden.

380.

Die spanischen Grandes haben das Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Könige zu erscheinen. Daher kömmt wahrscheinlich die auch an manchem deutschen Hofe herrschende Sitte: *Den Kopf nicht sehen zu lassen.*

381.

In Bonn wird auch die russische Sprache gelehrt und den Rheinländern hierdurch Gelegenheit gegeben, den Montesquieu, den Rousseau und den Voltaire der Kosaken verstehen zu lernen.

382.

Friedrich der Große sagte: „wenn ich eine Provinz züchtigen wollte, so würde ich ihr Gelehrte zu Beamten geben." Diese Ansicht des großen Königs ist in Deutschland noch stark herrschend, und die meisten Provinzen werden väterlich, das heißt von Ungelehrten regiert.

383.

Wenn man „Bahrdt mit der eisernen Stirne" gelesen, so begreift man kaum, wie die höheren Stände noch mit einem Manne, wie Kotzebue, eine nähere Verbindung unterhalten konnten, da er doch ein so durchaus schlechter und gesinnungsloser Mensch war. Vielleicht wird die Sache dadurch erklärlich, daß sie auf Polizeispionerie eine größere Wichtigkeit legen, als billig — weil sie der Meinung sind, daß sich die Welt durch Polizeispionerie regieren lasse, indem, wenn man alles wisse, man auch alles vorsehen könne.

384.

So viel tausend Vögel, sagt Fontenelle, sind schon in Netzen gefangen worden und werden noch täglich darin gefangen, keiner flieht die Stricke, die seinen Voreltern

tödlich waren. Das ist die wahre Geschichte des Verstandes der Menschen. Es steht immer wieder eine neue Welt auf, die ebenso vernünftig sein will als die alte; der Mensch wird nie durch alte, der Mensch wird nie durch Anderer Fehler klug. Er will es auf eigene Gefahr und Kosten werden.

385.

Die Erfahrung Anderer kann wohl dazu dienen, unsere eigene zu ordnen und in Regeln zu bringen; aber sie macht uns ebensowenig klüger, als wir satt werden von dem, was unser Nachbar gegessen hat. Wir glauben wohl jedem gern, der uns sagt: morgen oder in zwanzig Jahren werde ein Komet erscheinen; aber wo Leidenschaften und Abneigungen sich einmischen, da wird eine Brille unsere falsche Ansicht nur vergrößern. Möchten sich dieses die Altklugen merken, und zur Belehrung der Unbesonnenen nicht immer Exempel auf Exempel häufen. Man lernt fremde Weisheit alsdann erst schätzen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf.

386.

Endlich ist der Berg ins Kindbett gekommen und hat ein weißes Mäuschen geboren. Es war eine schwere Zangengeburt, aber die Farbe ist die der Unschuld und erfreulich. Die Allgemeine Zeitung enthält ein Schreiben aus Berlin vom 28. August, eine Fortsetzung des Verschwörungs-Traumbüchleins (gedruckt in diesem Jahr), und solchen Inhalts, daß man wohl merkt, nicht ein wissenschaftlicher Drang allein habe es veranlaßt. Die darin enthaltende Darstellung ist dreiviertel-offiziell. Es wird erzählt, daß die festgenommenen Verschwornen unschuldig befunden und frei gelassen werden — *müssen.* Indessen sei, was man getan, wohl getan gewesen. Der pedantischen Gerechtigkeit, welche nur auf Beweise sehe

und höre, habe man solche Untersuchungen nicht anvertrauen dürfen, sondern der flinken Polizei, die, wenn sie sich geirrt, ein Schnippchen schlägt und immer munter bleibt. Dann wird sehr vernünftig gesprochen über die Zeit, „*wenn die Regierung an die Jünglinge kömmt*", welche daher mit Verstand zu erziehen seien. Endlich wird bemerkt, daß eine Verfassung das Hauptmittel wäre, allen Unruhen ein Ende zu machen. Wenn die traurige Erfahrung, daß man von einer Verschwörung nichts erfahren, endlich zu dieser Einsicht geführt, so war die Kenntnis selbst mit einigen Gewalttätigkeiten nicht zu teuer bezahlt. Auch die Jünglinge und Männer, welche ihr Blut für das Vaterland schon früher vergossen, werden die allgemeine Freiheit mit der kurzen Entbehrung der ihrigen nicht zu teuer erkauft achten. [1819]

387.

Als *Heraclius* nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Perser mit vier Elefanten und dem von den Feinden zurückgegebenen Kreuze triumphierend in Konstantinopel einzog, verglichen die geistlichen Herren den Kaiser mit Gott dem Allmächtigen, daß, so wie Jehova in sechs Tagen die Welt geschaffen und am siebenten geruhet, so auch Heraclius sechs Jahre mit den Persern Krieg geführet und im siebenten des Friedens genossen habe. – Wäre aber nur Heraclius im achten Jahre zu Hause geblieben! So aber zog er mit dem Kreuz nach Jerusalem, nahm zu Edeya den Nestorianern ihre Hauptkirche ab und gab sie den sogenannten Orthodoxen, hob die Duldung, *welche die Perser überall* eingeführt gehabt, schonungslos auf, jagte die Juden, die sich nur auf 3000 Schritte der heiligen Stadt nähern durften, aus Jerusalem und bahnte durch dieses Regulativ den von ihrer neuen Religion begeisterten Arabern den Weg ins Herz von Asien!

388.

Ich habe vor länger als zwanzig Jahren eine Art Tragödie, betitelt: *der habsüchtige Erbe*, gelesen. Das Stück war zur Zeit Ben-Johnsons geschrieben und, wie viele Werke jener Zeit, im höchsten Grade geschmacklos; aber es war ein Gedanke darin, der mir im Gedächtnisse eingeprägt geblieben ist. Dieser Erbe vergiftet im ersten Akt einen Anverwandten, nach dessen Vermögen er gierig ist; und er vergiftet ihn auf eine sonderbare Weise. Er hat sich als Arzt verkleidet. Sein alter Anverwandter ist krank, weil er sein ganzes Leben lang starke Getränke im Übermaße genossen hat; und jedes Mal, daß er den angeblichen Arzt fragt, welche Mittel er gebrauchen soll, verordnet ihm dieser, nachdem er ihn ausgefragt, was ihm am meisten geschadet, die Dosis zu verdoppeln. Es ist etwas Traurigkomisches in dem Erstaunen des Alten, der, bei jeder Verordnung, die Augen auf seinen Aesculap heftet, dann sich seufzend unterwirft und endlich als Opfer seiner Folgsamkeit stirbt.

Indem ich seit zwei Tagen über die Lage Europas nachdachte, hat es mir geschienen, daß es heute von der englischen Trauer-Komödie eine Vorstellung im Großen gibt. Die Regierungen haben die Rolle des Kranken, die Privilegierten die des Erben genau übernommen; die vergifteten Heilmittel, welche letzterer vorschreibt, das ist die Willkür. Bei jedem traurigen Vorfalle, welchen die Tyrannei, das gebrochene Wort, die despotischen Maßregeln verursachen, glaube ich den verstellten Arzt dem Alten zurufen zu hören; *verdoppelt die Dosis!* Die Dosis ist verdoppelt, und das Übel wird schlimmer. Wird man die Dosis verdoppeln bis der Tod erfolgt? Das ist die Frage. [1819]

389.

In London hat man eine Schrift aus China erhalten, die, wie man sagt, von dem Reichs-Zensor Nu-She verfaßt

ist. Es ist bemerkenswert, daß darin dem Volke gesagt wird: *Die Regierung allein sei die Ursache der Empörungen.* – Es versteht sich, nur in China, bei uns ist das anders.

390.

Die bösen Handlungen einer Regierung wirken rasch, weil sie die Unterstützung aller derer genießen, die daraus Vorteile ziehen; die guten aber wirken nur langsam, weil sie Hindernisse, wenigstens keine Beförderung finden.

391.

Wie wenig noch die Deutschen politisch aufgeklärt sind, wie klein ihre Vaterlandsliebe, wie matt ihr Freiheitsgefühl sei, dieses zeigt sich unter anderm auch, wie Journale geschrieben und gelesen werden. Schriftsteller und Leser befriedigen dabei nur einen wissenschaftlichen Trieb. Daher bei diesen nur der Wunsch, Unterhaltung zu finden. Daher bei jenen nur das Bemühen originell und mannigfaltig zu erscheinen. Die wiederholte Untersuchung über den nämlichen Gegenstand, und sei er noch so wichtig, wird weder gefordert noch zugestanden. Die französischen Schriftsteller werden nicht müde, über das, was ihnen wichtig dünkt, das ganze Jahr zu reden. Die Deutschen haben oder machen schon Langeweile bei der dritten Wiederholung. Unter manchen schlechten Quellen, aus welchen diese Zerstreuungssucht entspringt, ist freilich auch eine reine. Nämlich der Deutsche ist so treu und so ehrlich, daß er meint, alle Fehler der Regierungen entstünden nur aus einer mangelhaften Einsicht, und es bedürfe bloß eine[r] Aufklärung dieser, um jene verschwinden zu machen; dazu wäre aber hinreichend, daß zwei- oder dreimal eine Sache gerügt werde. Geschieht es nun öfter, so haben sie gleich Mitleiden, werden verdrüßlich und sagen: es sei genug davon gesprochen, und man

möge aufhören. Sie begreifen nicht, daß alle Untugenden aus dem Herzen entspringen und daß man, um auf dieses zu wirken, gar nicht ablassen müsse mit dem Bemühen; ja daß, wenn auch endlich ein fehlerloses Verhältnis im Staate in die gehörige Ordnung gebracht, man dennoch fortfahren müsse, um es darin zu erhalten. So habe ich mehreremale hintereinander von der deutschen Preßfreiheit gesprochen, weil mir diese bei der jetzigen Lage der Dinge als das Wichtigste erschien. Nicht als wäre mit ihr das Glück des Vaterlandes vollendet, denn man kann die Freiheit haben den Mund zu öffnen, und doch Hunger sterben, aus Mangel an Nahrung: aber auch beim reichlichsten Essen stirbt man Hungers, wenn einem der Mund verbunden wird. Dann habe ich öfter gegen die Judenverfolgungen geeifert, weil ich mir keine Freiheit denken kann ohne Gleichheit, und weil ich der Richtigkeit meiner Ansicht um so mehr trauen durfte, da ich an den Juden keine hinreißende Liebenswürdigkeit finde, die mein Urteil zu ihrem Besten hätte bestechen können. Da ich mich nun in diesen beiden Gegenständen wiederholt hatte, fielen Freund und Feind über mich her und waren toll, daß des Geredes gar kein Ende nehme und verlangten Miszellen. Doch werde ich mich nicht darum bekümmern; ich kenne keine Wahl zwischen Nutzen und Gefallen.

VII

Kritiken

1.

La Morale appliquée à la Politique

Par E. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Minister, geheime Legationsräte, Gesandtschaftssekretäre, diplomatische Personen überhaupt, welche alle, wie bekannt, große Menschenkenntnis haben, aber nicht die größte – wären imstande und lobten immer noch dieses Buch, auch nachdem sie schon den ganzen Titel gelesen hätten; so sehr gefiele ihnen das Gesicht des Verfassers, welches aus dem beigefügten Kupferstiche zu ersehen ist! Diese feinen festgeschlossenen Lippen, welche die Zunge so klug bewachen; diese spitzbübische Nase, welche durch zwanzig Türen die heutige Laune des gnädigsten Herrn wittert; die schelmischen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterschaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir verstehen uns; diese heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geschrieben steht; diese zierlich gekrausten Haare, diese Halsbinde, deren Schleife in weniger als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann – kurz das ganze Gesicht könnte, ohne Lavater zu beschämen, einem Hofmarschalle angehören, der als Kunstkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar von der Moral verständig urteilt, sie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinsel, selbst ausübt. Wenn aber jene Herren sich verlocken ließen, das Buch wirklich zu lesen, wie wären sie geprellt! Herr Jouy teilt die tüchtigsten Ohrfeigen in seidnen Handschuhen aus und ist so grob als ein Mann von Welt in französischer Sprache nur sein kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfassers kennt, *l'Erémite de la Chaussée d'Antin,*

worin er mit vieler Grazie die Pariser Sitten beschrieb und fast zu sanft über die Schwächen der Menschen hinstreichelte, ist man angenehm verwundert, daß dieser Mann so warm werden konnte und, nicht wie ein chinesisches Feuerwerk, sondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtturm, oft wie ein mächtiger Blitz, seinen Gegenstand erhellte.
Die *Höfe,* mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben sieht, bestehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünsten, und solange sie dauern, scheinen Sonne und Mond mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandteile, und, so umgeben, werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, gibt es kein besseres Mittel, als die Moral hineinzujagen. Das war wohl die Absicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Türen des ganzen Staatsgebäudes und ließ die Moral durch alle Regierungskammern streichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geschrieben und als König manchmal nach dessen Vorschriften gehandelt, sagte Voltaire: er spucke in die Schüssel, um andern die Eßlust zu vertreiben. Schöner und malerischer kann diese Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber noch anders. Die Großen machen es wie jener Bacchusverehrer mit seinem besten Weine: er schrieb *Gift* auf die Flaschen, um die Lüsternen abzuschrecken, er selbst aber trank und lachte. Die Schwerkraft der sittlichen Welt, nicht bloß der bürgerlichen Erde, sondern auch der Sterne am Thronhimmel, soll noch ein anderer Newton geltend machen. Es ist höchst wundersam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht ebenso addiert, subtrahiert und dividiert wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemessen wie Ackerstücke!

1. La Morale appliquée à la Politique

Es ist wahr, Herr Jouy ist ein drolliger Kauz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Überschriften seiner Kapitel liest. *Von der Moral der Staatsbeamten; von der ministeriellen Moral; von der Moral in den diplomatischen Verhältnissen; von der Moral in dem Finanzwesen* – und manchmal noch närrischer ist das Inhaltsverzeichnis des Werkes. In solchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu sagen; aber was früher gedacht worden ist, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy schon bekannte Dinge vorsetzt, hat er wenigstens ein schmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geschrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer, und das war sehr ersprießlich. Denn so lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt und in Nürnberger Spielwaren sinnbildlich dargestellt wird, ist für die gute Sache kein entscheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk, wie das angezeigte, in diesen Tagen ungeneckt erscheinen durfte, darüber mag man sich billig wundern. Aber die Gedankenwächter sind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgentau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederschauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können; die Herren haben ganz ihren eigenen Verstand.

Um die Leser mit dem Geiste und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus seinem Werke mitteilen. In dem Kapitel *Von der Moral in den diplomatischen Verhandlungen* ist auch von den Griechen die Rede. Der Verfasser drückt sich wie folgt aus: „Religion und Menschlichkeit rufen den Fürsten Europas zu: *Herbei, eilt den Griechen zu Hilfe; nicht bloß die, welche sich verteidigen, werden erwürgt, auch die wehrlosesten Geschöpfe, Greise, Weiber, Kinder, fal-*

len unter dem würgenden Schwerte oder werden von den einstürzenden Dächern ihrer Häuser zermalmt ... Sachte, sachte, *hätten ehemals* barbarische Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir sie erobert, auch behalten wollen, müssen wir alle Keime des Widerstandes ausrotten lassen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus seiner Asche erstehe, muß erst dieser neue politische Körper so erschöpft sein, daß er niemals in der Folge der Ausführung der großen Pläne unsers Ehrgeizes irgend ein Hindernis in den Weg stellen könne... *Aber unterdessen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überschwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbst Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Tiere, gewähren den Christen des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o ihr, die ihr sie retten könntet!* ... Sachte, sachte, *hätten* andere Diplomaten gesagt, es muß erst ausgemacht sein, welch ein Maß wir von der Asche der Provinzen haben werden, die man verbrennt... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themse gesagt. Diese Griechen haben einigen Handel getrieben; laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verschwinde, denn im Ägeischen wie im Jonischen Meere sollen nur britische Segel wehen... Die Griechen sind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mahomet gegen Christus kämpfen ist barer Gewinn." – Herr Jouy meint es gut, man mag ihm seine Schwärmereien hingehen lassen. Er hat nie einen diplomatischen Posten bekleidet und kann daher keine Vorstellung davon haben, wie *verwickelt* die griechische Sache ist, und mit wie vieler *Delikatesse* sie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von *Versprechungen und Schwüren* ist folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu lesen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es sich sonst beziehen könnte. „Sobald in einem Lande die Freiheit gegründet ist, sind deren wohltätige Folgen so groß, daß sie unter

den Völkern, welche sie genießen, die leidenschaftlichsten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen sie mit aller Macht ihrer geheimen Wünsche herbei und begrüßen sie mit Jauchzen. Die Fürsten selbst ehren und fürchten sie. Wenn die Hand der erzürnten Götter schwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen sie das Volk zu Hilfe. Da sie alles von ihm empfangen, haben sie ihm nichts zu geben, was ihm nicht schon gehörte; aber von so vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, ist die Freiheit das einzige, welches es bedauert; auch ist es immer die Freiheit, welche die Fürsten dem Volke zurückzugeben versprechen, sobald sie in der Gefahr um seinen Beistand flehen. Aber ist die Gefahr vorüber, dann richten die Minister der Könige Verordnungen und Proskriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung so heiliger und so neuer Versprechungen, die man noch nicht abzuleugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinauszuschieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines so großen Unternehmens, daß seine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntnissen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorsichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um sich in der Wahl solcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden einige ernannt, und morgen scheinen andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald sind es die Staatsbedürfnisse, bald eingetretene Verhinderungen und der notwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geschäften nötigen. Unterdessen vergehen Monate, vergehen Jahre, und statt der so feierlich versprochenen Freiheit haben die Schmiede des Despotismus zu der Kette, welche die Völker fesselt, noch einige Ringe mehr

gefügt. Die Versprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen suchte, werden endlich ohne Scheu und Scham zurückgenommen. Diejenigen, welche in den ersten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, sahen sich anfänglich sanft abgewiesen; dann sagten ihnen stille Winke, daß ein neuer Versuch lästig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beschworene Wort in Anspruch zu nehmen, ward eine Tat der Empörung. Die unumschränkte Gewalt ging unterdessen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von neuem zwischen Sklaverei und Aufruhr gesetzt, müssen entweder die alten Ketten der Dienstbarkeit noch einige Jahrhunderte länger schleppen, oder, sie selbst zerbrechend, sich unverdient Aufrührer schelten lassen."
Auf einen der Fußwege der jetzigen französischen Regierung wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel *Von der Bettelei* gezogen, ein helles Licht. „Wir sahen früher in allen Teilen Frankreichs öffentliche Anstalten entstehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer sollte es glauben? Fast alle jene Industrieschulen, fast alle jene Besserungshäuser, worin die Bettler zu tätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, sind geschlossen worden oder haben ihre Bestimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die notwendig wieder hergestellt werden müssen, um das Werk der gotischen Wiedergeburt, an welchem man seit einigen Jahren so eifrig arbeitet, zu vollenden? Die in den Besserungshäusern aufgenommenen Bettler waren die Armen des Staats, und unsere barmherzigen Damen wollen ihre eigenen haben. Das ist eine der Koketterien unserer heutigen Frömmlinge und ihrer Missionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philosophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche,

bedürftig zu sein, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Ansprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolge zu betteln, muß man erst bewiesen, daß man *gut denkt*, und an den Kirchtüren sind die gutdenkenden Armen an ihren schriftlichen Zeugnissen unpatriotischer Gesinnungen *(incivisme)* zu erkennen, mit welchen sie, der Forderung gewisser Frömmlinge gemäß, versehen sein müssen. Trug und Lug sind die Rechtserfordernisse der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigsten, aber nicht der schlechtesten Art tragen die privilegierten Bettlerzeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die sie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüsten sich in der Livree des Elends und treiben mit der berechneten Wohltätigkeit, die sie besoldet, einen Tauschhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen."

2.

Aristokratismus

(Artikel im Konversationslexikon)
[1823]

Wir Deutsche (ich rede nur von uns Plebejern) sind keine Staatsmänner vom Leder, sondern von der Feder. Aber das ist *auch* etwas: Die Gänse des neunzehnten Jahrhunderts werden im zwanzigsten höher gepriesen werden als die des alten Roms. Jene – wird man singen – haben das Kapitol verteidigt, diese aber es erobert. Darum sollten die politischen Schriftsteller stets darauf bedacht sein, sich ihrer hohen epischen Bestimmung würdig zu zeigen, sie sollten gute Waffen und diese *gut* führen. Zwar tut uns kein Achilles not, denn die Trojaner haben keinen Hektor, aber Troja hat Mauern und kann eines Hektors entbehren, und unser Lager ist offen; Paris liebkost die

schöne Helena und hat keine Langeweile, wir aber sitzen am Ufer der stürmischen See und frieren, und unsere Penelope wird alt darüber.

Auf diese kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbeflissener und seit Jahren gewohnt ist, jeden Tag, wenn er seine *Post gemacht* hat, das Konversationslexikon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Mensch in alphabetischer Ordnung zu lesen. Vor zwei Monaten hatte er die erste Lieferung des neuen Konversationslexikons angefangen und war, nachdem er bei dem Artikel *Abracadabra* über das darin befindliche Hebräische, Griechische und Lateinische ärgerlich den Kopf geschüttelt, — als Inhaber zweier Rothschilderlose sich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel *Adelskette* sich gewundert, daß dessen Verfasser Bedenken getragen, deren Fortdauer zu gestehen, da doch jeder, der nicht taub sei, sie alltäglich könne rasseln hören — endlich zum Artikel *Aristokratismus* gekommen, hatte ihn aber unglücklicherweise nicht verstanden. Er bat mich daher, als seinen gelehrten Freund, ihm denselben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen und hatte schon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leser stehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verstand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male und verstand ihn wieder nicht. Da setzte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verstand ich ihn; hatte aber starke Kopfschmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfasser des genannten Artikels, wird es mir nicht übelnehmen, daß ich behaupte: es ist immer die Schuld eines Buches, wenn dessen Leser Kopfschmerzen bekommen. Man kann nicht sagen, dieses läge an dem Unverstande des Lesers, denn, wer keinen Kopf hat, dem kann er nicht schmerzen. Aus Furcht, mißverstanden zu wer-

den, sind die deutschen politischen Schriftsteller oft unverständlich; nicht an Geist fehlt es ihnen, aber an Mut. Sie fechten eigentlich nicht, sie rapieren bloß, und die Spitze ihres Eisens ist aufs Vorsichtigste mit einem ledernen Wulst umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da ist kein Licht. In der bürgerlichen Welt streitet man sich jetzt Tag und Nacht um die Herrschaft, und da kommen friedliebende Vermittler und sagen: vergleicht euch und laßt *Dämmerung* sein! Der Verfasser erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht sich unparteiisch zu urteilen, aber das ist die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den streitigen Gegenstand wollte durchspalten lassen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Aristokratie, keine Aristokratie – diese Streitsache läßt sich auch teilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfasser erklärt sich mit Bestimmtheit gegen die Adelsaristokratie, verteidigt mit Wärme die Geistesaristokratie und mit Hitze die Beamtenaristokratie. Dreifach ist seine Schuld. Die Geburtsaristokraten sind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfassungen, welche jetzt die Völker fordern, im Gegenteile, sie befördern dieselben. Denn in ihrer großen Not begehen sie täglich den Fehler, sich mit Geistesaristokraten aus dem Bürgerstande zu verbinden. Diese aber, wohl einsehend, daß man sie, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder zum Teufel jagen wird, suchen diese Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die sich bei ihrer obersten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meisten Fehler begehen und daß alle ihre Maßregeln, statt die Unruhe ihres Volkes zu beschwichtigen, sie nur noch wilder machen. Eine Herrschaft der Geistesaristokratie, welcher der Verfasser das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichste von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur, Verstand zu *zeigen*, ein Zwang, der etwa tausend Menschen unan-

genehm, aber Millionen sehr willkommen ist. Doch die Geistesaristokraten, wenn sie zur Herrschaft kämen, würden uns zwingen, klug zu sein, und auf *ihre* Art klug zu sein – wäre das zum Aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philosophen auf dem Throne! Die Menschheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Mischung von Dummheit, wie die Luft eines Beisatzes von Stickgas bedarf, um atembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubnis, die Menschheit ist um der *Menschen* willen da. Den *Individualitäten* die möglichst größte Freiheit der Entwickelung zu verschaffen, ohne daß sie sich wechselseitig hindern – das ist die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft. *Ich bin die Welt*, kann jeder Mensch, und mit größerem Rechte sagen, als Ludwig XIV. sein *l'Etat c'est moi* gesagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landstraße, man muß Feldwege öffnen. Bestaubt, gestoßen, gequetscht, steigen wir armen Fußgänger alle ins Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten, einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlassen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu *viel regiert* – hier ist das Übel. Der Verfasser des Artikels *Aristokratismus* sah dieses so wenig ein, daß er die Krankheit, woran jetzt die bürgerliche Gesellschaft leidet, aus einer Asthenie der Regierungen erklärte, da sie doch offenbar in einer Hypersthenie derselben ihren Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterschied; Monarchien, Aristokratien und Demokratien leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfasser sagt: „Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über dem Materiellen verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch sein." *Erstens* hat die Menschheit keine andere Bestimmung, als sich ihres Daseins zu erfreuen. *Zweitens* soll das Geistige nicht herrschen über das Materielle,

sondern sich mit ihm verschwistern. Was heißt Geist, was Materie? Das sind lauter fixe Ideen. *Drittens*, die Bestimmung der Menschheit sei, welche sie wolle, es ist nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen. Die Regierung ist nur etwas Negatives, sie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, sondern dasselbe nur vom falschen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung ist also ihrem Wesen nach *demokratisch*. Ferner heißt es: „Es ist einer der größten und gefährlichsten Irrtümer unserer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sei und den Gesamtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse, wie selbst Zachariä behauptet." Zachariä hat Recht, und der Verfasser hat Unrecht. Der Gesamtwille des Volkes ist der Fürst von Rechts wegen, jede andere Regierung ist nur eine faktische. Und wenn Sokraten und Platone den Szepter führten, sie hätten kein Recht, zu fordern, daß alle Bürger so denken und handeln sollen wie sie, denn verschieden sind die angebornen Neigungen und Gaben der Menschen, und diese Verschiedenheiten aufheben wollen, das ist die Tyrannei, der sich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV. schuldig gemacht. *Leben und leben lassen* – in diesem Grundsatze können Moral, Politik und Egoismus sehr friedlich nebeneinander bestehen. Übrigens soll man nicht von *Irrtümern der Zeit* sprechen; die Zeit irrt nie, und sie weiß immer am besten, was ihr gut ist. Nur muß man gehörig erforschen, ob es auch wirklich die Zeit ist, welche wünscht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menschen in einem Staate. Das ist der lächerliche Eigendünkel der Geistesaristokraten, daß sie glauben, das Volk sei dumm und müsse wie Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verstand, nur besteht sein Geistesreichtum nicht wie der unsere in geprägter Münze, sondern im Grundbesitze, der jenem vorzuziehen

ist, denn er ist dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden, vom Minister bis zum Pedell herab, ist, daß das Regieren ein großes Geheimnis sei, welches dem Volke zu seinem Besten verschwiegen werden müsse. Torheit! Die Lehre des alleinigen Gottes ist jetzt durch alle Klassen verbreitet, und die bürgerliche Gesellschaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtausende lang haben ägyptische, indische, griechische und römische Priester gemeint, die Ruhe und das Glück der Menschheit erfordere, das Geheimnis der Gottheit nicht bekannt werden zu lassen. Die Herrschsucht verkleidet sich in tausend Gestalten, es sind aber immer die nämlichen Augen, die durch verschiedene Masken sehen. Es ist hohe Zeit, daß die Fastnacht endige und daß wir zur Besinnung kommen.

3.

De la peine de mort en matière politique

Par F. Guizot. Paris 1822.

[1822]

Mordpolitik – hatte ich große Lust zu überschreiben, aber ein solcher Ausdruck darf erst nach seiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verschwor sich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vorteile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von *Rechts wegen* zwölf Kugeln durch Kopf und Brust. Auf dem Wege zum Richtplatze sagte er zum Volke, welches *es lebe der Kaiser,* schrie: „Ja, laßt nur euern Kaiser leben, nach meinem Tode werdet ihr mir Denkbilder setzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Bonaparte." Nach weniger als zwei Jahren war Bonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre gewartet mit seiner Ver-

schwörung? In Spanien wurden Porlier, Lascy und wie die andern alle hießen, auch von *Rechts wegen* erschossen. Ihr Tod war nicht des Schusses Pulver wert. Zwölf Monate später wurden ihre Gebeine ausgegraben und unter Jubelgesängen herumgetragen; – *moutarde après dîner!* Die Verschwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, sie sitzen höher, weicher gewiß als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem *cordon sanitaire* der Hals zugeschnürt von *Rechts wegen*. Deren gute Freunde haben sich die Rache vorausgenommen und die Offiziere der königlichen Leibwache, die sich am 7. Juni gegen die Cortes verschworen, von *Rechts wegen* erschießen lassen. Jetzt sammeln gute Royalisten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue... Vielleicht findet man, daß ich zu scherzhaft von solchen fürchterlichen Dingen spreche: aber unsere jetzige Welt ist zu erhaben, um nicht lächerlich zu sein. Und dann fordere ich jeden, sogar jeden Deutschen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphysik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich schreibe in Paris) in den ersten drei Tagen pragmatisch, ja sogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorsichtig ist... Seit dreißig Jahren mußten so viele tausend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernsthaften Grimassen, mit denen man dabei zu Werke geht. Ist der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwischen Nova-Zembla und Lissabon von Hütte zu Hütte, von Palast zu Palast; jeder Bettler, jeder Fürst wird euch sagen: ja, der Raubmord ist ein Verbrechen. Fragt ihr aber, ob das ein Verbrechen sei, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Karolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen – so werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menschen verschiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zwei-

feln, ob das ein Verbrechen sei, was, *vollendet,* mit einer Lorbeerkrone, *versucht,* mit einer Dornenkrone vergolten wird. Aber das ist außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist. Gestern haben sie abermals vier Jünglinge zum Tode verurteilt, die an der Verschwörung von Rochelle teilgenommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen, und Spanien wird sie rächen; denn was diesseits der Pyrenäen Laster, wird jenseits Tugend genannt. Hier wie dort rufen die schnöden Söldlinge der Macht: traurige Notwendigkeit! und die elenden Heuchler lesen den Schlachtopfern ihrer Selbstsucht oder ihrer Dummheit das Todesurteil mit *gerührter* Stimme vor.

Traurige Notwendigkeit seufzen die spanischen Konstitutionellen, und nach wenigen Wochen kann sich zeigen, daß die Notwendigkeit so notwendig nicht gewesen. *Traurige Notwendigkeit* – rufen die französischen Royalisten. Diese letztern haben gewiß recht. Diese bescheidenen Menschen verlangen kein Morgen-, sie wollen nur die Überreste des Mittagessens am Abende verzehren und dann sich schlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menschheit nur noch einer übrig bleibt, dann habt ihr beide euern Willen: die absoluteste Monarchie und die reinste Republik – einen König ohne Gesetze und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenstand gründlich besprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben – man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mordpolitik – jetzt darf ich das Wort wohl gebrauchen.

4.

Coopers Romane

[1825]

Es sind jetzt dreißig Jahre, daß der Kaufmannssohn Wilhelm Meister mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an sein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals so hoffnungsfroh, die Deutschen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was sind unsere Hoffnungen, was ist aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meister aus den Lilienhänden der schönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geschrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume und ließ nichts zurück als dürre Blätter, die unter den Fingern zerstäuben. Wenn Goethes Grundsatz wahr ist: der Held eines Romanes müsse sich sehr leidend verhalten, müsse sich alles gefallen lassen und dürfe nicht mucksen – warum haben wir denn keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanenhelden sind? Wir haben keine, *weil* der Grundsatz wahr ist. Um etwas zu erfahren, muß man etwas tun; wir müssen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregistrierten Menschen aber, wir Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen Edelgebornen und dienstgebornen Menschen, welchen das Herz klopft, so oft wir an eine fremde Türe klopften; wir in unserem Gefach-Leben verlassen nie den Stand und die Zunft, in welchen die Wiege unserer Eltern gestanden, und Stände und Zünfte sind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und sie sind unkünstlerischen Stoffes. Weil wir unseren Lebenskreis nicht überschreiten, erfahren wir auch nicht, was sich innerhalb des Kreises begibt; denn man muß andere kennen lernen, sich selbst zu kennen. Die Eilwagen, auf welchen doch manchmal ein

armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zusammentrifft, werden auf die Romanenliteratur vorteilhaften Einfluß haben; aber sie sind noch zu neu, diese Postmusen sind noch zu jung, und immer noch ist zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben früher gute Romane schreiben werden als die ehrlichen Deutschen. Wir haben keine Geschichte, kein Klima, keine Volksgeselligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Herd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben – keine Freiheit zu sagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und sei es noch so klein, bringen wir in die Weltgeschichte. Daher Demut im Leben und Wehmut in Romanen.
Kaiser Augustus der Schelm sagte, als er einst bei Tische zwischen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüstigen Virgil gesessen: da sitze ich zwischen Tränen und Seufzern. Ganz so kaiserlich speisen wir auch, so oft wir deutsche Romane lesen. Rote Augen, kurzer Atem und unheilbare Herzpolypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatischer Seelen! Der Tod so weinerlich und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menschen. Ernsthaftigkeit ohne Ernst und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die *Faust*wehen, die Künstlerwehen und alle die Bergwehen und lächerlichen Geburten! Welche Anstalten, welche Zurüstungen, es herauszustellen, daß ein schlapper Wilhelm nicht bei Troste gewesen! Und eine Männerwelt sitzt kindisch auf niedriger Schulbank und buchstabiert jedes Wort ihres Meisters plärrend nach. Und gar die Liebeswehen! Ein deutscher Jüngling weint zehnmal mehr über bare, handschriftliche und gedruckte Leiden als ein junger Franzose oder Engländer. Wie sollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geschichte, was hätte er zu

tun, ehe er Referendär wird, und ist er es geworden, was hat er zu denken? Er ist unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts ist ihm geblieben als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend ist ein Verbrechen und das Alter ein Verdienst. Kein anderer Jubel als Dienstjubel. Sind sie recht alt, mager und zähe geworden, dann spickt man sie mit Nadeln für das Nachtessen der Würmer und umflechtet sie mit der Petersilie deutschvaterländischen Ruhms. Adlige Dichter sind herablassend und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeister; die Glocken läuten, die Türmer blasen, die Gassenbuben jubeln, im Deckelglase grinst sauerer Wein, die Ämter sind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkeltaler auf der Brust, weint Freudentränen und stirbt am Wonneschlag. Pfui! lieber eine alte Maus sein als solch ein Jubelgreis, und – woher, woher Romane? *Eine Million für einen Roman!* Bemüht euch, zappelt, rennt – ihr bringt so wenig einen Roman zustande, als ich die Million herbeischaffe. Doch was liegt daran? Es gibt nichts Lächerlicheres als volkstümliche Gefühle, es ist nichts kindischer als Vaterlandsliebe. Die ganze Menschheit ist *ein* Volk, die ganze Erde ist *ein* Land; Gaben, Mühen und Genüsse sind verteilt – die Engländer *schreiben* Romane, und wir *lesen* sie.

Ja, wenn es bloß die Engländer wären! man kann viel weniger sein als die, und immer noch viel. Daß aber selbst die Amerikaner es uns zuvorgetan, so ein junges Volk, das kaum die schwäbische Reife erlangt, das beschämt, das entmutigt. Washington Irwing, Cooper und noch andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künstler, wie Walter Scott es ist, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachstums, keiner Entwicklung, er springt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunst des Himmels noch der Menschen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht ver-

dienten auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber ist Cooper nicht. Manche Deutsche kommen ihm gleich an Kunstfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner ist – versteht ihr? daß er ein Amerikaner ist. Das haben auch die deutschen Übersetzer seiner Romane gefühlt, und sie haben darum auf dem Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgesetzt. Es ist ein Titel wie ein anderer, wie Doktor, wie Hofrat. Ja, hätten sie geschrieben: „Seine Exzellenz, der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper" – man hätte es gern gelesen, und haßte man auch noch so sehr die Titel. Ein Freiherr ist er gewiß, und die Exzellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott – der erstere steht so weit über dem andern in sittlicher Beziehung, als er in künstlerischer unter ihm steht. *Scott* ist ein *Tory*, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künstler, lieben das Gewordene, das Seiende, das Notwendige, das Unbewegliche, das dem Meißel still hält; sie lieben daher den *Zwang* als den Erhalter des Bestehenden. Darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerstrebende, denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit. Man sage nicht, Walter Scott wäre unparteiisch. Er ist es freilich, sobald er einmal den Gegenstand der Darstellung gewählt; ihm liebe Verhältnisse und Menschen verschönt er nicht ungebührlich, ihm widrige verhäßlicht er nicht. Aber er ist parteiisch in der *Wahl* der Gegenstände, und wo er der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit, Cooper aber – ist ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln frische, jungfräuliche Menschen frisch und jungfräulich, wie ihre Natur es ist. Sie haben ihre Schwächen und Laster, wie wir auch; aber

die Krankheiten der Seelenleidenden sind kenntlichen Ausdrucks und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren durch einfließende Nervenschwäche und Romantik. Ihre Lebensverhältnisse sind klar und heiter, nicht als atmeten sie in Rosenschimmer unvergänglicher Freuden; sie kennen den Schmerz wie wir; aber Lust und Trauer, Licht und Finsternis sind geschieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, *Tohu Wabohu* wie in unsern Romanen. Darum werden dem Leser gesunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morschen Tränenfisteln sickern. Dort sind die Bürger ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten sich froh bewußt; denn ihre Pflichten sind auch ihre Rechte. Das Gesetz des Bürgers und des Staates ist dort blank, stark geprägt und scharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beschmutzt von den Händen bestochener Richter, nicht vergriffen und beschnitten von den tausend Fingern der hundert Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verständige Leser schon alles von selbst herausfinden, und ist er ein Freund – guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

*Der Lotse. – *Schauplatz:* Englands nördliche Küste.

Zeit: die des amerikanischen Freiheitskrieges. *Held:* Paul Jones, eine geschichtliche Person, unter dem Namen Gray auftretend; es ist der Lotse. *Handlung:* eine amerikanische Fregatte kreuzt an der englischen Küste, um, Wiedervergeltung übend, einige angesehene Einwohner als Geiseln wegzuführen. Der Zweck wird erreicht. Ein

* Die Inhaltsangaben von Coopers Romanen folgen im Erstdruck (Literaturblatt Nr. 25, 1825) der vorstehenden Kritik, sind aber von Börne nicht in die Gesammelten Schriften aufgenommen worden.

Oberst Howard wird mit den Seinigen gefangen. Es konnte nicht fehlen; denn seine Töchter und Nichten waren mit den Offizieren der Fregatte, ihren transatlantischen Liebhabern aus früherer Zeit, da sie mit dem Vater und Onkel in Amerika gewohnt – sie waren mit ihnen einverstanden; sie gaben ihnen telegraphische Zeichen, ließen sich holen und heiraten, und des Obersten Loyalismus wich in der Todesstunde, wo alle Täuschungen schwinden, dem Vaterherzen, und er ließ sich Rebellen als Schwiegersöhne gefallen. Der Lotse, in England geboren und wohnend, doch die Freiheit mehr liebend als sein Vaterland, geheimnisvollen Treibens führt mit geübtem Blicke und kühner Hand das Schiff durch Sturm und Klippen aus und ein. Der Roman endet, wie jeder endigen sollte, sich gleich einem englischen Garten unmerklich ins Freie verlierend. Die Schilderungen des Seelebens sind höchst anziehend. Man lernt es lieben, fürchten und bewundern – lieben wegen der Freiheit, fürchten wegen der Gefahr, bewundern wegen des ordnenden Verstandes. Tod und Leben, Liebe und Haß, Freiheit und Knechtschaft, alles in dem engen Raume eines Schiffes, und darunter und umher das alle verspottende, alle bedrohende Meer. Es fehlt an nichts. Seegefechte, Walfischfang, Untergang eines Schiffes, Sturm und Windstille, Klippen und Sandbänke. Man wird seekrank vom Lesen. Doch wie auch die Brandung tobe, das Geschütz donnere und der Wind heule, es geht dabei sehr bürgerlich her. Es ist nicht, wie in Fouqués Romanen, hochadelig schäumende Wogen, über welche, auf gespenstischem Kiel, nordische Seeritter und Meerfräulein dahinbrausen, nebelumgürtet, nebelumschleiert; man weiß nicht, woher sie gekommen, man weiß nicht, wohin sie gehen; wie die hehren Götter fröhnen sie nur [der] Kampfeslust, nicht Beute, nicht den Hafen suchend, Freiheit nicht bringend, nur holend, und die Delphinen

des Meers, als gehorsame Knappen, umlagern das Schiff und staunen hinauf, bis es die Wolken dichter und dichter umhüllen: jetzt sieht man nichts mehr, man fällt am Strande nieder und betet an ... so ist es hier nicht. Es geschieht alles herüber und hinüber mit der baren Münze brauchbarer Wirklichkeit, und in den Friedensverträgen ist es schwarz auf weiß zu lesen, was dabei herausgekommen. –

Der Ansiedler. – Man könnte diesen einen geographischen Roman nennen. Die Natur, das Familienleben, die häuslichen Einrichtungen, die geselligen Sitten, der Gottesdienst, die Gesetze und deren Ausübung in jenem Lande werden hier geschildert und gelehrt. Menschen aller Völker, die das enge Europa ausgestoßen oder die sich aus der erstickenden Luft der alten Welt gerettet, finden sich in jener Freistätte des Unglücks und oft des reuigen Verbrechens zusammen. Ein französischer Emigrant, ein deutscher Major, ein irländischer Handelsmann, ein alter Indianerhäuptling mit seinen Ossianschen Trauergesängen und andere –sie kamen alle mit den Tugenden, Eigenheiten und Schwächen ihres Geburtslandes, aber sie leben verträglich; denn überall übt der Mensch Duldung, wo er sie findet. Die Handlung beginnt mit Liebe und endigt mit einer Heirat; denn im Lande der Freiheit erkennt man außer der Herrschaft des Gesetzes auch, aber nur noch, die der Liebe an.

Der Spion. – Es ist ein Kriegsspion, der die Gefahr sucht, kein Friedensspion, der sie nur bringt. Die Handlung spielt in den Vereinigten Staaten, zur Zeit des Freiheitskrieges. *Birch*, ein herumziehender Krämer, spähet umher zum Vorteile der Engländer. Mit seinem Warenballen auf dem Rücken, wandert er keuchend durch das Land, durch das Heer der Amerikaner, Kundschaft holend und bringend. Er wird oft gefangen, steht einige Male

am Fuße des Galgens; aber immer weiß er sich zu retten, nicht selten auf eine rätselhafte Weise. Der Krieg und der Roman endigen, der Krämer verschwindet. Dreiunddreißig Jahre später, als der Baum der Freiheit schon dichte Schatten warf, stirbt an der Grenze Kanadas ein armer, alter Mann, indem er sich edelmütig aufopferte, das Leben eines andern zu verteidigen. Es war der Krämer Birch. Auf seiner Brust, in einer blechernen Büchse, fand man eine Schrift von Washington, worin dieser bezeugt: Birch sei ein edler Mensch gewesen, ein Freund seines Vaterlandes, ein Verächter des Goldes, und er habe, um der Freiheit besser zu dienen, den Kundschafter Englands *gespielt*. Auch nach dem Frieden habe das Geheimnis der List verschwiegen werden müssen, um diejenigen nicht aufzuschrecken, welche Birch unter den Landeseinwohnern als echte Kundschafter der Engländer kennengelernt. – Der Roman, gut erzählt, ist anziehend; der Stoff freilich war zu gut, als daß man ihm die Behandlung hätte gleichkommen können. Der ältere Brutus trug für die Freiheit den Schein des Blödsinns, den er endlich abwarf; der Krämer Birch trug für das Vaterland den Schein der Verworfenheit und nahm ihn mit ins Grab ... Weil wir von Spionen sprechen, sagt mir: warum hängt Ihr im Kriege die Spione, die Ihr erwischt? Sie sind doch nützlich, denn indem sie der List den Vorteil über die Gewalt verschaffen, vermindern sie das Blutvergießen. Ihr antwortet vielleicht: man muß ein abschreckendes Beispiel geben; denn ließe man den Spionen das Leben, dann würde der Feind deren eine größere Zahl zu seinem Dienste finden. Allein Ihr hättet den nämlichen Vorteil, das Gleichgewicht bliebe, und das Völkerrecht könnte immer, unbeschadet des Vorteils der Herrscher, ein Gebot der Menschlichkeit mehr erfüllen. Sagt Ihr: Spione sind Spione, und wir bringen der Tugend eine Huldigung, wenn wir sie opfern? Unzeitiges

Zartgefühl! Die nützlichen Spione hängt Ihr, während Ihr die unheilbringenden behängt!
Die Übersetzer der angezeigten Romane sind besser als ihre Übersetzungen. Man merkt nämlich, daß sie ihre Aufgabe verstanden und das Obliegende geleistet hätten, wenn sie gewollt oder gedurft. Die Herren eilten sich zu sehr. Eile mit Weile! Es ist komisch genug, daß die ersten Bände immer schlechter übersetzt sind als die zweiten und dritten, und man erfährt daraus eines der großen Geheimnisse der kleinen Buchkrämerei.

5.

Nouvelles lettres Provinciales,

ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris, 1825

Stellte man einen Unkundigen unbelehrt auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkrieges beobachte und davon Rechenschaft gebe, und man fragt ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes sei? – würde er berichten, was ihm seine Augen erzählt. Er würde sagen, die feindlichen Heere suchten sich wechselseitig aufzureiben oder sich einzuschließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck sei, jenen Hügel zu erstürmen, dieses Tal zu verteidigen, jene Brücke zu besetzen, diese Festung zur Übergabe zu nötigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er gesehen, hätte nichts falsch gesehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret; denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechselt. In einer ähnlichen, doch in einer weit schlimmern Lage befindet sich derjenige, der die Meinungskämpfe unserer Zeit betrachtet. Hier vereinigt sich alles, ihn zu täuschen und

irre zu führen. Die Leidenschaftlichen in ihrer Hast wissen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wissen nicht zu handeln. Die einen täuschen sich über das, was sie wollen, die andern sich über das, was sie können. Die, welche die Macht besitzen, rechten, und die, welche das Recht besitzen, kämpfen; es ist, als stritte jeder für den Sieg des andern. Die einen werden für schwach gehalten, weil sie ihre Kraft nicht gebrauchen, die andern für mächtig, weil sie ihre Kraft *verbrauchen* und man nicht wahrnimmt, daß sie das Kapital ihrer Kräfte verzehren und mit ihrem Glanze ihre Armut, mit ihrer Anstrengung ihre Schwäche steigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Ächzen der Verwundeten, und der Jammer der Geschlagenen tönt wie Siegesgeschrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Besiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So ist alles verwirrt und verwirrend, und erst der Friede wird uns belehren über das, was der Krieg gewollt.

Aus welchem Samen der Familienzwist auch entsprossen sein mag, der die bürgerliche Gesellschaft des europäischen Festlandes teilt: es sei Tugend oder Verderbnis, Vernunft oder Leidenschaft – es muß eine höchste Leidenschaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen, und eine höchste Vernunft, in der alle guten Gesinnungen sich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft sei, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es ist eine Aufgabe, die die Gegenwart der Zukunft gibt. Was für *vernünftig* zu halten, wird erst untersucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an sein Recht, solange er in friedlichem Genusse, wie keiner an seine Gesundheit, solange sie ungestört ist. Der Spruch des Richters folgt dem Widerspruche der Parteien, und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die einen sagen: es werde gestritten für oder gegen die *Unbeschränktheit der Herrschaft.* Aber wenn

es dieses wäre, müßte man Angriff wie Verteidigung für gleich ungeschickt erklären. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß Regierungen mit der Aristokratie und der Geistlichkeit, mit Körperschaften gemeinschaftliche Sache machen, die, jede für sich, die Alleinherrschaft an sich zu ziehen, und wo sie dieses nicht vermögen, sie wenigstens zu teilen suchen. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß die Feinde unbeschränkter Regierungen gegen Aristokratie und Geistlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinschaftlichen Feind, den Ministerialismus schwächen zu helfen. Man hört die andern sagen, es streite sich um die *Form der Regierung*. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrschsucht noch der Freiheitsliebe Bürgschaft. Frankreich unter seiner jetzigen monarchischen Verfassung genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genossen, und die Regierenden in einigen schweizerischen Freistaaten haben größere Gewalt, als ein König von England sie hat. Kann nun die Herrschaft in Freistaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, so kann es die Regierungsform nicht sein, die der Gegenstand des Kampfes ist. Dann wird behauptet: Die Völker forderten *Gleichheit*, und sie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit bestehen, und nur diese beglückt. Die Franzosen genossen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der französischen Revolution, das jetzt noch forttönt: *Die Herrschaft der Menschen* solle aufhören, die *Herrschaft der Gesetze* solle sein. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Gesetze, wo die Menschen herrschten? Nicht einmal früher war eine solche Klage mit Recht zu führen. Die *Lettres de Cachet* waren *gesetzlich* von dem eingeführt, von dem damals alle Gesetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer gesetzlich gehangen. Was gewinnen sie da-

bei? Ist es oft nicht wünschenswerter, der Willkür eines Tyrannen preisgegeben zu sein, der doch als Mensch zu erweichen ist, als in die Gewalt unerbittlicher Gesetze zu fallen? Endlich ist es die *Volkssouveränität*, von der man sagt, sie sei, hier behauptet, dort bestritten, der Gegenstand des bürgerlichen Zwistes. Doch diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünschenswerte Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines einigen als in den Händen vieler, besser sie ist unwandelbar, als daß sie wechsle. Nehme das ganze Volk an der Regierung teil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigener Tyrann sein, und es ist es oft gewesen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenschaften und alle guten Wünsche entsprossen, die sich seit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle sein, woraus das Verderben, eine andere, woraus das Heil entspringt. Wir wollen diese aufsuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie ist nicht zu entdecken, sie ist nur wieder zu finden; schon Montesquieu hat sie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in seiner Zeit noch nicht wie in späterer zum breiten, alles verheerenden Strome fortgewachsen, nicht von gleicher Bedeutung erscheinen, als sie uns erscheint, und eine Wahrheit, welche erst durch die Reibungen unserer Zeit durchsichtig geworden, mußten Montesquieus Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie schüchtern gedacht, so nur leise ausgesprochen, in dem kurzen Satze: *il ne faut pas trop régner*. Aber diese sechs Worte lösen alle Rätsel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Not und alle Hilfe.

Es wird nicht gefragt, ob die Regierung unbeschränkt oder beschränkt sein müsse; ob sie den Händen eines einzigen oder vieler anvertraut werde, ob sie beharren oder wechseln solle, nicht, ob die Gesetzgebung von dem Fürsten oder von dem Volke oder von dessen Stellvertretern ausgehe; nicht, ob die freie Willkür der Herrscher oder das Gesetz sollte walten; nicht, ob Gleichheit oder Vorrecht solle sein; nicht, ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu suchen – sondern das ist die Frage: ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Ursprüngliche, ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Bedingende anzusehen? Ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schätze wie der Becher den Wein; oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der *Staat* Zweck oder der *Mensch* in ihm?

Als Ludwig XIV. sagte: *L'Etat c'est moi!* war nicht sein größter und gefährlichster Wahn, daß er sich für den Staat angesehen – es war sein größter und gefährlichster, daß er den Staat für das Höchste angesehen. Aber diesen Wahn teilte der König mit seinen Untertanen, seine Zeit teilte ihn mit einer langen Vergangenheit, sie teilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte, und die meisten unserer Zeitgenossen teilen ihn noch. Der Staat ist das Bett des Prokrustes, worin man den Menschen ausreckt oder verstümmelt, bis er hineinpaßt. Der Staat, die Wiege der Menschlichkeit, ist ihr Sarg geworden. Der Staat ist zugleich Gott und Priester, und für den Gott werden scheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Priester gelüstet. Dieser Aberglaube erbt sich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die spartanische Verfassung

lieben. Doch würde den Besserwissenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgepriesene Sparta gewesen, oder unter der vermaledeiten Herrschaft des alten Venedigs — sie bedächten sich gar nicht. In Venedig war wenigstens der halbe Mensch, die Sinnlichkeit war freigegeben, ja, sie wurde von der Regierung kupplerisch begünstigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie sie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinschaftlichen Magen, wie sie Herz und Geist gemeinschaftlich besaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat schlief, schnarchten alle Bürger. Und das preist man? War Lykurg besser als Robespierre? Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen, Lykurg die Menschlichkeit. Robespierre *opferte* sie, er *schlachtete* sie nicht. Er war kein Menschenmetzger, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein *guter Bürger* im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, *sein* Staat, der *republikanische* – gleichviel. Er war ein Absolutist wie einer. Der Jakobiner hat gar nicht nötig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu tun, was Bessières getan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebe, sei es das Volk, sei es der Fürst.
Es braucht nicht untersucht zu werden, was die Menschen gewollt, als sie in bürgerliche Gesellschaften zusammentraten: sie haben es nicht *gewollt*, sie haben es ohne Bedacht getan, sie waren dem Triebe ihrer Natur gefolgt. Auch in den Schöpfungen der sittlichen Welt gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterscheiden: die Überzeugung folgt erst auf die Tat. Es ist zu untersuchen, was die Natur gewollt, als sie die Menschen dahin führte,

bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Gesellschaft ihren Teilnehmern oder sollten diese jener dienen? Sollten die Glieder den Körper oder sollte der Körper die Glieder tragen? Man ist hier im Wahne, wie man sich immer getäuscht, indem man glaubte, die Natur sorge nur für die Gattung, die Einzelwesen dem Triebe ihrer Selbsterhaltung überlassend. Die Sorge der Natur für die Gattung ist nur die Summe ihrer Sorgen für die einzelnen. Die Gattung ist die unendliche Reihe der endlichen Wesen; die Menschheit ist die Unsterblichkeit der sterblichen Menschen. Es ist der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menschen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß sie alle Blüten und Früchte tragen und daß der Erzeuger sich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menschen Taten überdauern seine Tätigkeit; der Mensch stirbt, ehe alle seine Früchte gereift und ehe er alle seine Erzeugnisse genosssen. Daß die Hinterlassenschaft nicht ungebraucht verderbe, erbt der Überlebende den Toten. Er spinnt den Faden fort, der dem Gestorbenen entfallen, und vollendet, was jener begonnen. Ein Wunsch ging als Same in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieses fortdauernde Stellvertreten, diese Erblichkeit aller menschlichen Kräfte und Erzeugnisse ist es, was wir Menschheit nennen. Aber wie im Raume nur das Bestehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr ist, so bleibt der Mensch, welcher *ist*, alleiniger Zweck der Natur, und die Menschheit, welche nur *war* oder *wird*, ist ihr bloß Mittel. Daß ferner *alle* Kräfte *aller* Menschen zur Entwicklung kämen, daß keine Kraft durch verschwenderischen Gebrauch sich selbst verzehre, keine die andere verschlinge, daß kein Mensch den andern verdränge: mußte die Tätigkeit jedes einzelnen Menschen

beschränkt werden durch Maß, Zeit und Ort, und die Wechselverhältnisse der Menschen unter sich mußten geordnet werden. Dieses wurde erreicht durch bürgerliche Gesetze, und diesen gesetzlichen Zustand nennt man den Staat. Auf welche Weise der Staat jede einzelne menschliche Natur beschränkt, ist bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrschaft ist man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweise durch echte Urkunden und gültige Zeugen.
Die Gesetze sind es also, welcher sich der Genius der Menschen bedient, seine Schützlinge zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beschränkt, daß sich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menschheit je nach Bedarf verbreite. Aber nur ein solches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für seine einstige Entbehrlichkeit Bürgschaft leistet. Ein Mittel von unaufhörlichem Gebrauche würde für seine Unbrauchbarkeit oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Gesetze müssen fähig sein, sich überflüssig zu machen, oder sie sind es immer gewesen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weise können die Gesetze überflüssig werden, da ja die Freiheit immer wird beschränkt sein müssen? Dieses wird dadurch möglich, daß die Gesetze den Bürger zur *Gesetzlichkeit* erziehen; daß sie ihm schöpferisch einbilden, was sie ihm früher nur künstlich angebildet; daß sie ihn lehren, seiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und seinen Willen zu beschränken, wie er vorher nur seine Tat beschränkt. Je näher die Bürger diesem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Gesetze müssen an Macht verlieren, was die Gesetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierung...... doch wir vernehmen Waffengetöse! Wir

sind auf dem Schlachtfelde unserer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geschrei der Kämpfenden gegen das stille Wort friedlicher Untersuchung. Hier begegnet uns der Hochmut mit seinem düstern Blicke, der Blödsinn mit seinen verbundenen Augen, die Herrschsucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müssen wir leisen Ganges gehen, müssen ausweichen, über Abgründe springen; müssen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäck guter Gründe zurücklassen, damit wir nur so schnell als möglich dem gefährlichen Felde den Rücken kehren – und hier müssen wir nur froh sein, wenn einige Verständige unsere Unverständlichkeit verstehen.

— — Die Völker könnten Doktoren sein, und sie sitzen noch immer in der Klasse der Quartaner. Doch ist es töricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundschaft, nachdem diese rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuschreiben. Die Völker dulden sie gerne, ja, sie haben sie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menschen. Wir haben alle eine Zeit der übermütigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, stürzen in die Welt hinaus und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde als die ruhige und sichere Häuslichkeit. Aber sind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, ist die Liebe zur Blüte, welche allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur einem mundet und die die Selbstsucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Kot des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So sind die Völker auch! Nachdem sie die Bande strengen Gehorsams abgeworfen, nachdem sie das freie Leben versucht, nachdem sie in die Breite gewachsen, sind sie üppig, schlaff

und faul geworden und sind früher in die Haft zurückgekehrt, als sie sie einst verließen. Doch so soll es nicht sein! Der Mensch soll lernen seine Kraft gebrauchen, er soll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Gesetze hat uns alle Stärke und allen Mut benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir schlafen, schlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr als die Missetäter eingeschüchtert. Zum Stehlen findet sich noch Mut genug; doch haben die ehrlichen Leute fast verlernt, den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Lästerers zurückzuweisen oder den Arm aufzuheben, um eine lüsterne Katze von ihrer Schüssel wegzujagen. Selbsthilfe ist verboten – sie klagen.

Gleich töricht und ungerecht ist der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch *Freiheit* gefordert? Nur *Freiheiten* wurden verlangt, und nur diese wurden bewilligt oder versagt. Kein Volk in Europa ist frei. Selbst in der englischen Staatsverfassung wird nicht, wie es sollte sein, die Freiheit von der Herrschaft, sondern die Herrschaft wird von der Freiheit beschränkt; der Herrschaft wird die Primogenitur zuerkannt, und die Freiheit wird reichlich apanagiert. Auch das britische Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber sind die gültigsten Beweise für die Herrschaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten sprechen und sieht sie das Wort Freiheit ängstlich meiden. Sie spricht von freien Institutionen: die Freiheit wird eine *Einrichtung* genannt, und doch ist nur die Herrschaft eine!

– Am traurigsten ist, daß die Freunde des Neuen die Gegenwart nur immer zur Beschimpfung der Vergangenheit und daß die Freunde des Alten die Vergangenheit nur immmer zum Schimpfe der Gegenwart preisen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten sein, jede Zeit war gut, alles war gut zu seiner Zeit; kein Übel war

ursprünglich ein solches, es ist nur immer eins geworden. Die verschiedenen Neigungen wären leicht zu verschmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anspruch, den das Mögliche macht, und auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Gesellschaften sind entstanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Gesellschaften sich bilden sehen. Sie haben das alle miteinander gemein, daß sie sich kämpfend gebildet, daß sie alle bei ihrer Entstehung Hindernisse zu besiegen fanden, welche ihnen die Verhältnisse oder die Menschen entgegengestellt. Die *Zünfte* und Innungen haben sich im Widerstreite der Landbesitzer gebildet; der *Adel*, als ursprünglich der Besitzer des Geistes, der Tugend, des Reichtums, bildete sich im Kampfe gegen den Unverstand, gegen niedrige Gesinnung und gegen die Unbegüterten. Die *christliche Kirche*, als Gemeinde, bildete sich im Kampfe gegen das Heidentum, und die *Regierung* endlich, als die Beschützerin des Rechts, war im Widerstreite der Gewalttätigkeit, der Habsucht und der andern Leidenschaften der Menschen entstanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten, und die Zünfte dauern fort! Aber Geist, Tugend und Reichtum sind durch alle Stände verbreitet und die Aristokratie dauert fort! Aber das Heidentum ist besiegt, und die Geistlichkeit besteht noch immer als geschlossene Körperschaft! Aber die Menschen sind rechtlicher Gesinnung, sie sind zur Gesetzlichkeit erzogen, und das strenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die europäischen Regierungen sind in ihrem alten Kriegszustande geblieben und handeln, als belagerten sie oder als wären sie belagert. Will man es sich anschaulich machen, wie die Staaten in Europa beschaffen, so betrachte man die Städte, die älter als hundert Jahre sind. Die Häuser sind regellos untereinander gestellt. Das eine Haus ist ungebührlich hoch, das andere ungebührlich

niedrig; das eine steht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen sind krumm, winklig, so eng, daß man sich nicht ausweichen, oder so breit, daß man sich nicht begegnen kann; sie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter sich; sie sind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinströmt, stehen in Winkeln, Märkte werden in schmalen Gassen gehalten, und was versteckt sein sollte, steht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von außen, und schwere Tore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinstern, faule Wassergraben verpesten sie. Es war die Not des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverstand, was sonst Häuser und Städte baute. Das Bedürfnis einer zweckmäßigen und schönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt; aber wie ist den alten Übeln abzuhelfen? Soll man Häuser und Städte niederreißen? Ja, man tue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug besitzt, die Hauseigentümer zu entschädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen, bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des einzelnen ist höchstes Gesetz. In dieser Beziehung ist die Entschädigung der Emigranten in Frankreich, wie sie auch immer von den Liberalen bestritten worden ist, aus welchen unedlen Gründen auch sie von den Aristokraten mag gefordert worden sein – sie ist immer ein großer und herrlicher Fortschritt, den die Menschheit und die Staatskunst gemacht. Kann aber die Verbesserung nicht auf einmal geschehen, so führe man sie nach und nach ein. Ist ein Haus eingefallen, ist es abgebrannt oder will der Eigentümer es freiwillig niederreißen, so befolge man bei dem Wiederaufbau die neue bessere Ordnung. So werden endlich die Straßen, so werden endlich die Städte verschönert. Doch wie, wenn Brandstifter aus wahnsinniger Neuerungssucht, oder Verbesserungen nur zum Vorwand nehmend, um Ver-

wirrung zu erregen und zu plündern, die Häuser angezündet – soll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man bestrafe die Brandstifter und tue, was sie gewollt. Tut man es aber nicht, *weil* sie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unschuldigen bestraft. Jede Regierung, die keinen Schritt vorwärts tut, ist nur mit der größten Überlegung zu beurteilen; aber eine Regierung, die Rückschritte macht, ist immer ohne Nachsicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgesprochenen Grundsätze auf das Werk an, das unsere Betrachtungen hervorgerufen, so müssen wir das Urteil fällen, daß dessen Verfasser weder den Ursprung des Übels noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht so weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzosen rechten. Als solcher steht er mitten im Gewühle der Schlacht und hat sein Recht zu verteidigen, nicht zu beweisen. Er sagt: „*La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore.*" Das ist wahr und schrecklich, daß es wahr ist. Der Verfasser läßt ferner einen Liberalen sagen: „ . . . *tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous* le rendre." Das ist sehr naiv! Freilich wäre es nur *ein anderer Fehler,* der den Liberalen die Macht zuführte. Frankreichs Übel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meisten Franzosen liberaler Gesinnung sind, würde es wohl etwas besser werden, wenn Männer dieses Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl, die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Teil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, gestört in ihrem Glauben. Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieser oder jener

Hand sich befinde: die Macht selbst muß vermindert werden, in welcher Hand sie sich auch befinde. Aber noch kein Herrscher hat sich die Macht, die er besaß, und wenn er sie auch noch so edel gebrauchte, freiwillig schwächen lassen. Die Herrschaft kann nur beschränkt werden, wenn sie *herrnlos* – Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieser Notwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Gesicht nicht abwenden, weil sie so traurig ist. Wir müssen als Männer der Gefahr fest in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Messer des Wundarztes. *Freiheit geht nur aus Anarchie hervor* – das ist unsere Meinung, so haben wir die Lehren der Geschichte verstanden. Möge jeder andere seine andere Meinung sagen. Doch wir alle, so gut wir auch gesinnt, so klar auch unser Blick sein möge: wir müssen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben und müssen uns die Empfänglichkeit für jede bessere Belehrung bewahren, diese mag von Menschen oder von der Geschichte kommen. Mit einer guten Gesinnung erhebt man sich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuschende Atmosphäre, die alles irdische Dasein umgibt – auch mit der besten nicht.

6.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Plön usw.

von Sigismund Stille.
Hamburg 1820. Bei Perthes und Besser.

[1821]

Unsere Landsleute wandern jetzt viel, ein Beweis mehr, daß sie die Lehrjahre überschritten haben. Und verschmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beste Recht abstreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutschen

Gesellen gehen fröhlich ihren Weg, mit besserer Kundschaft als Barschaft versehen. Doch haben sie immer Ehre im Leibe: sie fechten nie, vielmehr werden sie angefochten von jeder kritischen Polizei, der sie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher," sagt die kritische Obervormünderin, „enthalten eure Personalbeschreibungen sehr genau, und sie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüsten sollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch steht darin, wo und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegessen, getrunken, geschlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiset, ist wenig zu lesen. Man vergleiche damit die Reisen der Engländer und Franzosen!" Die kritische Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn ist, anderer Meinung zu sein als eine durchlauchtige *Princesse du sang*. Die Engländer, ehe sie ins bürgerliche Leben treten, examinieren die Welt und ihre Narren, statt gleich uns sich examinieren zu lassen, ob sie zu irgend einem Frondienste auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg springen sie nach Italien und Griechenland hinüber und haben oft schon vor dem dreißigsten Jahre Kalkutta gesehen. Da lernen sie nun wohl unterscheiden, was die verschiedenen Länder und Städte Gemeinschaftliches und was sie Ausgezeichnetes haben. Ihre Reisebeschreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reisen erst, wenn wir unser Schäfchen ins Trockene gebracht haben, in den ersten Jahren nach unsern besten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unserer Jugend nie weiter waren als bis Eppstein und Wilhelmsbad, sind wir eine halbe Stunde darüber hinaus schon sehr erstaunt, stehen vor jedem neu angestrichenen Tore, den Kühen gleich, ganz verplüfft still und erkennen das Vaterland nicht mehr, und

fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baschkiren mit Pfeil und Bogen, unsere Pässe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich ist doch Gottes Welt, wie mannigfaltig sind die Sitten und Gebräuche der Menschen, und bei uns zu Hause in den deutschen Bundesstaaten ist doch alles anders! Sind wir nach zehen Tagen heimgekehrt, und die reisetrunkene Gattin ist mit Kopfschmerzen aus ihrem Rausche erwacht, packt sie den Koffer aus, überzählt die zusammengekommenen Stücke schwarze Wäsche und das daraus entspringende Waschgeld und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirtschaftssumme. Was bleibt uns dann übrig, als unsere Reise zu beschreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beschreiben, als unsere Verwunderung, d. h. uns selbst?

Aber diese Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reise nicht. Das ist ein gutes Buch, um so besser, da es klein, oder wahrer: um so kleiner, da es gut ist. Der Verfasser ist ein Schulrektor oder will dafür gehalten sein — gleichviel: er ist ein gemütlicher und verständiger Mann. Seine Gefühle sind schön, seine Gedanken kräftig und seine Schreibart beides zugleich. Er reist, um sich von seiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondristen haben als Reisebeschreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzigmal im Jahre ein Glück, dessen sich andere Menschen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergenesung. Da nun ihre Reisen stets mit einer solchen glücklichen Zeit zusammenfallen (denn sie führen sie herbei), so sind sie, wie alle Wiedergenesenen offenen Geistes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und sie trinken, was ihnen Natur, Kunst und Mensch darbieten, mit vollen Zügen hinab. Der gute Rektor Stille scheint ein Fünfziger zu sein und hätte sich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn so lange

Jahre an seinem Schreibtische umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte, sich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante so aufmerksam, zu sterben und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrektor will sich Bücher dafür kaufen, aber auf Anraten des Arztes verreist er das Legat. Es ist doch gar zu kläglich! In Deutschland gibt es wenigstens zehntausend hypochondrische Beamten und Gelehrte, die krank geworden sind, weil sie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen gibt es wenigstens ebensoviele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Überfluß an Gelde. Wenn diese Leute Geld und Arbeit miteinander teilten, so gäbe das zwanzigtausend glückliche Menschen. Aber es geschieht nicht, die Welt ist gar zu erbärmlich eingerichtet.

7.

Zeitgenossen

Heft X. Leipzig, bei Brockhaus. 1818.

[1818]

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minder wichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten als die andern, sie an Werte übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen, von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche den Teilnehmern an dieser Schrift von deren Herausgeber selbst vorgeschrieben ist, nicht selten vermißt wird – wären dieses Fehler zu

nennen? In den Handlungen bedeutender Menschen spricht sich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geistiges spiegelt sich allein in der Gesinnung ab, welche sie von sich und ihren Taten den Zeitgenossen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeschreibung ist ein doppeltes Gemälde: das des Malers und des Bildes. Bei Zeitgenossen zumal, deren Geschichte in das Dasein der Mitlebenden eingreift, ist ein reines Auffassen ihrer Natur, das von dem Einfluße der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, fast unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieser Schrift bekannt sind, werden es einsehen, denn sie müssen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeschreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenossen bald durch kühle, berechnete Kunst, bald mit unbewußter leidenschaftlicher Wärme der Ansicht des Lesers eine bestimmte Richtung hat gegeben werden sollen. Dieses wird besonders sichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Teilen geschah, das Leben *eines* Zeitgenossen von verschiedenen Erzählern wiederholt dargestellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebnissen der Ansichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menschen nicht bloß durch sein äußeres geschichtliches Wirken, sondern auch durch die Anschauung des Beobachters seinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft ist eines der vorzüglichsten unter den bisher erschienenen, und die Darstellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenstände nie zurück. Die schöne Reihe der Zeitgenossen beginnt:

Freiherr von Albini. – Tätig in Geschäften, mutig in Gefahren, betriebsam in Unternehmungen, im Ausführen schnell, bedächtig im Rate – so war Albini, eines Deutschen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerst gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre später, Deutschland seine Rettung

dadurch fand, hatte ein undankbares Geschlecht, wie schon jetzt die Einrichtung selbst, so damals deren Urheber vergessen. Durch sechsundzwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menschen, und der Mensch starb am Höfling. Wie bedauernswürdig, daß selbst ein solcher Mann die Geringschätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringschätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogtum Frankfurt auseinanderging, erfahren mußte, die Entziehung seines Gehaltes, die Geschäftslosigkeit, der man ihn hingab, untergrub seine Gesundheit und tötete ihn. Er war nur einer der vielen, die, so oft eine bürgerliche Gesellschaft sich umgestaltet, als Opfer schwachsinniger und von kindischen Trieben beherrschter Kleinbürger fallen, weil sie, mutige und starke Männer, die auch in einer schlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Not der Zeit angesehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menschen solcher Art werden zum Übergange aus einer schlechten Vergangenheit in eine bessere Zukunft als Brücken gebraucht und, wie diese, dabei mit Füßen getreten. Das Bild ist hart, aber das Vorbild ist noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneisenau. „Bis zum sechsundvierzigsten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preussischen Armee.“ So beginnt diese Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen; in diesen Worten läge ihre Quelle.

In der Darstellung des genannten Helden liegt eine seltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede ist rasch, scharf und treffend, fast wie ein Schwert. Über den dunklen Ernst ist manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohltut.

Charlotte, Prinzessin von Wales. – Mit dem kunstgewandten Pinsel des Malers wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargestellt. Keiner wird ohne bald freudige, bald schmerzliche Rührung das Erzählte lesen. Wenn Charlotte, als sie noch lebte, über das Weib die Fürstin vergessen machte, so muß ihr schneller Tod um so trüber und stärker die Erinnerung wecken, wie viel England an seiner künftigen Königin verloren. Denn sie allein, eine andere Elisabeth, hätte vermocht, das Reich von seinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem sie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jetzt nur noch der kalten Verfassung zugewendet sind, sich selbst angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher deutscher Jüngling, dem das seltene Glück zuteil ward, um die Liebe einer Fürstin wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das seltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. – „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unserer Zeit, den *Anfang* überall, die *Konsequenz* nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder sich verteidigen will, gibt es ein freies Volk und in allen Proklamationen die Freiheit desselben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, gibt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poesie und Prosa rühmt man Menschenliebe, Gleichheit der Rechte usw., aber schicke den Bettler vor dieses Apostels Türe, er – weiset ihn an die Polizei; stelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menschenwürde) um einen Grad tiefer stehst als er, an seine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet sich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, spiele in Schauspielen mit der Weihe und den heiligen Geheimnisssen

der Religion, sprich in Romanen von beschaulichem Leben und Gebet, – man ist entzückt, man preiset und bewundert dich, aber spotte mit einem Leben voll niedriger Ausschweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn sonst – spottet man deiner. – Als der Mystizismus, der in Werners Gemüte lag, sich erst durch Wort und Schrift aussprach, war jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüstes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann und sich auch im äußern Leben zu erbauen suchte, was ihn in stillen Träumen vorgeschwebt, da – war man überrascht und alle Welt schrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener."

Wirksamer als die Inbrunst, von welcher der Verfasser dieser Lebensbeschreibung voll ist, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung sein, um noch viele, so wie sie es bei mir getan, aus der gemächlichen Ansicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu teilen, daß die *Intelligenz* „ein leeres taubes Gebäude" *und die gesunde Vernunft* „ein ohnmächtiges Ding" sei. Diese Frau ist eine erhabene Naturerscheinung, die mit Entsetzen, nicht eine freie sittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe, die sie lehrt, das ist die *Fäulnis*. Nur wer krank ist an Geist und Leib, vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Ursprung einet. Der selbständige Mensch gibt sich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in *sich* auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden, ist ein schlimmes Zeichen, daß sie not tun, ein noch schlimmeres von dem Siechtume der europäischen Welt. Für eine *glückliche* Zukunft gab es nie Propheten. Es tut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer listigen

Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der stets in meinem Sinne mit Spott dieser Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks selbst nur ihres geschriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte – da ward es mir klar, wie furchtbar es sein müsse, wenn die Macht des Glaubens sich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menschheit wünschenswerter wäre, daß in jenem *heiligen Bündnisse* nur Lüge und Falschheit möchte sein als Wahrheit, Treue und ernster Wille.

8.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf

Frankfurt a. M. Andreäische Buchhandlung. 1819.

[1819]

Alle Regierungskunst bis auf unsere Zeit bestand darin: daß man jedem einzeln[en] Bürger weismachte, er sei sehr schwach und krank und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm helfen, so irre er sich, denn diese wären auch allesamt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen Schritt ohne Führer tun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man mild und weise eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da sie bloß zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläserne Beine zu haben glaubte und aus Furcht, sie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Not und peitschte das deutsche Volk; es lief, sah mit Verwunderung, daß seine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern ist diese Heilung, die sie außer Dienst setzt, nicht willkommen, und darum bemühen sie sich, dem Volke wieder seine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüstern. Das Turnen, welches keine neue Kraft gibt, aber den Besitzern

der Kraft den Schatz verrät, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unterherren darum sehr verhaßt, und sie eiferten dagegen. Die scheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunst werden in der angezeigten Schrift unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfsinn und mit einer Menschenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargetan, wie das Turnen dem Geiste jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur festen Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Übung der Kraft gewonnene Ausbildung derselben der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. „Die Schwäche revolutioniert, nicht die Kraft." ... „Der Furchtlose weigert sich weit seltner des Gehorsams als der Argwöhnische, der immer den Kürzeren zu ziehen besorgt."

„In unsern Tagen wittert die Politik hinter jedem Busch einen Revolutionssüchtigen." ... „Nicht der Übermut der Jugend, nicht der Volksdespotismus, der Gelddespotismus ist den Thronen gefährlich. ... Durch eine übertriebene Schätzung des Handelns haben die Staaten sich zu erheben gesucht – durch den Handel, wenn er sich zu einem Verein gestaltet, werden sie untergehen." Widerlegt das, wenn ihr könnt!

Der zweite Teil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht soll entscheiden, ob der Zweikampf zulässig sei, und dieser dann öffentlich gehalten werden. Das Übel scheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unsern strengen Monarchien, die das Altertum weder kannte noch ahnete, haben die Bürger, gleich Münzen, einen Nennwert, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die *Ehre*. Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Wert und muß sich jeden Augenblick von neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der

Ehre im geselligen Umgang von so großem Werte, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beschwerliche vorgängige Untersuchung, nach Maß unseres innern Gehaltes angenommen und geschätzt werden. Die Verletzung dieser Ehre ist daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurteilen gegründetes Übel, und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, so wäre es grausam, das Heilmittel zu untersagen, solange man nicht versteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Altertums war dieses anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle seine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe – wir kennen nur Hof- und Standesehre.

Nachfolgendes ist vielleicht manchem Leser unbekannt, so wie es mir war. „Wer in Amerika einen andern fordert oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, seine Güter fallen dem Staate anheim; ist er verehelicht, muß er sich scheiden lassen, hat er Kinder, so bekommen sie Vormünder, steht er einem Amt vor, ist er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtsame, die ihm bisher in Anspruch zu nehmen vergönnt war, ist er für verlustig erklärt." Dieses Gesetz mag wohl selten in seiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika sehr häufig sein sollen.

9.

Die gute Sache

von Heinrich Steffens.

Eine Aufforderung, zu sagen, was sie sei, an alle, die es zu wissen meinen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin. Leipzig, 1819.

[1819]

An alle, die es zu wissen meinen! Es scheint in diesen Worten etwas boshaft Neckendes zu liegen, aber es

scheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift selbst geführt wird, hat nicht den leisesten Anflug von Tücke oder verwundendem Spotte. *Die Begegnisse in Berlin,* auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweise der alten, unzerstörbaren deutschen Pedanterie. Es hängt diesen armen Menschen Blei an den Füßen. Die Schlechten sind sklavisch gesinnt und wollen nicht von der Stelle; die Bessern ahnen, was Freiheit sei und sind lüstern darnach, aber plump und schwerfällig, erheben sie sich nicht höher über den Boden als jene. Immer dieselben! Mögen sie bei Hofe an einem Galatage oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es ist der ewige rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie sie an toten Formeln, an mathematischen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für sie zu einem gemeinschaftlichen Ziele auch nur *einen* Weg gibt! Wie sie um die Mittel den hohen Zweck vergessen! Sie haben unter den Verteidigern der guten Sache eine soldatische Zucht eingeführt und üben strenges Kriegsrecht aus. Begegnen sie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeschrei nicht kennt, so stoßen sie ihn sogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes gewesen sein als ein *Spion*? Und wäre dem auch so; wer besonnen ist und gerüstet, fürchtet keinen Verrat und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und Tat für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder und *betete* für die Streiter. Ist er darum der Fahne untreu geworden? Er *glaubt*, ihr *handelt; sein* Reich ist im Himmel, das *eure* auf Erden. Jedem, was er will, solange er den Willen anderer ehrt – das ist die *Freiheit*. Warum lästert ihr ihn, warum scheltet ihr ihn einen Abtrünnigen? Er kann irren (und er tat es stark); aber was Irrtum scheint dem befangenen Blicke, das ist Wahrheit dem Weltgeiste; die Leidenschaften der Menschen bilden die Ver-

nunft der Menschheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenschein zur Befruchtung der Erde gebraucht: so dienen der Geschichte, wenn sie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laster nicht weniger als Verstand und Tugend. Für alles, was Steffens Falsches in seiner Schrift gesagt haben mag, verdient er schon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir *für* die gute Sache zu tun vermögen, ist selten so fördernd als dasjenige, was Übelwollende *dagegen* zu tun streben." Darum mutigen Kampf den Übelwollenden, aber keine Verwünschung; *nur* die Schwäche gebraucht sie.

Was ist die *gute Sache*? Ein jeder hält die seinige dafür. Das ist verzeihlich, solange man auch andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutsche, wohl gar nur eine preußische; und dazu gehörte, daß die Franzosen ihre Heloten sollten sein. Von dieser Torheit sind sie wohl zurückgekommen, und es ist ihnen jetzt klar geworden, daß die gute Sache nichts anders sei als die Freiheit aller Völker und deren Verteidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußischen Vaterlandsfreunde, die er die *„Fichtische"* (nämlich die Richtung) nennt. Sind euch die französische Revolutionsgeschichte und der deutsche Befreiungskrieg demnach nichts anderes als mißratene Kompendien der Philosophie, so fertigt sie in der Literaturzeitung ab und mischt euch nicht in die Händel der Welt. Selbst die *Ultras* in Paris lachen euch aus und können euch nicht brauchen; denn sie wissen besser als ihr, was sie zu tadeln und zu ändern haben an dieser Zeit.

Steffens sagt, er habe „das Verwirrende des Jahrhunderts schon lange erkannt" und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieses zu beweisen, führt er eine Stelle aus seiner Schrift *Über die Idee der Universitäten* an, worin

ɘr der Jugend unter andern sagt: „Nicht in der Über-
ɘinstimmung mit der äußern Welt, sondern in der
Übereinstimmung mit euch selbst, die euch keiner rau-
ɔen kann, liegt die Wahrheit eures Daseins und mit die-
ser die Freiheit." Man muß gestehen, daß in der Schule
les Verfassers herrliche Volksvertreter und die den Mi-
ıistern Stand halten können, gebildet werden müssen!
Wer sich um die äußere Welt nicht bekümmert, der ist
ıllerdings frei, aber es ist die *Freiheit der Toten.*
,Was mir, dem Gelehrten (sagt der Verfasser), der *über
las Wesen des Staates Untersuchungen anstellt,* Sorge
nacht, ist ...... jenes *irdische Streben,* das Heiligste
lurch äußere Mittel zu erlangen." Ein akademischer
Lehrer, dem jedes irdische Streben Sorge macht, sollte
iber das Wesen der Staaten keine Untersuchungen an-
stellen, sondern Professor der Theologie sein. Die bür-
gerliche Gesellschaft ist eine irdische Anstalt und hat
mit dem Heiligen nichts gemein. Kann sich jemand
ɘinen Himmel denken, in dem es Adelige, Polizeidiener
ınd Soldaten gibt?
Der Verfasser bemüht sich, in kurzen Sätzen darzustel-
en, was *ihm* die gute Sache sei. Denn (sagt er mit Recht)
ɘs „dünkt uns nichts notwendiger und wichtiger, als je-
ıes schwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache
zum klaren und deutlichen Erkennen zu steigern". Aber
las, was diese und jene die gute Sache nennen, sei nich-
iger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehor-
sam in Gefahr glauben und von der Bildung der Völ-
ker zur Freiheit eine Auflösung aller geselligen Bande
ɔefürchten, nennen das, was sie erhalten wollen, die gute
Sache, *wie sie es an und für sich allerdings ist.*" (Wirk-
ich? Also *Zucht,* welche eine aus Furcht vor *Züchtigung*
ɔefolgte sittliche Lebensweise ist, die Erhaltung dieser
gehörte auch zur guten Sache?) „Diejenigen, die für die
Freiheit leben, nennen diese die gute Sache ... Aber

beide sehen nur *ihre* gute Sache, sie sehen sie nicht al
eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völliger
Rücksichtslosigkeit entspringende, nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befestigende, vielmehr als eine solche, die der *irdischen, kümmerlichen Sorge unterliegt* und furchtsam herumspäher und horchen muß."

Ich will nicht darauf sinnen, wie ich diese schwindelnde in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfasser vor unserer handfesten guten Sache gibt, bestreiten soll, dieses würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siechmachende und Ertötende in jenen theologischen Ansichten des Bürgerlebens ist nicht sowohl das darin enthaltene Falsche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen rätselhaften Worten verkündigt, hierdurch der schlichte Menschenverstand irregeführt und besorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege sei. Wenn das die gute Sache nicht ist, welche *der irdischen kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtsam herumspäht und horcht*, sondern jene welche nur durch *festen Glauben und Vertrauen auf Gott* zu retten und zu befestigen ist, warum bemühen sich die *Gläubigen*, die *Ungläubigen* zu bestreiten? Ist dieses Bestreben nicht auch eine *irdische kümmerliche Sorge?*

Von den Sätzen des Verfassers, worin er seine Ansicht der guten Sache ausspricht, will ich einige mitteilen, sie teils bestreitend, teils dem Urteile der Leser überlassend.

„Der Grundirrtum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staates ist der, daß die Menschen ursprünglich ein gleiches Recht auf die irdischen Güter haben."

Mir scheint diese Ansicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grund*wahrheit* zu sein. Gleich verteilt waren niemals die Güter der Erde, und sie können es nicht werden denn die Natur selbst stattet die Menschen bei ihrer

Geburt mit Kräften des Geistes und des Körpers *ungleich* aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird also hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte besteht darin, daß jeder seine Kräfte soll gebrauchen dürfen, um seinen Besitz zu erweitern. Darum keine bevorrechteten Stände, welche die Zeit oder den Raum der niedriger Gestellten beengen.

„Ohne Zünfte keinen Bürgerstand, ohne unveränderlichen, persönlichen Besitz keinen Adel.“ Wahr; aber eben darum keine Zünfte und keinen persönlichen Besitz, weil es keinen Bürgerstand und keinen Adel geben soll. Alle Staatsbewohner müssen gleich sein. Man durchwandere die ganze Weltgeschichte und sehe, ob die Zwingherrschaft, welche bald von den Fürsten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas anderem ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden als in einer Verschiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

„Zensur ist Leibeigenschaft des Erkennens, Beschränkung des heiligsten Eigentums, absolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates.“ In Kuhschnappel lacht man über solche Reden.

„Ein jeder nicht konstitutionelle Staat ist ein interimistischer.“ Es ist ungemein erfreulich, daß es der Verfasser durch solche Sätze mit denen verdirbt, welche geneigt sein könnten, einige seiner Lehren zu mißbrauchen und ihn zu den ihrigen zu zählen.

„Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Anerkennung der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.“

„Der Heiland ist die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigentümliche Natur in ihrer Art bestätigt und befreit, Kirche und Staat sind eins, und *jede freie Verfassung christliche Theokratie.*“

„Worauf alle Zeichen der Zeit deuten und alle Verwir-

rung der irdischen Verhältnisse, ist *Einheit des Protestantismus und Katholizismus.*" (*Ganz* wahr, aber nicht die *ganze* Wahrheit!)

„Die Neigung zum Despotismus erstirbt nie, und stets bewaffnet muß in jedem erscheinenden Staate der wahre Bürger über seine Freiheit wachen, denn jede Erschlaffung erzeugt Unterdrückung."

„... nachdem *ein* verblendetes Volk versucht hat, aus *irdischer Weisheit* das Rätsel des geselligen Daseins zu lösen, und in dem *törichten Versuche* seine eigene *Vernichtung* fand, will in Deutschland die tiefer sinnende Betrachtung die wahre Stätte suchen, und wird sie finden." *Sie wird sie nicht finden;* auf dem Wege, der in dieser Schrift vorgezeichnet ist, wahrlich nicht! Von welchem Volke redet der Verfasser, das in törichten Versuchen seine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem französischen? Der Himmel schenke dem deutschen Volke solche irdische Weisheit, verleite es zu solchen törichten Versuchen und führe es zu einer Vernichtung, wie sie Frankreich gefunden!

10.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820

Par Raoul-Rochette, Paris, 1822.

[1822]

Ich lese Schweizerreisen über alles gern. Für uns mageres, gerupftes Volk, das sich seine funfzig Jahre um den Bratspieß der Gewohnheit dreht und langsam schmort, bis es gar geworden für die Würmer, ist es eine himmlische Erquickung, die heiße Brust an diesen Gletschern zu kühlen, das schläferige Ohr am Getöse dieser Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in diesen hellen und reinen Seen zu waschen, — ist es die süßeste Schadenfreude, diese Berge, Lawinen und Wasserfälle zu sehen, die so

unzünftig hausen, die sich das Meisterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geschenkt, die alles dürfen, was sie wollen, alles wollen, was sie können und alles können. Glücklich wer in Chamounytal geboren, oder auf Sicilien, oder in Kamtschatka, oder in den Raubstaaten, oder in Pennsylvanien; glücklich wer ein Prinz ist, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude – aber ein Deutscher zu sein, und ein Bürgersmann, der sein Auskommen hat, und ein gescheuter Mensch und ein guter Christ zugleich, das ist des Langweiligen viel zu viel! Es müssen daher unsere sehr argen Feinde sein, die uns eine gedruckte Schweizerreise mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette ist auf das beste zu empfehlen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die meisten übrigen Reisenden durch die Schweiz immerfort schmächteln, als säßen sie in der Jasminlaube eines arkadischen Gärtchens und selbst auf den Bergen des ewigen Schnees zu Butter zerfließen, aus der das Augennetz des Lesers mit Not etwas Solides fischt! Das Herz eines echten Mannes ist nicht ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landschaften der Schweiz, wie es sich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben sein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verstand nicht daheim, um ohne Gepäck ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz nicht bloß als einen Gegenstand der Landschaftsmalerei; auch die bürgerlichen und religiösen Verfassungen des Landes, auch die Geschichten, das häusliche Leben und die Geistesbildung der Schweizer weiß er aufzufassen und darzustellen. Daß er dieses alles darstellt, ist ein Verdienst, welches die Art, wie er es darstellt, nicht völlig aufhebt. Wie sollte es der schwache Mensch ändern! Er reise nach Canada, nach Otaheite oder nach

Paris, er wird überall nur sich selbst finden; das süße Ich streut sich auf allen seinen Wegen aus, und der letzte Kleinbürger reist ganz wie ein König, nur mit dem Unterschiede, daß er allein und sich selbst Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachsicht. Welch ein ängstlicher Anblick ist es aber, wenn man sieht, daß ein Mann von frischem Geiste, weil er sich vorsätzlich aus seinem Elemente geworfen, wie ein Fisch auf dem Sande nach Luft schnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieses Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkost sie, wo er sie findet; aber sooft er es tut, sieht er sich ängstlich um, daß ihn keiner darüber ertappe, wie er sein Mädchen küßt. Er ist ein *Ultra* – noch schlimmer, er will einer *scheinen*. In Deutschland erlaubt es das Naturrecht der Selbstverteidigung, die Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftsteller dort, der keine andere Freuden hat als häusliche, der oft jahrelang von einer Gans nichts als die Federn auf seinem Tische sieht und von einem Hasen nichts hat als das Herz, dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, sich endlich einen neuen Rock erschrieben zu haben, die unbarmherzige Zensur einen ganzen Ärmel wegschneidet – was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt und ihm Amt und Brot raubt? Er muß lügen oder sterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber ist es anders. Hier teilt die öffentliche Meinung nicht bloß Lorbeerkränze aus, sondern auch Reichtümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf sein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und sein Glück ist fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, gibt aber seinem Werke ein Verdienst mehr.

Wer die schwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht besitzen, der braucht nur diese Reisebeschreibung zu lesen. Denn sonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verraten, daß ihnen öffentlich geschmeichelt wird. Ich will einige Beispiele aus dem Buche anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geiste in den Netzen kleinlicher Gevatterschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis schreibt er: „Diese Stadt ist klein, aber alt und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Scharen von Pilgern hin; jetzt, da diese frommen Schätze im Lande selbst viel von ihrem Werte verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. *Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Spekulation und Irrung, die gar nicht so interessant ist als die erstere... Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu sein, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren oder ein Heiligengebein zu küssen.*" – – Die demokratische Verfassung des Kantons *Zug* zu tadeln, dazu war der Verfasser nicht unverständig und nicht falsch genug. Er lobt sie, springt aber wie über heiße Kohlen durch sein Lob, so daß er nur immer auf einem Fuße steht. „Man kann sich denken, daß bei einem solchen Volke die alte Staatsverfassung wenig Veränderung erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortschritte unter ihnen gemacht. Indessen haben diese braven Leute den-

noch dem Geiste unserer Zeit, die an die Wirklichkeit einer Konstitution nicht glaubt, wenn sie nicht gebührlich aufgeschrieben ist (unser ehrlicher Verfasser kann nicht begreifen, wozu die Wechselbriefe nötig sind!), und sich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt sind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freistaat *Zug* hat also, wie wir, seit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Hauptverfügungen dieser Charte aus dem vierzehnten Jahrhundert herstammen." (Diese Herren lieben keinen neuen Wein; möchten sie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) – – Von Zürich sagt er: „Die Regierung dieses Kantons war lange und ist noch heute eine der meist aristokratischen der Schweiz, ob sie zwar ursprünglich gegen die Aristokratie selbst gerichtet war; so sehr ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen seine eigenen Leidenschaften zu suchen." (Das ist sehr naiv. Das will sagen: die Kleinbürger haben alle Gegenstände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Aristokratie abgetreten, und diese war so großmütig, allen Lebenswein des Landes für sich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerschaft ja nie in Gefahr komme, sich zu übernehmen und ihrer Gesundheit zu schaden! Man kann für die Notwendigkeit einer Aristokratie unmöglich bessere Gründe geben.) – – „Die Walliser, ehemals in Ober- und Unter-Walliser geteilt, nämlich in Sieger und Besiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Gesetzen und auf dem Fuß völliger Gleichheit regiert. *Nieder-Wallis*, zur Teilnahme an der Souveränität gelassen, zeigt sich dieser Verbesserung würdig durch die Fortschritte, die es in sittlicher Bildung gemacht, durch die Tätigkeit, den Eifer und selbst durch die körperliche Veredlung seiner Bewohner. Es ist bemerkenswert, daß die Zahl der Kretinen in den

Zehnten Saint-Maurice, Monthey und Martigny sich vermindert hat seit dem Augenblicke, da diese Zehnten frei geworden. *Daraus kann man schließen, daß die Freiheit, welche hier die Menschen gesünder und besser macht, nicht die nämliche ist, welche sie andern Orts zu Rasenden und Dummköpfen umschafft.* (Wie geschickt sich der feine Herr zwischen zwei Stühle setzt! Was müssen das aber für Menschen sein, die sich mit solchen zweideutigen Komplimenten abfinden lassen!)

Jetzt haben wir ein anderes Wort mit dem Herrn Raoul-Rochette zu sprechen. Dieser junge Mann, der wahrscheinlich nicht mehr von der deutschen Sprache weiß als die meisten seiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutsche Setzerlehrling von der französischen; er, dem es nur darum gelungen, in seinem Werke viel Gutes und Schönes zu sagen, weil er einen kleinen Schatz deutschen Geistes besitzt; er, vergessend, daß der geistreichste und beredsamste aller französischen Schriftsteller, *Rousseau*, nur mit der Sprache den Franzosen angehörte – er spricht von uns so leicht hin, als spräche er über ein neues Vaudeville von gestern abend. Ja großmütig ist er sogar, er will den Deutschen nicht alles nehmen; *ausgeartet* nennt er sie. Über die kindischen Begriffe, welche die Franzosen von Deutschland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher liegen als ihr Standpunkt, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines *Volkes* etwas Ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu schenken, sie *nehmen* sie sich. Eine Pflanze mit tausendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber *Unkraut* ist eine solche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzosen zum Lobe nachsagen, daß sie sich täglich stärker destillieren. Die ganze *Oberfläche* des menschlischen Wissens haben sie nach allen Richtungen durchgangen,

und jetzt fangen sie an, in die Tiefe zu arbeiten. Sie tun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber sie tun es. Schon buchstabieren sie den lieben Gott und haben eine Ahndung von der himmlischen Natur der Dinge. Mit langsamen und verschämten Schritten, wie in der ersten Liebe, nähern sie sich der Romantik in Wissenschaft und Kunst. Sie haben es schon dahin gebracht, Mozart links neben Rossini zu stellen. Einer ihrer geistreichen Schriftsteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariser italienischen Oper gehalten, gesagt: „Was ist das für eine Aufführung! warum so schlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir solange die *Gazza Ladra* und *Don Giovanni* nicht gesehen? Pfui!"
Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutschen spricht. Da hat er ein Kapitel über *Johannes von Müller;* und es ist wahr, er hat diesen herrlichen Mann ganz zu würdigen verstanden. Zwar scheint er von allen dessen Schriften nur die Briefe an Bonstetten zu kennen, die in französischer Sprache geschrieben; aber gleichviel, wenn diese hingereicht haben, ihm den Geist und das Herz des großen Geschichtschreibers aufzuschließen. Müller ist noch nie schöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfasser geschehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzose war, sagte er folgendes: „Sooft ich ihn las, erstaunte ich über die Achtung, die er den Deutschen einzuflößen wußte, und das beweißt, daß man an der menschlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geschichtschreiber von so gründlichem Geiste und so gesündem Urteile, der seinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage und seinem Stile nur die Vernunft zum Schmucke gibt; der weder in den Tatsachen noch im Ausdrucke der Einbildungskraft etwas zu Gefallen tut; der über alles laut seine Anhänglichkeit für die alten Grundsätze der Regierungen und seine Ehrfurcht vor religiösen Institutionen

bekennt; den nur eine einzige Leidenschaft beseelt, die für Wahrheit und Recht – wie konnte ein solcher Schriftsteller Leser bei dieser deutschen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art so töricht ergeben ist, die sich mit ihren Philosophen in die Regionen der abstraktesten Metaphsik versteigt; die unter noch weniger achtungswerten Führern zum Umsturze jedes positiven Glaubens hinrennt und ihre Urteilskraft so kläglich mißbraucht, daß man sie neulich in den hochherzigsten Gesinnungen die Mittel finden sah, den Aufruhr zum Rechtsgrundsatze und den Meuchelmord zum Heiligenverdienste umzuschaffen?" ... Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutsche Studenten in den Alpen begegneten, sagt er von diesen: „Wir sahen sie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launische Wind bald hier und bald dorthin führte." — — Gäbe es zwischen Metz und Bayonne nur zehn Franzosen, welchen dieses, was ich da schreibe, zu Gesichte käme, und unter diesen zehn wären nur drei, die deutsch, und unter diesen dreien wäre nur einer, der Deutsches verstünde, – würde ich mir die Mühe geben, dem Herrn Raoul-Rochette auf seine Reden zu antworten.

11.

Les Cabinets et les peuples,

depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822
Par M. Bignon. Paris 1822.
[1823]

Die Verrichtungen der menschlichen Seele sind alle dem Bewußtsein und der Willkür unterworfen. Schlimm, daß es so ist! Wenn es anders wäre, wenn der Geist gleich dem Körper Organe hätte, die ohne Willen und Wissen des Menschen tätig wären, dann könnte man die Wahr-

heit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geschmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, so bleibt uns nichts übrig, als erst zu reden, dann zu schweigen, dann die Achseln zu zucken, dann die Kranken sterben zu sehen und endlich, wie es wahren Christen geziemt, von den Toten nichts als Gutes zu sprechen. Es muß daher gewissen Personen sehr angenehm sein, Böses von sich reden zu hören, weil ihnen dieses beweist, daß man sie noch unter den Lebenden zählt.

Über Minister im allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den ersten darf ich nicht sagen; den andern aber, als jenes Gegensatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: – man sollte nie einen Minister *absetzen*. Ambulante Legitimität = stationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche seit dreißig Jahren Minister waren, es nicht mehr sind und wieder werden wollen, sind sehr gefährliche Menschen; sie schwatzen aus der Schule. Sie sagen uns freilich nichts, was wir nicht schon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: seht, wir haben nichts *Neues* erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Türe, wie es Lakaien zu tun pflegen, uns von den Angelegenheiten unserer genädigen Herrschaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr versteht nichts von solchen Dingen, das will schon im Mutterleibe gelernt sein, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind gewesen, kann niemals ein Staatsmann werden!“ Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligste gesehen, und reden gerade so, wie wir gesprochen. Ist das nicht schlimm? Da ist Herr *Bignon*, der lange Minister gewesen und die Höfe kennt, die deutschen zumal. Er spricht in seinem Werke nicht an-

ders als die Plebejer auch, nur daß er seine Worte etwas feiner zu stellen weiß. Sein Buch ist eine diplomatische Note an die Völker, die Revolution im Kanzleistil. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Metapolitik, sondern Experimentalpolitik, und mit den Augen ist schwer zu streiten. Ob das schlimm ist!
Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongresse von Verona. Endigen wir auch damit. Also wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich sprechen. Was nützt alles Schreiben? Goethe lehrt:

– – – – Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.

12.

Les Loisirs d'un Banni

par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris 1823.
[1824]

Arnault war einer jener achtunddreißig, die, beschuldigt, Napoleons Rückkehr von Elba begünstigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden sind. Solche Strafen sind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an allem ist, sich nicht fangen läßt, so bleibt nichts anderes übrig, als ihn *in effigie* zu richten – und der Mensch ist sein Ebenbild. Aber es ist gar nicht in der Ordnung, sich in

seinem Mißgeschicke so wild und untröstlich zu gebärden, als es Arnault getan. Geht man in eine Menagerie, dann sieht man dort alle eingesperrten Tiere sich heftiger oder gelassener gegen ihre Gefangenschaft sträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, ist boshaft und wird ausgelacht. Nur *ein* Tier bleibt still, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal seine Wächter; aber es ist der Löwe! Die Pariser sind gar zu verwöhnte Menschen. Einige Jahre in der schönen Stadt Brüssel wohnen zu müssen, das nennen sie unglücklich sein! Würde einem Deutschen die Miete aufgesagt, er aus seinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Straßburg, nach Basel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm sonst nichts fehlte. Ja mancher wäre sogar imstande und spräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe sie verdammt, dort zu bleiben."

Während Arnault in Brüssel lebte, schrieb er Artikel für den *Vrai libéral.* Diese gesammelten Artikel sind es, welche die zwei Bände der *„loisirs d'un banni"* ausfüllen. Der Vizekanzler Strube tändelte in seinen *Nebenstunden* mit der Gelehrsamkeit, die ihm abends eine Braut war, nachdem sie ihm den ganzen Tag eine Frau gewesen. Aber solcher Art sind die Erholungsspiele Arnaults nicht. – Leichte Quincaillleriewaren, oft artig, selten von Wert. Aufsätze wie fogende: vom Stocke, vom Teufel, von den Hörnern; die Perücken, das Fluchen, das Schrittschuhlaufen; von der Geistlichkeit, von den Jesuiten. Da Arnault als Franzose recht gut die Klugheitslehre kennen wird: *il ne faut pas éveiller le chat qui dort* – muß wohl die Katze wieder aufgewacht sein, weil er so unbändig hinter den Jesuiten her ist und sie mit Schwefelsäure begießt. Doch vielleicht ist es nicht so schlimm; Arnault voltairisiert gern und heuchelt Gottlosigkeit, so

oft er kann. Ein komischer Herr ist auch Herr Imbert, der Herausgeber dieser Sammlung. Er hat sie, anfänglich ohne Wissen, später gegen den ausdrücklichen Willen Arnaults veranstaltet und ist noch dabei so naiv, die Protestation, die Arnault durch einen Notar ausstellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert ist das Motto, das er dem Werke gegeben:

Ton écorce n'a plus d'odeur,
Ta feuille, hélas! paraît flétrie;
Bel arbre, d'où vient ta langueur? ...
– Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid unter den wilden Geten in einem Treibhause, daß er dort nicht minder schön gedichtet als früher in Rom? Die Muse sucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

13.

De l'Éducation,

par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Théâtre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale

Deux Volumes, Paris, 1824.

[1824]

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Wert den Mangel äußern Glanzes reichlich ersetzt, Madame Campan wollte nur nützlich sein, und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher andern gewesen wäre. Alte Erziehungsregeln, die sie gibt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften, wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen, auf sich selbst zu achten; denn

die, welche die Verfasserin erteilt, sind solcher Art, daß sie, in beharrliche Ausübung gebracht, die Selbsterziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht sind einige unter ihren Grundsätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch selbst diese würde man in ihrer Anwendung höchstens fruchtlos, nie aber schädlich finden.

Gibt es eine Lehre, in der sich ihr Lehrer abspiegelt, so ist es die Wissenschaft der Erziehung. Rousseau mußte sein Herz haben, um seinen Geist zu haben. Man versteht die Kinder nicht, ist man nicht selbst kindlichen Herzens; man weiß sie nicht zu behandeln, wenn man sie nicht liebt, und man liebt sie nicht, wenn man nicht liebenswürdig ist. Madame Campan, in ihrem Erziehungsbuche, bewährt sich, wie wir sie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erscheint als eine sehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das, männlich nur in Leiden, besser als viele Männer verstand, in eine wilde Zeit von dem Ufer der Besonnenheit hinauszuschauen; das *gelernt* und *vergessen,* und wohl wußte, was des Weibes höchste Würde ist. Denn nur darum ist es ihr gelungen, die *Königin* Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil sie für das *Weib* in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung. Nur diese allein ist freier Leitung hingegeben, und Fehler in ihr sind, weil leichter zu vermeiden, schwerer zu entschuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und selbst die strengste und sorgfältigste Erziehung vermag nicht die äußern Einflüsse von ihm abzuhalten. Auch soll sie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich ist, *für* die Welt erzogen, daß er sich ihr schmiege; werde er, wie es Pflicht wäre, *gegen* die Welt erzogen, daß er ihr widerstehen und sie beherrschen lerne – immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knabens und sie ändert sich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebil-

det, und diese wechselt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo sie aufhören häuslich zu sein, hören sie auf Frauen zu sein. Dann mögen sie zusehen, wie sie sich zurechtfinden in einem fremden Gebiete; dann verdienen sie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe, wenn sie straucheln, kein Mitleid, wenn sie fallen. Und sie fallen immer, härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug sich zu rächen; sie hat böse Zaubermacht genug, ein liebvergessenes Weib aus Mißgestalt in Mißgestalt bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Lasterwirtschaft einer Spionenherberge führt.

Der erste Band des Werkes enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderst wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die *mütterliche*, weil sie von der Mutter ausgeht und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobei ganz andere Grundsätze als bei der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit vollständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend, alte Regeln mit neuen Gründen zu verteidigen. Die „*Conseils aux jeunes filles*" bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eignes Werkchen, bestimmt, jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen, wohltätigen Gesinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält als das Lob des eignen Her-

zens, gefiel sich, junge Mädchen, die zum Dienen bestimmt sind, mit dem bekannt zu machen, was sie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu tun und zu unterlassen haben. Sie hat in ihre Moral Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beispiele von Dienstmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen Wohlstand, häusliches Glück, angesehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zusammenhängendem Vortrage, ist doch in kleine Abteilungen getrennt, weil es bestimmt ist, in untern Schulen den jungen Schülerinnen stückweise in die Feder diktiert zu werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man diesen Teil des Werkes der Madame Campan besonders in das Deutsche übersetzen und das Büchelchen zu seiner angegebenen Bestimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre selbst betrifft, ist vielleicht besser, sie deutschen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutsche Übersetzung, verbunden mit dem oft so unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abschrekkendes doktorales Ansehen geben. Auch würde die größere Aufmerksamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache liest, hier dazu dienen, daß sich Mütter das Gelesene tiefer einprägen. Der zweite Band des Buches enthält, außer einigen moralischen Versuchen und einer anziehenden Novelle, sieben Kinderkomödien, die sehr gut sind in ihrer Art, wie es hierin der französischen Literatur auch an ältern Mustern nicht fehlt. Sie sind zum Teil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anstalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären sie auch an deutschen Mädcheninstituten zur Übung in der französischen Sprache nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieser Komödien ist ganz so, wie sie sein muß, um Kindern faß-

lich zu werden, nämlich solcher Art, daß sie lehrt: die Tugend sei tüchtig; nur solche Leiden müsse man ohne Murren tragen, die Gott schickt, nicht die, die von gottlosen Menschen kommen; die wahre Tugend bestehe nicht in Dulden, sondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerschrockene erwerbe früh oder spät, aber unausbleiblich, irdischen Vorteil und irdisches Glück.

14.

Der Mord Augusts von Kotzebue

Freundes Ruf an Deutschlands Jugend,
von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.
[1819]

Die Musen reden auch kosakisch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht ist dieses die Sprache des Olympischen Hofes, deren er sich nur mit Adeligen bedient. Herr Baron Fouqué erzählt in seinem *Vorworte,* das kurz, im Stile des Tacitus, geschrieben ist: er habe seinen Freund Z–e, der ihm „diesmal so herrlich vorausgeritten in den Kampf", „*Hurra!*" rufen hören, und sogleich seien „die Tränen der Tatenlust" in ihm aufgestiegen, und er wäre nachgeritten. Er sei freilich etwas spät gekommen, welches aber nicht seine Schuld gewesen.
Er macht kein großes Geheimnis daraus, wie er zu seiner jüngsten Begeisterung gekommen:

> – – Der sangeskräft'ge Geist
> Regt sich mir auf, schwingt seinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen „*Lieb'und Glaube*":

> – – segnend quoll
> Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
> Es weihend mit dem Siegel *ew'ger* Kraft.

Mit den *ewigen Kräften* haben wir alle seit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt, und wir wissen, welcher Natur solche Ewigkeiten sind. Unser Dichter wendet sich mit seinem Freundesrufe an die „teure Jugend Deutschlands", welche er ein „Blumenbeet" nennt, das „gediehen aus der Wahlstatt blut'gem Grund", reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntschaft, ob er zwar schon im Befreiungskriege 36 Jahre alt gewesen und er jetzt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz sei aber noch jugendlich frisch,

– – ob oft auch überwebt
Von tiefer Wehmutschleier Nebelgrau! –

Er geht weiter und sagt der deutschen Jugend, er wolle mit ihr gemeinschaftlich den *Erbfeind* bekämpfen. Diese fragt, wo sich der Erbfeind aufhalte, und wer er sei? Sie muß raten. Der Türk? Nein!

Der starrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

Die Franzosen? Auch nicht; die sind unschädlich gemacht.

Doch der Bonapartisten freche Schar?

Ja, das ist der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo steckt denn sonst der Erbfeind? – Der Königlich Preußische Herr Major von Fouqué kommandiert jetzt:

– – *„Hand aufs Herz!"* –

Die deutsche Jugend, welche ein zartes, schüchternes Blumenbeet ist, wird ganz verblüfft über diesen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängstlich:
„Wie? Erbfeind in der deutschen Jünglingsbrust?" –
Nicht anders, Kinder! Da steckt er.

– Unser Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das ist der irdisch list'ge, gierige Geist,
Entsprungen aus dem glaubenlosen Hirn
Erdsücht'ger Menschen, er am Boden fest,
In schlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenseit sel'ges Licht.

Und so geht es weiter. Der Herr Baron macht ein schreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geisterstunde lesen, wahrscheinlich ist es auch nicht in derselben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erscheint der Erbfeind in Gestalt eines Gespenstes, das französisch spricht, weil die deutsche Sprache keine Worte hat für solche Greuel. Das Gespenst „krächzt“: *Egalité! — Unité* ... — Das ist aber immer noch der ärgste Erbfeind nicht; denn

– tiefer lauert ein Schlimm'rer noch:
Des Übels Wurzel, schädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menschen Sinn.
Er hieß *Voltaire*, als er auf Erden stand!

Ich will offenherzig gestehen, daß dieses *Alräunchen*, oder *Heckenmännchen* Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, so daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin und herzlich wünsche, er lebe noch, um alle unsere beklagenswerten Mystiker aus ihrem Somnambulismus zu wecken und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich – etwas spät – kommt die Ermordung Kotzebues zur Sprache. Der selbstbiographische Dichter singt:

– – Als ich zuerst
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meister, der mich lehrte, *söhnlich* treu,
Da war der Tote meines Meisters Feind, –

– – – –

– – treulich war auch ich ihm Feind!
Als späterhin mir die gereifte Kraft
Anwies selbsteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Tote gegenüber mir,
Mein ganzes Tun und Ringen seinem fremd.

Jetzt aber, da er tot sei, liebe er ihn sehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche und ruft, erst *Weh!* und dann *Heil!* aus verschiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué gibt sich prophetischen Trost, wenn etwa seine Fieberfaseleien sollten lächerlich gefunden werden:

Ja, sprützte solch ein kleiner Voltaire Gift
Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
Geflochten hat, und seine Stolbergs mir,
Sein Goethe mir bestät'gend festgedrückt
Auf meine Stirn . . .

so . . . wolle er auch seinen Kranz, sein Liebstes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er sagt, am ersten Ostertage diesen seinen *„Sangesspruch"* an die liebe deutsche Jugend, welche ein Blumenbeet ist, erlassen. Die Leute, die an diesem Feiertage spazieren gegangen sind, haben etwas Klügeres getan. Der deutsche Satan hat einen Zug des Spottes in seinem Gesichte, welcher eine sehr wohltätige Erfindung ist, weil jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komischen Miene, und nicht an dem Pferdefuße des Teufels habe ich mich gehalten, als ich diesen *Freundesruf* Fouqués beurteilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre euch Angst geworden, Leser. Ein Wort nur. *Gegen* die Ermordung Kotzebues wollte der Dichter eifern? O Torheit! Gebt dem Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig solche Prediger wie Fouqué und heißt unterdessen die andern Redner schweigen – und in dieser Zeit sinken tausend blutige Opfer, und tausend von Glaubenswut berauschte Mörder fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

15.

Humoralpathologie

[1820]

Die Katze gehört zum edlen Geschlechte des Löwen; aber nur der Abschaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie ist ohne Mut, und darum ohne Großmut;

ohne Kraft, und darum falsch; ohne Freundlichkeit, und darum schmeichelnd. Der Tag blendet sie, am schärfsten sieht sie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, sie liebt nur das Steigen; sie hat einen Klettersinn und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich ist selbst ihr tückisches Knurren als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menschen, der sie wartet, nur dem Hause, worin sie gefüttert worden, bleibt sie treu. Eine entartete Mutter, frißt sie ihre eigenen Jungen. So ist die Katze! So ist auch der *Katzenhumor*, der in Hoffmanns *Kater Murr* spinnt. Ich gestehe es offen, daß dieses Werk mir in der innersten Seele zuwider ist, mag man es auch eben so kindisch finden, ein Buch zu hassen, das einem wehe tat, als es kindisch ist, einen Tisch zu schlagen, woran man sich gestoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbesondere, sondern über die darin fortgespielte mißtönende Weise, die auch in allen übrigen Werken des Verfassers uns beleidigend entgegenklingt, über die beständig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düstere und anschauernde Witterung will ich einige Worte sagen. Die Überschrift, welche diese Betrachtung führt, ein Wort, dessen Bedeutung die neuere Arzneikunst verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden soll, daß der *Humor* in den Schriften des Verfassers der Phantasiestücke ein *kranker* ist. Der gesunde und lebensfrische Humor atmet frei und stöhnt nicht mit enger Brust. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt sie nie vergebens. Er sieht von der Höhe auf alle Menschen herab, nicht aus Hochmut, sondern um alle seine Kinder mit einem Blicke zu übersehen. Was sich liebt, trennt er, um die Neigung zu verstärken; was sich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Versöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler und verzeiht die Heuchelei; denn

auch die Maske hat ein Menschenantlitz, und in der häßlichen Puppe ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet nichts verächtlich als die Verachtung und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit und der Tod durch des Henkers Schwert nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eignen Zorne, denn nur das Überraschende entrüstet, und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigne Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz, oder um zu demütigen, sondern um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er tröstet nicht, er unterdrückt das Bedürfnis des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödlich seien. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde sich geschlossen; Narben sind auch Wunden, die Erinnerung ist auch ein Schmerz; er glättet jene und vernichtet diese. Der Geist der Liebe haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht – er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menschen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geist der Liebe, der versöhnt und bindet und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben in den

Schoß der Muttersonne zurückführt, jener Geist – er kommt nie ungerufen – beseelt die Werke des Verfassers der Phantasiestücke nicht mit dem leisesten Hauche. Das neckende Gespenst des Widerspruchs, das jede Freude verdirbt und jeden Schmerz verhöhnt, steigt dort, von grauser Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchsten Gipfel, um uns tiefer herabzustürzen, und selbst sein Himmel ist ein unterirdischer. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnisvollen Wechselhaß, nicht um ihre verschwiegene Liebe zu verraten. *Kreisler* ist der Unglücklichste aller Verdammten. Er ist ein gestürzter Engel. Die Brücke, welche der *gute* Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der *entartete* nieder; die Harrenden auf beiden Seiten strecken sich sehnsuchtsvoll die Arme entgegen und verzweifeln um so mehr, je näher die Ufer sind. Selbst die Musik, diese Himmelskönigin, die er liebend verehrt, steht in unerreichbarer Ferne von ihm; sie hört seine Gebete nicht, und nie gab es eine mißtönendere Seele als die jenes *Kreisler*, der rastlos den Wohllaut sucht und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindsamkeit und Spott sind die beiden Pole, jene der anziehende, dieser der abstoßende des Humors. Aber nur in der Mitte ist der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo sie versöhnt zusammentreffen, da schmilzt die eine den Frost des anderen, oder der Spott kühlt säuselnd die Sonnenglut der Empfindung ab. Wenn sie aber auseinander stehen, ist die Empfindsamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launische Wahlverwandtschaft, die uns mit *einem* Stoffe verbindet und von tausenden trennt, – und der Spott wird zum Hasse. So in seine Bestandteile gespalten, erscheint der Humor in den genannten Werken, und ganz so, wie er dem Meister

Abraham tadelnd zugeschrieben wird, nicht „als jene seltene wunderbare Stimmung des Gemüts, die aus der tiefern Anschauung des Lebens in all seinen Bedingnissen, aus dem Kampf der feindlichsten Prinzipe sich erzeugt, sondern nur durch das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es ins Leben zu schaffen, und der Notwendigkeit der eignen bizarren Erscheinung. Dieses war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausströmen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte, rastlos verfolgte, bis in die geheimsten Winkel." Kreisler hat sich selbst das Urteil gesprochen: nicht anders ist sein eigner Humor. Ein zerrissenes Gemüt, ein alles zerreißender Spott. Seine Gefühle sind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froschschenkels an der galvanischen Säule, und der Friede seines Gemüts zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigsten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einschlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch seine harten Schmähungen, mit welchen er diejenigen verfolgt, die an musikalischen *Spielen* ihre Lust finden und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunst als heiligen Ernst zu fassen und auszuüben. Kreisler fordert unduldsam, seine Göttin solle, gleich dem grausamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künstler ausschließlich zugehören. Noch nie haben Priester den Tempel, den sie bewahren, Gläubigen verschließen wollen! Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in sinnigen geistvollen Worten – der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an und gibt jedem den Widerklang *seiner* Empfindung als Trost zurück. Das Gassenlied, das den rohen Gesellen hinauftreibt, ist so ehrwürdig als die erhabenste Dichtung Mozarts, die

ein empfängliches Ohr begeistert. Und welche Musik ist beglückender, die berauschende des wahnsinnigen Kapellmeisters, die als Bacchantin und Furie das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitscht, oder die sanft erwärmende, die still erfreut und täglich und häuslich genossen werden kann? Darf man eine Freude zerstören, weil man sie verwirft und nicht teilen mag? Warum gegen die musikalischen Tändeleien eifern, da durch sie allein die ernste Kunst fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunst und Wissenschaft nur die zusammengezogene Zahl vorhergehender kleinerer Zahlen ist, und da kein Gut an die Stelle des Genusses käme, wenn nicht seines Wertes unkundige Fuhrleute, sich mit dem Ertrage des Gewichtes begnügend, es weiter brächten?
Kater Murr und die ihm vorhergegangenen Werke seines Verfassers sind Nachtstücke, nie von sanftem Mondscheine, nur von Irrwischen, fallenden Sternen und Feuersbrünsten beleuchtet. Alle seine Menschen stehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wissen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erschrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu schreiten noch zurück und harren unentschlossen, bis die Pfeiler einstürzen. Das ist seine Stärke, seine Wissenschaft und seine Kunst, – die Geisterwelt aufzuschließen, zu verraten das Leben der leblosen Dinge, an den Tag zu bringen die verborgenen Fäden, womit der Mensch, und der glückliche, ahndungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Gespensterauge, jeden freundlich sich herüberneigenden Zweig als den ausgestreckten Arm einer zerstörenden dunklen Macht erscheinen zu lassen. Es ist der *dramatisierte Magnetismus*, und wenn das Konversationslexikon von jenem Schriftsteller bemerkt: daß er durch die grellsten Dissonanzen zur *harmonischen Auflösung* durchdringe, so ist ja eben in dieser Auflösung das Anschauernde, Unheimliche, Verletzende.

Eine unerklärliche schreckliche Erscheinung wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber sobald er sie *natürlich* erklärt und so den Glauben erzwingt, weckt er den Menschen aus seiner fröhlichen Sorglosigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerstörende Natur unter Scherben und Leichen sitzt. Ein Streben, das keinen Dank verdient:

Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht;
Da unten aber ist's fürchterlich!
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe, die ihm mangelt, kann dem Verfasser des Kater Murr Verzeihung gewähren selbst für diesen Mangel, und wir endigen besänftigt und besänftigend mit den Worten, die Faust seiner den Unhold ahnenden Margaretha sagt:

Es muß auch solche Käuze geben.

16.

Gelasius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert

Ein Spiegelbild unserer Zeit.
Von G. A. Freiherr v. Maltitz.
Erstes Bändchen. Leipzig, Industriecomptoir. 1826.
[1828]

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darstellt, gebühren einige Worte antetitularischer Kritik. Sehen wir zuerst nach den Füßen, als nach den wichtigsten Teilen eines grauen Wanderers. Sie sind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen

Schuhe mit hohen Absätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der sinnige Künstler damit andeuten, daß einer, der wie Gelasius ethisierend durch die Welt geht, einen schwankenden unsichern Gang habe und daß ihn der Kothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelasius trägt einen Stab, der so lang ist als er selbst. Es ist ein roher Baumstamm, nach oben wie eine Gabel ausgezackt und zugespitzt. Dieser Stab würde, als Waffe gebraucht, den, der ihn führt, schwerer verwunden als den, den er träfe. Das Gesicht des grauen Wanderers hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwischen beiden Etwas liegt viel Schwermut und einige Gutmütigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krempen, welche auf Nichtachtung schlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabschlotternde Mantel gehört mit seinem Hinterteile, seinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Karbonarismus an; mit seinem Vorderteile aber, besonders mit seinem Knopfsysteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit *vor* die Gegenwart zu stellen, war ein Fehler, wenn es keine Satire war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umstand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels ersieht man, daß Gelasius den Wind im Rücken hat; er geht also *mit* dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel sollten also zurückflattern. Die Gegend, in welcher sich Gelasius befindet, ist flach, es ist eine brandenburgische Landschaft, und die schöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelst ihrer hohen Absätze Brückenbogen bilden, sieht man den Sand *fließen.* Möchte dieses auch als unbezeichnende Zeichnung getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach diesem kommt

Ein Vorwort an mein deutsches Vaterland, in ungereimten Versen abgefaßt. Der Dichter sagt darin: Deutschland sei ein Eichenwald, aber das Krüppelholz lasse die Eichen nicht aufkommen, und der Jugend zarten Keim unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Gestrippe . . . . . doch das Summieren fällt mir gar zu schwer, ich will lieber die Verse selber hersetzen – ich habe nie recht lernen können, Brüche zu addieren.

Vorwort an mein deutsches Vaterland.

Wenn im wild verhau'nen Forste,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft
Stolz, den eig'nen Wert erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falsch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüten,
Jener einst so mächt'ge Eichenrain
Jetzt von wild verwachsenem Gestrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufschlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, –
Ist es einem kräft'gen Förster da,
Dessen Lust der Stolz des Waldes ist,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbst in einem *fremden* Forste – –
Länger nicht den Frevel sehen kann
Und mit hochgeschwung'ner Axt
Auf das Krüppelholz, so groß wie klein,
Seine raschen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen,
Und, was lange unterdrückt gestanden,
Frisch zu sehen mit frischen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutsches Vaterland,
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieser abgedorrten Zeit,
Deiner einst'gen Größe Eichenhaine,

Jenes festen Sinnes festen Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln uns'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigsten Gestrippe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einsam steh'n im wüstverhau'nen Forste
Deiner einst vereinten Landespracht
Wenig stolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländischen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raschen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeschossen kaum,
Von dem rings umzognen Strauche,
Der *Gewohnheit* altem Schleim,
Unterdrückt im ersten Keim.
Seh' ich dieses, ha! entbrennt mein Zorn;
Und so mög'st du, teures Vaterland,
Mir's in diesem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satirhieben
Jene Axt des zorn'gen Försters schwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Gestrüppe;
Denn vielleicht erschafft mein wilder Hieb
Manchen schwachen Pflänzchen stärk'res Leben,
Welches sich zu freierem Wuchse spornt;
Und fürwahr vermöcht von Tausenden
Dieses ich von einem nur zu sagen,
Will ich mutig immer vorwärts schlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht miteinander. Das ist sehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als *zornentbrannter* Förster, *kräftig* gesprochen; aber der Deutsche soll kein Förster sein, sondern ein Mensch. Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutsche gibt es nur zehn Menschen. Die übrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräte, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeidirektoren, Förster – und was man sonst noch sein kann, wenn man nichts ist. Der Schneider sieht die Welt

für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Soldat für eine Kaserne, der Justizrat für eine Kanzleistube, der Astronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimnis, der Geistliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirektor für eine Diebsherberge, und der Förster, wie wir eben gelesen, für einen Wald. Der *Mensch* aber sieht die Welt für das alles zugleich an. Warum soll Deutschland ein Eichenwald sein? Im Walde schrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit, die in den Wäldern wohnt, ist nur die Freiheit des Wildes, das *flüchten* kann vor dem Jäger; aber sein Tag kommt doch, früher oder später. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum sollen die Deutschen Eichen sein? Was ist Schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüte, die erfreut, keine Früchte, die erquicken, sie gibt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Frostigen brauchen; aber wozu Schatten? Ist uns zu heiß? Ist nicht Deutschland der Eiskeller Europens? Wird nicht jedem phantasierenden Volke das deutsche, als kalter Umschlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutschen Krankenwärter? Und eine Eiche, was sie ja Gutes bringt, sie bringt es so spät! Eine Eiche ist wie eine Darmstädter Anleihe: erst nach unzähligen Jahren zahlt sie die Zinsen für längst begrabene Mühe und Sorge. Ist das kluge Wirtschaft? Der unverständige Ahn, der sich und seine Kinder späten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mitgeopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, so mögen die Eichen leben. Aber das *Krüppelholz* will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, sei es mit *hochgeschwungener Axt*, sei es mit *wilden Satirhieben.*

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen –

– das ist spartanisch, aber gar nicht christlich. Alles soll leben, jedes soll leben. Jedes soll auch seinen Lebenskreis erweitern dürfen – nicht, indem es von außen anmaßlich und rechtstörend sich vergrößere, sondern indem es sich von innen nach außen erweitere, so viel es mag und kann. Platzt eines darüber, desto schlimmer für den Frosch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt sein. Was wollte der Dichter mit der *einst vereinten Landespracht*? Ich kenne keine solche. Zwar will ich aufrichtig gestehen, daß ich mehr deutsche Geschichte gelebt als gelesen und daß ich in meinen schönen Sekundajahren über das deutsche Mittelalter zum letzten Male eingeschlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von *Landespracht*. Doch nicht so ein mystisches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug sein; der Wachende hat die Abgötterei des deutschen Kaiserdienstes immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wissen, wo die *wenig stolzen Eichenhäupter*, die noch *trauernd* da stehen, zu finden? Im tausendjährigen deutschen Walde sah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche *Luther* und die Palme *Mozart*; das übrige ist Krüppelholz... Friedrich? ... Nun ja, wer nur seinem Augenmaße trauen dürfte! Weil Könige hoch stehen, weiß man nie gewiß, wie groß sie sind; man weiß nur, welche größer. Und jene stolzen Eichenhäupter, die noch vorhanden, stehen *trauernd da*! *Stolz* und *trauern*! Aber so ist es. Die Deutschen haben immer mehr geklagt als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutschen spottend zurufen, was einst Cid seinem feigherzigen Feinde Bermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine *Zueignung seiner vierfüßigen Majestät an den Setzkasten dieses Buches*. Darin

lesen wir erstens: das „Sündensetzregister Sr. hochpreßbenglichen Gnaden", nämlich das Verzeichnis der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem ersten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die „allerlei von Kunst, Wissenschaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen" erzählen werden. Drittens sagt der Teufel: „Was übrigens das Ganze eigentlich ist, weiß der Teufel selbst nicht." Desto besser für den Rezensenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen" des Buches, „die bessern" . . . „besonders in der Leidensgeschichte meines Volks" hat die Zensur gestrichen. Warum macht es der Verfasser nicht wie sein Rezensent? Dieser, wenn er nicht sagen darf, was er denkt, sagt das Gegenteil, und Lügen werden nie gestrichen. Herr von Maltitz wird sich davon überzeugen, wenn er nächstens zu seinem Erstaunen lesen wird: „Es war immer ein Glück, ein Deutscher zu sein, aber jetzt ist es eine Ehre geworden." Wir müssen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch diese ersonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuschwärzen – warum sollten wir auch nicht lernen, unsere *Spitzen* zu verstecken? Ist doch kein Leser so dumm, daß er nicht wüßte: wo eine Scheide, da ist ein Schwert.

Der *Zueignung* folgt die *Einleitung* nach. Das Buch ist sehr ineinandergeschachtelt, und jeder Inhalt ist wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zusammen. Gelasius ist eine Hypothek, auf welche die heilige Polizei den ersten Insatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie streitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen war Gelasius als sogenannter Rebell auf dem Blutgerüste gestorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten und flüsterte ihm ins

Ohr: wenn er sich ihm verschreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelasius hatte keine Zeit zu überlegen und sagte ja. Hätte er sich besinnen können, würde er sicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Toten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt, und Gelasius lebt weiter. Es geht ihm aber wie jedem Amputierten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tausend Jahren, lebt Gelasius unter dem Namen *Gelasius Grabe*, als Stadtsekretär, im norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschenseele muß doch wenig mehr sein, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsekretär erscheint den Kreuzburgern als ein siebenzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen ... Es ist Nacht. Der Nachtwächter singt vor Gelasius' Hause ein mystisch-kabalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Uns're Glock' hat zehn geschlagen –
Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er singt; aber es ist Verstand im Liede. *Null ist nichts und Eins ist wenig* – weil das monarchische Eins sich die übrigen Neun als Rundbauch angefüttert und sie zur Null gemacht. Ständen alle zehn selbständig nebeneinander, dann wäre Eins viel, und die zehn bildeten mehr als tausend Millionen ... Wir treten in Gelasius' Studierstube. Er philosophiert, spricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz – er *faustiert*. Da schlägt es Mitternacht, und der Teufel erscheint; denn der tausendjährige Vertrag ist gerade abgelaufen. Als aber der Teufel seine Ware sieht, denkt er vermutlich, sie sei der Fracht

nicht wert, gibt Gelasius frei und sagt ihm freundschaftlich: es sei gar nicht nötig, daß er geholt werde, er werde noch einst freiwillig zur Hölle fahren. Gelasius beginnt eine neue Laufbahn, und so hätten wir eigentlich der Großmut des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält nach Abstreifung aller Häute: *Des Herrn Sekretär Gelasius Grabe Leben und Schicksale,* in sechs Kapiteln. Die Schicksale werden aber nicht erzählt, sie erzählen sich selbst, sie treten dramatisch auf.
Erstes Kapitel. Darin sagt Gelasius unter andern:

Der Same, den ich einst fürs deutsche Wohl
An jenes Karls allmächt'gen Throne säte,
Er *muß* erwachsen, *muß* erblühet sein.
Ich bin's gewiß; auch selbst dem fernsten Norden,
Ihm ist ein läng'rer Tag zuteil geworden.

Selig sind, die da glauben! Mit dem Norden hat es seine Richtigkeit ... so ein *langer Tag*, wie ihn die Juden haben. *Zweites Kapitel.* Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geschwungen; es fallen wilde Satirhiebe: auf schlechte Chausseen, schlechtes Forstwesen, Mauten, Unreinlichkeit der Straßen, Bauwesen, auf die Köpfe aller Deutschen. *Drittes Kapitel.* Szene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel sitzt auf dem Felsenthrone und ruft die bösen Geister herbei, sich um den Preis für die höchste Schandtat zu bewerben. Es erscheinen: *Krieg, Wollust, Eitelkeit, Aberglaube* und *Priestertrug.* Letztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können sich glücklich schätzen, daß größere Künstler als sie zu stolz gewesen, an den Olympischen Kinderspielen auf dem Brocken teilzunehmen. *Viertes Kapitel.* Gegen das Schulwesen und mehreres. Ein Lohnlakai spricht:

Ja, tränk der Deutsche statt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um etwas besser sein!
Doch der Kartoffelstoff, die Hopfengärung
Erzeugen nie des freien Geists Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer essen Kartoffeln, und die Italiener trinken herrlichen Wein und essen keine Kartoffeln, sondern Maccaroni vom feinsten Mehle! . . . *Fünftes Kapitel.* Tollhaus. *Sechstes Kapitel.* Gelasius im Gefängnisse der Stadt *Judaea nova.* Es hätte ebensogut heißen können: sitzt gefangen in Europa. Mehr geographische Genauigkeit wäre zu wünschen.

Dieses Buch kann manchen Hunger stillen; doch laben, doch erquicken wird es keinen. Der Verfasser war zu ängstlich. Den deutschen Schriftstellern ergeht es jetzt oft wie jenem jungen Offizier in seiner ersten Schlacht, der sich tötete aus Todesfurcht – sie zensieren sich selbst aus Furcht vor der Zensur. Es ist eine unselige Schwäche! Fremde Beschränkung fesselt den Geist, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter so betrübt ist. Er kämpft nicht siegesfroh wie einer, der das Recht besitzt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und starben. Noch auf dem Scheiterhaufen sangen sie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix stieg die Wahrheit aus der Asche empor und flog mit glänzendem Gefieder dem kommenden Geschlecht entgegen. Du aber, grauer Gelasius, was soll ich dir sagen? Du bist so alt und noch so unerfahren, hast tausend Jahre gelebt und klagst noch? Jede Zeit hat ihre Kruste; jede Zeit, so lange sie frisch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, ist sie hart und trocken durch und durch, und essen müssen wir sie, sie erweichend mit unsern Tränen oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorsehung ist eine sparsame Wirtin, sie schafft keine frische Zeit herbei, solange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

17.

Geschichte des ewigen Juden,

von ihm selbst geschrieben.

Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß seiner bewundernswürdigen Reisen seit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Französischen.

Gotha bei Ettinger. 1821.

[1821]

Es hat mir immer lästerlich geschienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Versöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, so furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endlosem Jammer verflucht. Der jüdische Schuhmacher Ahasverus war, wie alle Juden und sitzenden Handwerker, furchtsamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus nicht in den Verdacht demagogischer Umtriebe zu kommen, hatte er sein Mitleid verschlossen und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrschaft gehandelt, wie er getan. So dachte ich; und darum freute es mich ebensosehr, als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfasser dieses Buches, von seinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht so unglücklich ist, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verstande und ziemlicher Billigkeit verursachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit ansehen zu müssen, ohne jene heilen und diese bestrafen zu können. „Ich bin ein Israelit – sagt der Herr ewige Jude im Anfange seiner Beschreibung – aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre dreiunddreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jerusalem verlassen und bin seitdem unaufhörlich gereist und muß noch bis zum Ende der Welt reisen. Das ist mein *Los*; *das* der unwiderruf-

liche Beschluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jerusalem verließ. Ich zählte damals fünfundvierzig Jahre und bin seit dem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich esse und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfnis; ich schlafe nie; ich bin nicht müde; ich verstehe und rede alle Sprachen." Da hört man es! Ist *der* Mann unglücklich zu nennen, den die besten Jahre nie verlassen, der nie Hunger und immer Eßlust hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Witwe hinterläßt; der sich nie die Finger verbrennt; den Amors Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einschläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen versteht, sich keiner schlechten Übersetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann so viel er will, da man ihn nicht einsperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein solcher Mensch ist glücklich zu nennen, und gar mancher würde mit ihm tauschen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden seine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert sich nie, andere selten. Sein Werk ist sehr zu empfehlen, besonders dem weiblichen Geschlechte, das bei Männern und Geschichten am meisten angezogen wird von dem, was äußerlich erscheint und in die Sinne fällt – von Gestalt, Gesichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem denjenigen, was von der Personalbeschreibung eines Zeitgeistes in den Paß gesetzt würde, wenn sich der Geist der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das Schmackhafteste aus der Geschichte seiner Zeit, das heißt der letzten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zusammengelesen, so daß sein Werk eine Bonboniere voll historischer Bonbons zu nennen ist oder, um mit Mozin und Heyse reines Deutsch zu sprechen: eine *Gutchenbüchse*, angefüllt mit geschicht-

lichen *Süßbrötchen.* Das artige Buch wird sich schon selbst empfehlen.

18.

Irländische Erzählungen

Zur Kenntnis der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Zwei Bändchen. Breslau bei Max. 1826.

[1828]

Stille und anspruchslose Erzählungen, die ihren Leser ohne Eigennutz auf dem kürzesten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen suchen. Die Dichtung hat sie nicht geschmückt, sie tragen alle die gesunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weise bekannt. Sie zeigen uns die große Not des Landes, in Scheidemünze unter seinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne spiegelt sich in einem Glase Wasser wie im Ozean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigsten Strohdächern und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt. Irland, das unglückliche Stiefkind der englischen Regierung, leidet nicht bloß durch die Freiheit, die man ihm geraubt, sondern auch durch die, welche man ihm gelassen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes finden keine wohltätigen Schranken, die erste Übertretung führt ohne Hindernis zur letzten, leises Murren springt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Gesetze umschließt, ist *hinter* dem Blutgerüst aufgeführt. Kann auch eine Erscheinung, an die wir so sehr gewöhnt, uns nicht mehr erschrecken, so wird doch keine Gewohnheit die Trauer stumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einst den Mut hatte, vier Millionen ihrer Untertanen

ihres Glaubens willen der Freiheit zu berauben, und dieses plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage – daß diese Regierung den Mut nicht hat, ihre Ungerechtigkeit ebensoschnell wieder gut zu machen, sondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einst, als sie die Ungerechtigkeit beging, löblicher gewesen wäre. Dazu gesellt sich die ungleiche Verteilung der Güter, die in Irland auf das äußerste getrieben. Dieses alte Geschwür alter Staaten sucht man jetzt in dem neuen und gesunden Frankreich durch Reizmittel künstlich hervorzubringen, um die Franzosen monarchisch zu machen. Auch daß die großen irländischen Gutsbesitzer in den Hauptstädten wohnen und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit solchen beweinenswerten Übeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entschädigt uns für den Kunstwert, der ihr mangelt. Doch auch die Gastfreundlichkeit und andere gesellige Tugenden der Irländer lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt sich über diese Lichtseite seiner Gemälde wie folgt aus: „So seltsam es auch immer klingen mag, so ist es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumschränkte Herrschergewalt unter den Menschen ein Glück der Geselligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfassung leben. Das Volk in Irland ist durch den äußern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden und sah sich daher genötigt, im gegenseitigen Umgange einen Ersatz für alle die Lebensgenüsse zu suchen, die ihnen durch das Gesetz versagt worden. Sie kommen daher häufiger zusammen und pflegen Geselligkeit, um unter gesellschaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältnisse zu vergessen und jeden Kummer zu verscheuchen; und daher entsteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigsten Mangel und jene gute Laune selbst noch beim Anblicke des Todes.“ Der

Erzähler hätte sich kürzer ausdrücken können: *Der Despotismus hat seine Winterfreuden.*

19.

1. Résumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'île de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris, 1823.

2. Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camp. Paris, 1823.

[1824]

Es ist gar nicht leicht, eine Geschichte Spaniens zu schreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter und zugleich ein geschickter Künstler sei. Einiger Mangel an Gelehrsamkeit wäre dabei vielleicht nachzusehen (was läge etwa daran, daß sich ein Schriftsteller in der Chronologie der gotischen Könige verwirrte?), aber Mangel an Kunsttalent würde eine spanische Geschichte sehr mangelhaft machen. Diese besteht aus so mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verstand zu überlegen ist, wie sie zu ordnen, welche hervorzustellen und welche in den Hintergrund zu bringen sind. Licht und Schatten sind wohl berechnet zu verteilen, und man muß dem Geschichtsgemälde Spaniens die Einheit dramatisch geben, die man ihm episch nicht geben kann. Spanien ist ein historisches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Gesichtspunkte aus gar nicht übersehen kann. Man muß es aus der Vogelperspektive betrachten und sich so hoch stellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geschichte Spaniens eignet sich durchaus nicht zu einer isolierten Darstellung, und der Schriftsteller, der sie so behandelte, hätte unverständig ein unverständliches Werk gemacht. Das ist aber vielen geschehen, und

darum entsetzten sie sich, so oft sie der Inquisition begegneten, und waren sie vorher noch so ruhig und klar, überfiel sie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen, und sie wußten nicht mehr, was sie sahen noch was sie sprachen. Aber ein Geschichtschreiber darf nicht erschrecken, er darf nicht furchtsam sein; er darf auch nicht, so wenig als ein Anatom, Ekel haben. Die Inquisition zu verwünschen in hausbackener Entrüstung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt sein; aber ein Geschichtschreiber soll kein Familienvater sein, er soll keine häuslichen, keine geographischen Gefühle, er darf nur kosmopolitische und religiöse haben. Die europäische Menschheit wird einst Spanien vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch nichts hinzu, und hätte sie ihm auch nichts zu verdanken als das Wort *liberal*, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geist der Zeit *verkörpert* hat. Wie aber Europa vieles an Spanien, so hat Spanien alles seiner Inquisition zu verdanken. Ein Volk lebt nur, solange es von einem herrschenden Gefühle beseelt wird, und ein Volk ist nur scheintot, solange ihm das Herz noch schlägt, und schlüge es noch so leise. Die so gering geachteten Juden, ob sie zwar zerstreut sind, leben dennoch viel mehr, als manche zusammengebundenen christlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausschreiben und Polizeijagdtreiben Leben nennen. Das spanische Volk wurde immer von einer Idee beseelt; es *lebte* immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Karthago und Rom stritt es für seine Freiheit. Dann wurde es unterjocht und lebte unter römischen Kaisern, *glücklich*, wie man es nennt, *blühte*, wie man zu sagen pflegt. Doch ehe der heilsame Schmerz der Unterjochung sich ganz verteilt, kamen zum Glücke die Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahrhunderte für seinen Glauben. Diese wurden ver-

jagt, und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenschwäche und *Diplomasie* gefallen; aber da erschien die Inquisition und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch diese ward alterschwach, und nach dem Pyrenäischen Frieden wollte statistisches Behagen Spanien überschleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren schon kam Napoleon. Er kam und ging – die Inquisition hat ihn geschlagen.

Nur drei Völker in Europa haben inmitte allgemeiner Erschlaffung die Spannkraft ihres Geistes nicht verloren. Das sind: die schon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß sie sie aber nicht verloren, das haben sie nur dem Despotismus zu verdanken, der sie wach gehalten. Der schrecklichste Despotismus ist der gefährlichste nicht – das gefährlichste Gift ist die Aqua Toffana, die ohne Geruch und Geschmack ist. Die *Katze* Despotie ist gefährlich, denn sie schmeichelt, und man traut ihr; die *Löwin* Despotie ist es nicht, denn sie droht, und man weicht ihr aus. Wer stündlich seinen Kopf verlieren kann, verliert höchstens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber seines Kopfes sicher ist, verliert das Herz. Unter den maurischen Königen war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas Schlimmeres sein können – ein Spital. Nichts liegt dem Despotismus näher als Freiheit, und nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter als die falsche, die halbe. Die Griechen hätten sich nie ermannt, hätten sie statt unter einer rohen, unter einer eleganten Despotie gelebt, unter einer Regierung wie die – wie die Ludwigs XIV.

Zwei große Dinge sind jetzt im Werke: die Griechen werden Europa mit Asien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, diese über die Meerenge von Gibraltar. Die Flut wird die

Brücke noch manchmal wegreißen, aber endlich wird sie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Asien oder Afrika überzugehen oder die Türken und Mauren herüberkommen zu lassen. Solche dichterische Ängste hat freilich die Diplomatie nicht, und diese lacht wohl jetzt über den Berg, der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich, eine andere Zeit wird kommen, wo andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und sie ist sehr nahe, diese Zeit; nahe wenigstens für solche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennalitäten berechnen und nicht wie die Pompadour sagen: *après moi le déluge!*
Reden wir jetzt von unsern Verfassern, die die spanische Geschichte mit dem Storchschnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wissenschaftlichen Wert; aber daran liegt nichts. Was dem Schriftsteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leser nicht immer zum Vorteile. Doch eine *sittliche* Bedeutung haben sie; ich sage *Bedeutung*, ich sage nicht, daß sie einen sittlichen *Wert* haben. Es ist nämlich höchst wichtig zu betrachten, wie man jetzt in Frankreich die Geschichte schreibt. Es ist, als fiele es den Menschen wie Schuppen von den Augen und als erführen sie erst jetzt alte Geschichten, die schon vor tausend Jahren geschahen und schon viele tausend Male erzählt worden sind. Sie vertreiben die Jesuiten und ihre Lehren aus der Geschichte, sie demokratisieren, liberalisieren sie und haben es schon dahin gebracht (was für Franzosen, welchen theatralischer Pomp über alles geht, viel ist), die Römer in ihren glänzendsten Zeiten nicht zu lieben. Kann nun ein solches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menschheit ein Regal gewesen, so ist doch zu rügen, daß sie hierin zu weit gehen. Sie revolutionieren die Vergangenheit auf eine solche Art, daß sie ganz gut diejenigen parodieren, welche die Zukunft contre-revolutionieren wollen. Dem

Werke des Herrn *Rabbe* hat Herr *Bodin* eine Einleitung vorausgeschickt, Ansichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin ist ein junger Schriftsteller von großem Verdienste. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der französischen Jugend teilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrschaft, die jene Lehren sich errungen, sicherste Bürgschaft ist. Den Kampf, der in Spanien ausgefochten – *worden*, werden die sagen, die sprechen und nicht denken; *wird*, werden die denken, die nicht reden dürfen – bezeichnet Bodin kurz und gut: „*la grande lutte entre l'autorité et l'examen, entre les croyances et les idées, les privilèges et l'utilité générale*." Von Herrn Rabbe ist nichts Böses und wenig Gutes zu sagen. Er schreibt klar, deutlich, auf herkömmlich französische Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber – „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir", kann ihm Spanien sagen. Die Geschichte Aragoniens in ihrem wichtigsten Zeitraume beschreibt er, seiner denkwürdigen Stände wegen, ethnographisch, und daran tat er wohl. Es ist immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, so auch in Spanien älter ist als Despotie, und die repräsentative Verfassung älter als die Herrschaft der Beichtväter. Nun ist es freilich wahr, daß repräsentative Verfassungen, wie ein geistreicher Staatsmann sich ausgedrückt, nichts anderes sind als maskierte Republiken; aber was soll man tun, wenn nichts übrig bleibt als die Wahl zwischen maskierten und unmaskierten Republiken? Man wählt die erstere und lernt eine Maske tragen – was ja so schwer nicht sein soll. Mit den aragonischen Ständen aber verhält es sich, wie folgt. Sie bildeten sich aus vier verschiedenen Klassen. 1) Der hohe Adel. 2) Der Ritterstand und der niedere Adel. 3) Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4) Die niedere Geistlichkeit. Kein

Gesetz konnte in dieser Versammlung durchgehen ohne die Einwilligung derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubnis der Stände keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden schließen, noch Münzen schlagen oder sie verändern. Sie hatten das Recht, über alle Zweige der Verwaltung zu wachen und alle Mißbräuche abzuschaffen. Die, welche sich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten sich an die Stände, um Recht zu fordern: dieses aber nicht als Bittende, sondern im Tone freier Männer, welche die Bürgschaft der Gesetze in Anspruch nehmen. In den Cortes hatte ein Großoberrichter *(justiza)* den Vorsitz, und dessen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieser Großoberrichter, auf einem Throne sitzend, von den Notablen des Volks *(riccos hombres)*, den Deputierten der Geistlichkeit und der Städte umgeben, sah den König mit entblößtem Haupte sich zu seinen Füßen werfen, um den ihm vorgeschriebenen, so berühmten Eid auszusprechen. Während dieser Zeremonie hielt der Justiza dem Könige ei[illegible]n Degen auf die Brust und sagte ihm dann: *Wir, die wir so viel gelten als Ihr und mehr vermögen, wir machen Euch zu unserem Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht.* Der Justiza (dessen Name, wie man sieht, eine Art Personifikation der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchste Ausleger der Gesetze. Nicht bloß die untern Richter, sondern die Monarchen selbst, waren in allen zweifelhaften Fällen genötigt, ihn um Rat zu fragen und sich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Man appellierte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Besitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerspruch jede Streitsache vor sich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten, die Instruktion fortzusetzen, und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängnis führen, wo keiner

ohne seine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu sprechen. Er hatte eine gleich unbeschränkte Macht über alle Verwaltungs- und Justizgegenstände. Er übte sogar Aufsicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht, seine Proklamationen und Ordonnanzen zu untersuchen, zu erklären, ob sie den Gesetzen gemäß und auszuführen seien. Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Minister des Königs zur Rechenschaft ziehen und sie verabschieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König selbst vor die Ständeversammlung zu laden und ihn absetzen zu lassen, wenn er seinen Eid gebrochen. Der Justiza selbst, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeversammlung Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig. (Diese mißgestaltete repräsentative Verfassung, die dem Justiza eine größere Gewalt gab, als selbst die römischen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entstehen, wo man mehr die Kraft als den Verstand der Freiheit hatte. Aber doch so viel geht daraus hervor, daß die Spanier nicht erst vor drei Jahren von dem verbotenen Apfel gegessen.)

Das Werk des Herrn *Simonot* unterscheidet sich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieser schrieb mehr für die sogenannte gebildete Klasse; jener schreibt für die – *petite propriété*, pflegen höflich die Franzosen statt *arme Teufel* zu sagen: hier aber wird die *petite propriété* des Geistes verstanden. Wollte man in einer Bauernschenke mit Beifall die Geschichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen, wie Herr Simonot getan. Gesunder Menschenverstand herrscht allerdings im Buche; aber es ist eine ländliche Gesundheit, die sich in sonnenbraunen Wangen, einer starken Brust und in derben Fäusten zeigt. Der Verfasser, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialisch zu Werke und verurteilt die Helden der Geschichte ohne viele Umstände nach Kriegsrecht. Es ist

merkwürdig, was dieser Mann zu sagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris nichts dabei wagt. Man ersieht doch daraus, daß selbst die Macht der Ultra ihr *nec plus ultra* hat. Dieses Werk, wie auch das andere, erschienen, als der französische Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da sagen denn beide Verfasser, sie wollten über die neuesten Vorfälle ein kluges Stillschweigen beobachten. Auch schweigen sie wirklich, so viel Franzosen schweigen können – sie kichern stark. Jetzt werden andere kichern, und die Verfasser müssen sich mit dem Spruche Goethes trösten: „Was man in der Jugend wünscht, erreicht man im Alter in Fülle." – Spanien aber hat von seiner frühesten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke verdiente wohl in das Deutsche übersetzt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutschland die Geschichten bearbeiten sollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher sind uns die Franzosen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geistes ist, tut es den Franzosen not, ihren Geist zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutschen aber tut not, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geist nicht überfließe.

20.

Fortgesetzte Reise nach Hammelburg oder:

Meine harten Schicksale im Kauzenlande

München, 1818.

Bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

[1818]

Dankt dem Himmel, hier gibt man uns einen deutschen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur *den* erst, dann ist der Ernst auch nicht mehr fern. Mit allen den Wässerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es

nicht weit. Die feingeschliffenen Xenien unserer Spötter zerbrachen fast schon beim Federschneiden, um wieviel weniger waren sie zu Brotmessern oder gar Schlachtschwertern zu gebrauchen. Deutsche und Unglückliche können auch witzig sein, aber spaßhaft sind nur frohe, freie und satte Menschen. Dieser liebe Reisende nach Hammelburg hat den Mut *ich* zu sagen, und das verspricht schon etwas; denn was ließe sich von jenen furchtsamen Menschen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Gesellschaft reden, weil sie sich nicht erkühnen, die Verantwortung des Gesagten auf sich allein zu nehmen? Er kitzelt unsere Zeit an ihren schwachen Seiten und macht sie lachen. Wahrlich sehr wohlgetan! Diese vortreffliche Art, vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreisen, damit sie aufkomme und zur Sitte werde. Es ist ohnedies nicht der üble Geschmack, der eine Arznei heilsam macht, ihre Wirksamkeit beginnt ja erst *hinter* dem Gaumen.

Was der Verfasser über Stände gesagt, das möge ihm Gott wegen seines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch besser Feudalstände als gar keine! Um unsere Freiheit einzukeltern, sind uns zuvörderst leere Fässer nötig, und dazu wenigstens bleiben doch die alten Stände dienlich.

21.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1779 à 1803

par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

[1824]

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüten, und Krieg in den

Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, sich bald in ihm fangend; aristokratischer Übermut dem Volke und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verratend, und altehrwürdige Patrizier, Macht gewohnt, die Freiheit des Volkes verteidigend; alles was die neuere Kriegskunst Ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, stark gerüttelt, sich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend – das ist der Stoff, der sich einem Geschichtschreiber der schweizerischen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig schön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereignisse lernte er durch Reisen genau kennen, und er schildert ihn in einer Sprache, die nordische Kraft mit südlicher Anmut verbindet. Die Begebenheiten selbst schöpfte er aus Zschokkes Werken, aus Planta, Posselts Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er sich mündlicher Aufschlüsse des Generals Desolles, Moreaus Adjutanten, zu erfreuen. Ist es eine große Aufgabe jedes Geschichtschreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu schreiben, so hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöst: er hat gehaßt, was hassenswürdig, geliebt, was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenstande seine Neigung geändert. Er ist zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe die Reihen, für die er stritt, weil sie das Recht verließ, und geht mit diesem zum Feinde über. Er bleibt sich gleich in seiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende und verkennt sogar nicht, was in Buonapartes Mediationsakte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verständiges gewesen. Fast mit

Leid sieht der Leser diesen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes sich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht sündlich wäre, so wäre es die, mit der wir dieses Lob aussprechen. Es ist eine wunderliche Zeit, in der wir leben, und gar wunderliche Menschen leben in ihr! Wie man sonst Tugend heuchelte, heuchelt man jetzt Laster; wie man sonst die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jetzt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die schlimmere sei, die, welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt – hat Herr Raoul-Rochette entschieden. Die Grundsätze der Servilität, die er *heuchelt*, beleidigen den rechtlichen Leser weit stärker als die, welche die *wahren* Knechte unter dem Scheine guter Gesinnungen verbergen. Darin ist eben die Schadenfreude, mit der wir sein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es *gut*! Herr Raoul-Rochette aber spricht: mißdeutet mein Werk nicht, liebe Brüder, ich meine es so gut nicht, als es scheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verständiges, biederes und glückliches Volk hat seine Freiheit, seinen mutigen Sinn, seine Aufklärung, seine Bürgertugend und sein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer solchen, die nicht wie die französische, in Greuel *endlich* ausartete, sondern mit einem Meuchelmorde *begann*. Und dieses Volk und seine Geschichte preist Herr Raoul-Rochette, und er tut dies mit einer solchen Begeisterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß sein Herz einverstanden ist mit seiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie seiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er sich ketzerischen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen, und spricht wie folgt:

„... Doch muß ich erklären, und meine Leser werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorstellung dieses Werk mächtig beherrscht: es ist der Haß gegen Revolutionen. Überzeugt, wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die sie erleiden, herabwürdigen, welchen Gewinst für Gewerbefleiß und politische Aufklärung sie auch später daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, diese Idee überall einzumischen, doch ohne sie je deutlich auszusprechen ..."
Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, so teilt er nur die Abneigung aller redlichen Menschen, es ist keine Idiosynkrasie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen, wer das Fieber? Aber sich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette ist zu bescheiden, wenn er nur auf Leser rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts sehen als betäubenden Straßentumult, kostspieliges Fenstereinschlagen und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Wasser die Felder und die Saaten des Landmannes überschwemmen, wenn stürzende Lawinen sein Weib und Kind erschlagen: so ist das die Schuld des Frühlings nicht, es ist die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat. Ist darum ein ewiger Winter mit seiner Stabilität und dem stillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke dem Frühling vorzuziehen? Die ersten Verbrechen der Freiheit waren überall die letzten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette sagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzose zu sagen! Er wagt zu verkennen, daß seit der Revolution das sittliche Leben der Franzosen in Hütten und in Palästen sich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. sittlicher ist, als die aller früheren Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Briten

und der Nordamerikaner seit ihrer Revolution schlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker, die sie erlitten, entartete, das waren aber solche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römische Volk schlecht geworden. Spanien erlitt in den letzten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette selbst soll entscheiden, wann das spanische Volk kannibalischer gemordet, ob im Frühling 1821 oder im Herbst 1823!
Herr Raoul-Rochette möchte gern selig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamieren sucht. So hat er, wie er selbst erklärt, Zschokkes Werke viel benutzt, und nicht bloß von den Tatsachen, die ihm dieser freisinnige Schriftsteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, sondern er ist auch, wie man auf hundert Seiten seines Buches wahrnimmt, den Ansichten und dem Geiste Zschokkes gefolgt. In der Lustralvorrede aber sagt er: „Ich muß erklären, daß die Ansichten des Herrn Zschokke von den meinigen sehr abweichen." Doch etwas anderes als ein Lächeln erregt der Verfasser, wenn er, um den niedrigen Leidenschaften seiner Partei zu schmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinste Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Obersten *Weiß*, der im Anfange der schweizerischen Revolution eine Rolle spielte, und sagt: „Der Oberst von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte ... kriegerischer Schriftsteller und friedlicher General, und ganz so an die Spitze der schweizerischen Revolution gestellt, wie der General Lafayette an der Spitze der französischen stand, damit in beiden Ereignissen alles gleich sei." Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedli-

cher Schriftsteller und er schwiege in den Kammern, aber ein kriegerischer General – wie *Berton* einer war. Die kugelfesten *Geister* der Revolution sind ihnen sehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern manches sagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: *Wer da?* immer antwortet: *guter Freund!* ob er es zwar nicht ist – so verschweigt er auch manches, was er denkt, aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg suchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, sogleich verbirgt er das Licht und geht im Dunkeln weiter. So sagt er gegen das Ende seiner Geschichte: „Der letzte Akt dieses denkwürdigen Dramas, den wir noch zu schildern haben, wird uns mehr als eine wichtige Lehre geben. Wir werden sehen, daß durch eine jener sonderbaren Verwicklungen, worin sich der menschliche Verstand verliert, die sonst allerorten besiegte und unterdrückte Partei der Aristokratie im Schoße der ältesten Demokratien Europens frische Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, sich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz fast einen vollkommenen Sieg erlangt." Es ist offenbare Ironie, wenn sich der Herr Verfasser verwundert anstellt, daß die schweizer Aristokratie an dem republikanischen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihm nun zu zeigen, daß wir seine Ironie verstanden, wollen wir ihm sagen, was er dabei gedacht. Die Aristokratie ist überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, sie hat nur Untertanen. Jedes Volk, das von einer Aristokratie beherrscht wird (sei es auch unter dem Namen eines Fürsten), wird in jedem Verteidigungskriege besiegt werden. Denn da stehende Heere ein Land nicht zu schützen vermögen, sondern dieses nur das Volk in Masse vermag, opfert die herrschende Aristokratie lieber das Land auf,

als daß sie einen Widerstand des Volkes in Anspruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlicher werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine bessere Herrschergehülfen finden kann als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an Macht immer so viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte sich Bern gegen die andringenden Franzosen so unentschlossen und feige benommen, und darum hatte es, trotz seiner Schwäche, in dem Untergange der schweizerischen Freiheit einen Zuwachs seiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette sagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Skandal der Teilung Polens werde sich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Also wäre zu fürchten? In solcher Gefahr müsse die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. „*Que la Suisse sache donc respecter elle-même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée*", ist in großen Buchstaben zu lesen. Dieses *quos ego!* möge man ja nicht verschmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntschaften haben; er mag wissen, was er sagt.

22.

Etwas aus den Papieren des deutschen Michels

Aus dem Französischen. Germanien, 1819.

[1819]

Schon die breite Quartform dieser Blätter stellt malerisch den vierschrötigen deutschen Michel und das „*Aus dem Französischen*" und das „*Germanien*" seine Vorsicht und Preßfreiheit dar. Es ist närrisch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien", niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt ist; so sehr ist Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein ist gar nicht teleologisch, es hat keinen an-

dern Zweck als sich selbst und ist so wenig rezensier- als hoffähig; *Ersch* hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literaturzeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermischten Schriften mischen. Der deutsche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber sehr angenehm und treuherzig. Der Idee *Massenbachs*, einen Nationalpalast aufzuführen, worin alle deutschen Prinzen der Hoferziehung entzogen würden, wird die freie Stadt *Frankfurt*, diese lederne Wetterscheide Nord- und Süddeutschlands, dieses stille Land voll unbewaffneter Neutralität, dieser Kastrat mit der schönsten Fistelstimme in den vierstimmigen Gesangstücken der Bundesversammlung zum Bauplatze angewiesen. Alle Lehrer, die an dieser Fürstenschule angestellt werden, müßten sich als Anhänger der Legitimität legitimieren; doch werden die *„liberalen Husaren“*, die sich in Göttingen so ersprießlich gezeigt, nicht zurückgewiesen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Ursache.

23.

Isloar oder der christliche Barde

Gallische Novelle von N. A. v. Salvandy.
Verdeutscht von Fr. K. Freiherrn von Erlach.
Heidelberg, bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erscheinen dürfen oder nur verschleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchem sie dem Verbote und zugleich der Strafe für dessen Übertretung entgehen. Daher jene tausend Märchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürsten schmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geist zu belehren. Dem Okzident bringt gleiche Not gleiche Hülfe, und wir werden unsere tausend und

eine Nacht bald vollzählig haben. Das muß man wissen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verstehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandys und den Verfasser selbst nicht zu mißdeuten. Dieser achtungswerte Zögling des edlen Chateaubriand wollte den schrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion schildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römischen Kaisers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen gescholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich gepriesen. Salvandy wußte sich von dem bösen Willen Voltaires frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrtume der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn so weit abstehende Zeiten eine Vergleichung zulassen, verband römische Kraft mit griechischer Anmut, er war ein Held und ein Weiser; aber er regierte und starb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hochstellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens als die erste aller Tugenden pries. Julian verkannte das Christentum, weil er seine Zeit und die Menschheit nicht verstanden, an deren Spitze er war. Das Christentum war als das Heil einer kranken Welt erschienen, und Julian, die Hülfe, welche dem Übel nachfolgte, für die Quelle des Übels ansehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er sich vergangen; aber was nur ein Verbrechen seines Geistes war, hat Salvandy als ein Verbrechen seines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfassers zu mildern, denken wir, er habe es geflissentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen *einen* Toten, oder zu schweigen und empfindungslos gegen *alle* Lebenden

zu sein: er wählte das erstere und tadelte einen Fürsten, vor dessen Rache er sicher war.
Zu jener Zeit, als Julian das Christentum verspottete, seine Diener aber, wie solches immer geschieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters schmeichelnd und sie vergiftend, die Christen grausam und blutig verfolgten, lebten in Gallien an der Küste der Normandie *Isloar*, ein Krieger, und *Armina*, seine Geliebte. Beide dem Christentume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und starben sie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertode erzählt das gegenwärtige Buch.

24.

L'Exalté

ou histoire de Gabriel Désodry sous l'ancien régime, pendant la révolution et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.
[1824]

In der Vorrede bittet Herr Picard tausend und tausendmal um Entschuldigung, daß er sich die sehr große Freiheit genommen, das Wort *exalté* als Substantiv zu gebrauchen, ob es zwar seit dem Entstehen der französischen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjektiv angewendet worden. Er sieht seinen Fehler ein; sagt aber, man habe diesen Fehler schon öfter begangen. So hätte man *sot* und andere Adjektive substantiviert, ohne daß dieses bestraft worden wäre. Wir Deutschen verzeihen diese kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn Picard; hätte er sich nur sonst brav aufgeführt! Aber, Himmel, was französische Akademiker spaßhaft sein können! Was sie Allotria treiben! Deutsche sind Elefanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergessend, sich nie zu Vertraulichkeiten

mit ihrem Herzen herablassend. Und stünden sie am ersten Mai auf der Terrasse von Isola Madre, und sprächen sie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrichs: sie sprächen immer von der Analysis des Unendlichen, von babylonischen Keilschriften oder andern offiziellen Dingen. Romane schreiben sie nie. Warum aber sollte ein Akademiker keinen Roman schreiben dürfen? Nur muß er gut sein und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegevater deutscher Leihbibliotheken ihn übersetzen, dann würde er die Leser, seinen Verleger und sich selbst betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatischer Dichter, ein Mann von sechzig Jahren, ein geborner Pariser, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt – daß ein solcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht besser zu behandeln verstand, ist ein wahres Wunder. Man sollte glauben, er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu schreiben. Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) *vor* der Revolution geschrieben! Dieser Verfall des Geistes ist natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt ist sie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die schönen Augen seiner eigenen Frau schön besungen. Wer sich auf Menschen und Dinge nur etwas versteht, wird es dem Buche schon an der Stirne ansehen, daß sein Inneres nicht gut ist. Der Titel ist das Kainszeichen. Es kann wohl ein Mensch in verschiedenen Verhältnissen verschiedener Zeiten den Schwärmer *spielen;* aber es ernstlich sein, das kann er nicht. Es ist nicht möglich, daß einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon sich exaltieren konnte, um so weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entsprungen, in reiferem Alter sich verlieren mußte.

Herr Gabriel Désodry ist weiter nichts als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und als er eben die Weihe bekommen sollte, läßt er den fungierenden Bischof in der Kirche stehen und tritt in die Welt zurück, um sein Liebchen zu heiraten. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant und darauf ein kaiserlicher Höfling. Endlich stirbt Herr Gabriel Désodry eines langweiligen prosaischen Todes. Bei einem Hoffeste nämlich, das Kaiser Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Désodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte und in seidenen Strümpfen, einer komischen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet sich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungenentzündung und stirbt nach der Fieberordnung am vierzehnten Tage. Ein so exaltierter Mensch hätte sich um keine kritische Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette sterben sollen, sondern beim Rückzuge über die Beresina, wo seine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.
Sogar für die Kantische Philosophie hatte sich Désodry exaltiert. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München und lernt dort an einer Wirtstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philosophischer Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantischen Philosophie und machte unter dem Essen den Gabriel Désodry mit den Geheimnissen des Absoluten bekannt: *„Bientôt il se passionna pour l'absolu."* Désodry, sich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutsche Universität. Herr Picard malt die deutsche Universität nach der Natur. Eine Universität ist nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Professoren wohnen. Der Hof des Gebäudes ist mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel spielen. Désodry geht zum Rektor Müller. Diesen findet

er mit seiner Tabakpfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauscht sich in Bier und nötigt den Fuchs Désodry, mit ihm zu trinken. Unter Professor Tilmans Leitung studiert der Franzos die Kantische Philosophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel ein schönes Frauenzimmer unter Blumen und Lämmern romantisch hingelagert. Es war die Romantische eine junge Pfarrerswitwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Désodry macht ihre Bekanntschaft, sentimentalisiert, philosophiert mit ihr, verliebt sich in sie, findet Gegenliebe und ist nahe daran, sie zu heiraten. Da entdeckt er, daß Professor Tilman sein glücklicher Nebenbuhler ist, und der Betrogene ruft aus: „*Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu?*“ Allzustrenger Herr Picard! Führte das Absolute zu nichts Schlimmerm als zu einer schönen Pfarrerswitwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heiraten: dann wäre das Absolute gar eine so schlimme Sache nicht. Aber das Absolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: *Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?*

25.

Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands, 1740 bis 1824

Von F. C. H. L. Pouqueville, ehemaligem Generalkonsul von Frankreich bei Ali Pascha von Janina.

Teutsch herausgegeben von *Dr. J. P. Hornthal*, ordentlichem Professor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

[1824]

Wir andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine schlaflose Stunde macht – denn wir vertrauen fest

auf Gott, Newton und das Gravitationssystem, daß sie die europäische *Menschheit*, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen lassen –, wir wünschen den Griechen Sieg und Heil und den Türken schmählichen Untergang, und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in Wien, in seinem in Wien erschienenen Werke: „*Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung*“, diese Staatsverfassung und diese Staatsverwaltung hochgepriesen hat. Ist Freiheit das unersetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert als das griechische? Brauchte Freiheit erst verdient zu werden, wer hätte sie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Taten sind von ihnen geschehen, daß die ihrer Vorfahren mit all dem Schmucke, den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblassen und unansehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott stand an ihrer Spitze, der unbestechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der List, nicht mit der Schmeichelei sich abfindet. Wie sie mit den mahometanischen Türken fertig geworden, werden sie es auch mit den andern werden. Und würden sie es nicht, ginge der letzte Grieche darüber zugrunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; sie ginge nicht verloren. Für die Habsucht und Herrschbegierde Einzelner wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergossen – für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes Samenkorn in weit entfernte wüste Länder und befruchtet sie – so die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geschichtschreiber der Griechen zu sein. Durchdrungen vom Geiste der alten Zeit und angeekelt von der Seelenlosigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er versteht sich auf die Freiheit, denn er war in der besten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als fran-

zösischer Generalkonsul in der Nähe Ali Paschas von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann *war*, und daß er es *gewesen*. *Pouqueville* hat aber den Ali Pascha zu sehr mit europäischen Augen angesehen. Dieser war ein Naturtyrann, mit dem sich nicht rechten, mit dem sich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch seine guten Seiten. Es ist wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab sein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Gesetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, sprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legimität und nahm alle Verantwortlichkeit auf sich allein. Er betrog nur die Menschen, aber den Himmel suchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit und ließ seine bestimmten Schlachtopfer, ehe er sie abtat, nicht jahrelang von Polizei wegen provisorisch schmachten, bis aus andern Weltteilen alle exotischen Beweise der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, seine Tyrannei überschritt nicht die Grenze seines Landes. Wo seine Grausamkeit, seine Habsucht und Herrschbegierde endigten, da hörten auch seine Übeltaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er keinem wehe getan. Er gab seinen Söhnen eine gute christlich-europäische Erziehung. Aus einer Äußerung eines seiner Söhne, *Muktars*, ergibt sich dieses deutlich genug. Als man ihm einst bei einer gewissen Veranlassung das *Journal de l'Empire* übersetzen mußte, wo er, wie seine Familie, etwas stark mitgenommen war, brach er in Verwünschungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst aus, die er Voltaire zuschrieb. „Nur wir Paschas, rief er, sollten lesen und schreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen lassen, und fände ich jemand, der mehr wüßte als ich, so müßte er ebenfalls sterben." Verwünschen wir den Vater eines solchen Sohns schon aus Höf-

lichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Pascha ihre Freiheit verdanken, möge seine Asche in Frieden ruhen.
Pouqueville macht uns auch mit *Ypsilanti* bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterlist zu werden und dem das Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur *auf*, nicht *in* der Brust getragen. Dann lernen wir die *Hetäristen* kennen, deren Seïden, die *heilige Schar* genannt, nur zu sterben, aber nicht zu siegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verschwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünsche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif sind, da bedarf es keiner Verschwörung, wo dieses nicht ist, nützt sie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu stürzen, dann wird sie nur eine neue an diese Stelle setzen, weil jeder geheimen Verbindung aristokratische Verderbnis inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes besteht nur in der persönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in seinem Lebenskreise und überlasse das Übrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorsehung dafür preisen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ypsilanti noch der Brüderschaft der Hetäristen seine Befreiung zu verdanken hat.
Herr von Hornthal hat Pouquevilles Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müssen wir das, was er verschwiegen, so zu lesen wissen wie das, was er gesagt. In dieser Zeit des Druckes sind Worte Wegweiser zu Gedanken, die der Verständige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte spricht, sagt er unter andern: „Aber jene im Finstern tätige und gewaltige Gegenmacht, welche unablässig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede sittliche Erhebung, je-

den edlern Aufschwung, jede Festigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit und somit jede Hervorbringung des wahrhaften Christentums zu vernichten strebt, weil ihre Genossen selbst keines sittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines echtchristlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner echtmenschlichen Begeisterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür sich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig sind und daher mit vollem Rechte in alle diesem den gefährlichsten unbezwinglichsten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken – diese Gegenmacht blieb auch hier nicht untätig." So ist es, und schlimm, daß es so ist! Die Führer der Menschheit legen ihr Hemmketten an, sooft sie bergauf geht; niederwärts aber überlassen sie sie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele gelangen – Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt sind sie mit Spanien. Sie sagen: es sei freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber sie hätten doch wenigstens *„das Prinzip gerettet"*. Man braucht Pouquevilles Werk nicht erst zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr ist jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde lesen, die Deutschen zumal werden es verschlingen; denn diese haben mehr Zeit als Engländer und Franzosen, sich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

26.

Der ewige Jude

[1821]

Deutsche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange

damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das *Leben* und die Schale das *Buch*. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine *geschälte* Nuß gibt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern; sie finden dann den Weg von dem Worte bis zur Tat schön lang und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten hinziehen will, der *tue* ja nichts, sondern *schreibe*, und wer seines Erfolgs gewisser sein will, der *rezensiere*. Aus diesem Grunde habe ich einige Ansichten über die verwetterte *Judensache* in Form einer Rezension eingekleidet, diese aber darum *Der ewige Jude* überschrieben, weil ich tausendmal in meinem Leben zu diesem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort *Jude* der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdischer Handelsmann seine Zahlungen ein, so machen die Gerichte bekannt: Die *jüdische Handlung N. N.* habe ihre Zahlungen eingestellt. Ist der Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: *Arzt jüdischer Nation, Advokat jüdischer Nation*. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, so heißt es: *ein Jude* war's. Zeichnet sich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann sagen die Spötter: *er bleibt doch ein Jude*, und die Gutgesinnten sprechen: er mache *seiner Nation* große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und bestellt sich einen Rock, so bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Isaak habe sich ein ähnliches Kleid machen lassen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, so erzählt ihr der Gärtner, Frau Esther habe ihm vor einigen Ta-

gen einen Rosenstock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengassen für jene Aus- und Einziehenden, und schwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdischen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den christlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurteile sind und gar nicht an Juden denken, setzt man sich dort an eine Wirtstafel und ein Reisender aus Frankfurt sitzt unter den Gästen, so kann man wetten, daß, noch ehe das Rindfleisch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: *der ewige Jude!*

Das Buch, hinter das ich mich stecke, heißt wie folgt: *Judentum in allen dessen Teilen, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet.* Von Dr. *Ludolf Holst.* Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten.)

Der Verfasser sagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutschen Literatur ein *klassisches* Werk geliefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständnis gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Äußerung, das *Bureau der deutschen Klassiker* in Karlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht klassisch sei und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Verteidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünschen, jenes gegen die Juden feindlich gesinnte Werk wäre in der Form eines saubern, mit Kupfer gezierten Taschenbuches *Gegenliebe und Freundschaft* auf das Jahr 1821

erschienen, damit es christlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn diese hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen gesetzgebenden Männer günstiger zu stimmen gesucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige sich heldenmütig, der für die gute Sache *blute*, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche sie hier und dort die gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holst zu lesen, aber so, daß sie es mir nachtun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa bloß spielend die Gänseblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillakrieg, wobei alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne ins Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann tot. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem andern an den Kopf und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Übervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Notenkolonien, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. Sooft der Verfasser sich aus dem freien Felde zurückzieht, begibt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedeckt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgibt das Werk; man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verproviantiert. Der Verfasser ist ein rechtgläu-

biger Kameralist aus der baufälligen Schule des v. *Justi;* die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine schwankende Handelsbilanz. Die *Kettenregel,* wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Christen sein müßten, ist ihm die höchste Staatsweisheit. Wenn Geistlosigkeit aus Lieblosigkeit entspringt, dann verzeihe sie wer da wolle; *meine* Milde reicht nicht so weit.

Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unsrer Freiheit verpesten. Man sieht die hoffnungsvollsten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Gesichtern krank umherwandeln. Der deutsche Geist wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutsche Gemüt keucht in feuchten Marschländern. In unserem Herzen ist holländische Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es so ist; denn nicht der Geist, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden ist auch der Wetzstein, an dem jeder stumpfe Sinn sich scharf zu schleifen, und jeder scharfe sich abzuziehen gesucht; aber der Stein ist zu hart, die scharfen Geister haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen sie nicht auszuwetzen vermocht. In diesem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit siegen – und die *Liebe* behält immer recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem selbstgeschaffne Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des letztern darf man sich

freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos sein kann, ohne zugleich sittenlos zu sein. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der antediluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind *kantiert* – ich meine nicht *kandiert* (überzuckert), sondern in Art und Weise des *Kant,* wobei die reine Vernunft so lange kritisiert wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holst im Zusammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in seinem Hause gar nicht zurechtfinden und werde darum nur bald an diese, bald an jene Türe klopfen; und wenn er mir, sollte ihm meine Beurteilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verstanden, so verspreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widersprechen.

Sein Buch ist eigentlich kein praktisches, sondern ein metaphysisches *Hep Hep;* denn die Deutschen pflanzen ihre Grundsätze lieber durch Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift ist eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt; keinen andern verwundet der Verfasser als sich allein. Er teilt die Welt in zwei Teile und nennt den einen *Judentum,* den andern *Nichtjudentum.* Das Nichtjudentum ist ihm das feste Land, woraus Blumen und Kräuter sprießen, Vögel singen, Quellen murmeln und harmlose Schäfer schuldlose Tage leben. Das Judentum aber erscheint seinem schwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Haifische rauben und heuchlerische Krokodile betrügen. Es ist ihm eine Kloake voll stinkenden Unrats, und darin hat er vielleicht mehr recht, als seiner Sache gut ist; denn der unterirdische Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geschaffen, sie wurden ihm zugeführt. Der Verfasser spricht wie alle seine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er sagt: Haß,

Neid, Habsucht, Bosheit, Betrug, Roheit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden anzusehen, sondern gleichsam als Christen. Auch sei nicht zu leugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menschlichen Geistes und Herzens auch unter den Christen anzutreffen wären, aber solche verworfene Menschen wären keine Christen, sie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch so sprechen? Sie könnten sagen: „Habsucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldsamkeit und die andern ungenannten Laster haften auf den Christen. Es gibt wohl einige, die davon frei sind, das sind aber edle jüdische Seelen und nicht als Christen anzusehen. Auch unter uns gibt es Taugenichtse, allein solche Ruchlosen verdienen den Namen Juden gar nicht, sie sind Christen.“ Nun, wenn das nicht toll ist, so sperrt eure Narrenhäuser weit auf und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß sie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftsteller werden. Wenn es euch Freude macht, so teilt immerhin die Menschen in Schafe und Böcke ein und stellt die einen rechts, die andern links; wenn ihr aber erklärt: Alle, die rechts stehen, sind Schafe, und die links stehen, Böcke – so ist das ja entsetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit euch rede.

In der *Einleitung* der Schrift wird untersucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt und in besonderer Beziehung auf Judentum.“ Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gelungen ist, die Ideenverwirrungen, die in den Köpfen herrscht, sehr anschaulich zu machen. Seine Gedanken spielen *blinde Kuh*; hat auch einmal einer die Wahrheit erhascht, so werden sogleich dieser die Augen verbunden, und sie tappt ebenso unwissend und

blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zusehen. Mein schwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffassen können. Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen; wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, so sollten die Pferde hintereinander gespannt werden; bei Krankheiten mußten sie in den Lazaretten die von Christen zubereiteten Speisen genießen, so groß auch ihr Greuel vor denselben sein mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn, noch weniger der Enkel heiraten; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt *einzuschlafen*. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoralopiums zu verhindern, sollte die medizinische Polizei auch gegen Christen anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnort er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Gefängnis vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet, daß der Vornehmste in jeder Judengemeinde dreimal im Jahr an den Kirchentüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besonderen *Leichenzoll* erlegen: – (den Griechen nachgeahmte Sitte: auch *Charon* erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bei den Griechen das Geld den Toten, bei den Christen aber den lebendigen Schatzmeistern in den Mund gesteckt wurde!) – getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn

der Christ Akzeptant war, solchen holen; die Gültigkeit eines Injurienprozesses fand schon dann statt, wenn ein Christ einen andern einen Juden hieß (unter solchen Umständen war wenigstens dieses Gesetz weise). Der edle Verfasser weist mit gerührter Stimme auf diese guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Christen und Juden daraus Trost schöpfen und entnehmen mögen, wie der Geist des Menschen vorschreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie sein Herz sich immer mehr veredle, trotz des Beispiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es ebenso lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude seines Glaubens wegen nicht Bürgermeister werden konnte, als man es jetzt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen seinen Degen *rechts* anhängen mußte. Der Verfasser selbst bemerkt (ob er zwar den Satz auf *seine* Art anwendet): „es steht von unserm sogenannten (jawohl!) *aufgeklärten* Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tausend Jahren auf dasselbe zurückgesehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man *damals* in viel und manchen Dingen zurück, wie äußerst finster sah es noch in den mehrsten Köpfen damals aus." *Nach einigen tausend Jahren?* Herr Dr. Holst hat große Geduld! Was mich betrifft, so hoffe ich es noch zu erleben, daß man selbst in keiner deutsch-englischen Kolonialstadt ein aufrührerisches oder albernes Buch gegen die Juden wird schreiben dürfen, ohne ins Zuchthaus oder ins Tollhaus zu kommen.

Der Verfasser, ob er zwar Judentum für ein ziemlich vollständiges Konversationslexikon aller gangbaren Spitzbübereien ansieht, begnügt sich damit nicht und spricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben *könnten*, wenn sie *wollten*. Was, fragt er, würde daraus entstanden sein, wenn man die Juden mit den

Christen völlig gleichgestellt hätte? Großer geometrischer Jammer, antwortet er. „Ein jüdischer Bauer z. B. würde zu seinem christlichen Nachbarn gesagt haben: mein Acker liegt dir und der deinige mir bequemer. An Güte sind sie sich beweislich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruten lang und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch *hierin* völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen." Der Verfasser, wie man sieht, ist ein guter Feldmesser und wäre bei Verfertigungen von Katastern und bei Friedensschlüssen gut zu gebrauchen; er versteht sich auf Länge und Breite der Dinge besser als auf ihre Tiefe.

Der *erste Abschnitt* enthält eine „allgemeine Übersicht der in den letztverflossenen Zeiten so zahlreich erschienenen Schriften fürs Judentum, besonders in Hinsicht derer, die von jüdischen Autoren abgefaßt worden." Herr Dr. Holst kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Christen *für* Juden geschrieben, so sagt er, es wären unstreitig *verkappte Juden* gewesen; sind aber die Schriftsteller Juden, dann sagt er, sie gehörten zur *rohesten Klasse* von Menschen, und spricht von ihrer *zügellosen Kühnheit* und *beispiellosen Frechheit.* Man muß gestehen, daß es närrische Käuze in der Welt gibt. Herr Dr. Holst will die Juden totschlagen, und wenn sie sich zur Wehre setzen, wendet er sich zum Kreise seiner Zuschauer und spricht: Da sehen Sie, meine Herren, wie recht ich habe, wenn ich die Juden beispiellos frech nenne; sie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch so wenig den Kopf abschlage, und mucksen! Die Einwendungen, welche der Verfasser gegen die erwähnten Judenschriften macht, kann ich nicht beurteilen, denn ich habe nur wenige der sowohl *für* als *gegen* Juden erschienenen Schriften gelesen. Ich habe sie nicht gelesen, weil ich es

ebenso lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier ist, dickbäuchig führen, als das Gegenteil beweisen zu wollen – beides machte mir Langeweile. Es geschieht auch meiner Abhandlung *„Für die Juden"*, die in den *Zeitschwingen* steht, Erwähnung. Ich besitze zwar in diesem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber versichern, daß die mitgeteilten Auszüge entstellt sind. Ich soll gesagt haben: „Der Streit gegen die *Juden* und der Streit gegen den *Adel* geht aus einer und derselben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll." Und an einer andern Stelle: „Da die produzierende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt, so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen." In beiden Sätzen ist weder Sinn noch Ausdruck der meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden *Kraft* gesprochen haben; denn zum *Verzehren* gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der Nationalökonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden *Klasse* gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem so hohen Grade tätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur solche Arbeiten *produktiv*, bei deren Verrichtung man *schwitzt*, so will ich, was ich leicht könnte, diese poröse Ansicht jetzt nicht bestreiten; sondern ich bemerke, daß die Juden allerdings stark transpirieren, teils weil sie den ganzen Tag umherlaufen, teils durch den psychischen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapierhandel, und viele Juden dürfen sich rühmen, im kritischen Dezember vorigen Jahrs mehr geschwitzt zu haben als die meisten Christen selbst in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer *vermeinten Aristokratie* gesprochen haben. Die Handelsaristokratie der Juden ist so wenig *vermeint*

als die Geburtsaristokratie des Adels, sie sind beide wirklich vorhanden. Jene aber ist kein *Vorrecht* der Juden, sondern ein *Zwang*, da man sie gewaltsam abhält, andere Gewerbzweige zu ergreifen. Die Aristokratie des Adels aber ist fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde *für* Juden und *gegen* Adel; denn dieser verhält sich zum Bürgerstande wie die christliche Welt zur jüdischen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den *breiten Stein* des Lebens allein behaupten und uns Philister im Kote zu gehen nötigen – eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeschmackt ist, als es ist: *sie gelassen dulden.*

Es ist komisch genug zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen und zu beweisen gesucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judensache beteiligt wären – bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem schmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechselkomptoir, einem Warengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie, von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judentum ein atmosphärisches Gift sei, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin zu bemerken, die Luft sei doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht bloß für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes antijüdisches Interesse zu verteidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der anderen nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Türe handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieser Türe sollen sie mit dieser Ware handeln dürfen, aber nicht mit je-

ner – und so wird der dicke Klotz des Unverstandes in tausend Schwefelhölzer zerspalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holst ist etwas besser als diese meine erzählten *Erfahrungen* – etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hansestädten. Er meint, diese hätten ihre eigene Natur, und es sei Unsinn zu denken, daß *in den Bundesstaaten* über die künftige Stellung der Juden eine *allgemeine Norm* werde angenommen werden. Herr Dr. Holst kann vorderhand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesversammlung ist gewohnt, alles reiflich zu überlegen, und was sie auch wegen der Juden beschließen möge, sie wird sich nicht übereilen und hanseatischer Weisheit die Zeit lassen, ihr die nötigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der bescheidenen Vermutung geschrieben, daß es keiner lesen werde; denn wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfasser sich selbst so nahe treten, das folgende zu äußern. Es ist nämlich die Rede von der grausamen Wut, mit welcher man *ehemals* gegen die Juden verfuhr, und er tadelt *jene* Grausamkeiten. (Ist nur allein der Körper verwundbar und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden selbst, *denn aus dem Judentume ist ja das alte blutige Christentum entsprungen.* Ich will seine eigenen Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine *unwiderlegliche* Weise dargetan werden, daß alle jene Greuel einzig und allein daraus entstanden sind, daß, dem Sinn und Geist des Stifters der christlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreis vom Judentum genommen und unglücklicherweise, in jener *finstern* Zeit, auf Christentum eingeimpft worden; so daß alle jene Greuel *ursprünglich* dem Judentum *einzig* und *allein* zur Last fallen." Das ist ein wichtiges Geständnis, wir

wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß ist dieses Kapitel, um es *hier* zu endigen, und zu bedeutend, um es bloß anzufangen; es darf nicht zerrissen werden. Der Verfasser weiß selbst nicht, welch ein herrliches Wort er gesprochen; wie ein Kind findet er an der Muschelschale Wohlgefallen, und die Perle darin wirft er weg!

Der *zweite Abschnitt* betrachtet das *Judentum in religiöser Hinsicht.* Auch in dem zum Teil anerkannt Wahren, was der Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der *mosaischen Theokratie* und von den *rabbinischen Dogmen* spricht, zeigt er, daß die Juden, so wie sie sind, haben werden *müssen* und daß bei nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sei, das man austrocknen könne. Was ihr zu tun habt, fragt ihr mich? Eine alte Kindersittenlehre antworte darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sei. Da versuchte der Sturmwind, einem Wandrer den Mantel zu entreißen – vergebens; je heftiger er wütete, je fester hüllte sich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem *Lichte* und ihrer *Milde* – und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wandrer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seid ihr, und die Sonne – hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im *dritten Abschnitte* wird das „Judentum in *moralischer* Hinsicht sowohl in als außer dessen Heimat" betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Kanaan Spitzbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maße verkauft? Nein, der Verfasser beweist nichts; er zeigt bloß, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger sein *können*, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen *können*, und geht dabei ebenso sinnreich zu Wer-

ke wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der *Quadratur* seines logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenfalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausieren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausieren ein Laster sein soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts anders übrig, als in fremden Häusern häuslich zu sein. Was aber den Wucher und die andern Übervorteilungen im Handel betrifft, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar- und Avisstile beurteilen. Sie schreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom 13. *habe* empfangen" – „Sehr schönen gerauchten Lachs und frische Austern *habe* erhalten", und lassen dabei das *Ich* weg; aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort *haben* versteckt ist. Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder entzogen werde. Darum beschließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst wenn er Christ wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja, daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das ist gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdisches Blut bedürfe zu seiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erst dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er sich mit einer christlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfasser schon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In sein väterliches Haus

sei einst ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht? Ja, bei Gott, ich komme recht! – Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an“, darauf habe der Jude einen Lotteriezettel aus der Tasche gezogen und geschworen: das Haus sei ihm im *Traume* genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen solle. Das war nun freilich eine unmenschliche Grausamkeit, zumal wenn auf das Los kein großer Gewinst gefallen; aber der wahre und gute Christ kennt die Rache nicht und verzeiht seinen Feinden.

In dem *vierten Abschnitte*, welcher das Judentum in *intellektueller Hinsicht*, in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der Verfasser, die Juden hätten in keiner Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag sein oder nicht sein, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Rezensenten *hep hep* rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegenteil tun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich raten, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbst *Mendelssohn* wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit *christlichen* Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judentum und Christentum verschmolzen hätte. Wenige mögen hierüber so urteilen können als meine Individualität *(meine Individualität!)*. Der vor vielen Jahren gepflogene wissenschaftliche Umgang mit *Reimarus* ließ mich oft und viel sehen, wie weit der Ideenumtausch zwischen diesen beiden Männern stattfand; wie zutraulich

Mendelssohn unserm Reimarus Aufsätze zur Prüfung vorlegte und mit *welchen* Anmerkungen sie von diesem Manne begleitet worden sind." Da hört ihr es mit euren eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: so oft der Verfasser einen Juden trifft, von dem er gestehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Mensch sei, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Christentums, scheidet das Gold aus und wirft dem Judentume die Schlacken hin. Wenn Mendelssohn aus dem Umgange mit christlichen Gelehrten gewonnen, schmälert das seinen Wert? Die Weisheit wird nicht angeboren, sie wird erworben. Vielleicht ist Herr Dr. Holst reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müssen; wir andern armen Teufel aber sind oft genötigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufsätze Mendelssohns verbessert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht *verbessern*, wenn jener, um seine abweichenden Ansichten darzustellen, etwa *Anmerkungen* gemacht. Kann ein denkender Kopf seine Denkweise von einem andern regeln lassen, muß er nicht mit seinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holst mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, ist wohl zu glauben. Reimarus benutzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über *Die Triebe der Tiere* und noch viele andere gute Werke geschrieben. Aber von diesem Manne konnte er seinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Konversationslexikon sagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medizinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote,

gegen das Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staats wegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre." Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwaage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen sein!

Den *fünften Abschnitt* überschreibt der Verfasser: „Judentum im *Geschäftsleben* (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus [das] Judentum sich einen immer höhern Vermögensstand, selbst Reichtümer zu verschaffen imstande ist und dadurch die Verhältnisse der Gesamtteile mehr und mehr zerrüttet." Schon an den Pulsschlägen dieser pochenden Überschrift fühlt man, in welcher heftigen Gemütsbewegung der Verfasser über diese Gegenstände sprach. Judentum ist ihm überall der *Knecht Ruprecht*, womit er schreckt und droht. *Ergiebige Quelle – immer höherer Vermögensstand – selbst Reichtümer!* – und warum nicht so gut als wir? Er sagt: „Man sagt nicht zuviel, wenn man den gesamten in den Händen der Juden befindlichen Handel als *Wucher* betrachtet", und geht dann mehrere Geschäftszweige durch und zeigt, wie sie *wucherhaft* betrieben werden können – ja, *können.* Aber werden es die christlichen Handelsleute besser machen? Der Verfasser selbst bemerkt: „Keine menschliche Weisheit ist je vermögend, je imstande, Maßregeln zu ersinnen, sie mögen noch so durchdacht und geprüft sein, wie sie wollen, die dem Unfug des *Wuchers* je Einhalt tun könnten, er geschehe mit Waren oder mit Geld; noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen sind,

weil Juden dann die schlaue Politik ausüben, *christliche Häuser darin mit zu verwickeln, um von dieser Seite Schutz finden zu können; denn, die Wahrheit zu gestehen, es fehlt nicht an Blutsaugern höherer Klassen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.*" An einer anderen Stelle äußert er: „Da, wo ein christlicher Wucherer stattfindet, der die moralischen Grundsätze verläßt, in welchen er zum Unterschied des Judentums erzogen worden ... *tritt ein solcher nie selbst auf, sondern läßt einen Juden als Hauptteilnehmer das Geschäft allein betreiben.*" Aus diesen wichtigen Geständnissen folgt: 1) daß es auch christliche Blutsauger gibt, die Wucher treiben; 2) daß der Wucher der Christen *nicht bestraft wird,* denn die Juden glauben sich *geschützt,* wenn sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen; 3) daß Christen die Juden zur Teilnahme an Wuchergeschäften *verleiten,* weil sie sich nicht selbst herausstellen wollen; 4) und aus allem vorigen zusammengenommen, ergibt sich, daß man nicht unterscheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung mit Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurteilen könne, *ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen gibt.* Herr Dr. Holst hat dieses alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin, wie er sich bei seinen Prinzipalen verantworten werde. *Ich* habe die Handelswelt nicht zu verteidigen, deren Judentümlichkeit – diese Sichtbarwerdung des Gelddämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel – mir in der tiefsten Seele verhaßt ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen mir entgegentreten. Aber ist diese Judentümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Ist sie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, *erhaltend* zwar das Leben, weil sie das Leben *zurückhält,* aber tödlich, wo sie abgeson-

dert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs und steckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer als ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Priester, die Anbetung schafft den Götzen. Werft euern Abgott um, zerstört seine Tempel – und die Fleischgabel entfällt den euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, ihr aber seid Sklaven des Handels, und nichts verdient ihr als Geld und Verachtung. Ihr sagt: wir haben Weltteile verbunden, Völker befreundet, Sitten verschwistert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt ihr euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu sein und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzustreichen, so ist eure Bescheidenheit zu loben. Aber brüstet euch nicht mit erhabenen Gesinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo euch nichts bewegt als niedrige Habsucht und gemeine Sinneslust. Mögen die Juden hassenswürdig sein, aber euch kommt es nicht zu, sie zu hassen. Eure Sache ist noch lange nicht so schlecht, als sie verteidigt wird; denn es ist der verdiente Fluch leidenschaftlicher Verblendung, daß sie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie eure Sachwalter sprechen! Sie sagen nicht, man solle die Juden aus dem Lande stoßen, sie sagen es nicht; denn sie heucheln, sie wollen nur, daß man ihren Handel beschränke. Aber indem sie auf diese Weise an der Wohlfahrt vieler tausend Menschen die Zweige abschneiden, nachdem sie die Früchte geschüttelt, wollen sie auch den Stamm umhauen und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, sollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an und verschließt die Haustüre, daß sie sich nicht retten – ihr jagt sie in die Schlacht und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß sie nicht umwenden können. Ist das

menschlich? Man hat verlernt von euch zu fordern, daß ihr Christen seiet, aber es ist doch wahrlich zum Lachen, wenn ihr christliche Gesinnungen, die ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen und sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen ganz so gebildet und geordnet seien wie bei Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen, die Wahrheit ist schon spitz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grundsätze nicht karikiert werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um als mit den jüdischen Seelen. Der *sechste Abschnitt* seines Buches betrachtet: „Judentum in *physischer* Hinsicht." Eine schöne freiwillige Beisteuer zu Franks medizinischer Polizei! Er erschrickt gewaltig vor dem Anwachse jüdischer Bevölkerung und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu. Er sagt: sie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, so berührten sie doch *„das Wasser kaum mit den Fingerspitzen"*, und dieses nennten sie ganz lächerlich *„sich gewaschen haben"*. Nach seiner Meinung wäre wohl nötig, man führte Staatswäscherinnen ein und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naschhaften Judenmädchens, so macht er, wie zierliche Redner sagen, aus der Mücke einen Elefanten und behauptet, das saubere Mädchen habe die *Elefantiasis*. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geschieht, behauptet er, es sei eine jüdische gewesen und die Juden hätten alle die garstige Krankheit, woran unter andern ge-

krönten Häuptern auch Herodes und Philipp II. und der römische Diktator Sulla gestorben sind. Aus diesem allem aber folgert er, man müsse die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Besen wegkehren und sie hinausführen. Von Nimrod bis auf die Pygmäenultras unserer Zeit hat Aristokratensucht stark gefiebert, aber so heftig als der Verfasser hat noch keiner gerast. Er meint, eine Judenhaut käme schon als fertiges Trommelfell auf die Welt und man brauche nur die Schlegel zu rühren.

Der siebente Abschnitt betrachtet „Judentum in *historischer* Hinsicht“ und spricht von den Quellen der ältern und neuern jüdischen Geschichte. Dieses Kapitel gibt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört, sich selbst zu parodieren und die natürliche Art seines Geistes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend hassen oder ebenso glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieses Buches zu schwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfasser sagt, seine Literatursammlung von Judenschriften gehe schon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine schöne Blumenlese von getrockneten Gifträutern sein!

Der *achte Abschnitt* betrachtet (dieses häufige *betrachtet* ist nicht *mein* Wort, der Verfasser gebraucht es, und mit Recht; denn er *beweist* nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er sie – eben betrachtet): „Judentum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht aus einem *staatswissenschaftlichen* Standpunkte.“ Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertiert sei, und läßt sie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen,

und zeichnet eine schöne Landkarte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam, aber sicher die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jetzt eine große Menge Tagereisen zurückgelegt. Sie sprächen: „Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Ämter. In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, *warum sollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?*" Der Verfasser fährt fort: „Werden schon gegenwärtig *weithinaussehende Äußerungen* gemacht, so wird es, bei höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum sollten denn uns *die Pforten der Fürstenhäuser* so ganz geschlossen sein? Was könnte wenigstens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondierten Ländereien nicht den Titel *Fürst* annähme, damit dereinst ein *Herzog*, ein *Erzherzog* etc. daraus werde?" Die Wahrheit ist mir heiliger als alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er recht hat, behalte er recht. Allerdings sind unsere Juden Fürsten schon sehr nahe und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten sieben Jahren seinen Garten mit vier angrenzenden Morgen Feld arrondiert und hierdurch deutlich genug verraten hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogtum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte nichts übertreiben und sich von seinem Hasse so sehr verblenden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Grenzen. Es gibt angeborne Gefühle des menschlichen Herzens, die auch

der verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erzbösewichter genug, daß sie Erzherzöge werden wollen; aber *Senatoren*! Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken! Der Verfasser beschreibt ferner die verschiedenen Diebsschlüssel, mit deren Hülfe das spitzbübische Judentum *die Pforten der Fürstenhäuser* aufzuschließen gedenkt. Zuerst erwähnt er der *Tempelvereine*. Hierunter versteht er den Verein derjenigen jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Karlsruhe und andern Orten den von rabbinischen Alfanzereien entweihten Synagogendienst verlassen haben und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er sagt: „Der Tempelverein schreite mit Umsicht, mit Besonnenheit, mit aller Überlegung vorwärts, beseitige in der Folge bloß das rein Formelle, fremden Himmelsstrichen nicht eigen und überflüssig; so gibt es für das Judentum mehr Proselyten in *einem* Jahre, als es durch alle Zeiten hindurch fürs Christentum nicht gegeben hat." Ich habe hierüber nichts weiter zu bemerken, als daß sich die Juden dieses sollen gesagt sein lassen; man muß von seinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum erzherzoglichen Throne werden von dem Verfasser wie folgt bezeichnet. Die Juden suchten sich die Redaktion sehr vieler periodischen Blätter und Zeitschriften zu verschaffen; sie suchten sich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; sie suchten Zensoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judentums sind, zu Schutzschriften zu verleiten; sie bemühten sich, durch Neuchristen die Direktion der Schauspiele in die Hände zu bekommen, um nur was [dem] Nichtjudentum angehört, der Persiflage preiszugeben. (Zu diesem Zwecke hätten sie sich besser an den Verfasser gewendet.) Endlich hätten sie auch in unsern Tagen den Versuch gemacht, sich in den *Buchhandel* „hineinzusetzen", um eine völlige Herrschaft

über die Ideenwelt zu erringen, wobei „jeden ein *Schau der ergreifen*“ müßte, wenn er an die Folgen denkt Auch hätten Schriftsteller unter den Juden sich schon so weit geäußert, „daß jüdische *Konsistorien* in den ver schiedenen Distrikten Deutschlands zu errichten sind daß alle Konsistorien ein Zentralkosistorium, ein *Con cilium* zu bilden haben; daß sodann das nämliche in allen übrigen Ländern geschehen könne; und daß – fügen wir hinzu – etwa ein Erzpatriarch (ein Fürst der Gefan genschaft wie ehemals) über alle *Konzilien* sodann ge setzt werde! . . . Ob nun hieraus je so ein Wesen als jüdischer *Hohepriester (Pontifex maxismus)* dereinst da raus hervorgehen könne, der erst Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher und geistlicher Herr werde und sei, stelle ich der Betrachtung anderer hin.“ Man wird den Rücken wenden und die Furcht des Verfassers stehen lassen. Er ist, wie jeder sieht, etwas hypochondrisch und sieht alles durch einen schwarzen Schleier. Mit der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Judentums hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Not. Solange es Staatspapiere gibt, mag der Hohepriester sein Schwert in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrifft, so kann der Hohepriester räuchern, solange er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den *Jesuiten* vergleicht und dabei in den gegen letztere gerichteten Vorwurf einstimmt, welcher heißt: „Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren *eigenen* Vorteilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei *jeder* widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren *Ordensstatuten.*“ Was geht aus dieser Zusammenstellung notwen-

dig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sei sie auch so groß, als behauptet wird, nicht aus dem Judentume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechts an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Taten verübt haben, als im Namen des Christentums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der christlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, sondern Gewalt und Betrug unterstützt, wo sie ihnen entgegentraten. Hat ihnen das Christentum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches der Verfasser verfertigt, und sehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind sie schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verräterische Freunde; morden, rauben, stehlen sie; kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielsucht; sind sie unhäuslich, träge, vertaumeln sie ihr Leben in Sinneslust? Wenn sie das wären und täten,

dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, *sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen*, sie nehmen 20 Prozent, sie *messen knapp*, wie Herr Dr. Holst behauptet, sie gewinnen auf 10 Ellen Waren 1/8 Elle, welches, wie der Verfasser nach *Adam Ries* ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Absatze von 10 Millionen Ellen Waren einen betrügerischen Gewinst von 100,000 Ellen machen – *würde*! (Man sieht, der Verfasser ist immer noch ein Anhänger der Konjunktive.) Und das ist alles! Verworfene Juden sind nicht schlechtern Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind bessern Geistes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen; sie durchschauen die Heuchelei und üben sie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, sie stehlen bei Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie tun das Böse, wenn es ihnen Vorteil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschicklichkeit. Sie sind Erdenbürger, nicht Beisassen eines schmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin sie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenschaften, aber nur große; sie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüsten, wobei man nicht lebt und nicht stirbt. Sie haben Blut oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerichten Milchsaft, der in Schneckenseelen kriecht. Kurz: sie sind Fleisch oder Fisch; kürzer: sie sind keine *Philister*. O wehe über die Philister! Ein einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet als hundert Ruchlose. Sie morden nicht das Leben allein, sie morden die Freuden des Lebens. Das ist kein tüchtiger Dolchstoß, womit die Rache ihren Durst abfindet, das ist der Rüssel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Nase das Blut ausschlürft und den gelassensten Menschen zur Verzweiflung bringt. Das ist kein starkes Fieber, das gesund oder tot macht, das ist ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt

weder entbehren noch brauchen kann. Das ist nicht Winterfrost, nicht Sonnenglut, nicht Sturm, nicht Zephyr, das ist das abgeschmackte naßkalte Herbstwetter, das verdrießlich an den Fenstern plätschert, und – friert man oder nicht, soll man einheizen oder nicht? – Man weiß es selbst nicht, und keift und schmollt mit dem Himmel wie ein dürres, altes Weib. So sind die Philister, so seid ihr *Judenhasser*. Ich bitte euch, werdet liebenswürdig. Selbst eure Tugend ist ungefällig, sie ist schön gewachsen, hat aber Sommerflecken. Selbst euer Recht ist ärgerlich; denn ihr verteidigt es nicht wie Leute von Ehre, sondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet euch der Langweiligkeit; denn sie ist die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden ist fruchtlos, ihr seid nur mit eines Esels Kinnbacken zu schlagen, man muß selbst ein Philister sein, um mit euch fertig zu werden.

Professor *Lips* in Erlangen hat ein Werk *für* die Juden geschrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holst erwähnt dieses Buches und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfasser der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts seit mehrern Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes sein, sich weitläufig gegen die Herrn *Lips* und alle diejenigen zu äußern, welche *Menschenrechte* und *Zivilrechte* durchaus nicht unterscheiden, welche zwischen *religiöser* und *politischer* Toleranz nicht den geringsten Unterschied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verschwendet werden.“ Daß Herr Dr. Holst die Rechte der Natur, der Völker und des Staates *unter Augen* gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; *im Herzen* hat er sie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein *Leichtes* sei, sich *weitläufig* gegen die Herren Lips zu äußern, ist gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit

falle. Daß sich aber Menschenrecht von Zivilrecht, reli giöse von politischer Duldung so unterscheiden solle, dal man Ansprüche auf das eine haben könne ohne auf da andere, dem widerspreche ich. Ihr glaubt selbst nicht ai diesen Grundsatz, ihr wißt nur nicht, anders fertig zi werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber eue Kopf ist besser geworden, ihr sucht jetzt, was ihr frühe nicht getan, eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, *weil* sie es verdienen; ihr haßt sie unc sucht, so gut ihr's könnt, zu beweisen, *daß* sie es verdie nen, und ihr haßt sie, weil sie – *verdienen*. Euer Her konnte eurem Geiste nicht nachfolgen, und dieser kehr zu jenem zurück, um mit ihm gleichen Schritt zu halten Was ihr *Menschenrechte* nennt, das sind nur Tierrechte das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu ver dauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde – bis ihr es erlegt und diese wollt ihr auch den Juden lassen. Die *Bürger-rechte*, diese allein sind Menschenrechte; denn de Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als Bürger geboren. Dieses ist der Grundsatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jene Rechte kann durch nichts bedingt sein als durch die völlige Entwickelung der Geisteskraft, und diese muß als vorhanden angenommen werden, sobald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, sobald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt – gut, auch unter Christen gibt es viele verlorne Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Klassen. Ihr macht ja so gern Klassen und jauchzet, nur eine Stufe höher zu stehen als ein Niedrigerer, solltet ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein Höherer. Weil ihr selbst Sklaven

seid, könnt *ihr* Sklaven nicht entbehren. *Eure* Bürgerrechte freilich sind keine Menschenrechte, denn sie sind *unmenschliche* Rechte. Die Schneidernadel, die Schusterpfrieme, die Krämerelle, diese machen bei euch den Bürger; das Leichentuch ist eure Toga, erst im Grabe bekommt ihr Gemeinwesen; aber eure Bürger sind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verrosteten Hochmut eures Stadtphilistertums, diesen ehemals glänzenden Schild, euch in die Hände gegeben, um Bürgerstolz gegen Adelstolz zu bewaffnen – werft ihn weg. Er ist brüchig, er ist euch auch zu schwer geworden, denn ihr seid die starken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. *Religiöse Duldung* wollt ihr gegen Juden üben, und seit wann führt ihr diese Sprache? Seitdem euch jede Religion gleichgültig geworden, seitdem euch gleichgültig geworden ist, ob der Jude einen falschen oder wahren Gott anbete, seitdem euch nur am Herzen liegt, daß jüdischer Schacher den christlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren besser als ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber sie taten es um Gottes willen, freilich um *des* Gottes willen, den *sie* in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert und gelehrt haben, man müsse die Juden schlachten, damit sie den Markt nicht verderben.

Der Verfasser spricht ein „*Schlußwort*, an das Judentum selbst gerichtet". Er sagt darin: „Meiner Gesinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich sein, wie die vorliegende Schrift von Juden beurteilt wird; ob sie dessen Verfasser ebenfalls, höchst ungerechter Weise, zu der Zahl der *Judenfeinde* rechnen, seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt und kann keine Juden hassen, sie gehören der gesamten Menschheit an. Auch unter ihnen

gibt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerte Menschen. Dagegen aber steht das *rabbinische Judentum,* auf mosaische Theokratie sich lehnend, nach sorgfältigst vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen." Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut; wer für Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es ist *deutsche* Art, alles aus der Selbstsucht herzuleiten. Weil die Deutschen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche Tat und Rede als etwas Häusliches beurteilt; weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freier Berührung einen steifen Hals, und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen sie, das müsse jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er also dennoch redet, müsse er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Juden nicht haßt, sondern nur das rabbinische Judentum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das rabbinische Judentum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das rabbinische Judentum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleisch, das verwundet, keine Ehre, die verletzt werden kann; ihr möget es verfolgen, soviel ihr Lust habt. Aber der wirkliche lebende Jude hat Auge, Herz, Fleisch und Ehre, welche Menschlichkeit zu schonen gebietet. Ihr sagt, der Talmud sei ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müsse sie tot machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdischen Magenbeschwerden an? Führt der Rabbinismus seine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgesetz verhindern

oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte; jene Albernheiten sind nicht so gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eisenmenger und von Euren Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden sich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holst gesteht, es gäbe auch unter Juden *gute und achtungswerte Menschen;* er hat aber nicht gesagt, wie man diesen guten und achtungswerten Menschen begegnen soll. Soll man sie etwa lieben und schätzen? Meint er das, dann hätte er sich auch damit begnügen sollen, die *schlechten und verächtlichen Juden* dem Hasse und der Verachtung, und sich nicht erlauben dürfen, sie auch dem *Drucke der Staatsgesetze* preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerten Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenschaft, worin man die übrigen halten soll, gefordert? Man nenne mir ein Gesetz, das zum Vorteil der Bessern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorschlag zu einem solchen Gesetze! Sagt Ihr: *Mit gefangen, mit gehangen!* – nun gut, ich könnte auch in passenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main spricht man so gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beschränken? Man hindert sogar ihre geistige Tätigkeit, statt sie zu befördern. Nicht mehr als *vier* jüdische Ärzte dürfen ihre Kunst ausüben; und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt sind, läßt man die Überzähligen, einem weisen Polizeigesetze zuwider, lieber *ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung* Kranke behandeln, als daß man sich entschlösse, ein törichtes Gesetz aufzuheben. Advocieren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdische Advokaten,

die jetzt dort sind, dürfen keine Rechtshändel führen, und sollten sie darüber verhungern. Diese Ungerechtigkeit ist um so größer, da jene Advokaten sich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben und also damals nicht vorher wissen konnten, daß man in alte Barberei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben sich alle dem Schacher, und dennoch verhindert Ihr die geistige Entwicklung derer, die sich vom Schacher losmachen? *Ich lasse mich nicht abweisen, ich will Antwort darauf haben.* Ihr Herren von Frankfurt, sagt mir, warum sollen nur *vier* jüdische Ärzte, warum sollen gar keine Juden Advokaten sein dürfen? Seid so gut und antwortet mir. Schreiben die jüdischen Ärzte ihre Rezepte etwa in hebräischer Sprache? Heilen sie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Testaments? Stellen sie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdischen Advokaten die Institutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten sie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem *Frankfurter Gelehrtenverein*, antwortet mir: warum kann kein jüdischer Gelehrter Mitglied dieses Vereins werden? Ihr Herren des *Frankfurter Museums für Kunst und Wissenschaft*, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdischen Freund der Kunst und Wissenschaft, keinen jüdischen Gelehrten oder Künstler auf? Ihr Herren der *Frankfurter Lesegesellschaft*, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch sitzen und den allgemeinen Anzeiger lesen? Ihr Herren von der *Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste*, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künste befördern helfen? Ihr Herren vom *Frankfurter Casino*, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet, denn Ihr seid Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt, und noch einmal sei es gesagt, *ich lasse mich nicht ab-*

veisen und will Antwort haben. Wie! die Körperschaft ler Advokaten, die der Ärzte, der Gelehrtenverein, das Museum, die Lesegesellschaft, die Beförderer nützlicher Künste, diese zusammen bilden vielleicht tausend Menchen, welche alle die Feder zu führen geübt sind, und iicht einer sollte aufstehen unter ihnen, der mich öffentich Lügen straft oder der beweist, daß ich für die Juden las Unziemliche gefordert oder daß kein einziger Jude n Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? *Wenn Ihr echt habt, so tretet hervor und verteidigt Euer Recht!* Der Verfasser sagt: *„Die Wohlfahrt einzelner kann und larf . . . nie von der Wohlfahrt der Gesamtteile getrennt verden.“* Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, o darf auch die Wohlfahrt der Gesamtteile nicht von ler Wohlfahrt der einzelnen getrennt werden. Man larf nicht tausend Menschen aufopfern, um Zehntauenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, ım ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch ehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der hristlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel ler jüdischen eingeschränkt wird; aber was habt Ihr dalurch bewiesen? — Euern Vorteil, nicht Euer Recht. *Fiat ustitia, pereat mundus* — sagt Ihr ja selbst, so oft es Euch equem ist; aber wenn es Euch nicht bequem ist, sagt Ihr: *Vivat mundus, pereat justitia!* Noch vor zwanzig Jahren ıabt Ihr in Euern freien Städten ebenso gegen Katholiken gewütet, als Ihr jetzt gegen Juden wütet; nun, die Zeit hat Euch zur Menschlichkeit genötigt, und Ihr murrt ıicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reizendes, daß man ihnen nur naheutreten braucht, um sie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr ıicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch lie Juden als Eure Gleichberechtigten anzusehen? Aber hr wollt *gezwungen* sein. Der Deutsche ist taub, der

Wagenführer der Zeit mag schreien so laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängnis muß Euch bei der Brust packen und Euch hier und dorthin schleppen. Zu der Franzosenzeit genossen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte und – ich habe es gesehen – Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Äpfelweinbrüderschaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit, und Ihr hättet eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten sich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hause und die Mäuse sprangen auf dem Tische; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zusammengeschrumpften Grundsätze wieder hervor; da weichtet Ihr sie ein, um ihnen ein frisches Ansehen zu geben; aber sie sind locker und unschmackhaft geworden, und nur wer ein Bettler ist am Geist, mag sie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holst hat ein *Schlußwort* an das Judentum selbst gerichtet; aber damit endigt sein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfasser fiel es wahrscheinlich bei, man dürfe den Juden das letzte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne seines Buches noch einen Kometenschweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für diesen Anhang muß groß sein; denn es ist darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er seine jüdische Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhasses gefällig zu beweisen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierhersetzen, damit man sich daran erquicke. Man lasse sich von ihrer schweinsledernen Außenseite und ihrer Dicke (jedes derselben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abschrecken. Sie lesen sich so angenehm als

Walter Scotts Romane. Das erste Buch, welches Herr Dr. Holst *„ein rühmliches Werk“* nennt, heißt: *„Tractatus de Juribus Judaeorum:* vom Recht der Juden, worinnen von denen Gesetzen, denen sie unterworfen, deren Heiraten, Kontrakten, Wucher, Testamenten, Sukzessionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Bestrafungen, Privilegien und Rechtswohltaten, *Oneribus* und Beschwerden, insonderheit der Kronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Spezial-Rechten und Gewohnheiten zusammengetragen und mit *Praejudiciis, Decisionibus* und *Responsis* überall bestärkt. Denen *Richtern,* Amtleuten und sonsten jedermänniglich zum Besten, mit einem hierzu dienlichen Register versehen, herausgegeben von *Joh. Jodoco* Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenstinisch und Hochgrävl.-Giechischen Rat, bei Löbl. Universität Altdorf *Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae Assessori Ordinario.* Nürnberg 1741. 4.“ Der Hochgräfliche Rat Beck ist tot, die Universität Altdorf ist tot, das Hohenloh-Neuenstinische und das Giechische Reich sind beide tot, und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen; aber die Grundsätze des Buches sind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutschen nachrühmen, daß sie die Kunst, Leichname einzubalsamieren, in hohem Grade verstehen. Die meisten ihrer Gesetzbücher sind Mumien, mit unverständlichen Hieroglyphen bemalt – und von solchen Kabinettsstücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eisenmengers, Professors der orientalischen Sprachen bei der Universität Heidelberg, *Entdecktes Judentum* oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil.

Geist erschrecklicherweise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die christliche Religion spöttisch durchziehen und die ganze Christenheit auf das Äußerste verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Christen entweder gar nicht, oder nur zum Teil bekannt gewesene Dinge und große Irrtümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. *Alles* aus ihren *eigenen*, und zwar sehr vielen mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und derer treuen Übersetzung in die teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen und in zweien Teilen verfasset, deren jeder seine behörigen allemal von einer gewissen Materie ausführlich handelnde Kapitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nachricht verfertigt und mit vollkommenen Registern versehen. Mit Seiner königl. Majestät in Preußen allergnädigsten Spezial-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Christi Geburt 1711. 2 Teile." Der erste Teil enthält 1016, der zweite Teil 1111, beide Teile zusammen also 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttausend Seiten und ihr leset sie mit Vergnügen, warum solltet ihr vor dem Eisenmenger zurückschaudern? Von vielen, sowohl in artistischer als in nationalökonomischer Hinsicht sehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Büchertitel gefaßt, will ich nur einige mitteilen. Wie bedaurungswürdig, daß der schöne gotische Baustil der deutschen Sprache ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige, hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holst: *„Judentum in allen dessen Teilen"*; das ist so zerbrechlich als die Glastüre eines Zuckerbäcker-

ladens! Jene Mischung von lateinischer und deutscher Sprache, wie vorteilhaft ist sie allen Lesern! Ist das Deutsche unverständlich, wird es vom Lateinischen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holst nicht verstehen, das rein deutsch geschrieben ist? Dürfte ein neuer Schriftsteller von sich selbst sagen, was Eisenmenger gestand: daß er *gründliche* und *wahrhafte Berichte* gegeben, daß er *bisher unbekannt gewesene Dinge* mitgeteilt, daß er *mit vieler und großer Mühe und unverdrossenem Fleiße* gearbeitet und daß er *treu übersetzt?* Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftsteller auf sein Buch drucken lassen: *Mit Seiner königl. Majestät in Preußen allergenädigstem Spezial-Privilegio?* Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoristisch sein und sagen: daß in seinem Werke *viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen?* Jeder Leser würde es für Ernst halten. Sonst brauchte man nur den Titel eines Buches zu lesen und man wußte schon alles, was im Buche stand; jetzt aber muß man das ganze Buch lesen, um den Titel zu verstehen. Kann etwa jemand den Titel folgenden Buches verstehen: „Der *Typhus contagiosus* und die *Dysenterie* in *kosmischen* Beziehungen, von Dr. Bührens, Arzt in Barmen"? Gewiß nicht, ohne das Buch gelesen zu haben, selbst dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin gelesen, daß der Verfasser zeige: „wie die großen kosmischen Epochen und Ereignisse, welche das Schicksal ganzer Länder und Völker entscheiden, auch im organischen Ausdruck sich wiederholen und offenbaren ... und wie von hier aus die dunkelste Lehre der Pathologie zu verstehen und zu erklären ist." Hat einer eine Vorstellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung stehe? Wird er sich nicht darüber wundern, daß Zach

und Bode die Ruhr besser sollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Astronom ist, die von ihm entdeckte Pallas als ein stärkendes Mittel verschreibe? Ein Eisenmengerischer Titel hätte keinen Zweifel aufkommen lassen und über alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch so umständlich als vormals, welch ein großer Vorteil wäre dieses für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur, wie groß der Ehrensold heutiger Schriftsteller ist und daß sie nur noch zwei Dritteile weniger gewinnen als die Verleger selbst. Ein Eisenmengerischer Titel könnte allein schon das Mittagsessen einer literarischen Familie bezahlen, und wieviel solcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre schreiben! Die Bücher selbst brauchten dann gar nicht verfaßt, also auch nicht gelesen, also auch nicht gekauft zu werden, und man hätte nur jede Messe die zehn Bände des Leipziger Verzeichnisses zu bezahlen.

Ich kehre zum Professor Eisenmenger und zum Herrn Dr. Holst zurück. Letzterer erzählt weiter, was ihm ersterer erzählt hat; nämlich: verschiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es scheint, Herr Dr. Holst beneidet die Juden, daß sie fast noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden sind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht so unheilbringend gewesen sind als die der Christen. Jene trugen eine hölzerne Pritsche in der Hand statt eines blutbefleckten Schwertes, und wenn sie ja sich boshaft zeigten, setzten sie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber spanische *Autodafé-Mützen*. Der Verfasser hat recht, sich über die Tollheiten der Rabbiner lustig zu machen, er sollte aber dabei nicht maliziös sein. Ich bin überzeugt, daß er so viele rabbinische Gelehrsamkeit besitzt als ich, der ich gar keine besitze, und daß er daher so gut als ich den erhabenen oder tiefen

Sinn mancher rabbinischen Lehre verstanden und nur mit Vorsatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will versuchen, seinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holst macht sich lustig über folgende talmudische Fragen und Rätsel.

1. „Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieses wirklich von Stahl gewesen?“ – Ich sehe nicht ein, was hierüber zu lachen ist. Diese Untersuchung hat einen technologischen Zweck und verdient es, daß sich die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe damit beschäftige, wenn sie auch sonst nichts Jüdisches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entscheiden, ob man zu Adams Zeiten schon Stahl verfertigt hat, ob es damals schon Damaszener Klingen gegeben, und wenn Eisen und Stahl damals noch nicht bekannt gewesen, wie sich Adam Feuer geschlagen habe?

2. „Wieviel Adam von dem Apfel seiner Gattin bekommen haben möge?“ – Ich sehe in diesem Zweifel von seiten der Herrn Rabbiner nichts als zugleich eine Artigkeit und eine Satire. Wäre es nicht höchst grob gewesen, wenn sie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener sei? Mit der Größe des Apfelbisses steht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen also verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entscheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geschält und die Schale nebst den Körnern, die sie aus zarter Aufmerksamkeit herausgenommen, allein gegessen hat, so kommt es auf eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Festtage legt, genossen werden dürfe?“ – Herr Dr. Holst behauptet, über diese Untersuchung sei ein ganzer *Foliant* geschrieben worden. Diesesmal hat er recht, sich lustig zu machen;

denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben sich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig sein. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden so bigott als ihre Herren und gackerten am Sabbath nicht. Wenn es eins aber doch tat, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es essen dürfe oder nicht.

4. „Ob bei der Auferstehung der Toten alle Juden oder nur ein Teil derselben, besonders die Gelehrten, aufstehen werden?" – Ich glaube, daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrei machen, daß die Beisitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Verteidigung wird verurteilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließe man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber und auch *früher* auferstehen werden?" – Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie *später* aufstehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geschehe, würden sie nicht zugeben, daß man die Teuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Menschen sein werden?" – Nein; denn es ist bewiesen, daß Fürsten die Stellvertreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet also ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen werde?" Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beim Ölberge und sagen, daß diejenigen, die außer Judäa gelebt haben, sich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müssen, um an Ort und Stelle der

Auferstehung zu gelangen. Herr Dr. Holst nennt diese Lehre ruchlos und wahnsinnig und fragt: „*wie es denn diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenseits der Meere, Inseln zu geschweigen, gelebt haben?*“ Es ist ganz offenbar, daß der Verfasser nur Händel sucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Persien weg, zu Lande nach dem Ölberge kriechen, und der gottesfürchtige Chateaubriand wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen *Itinéraire souterrain de Hambourg à Jérusalem* zu schreiben. Napoleon auf St. Helena mag zusehen, wie er am jüngsten Tage fertig werde. Übrigens, was hindert das Meer zur Auferstehung? Hat das Meer nicht einen festen Grund, auf dem es ruht? Können die Toten nicht *unter* der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdischer Tagesrechnung, reduziert auf alle übrigen Länder, das jüdische Volk seine Selbständigkeit verloren habe?“ – Darüber kann ich Bescheid geben. Das jüdische Volk hat ganz genau in der Sekunde seine Selbständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer frühern Stelle seines Buches gesagt: „ich bleibe bei dem Worte *Juden* überall stehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Etymologie des Wortes: *Männer* über *Gott*! Schon als Christ habe ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie *der* Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich sein können, daß Juden sich noch jetzt eines *solchen* Ehrennamens haben anmaßen wollen, verstehe ich nicht.“ Der Verfasser hätte immer so aufrichtig sein sollen, zu sagen: *ich verstehe nicht;* dann wären die Irrtümer seines Urteils doch nur die *seinigen* geblieben. Die Juden taten recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von Sklaverei und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und

Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt, regieren im Verborgenen. Der Name *Israeliten* ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht Männer über Gott, sondern Männer, die *gottähnlichen* Wesen gleich sind. Die Bibel gibt darüber die nötige Auskunft. Der Erzvater *Jakob* reiste einst bei Nacht, und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er sich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, sprach der Mann zu Jakob: jetzt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da hast du was zum Andenken; und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Mensch, wie heißt du? Und der Mensch antwortete: das brauchst du nicht zu wissen, du aber sollst nicht mehr Jakob, sondern *Israel* heißen; „denn du hast um den Vorzug gestritten mit *göttlichen Wesen und* mit Menschen und bist ihnen beikommen". Ein göttliches Wesen heißt aber hier nichts anderes, als ein starker Mann, ein Held, und Jakob sollte ja nicht bloß darum, sondern auch, weil er mit *Menschen* gekämpft, Israel heißen. Es ist ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu tun gehabt hatte; denn der Mann machte sich aus dem Staube, als der Tag kam, um der arabischen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte seinen Namen nicht sagen, um nicht verraten zu werden. Jakob hinkte seitdem, und war also *ein von Gott gezeichneter Mensch*, wie man noch heute zu sagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, essen die Juden noch jetzt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Diese Aufmerksamkeit scheint zwar nicht sehr schmeichelhaft zu sein, indessen bedenke man, daß in der zwischen einem Menschen und einem Ochsen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können *Parallellinien* nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden

hat oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie mit verrückten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jetzt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äußert in seiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen sein mag, der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben, „solches hängt weniger von dem Urteil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung *der streng richtenden Nachwelt*". Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urteile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.
An Euch wende ich mich jetzt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig tun, ist verständiger, als unverständig reden; denn Taten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, *weil* Jude oder Christ: ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit sei die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist oder meine Hand gelähmt. Leben ist Lieben, Ihr aber seid Sklaven Eures Hasses. Ihr seid Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei sein wollen, heißt frei sein. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Brust kann Raum sein, um Tausende zu hassen: Ihr steht am sichern Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; Ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen – und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichsten Zwiste aus der alten Zeit des übermütigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrundes, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt Euch den Fuß, Ihr müßt *vor* Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr schaut zurück, Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an

großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu sein braucht von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch *müßt* Ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein ihm Würze gibt, so haßt, was hassenswürdig ist: Die Falschheit, die Gewalt, die Selbstsucht. Seid was Ihr wollt, gut oder schlimm, fromm oder ruchlos, weise oder wahnsinnig, doch seid nur etwas! Seid Glühwein oder brunnenkühles Wasser, nur nicht abgestandenes Naß, das jeden anekelt – *seid keine Philister!*
Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutschland erduldet, ist keine frisch aufgelebte; sie hat sich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Hasses loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöschen. Das tröstete die Leidenden. Shakespeare und seine Schwester *Erfahrung sprechen:*

Vor der Genesung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Bess'rung, ist
Am heftigsten der Anfall; jedes Übel,
Das Abschied nimmt, erscheint am übelsten.

27.

Les Pyrénées et le midi de la France,

pendant les mois de Novembre et Décembre 1822.
Par A. Thiers. Paris, 1823.
[1827]

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen ähnliches hat, liegt zu offen, als daß nötig wäre, davon zu sprechen; aber darauf, was sie unterscheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeschäften und zu Marketendern der Aristokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger *Gesetzgeber* zugesendet; den Spaniern aber werden von

der Höhe der Pyrenäen hunderttausend *Gesetznehmer* zugeschickt. Es ist höchst wunderbar! Der himmlische Vater, der doch so beredsam ist, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erschuf, brauchte zehn längere oder kürzere Gebote, um den Hebräern nur die Grundzüge ihrer Verfassung vorzuzeichnen; denn er begriff in seiner Weisheit, daß eine Welt leichter geschaffen, als glücklich gemacht sei. Die irdischen Väter aber sind viel mächtiger lakonisch; sie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot: *Ihr sollt keine Verfassung haben* – woraus die übrigen Gebote sich auf das schönste ableiten lassen. Wer sich in diesen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig sind, etwas unterrichten will, der lese das angezeigte Werk. Der Verfasser hat die Pyrenäen erst in den letzten Monaten des verflossenen Jahres bereist, das will sagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt manches, was zu wissen gut ist; aber zu beachten noch besser wäre. Er spricht von den ausgewanderten spanischen Mönchen, die gehörig beleibt sind und, wie sie es in Spanien mit den ihrigen pflegen, auch alle Franzosen, die sie auf den Landstraßen treffen, segnen wollen, worüber solche Franzosen lachen. Er spricht von der Glaubensarmee, die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Messern, vor denen sich sogar Napoleon in eigener Person gefürchtet haben soll, er, der sonst nichts gefürchtet; von der Regentschaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappisten; von dem französischen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beschaffenheit – und von noch andern nützlichen Dingen. Der Verfasser hat eine schöne, malerische Darstellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung not tut, verstehen sich nicht auf die Perspektive, und eine Wahrheit, die nicht wenigstens in Hautrelief dargestellt ist, fassen sie nimmer und nimmer.

28.

L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers;

par un homme comme il faut. Paris 1822.

[1823]

Schulden machen darf auch in Deutschland jeder; nur das Recht, sie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutschen), ist dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieses Recht auch für die Untertanen in Anspruch nimmt, darüber braucht man sich nicht zu wundern; es ist dieses eine der letzten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzosen ... Das ist aber auch schon alles, was ich über das angezeigte Werk sagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtschaffenen Rezensenten zu erwarten ist, das wäre im gegenwärtigen Falle teils überflüssig, teils schädlich. Überflüssig – weil diejenigen deutschen Leser, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beste Französisch sprechen und also das Original verstehen; schädlich – weil denjenigen Deutschen, die kein Französisch sprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfasser selbst ist keineswegs der Meinung, daß jeder ohne Unterschied berechtigt sei, Schulden zu machen; er fordert gewisse körperliche und geistige Eigenschaften dazu, und nur die damit Ausgestatteten bilden seinem Systeme nach den legalen Lehnadel, den Wechselbriefadel, die Schuldenaristokratie.

Nicht bloß seines Inhalts wegen, sondern auch darum ist dieses Buch merkwürdig, weil zwei deutsche Worte von bedeutendem Umfange, zusammen vier Silben zählend – die Worte: *Der Entlehner*, ohne einen einzigen orthographischen Fehler darin abgedruckt stehen. Das war eine schnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich schrieben

sie in Paris: *Sauberflut* und *Kopstick*, welches heißen sollte: *Zauberflöte* und *Klopstock*. Wenn die Franzosen mit solchen Riesenschritten fortgehen in der Philologie, werden sie bald sagen können (vielleicht sagen sie es schon zur Zeit, wenn dieses gedruckt erscheint): *Il n'y a plus de Rhin! – Dixi* ...

29.

Über etwas, das der Heilkunst not tut

Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie, von C. J. H. Windischmann, Professor der Philosophie und Medizin zu Bonn. Leipzig, 1824.

Eine Beurteilung dieser Schrift in der Halleschen Literaturzeitung beginnt mit den Worten: „Mit Wehmut haben wir das Werk aus den Händen gelegt." Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmut aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Überdruß, mit Bedauren, mit Ärger, mit Zorn sogar; aber mit *Wehmut* noch niemals. Auch ist es mir dieses Mal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzenstränen, es waren nur diaphragmatische gewesen. Ich, ein Nichtarzt, muß es sehr allen Nichtärzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus, was der Heilkunst not tut – was wir etwa nicht verstünden – sondern man erfährt, was dem Herrn Windischmann not tut, und an der Not eines sterblichen Menschen wird gefühlvollen Lesern mehr gelegen sein, als an der einer unsterblichen Wissenschaft.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie

aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische, trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimniskrämerei, aus der sie, was allen so verständlich wäre, in einem kauderwelschen Kanzleistile vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmut, mit dem sie prahlen, wir andern lebten nur von gemeinem Kornbrote, ihnen aber lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre grenzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst – über die Zeitgenossen, die sie *„moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müßiggänger“* schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein „Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung“ schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darstellung zu geben, ist durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windischmann herabliest, folgt der sich immer dicker und dicker

zusammenknäulende Unsinn drohend auf dem Fuße nach; jagt den Geängstigten immer rascher und rascher, bis dieser, betäubt und atemlos unten angelangt, schnell die Flucht ergreift, sich des Gelesenen wenig erinnert und nur dem Himmel dankt, daß er seinen Verstand aus der Gefahr gerettet. So sind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Lesern mitteilen will. Der Verfasser versichert: nicht „aus irgend einem schriftstellerischen Kitzel" sei sein Werk hervorgegangen, sondern durch eine „entscheidende Verfügung" sei er hiezu veranlaßt worden. *Fügung!* da habt ihr schon Gottes Finger und den Duft der Heiligkeit; aber nicht von *Fügung*, von *Fügungen* hätte er reden sollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erste Fügung war: eine „freundschaftliche Aufforderung", die *übernatürlichen* und *Wunderheilungen* in Untersuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Gesicht des Verfassers. Er sagt in Beziehung auf letzteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich so vielfach entstellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er selbst an seinen, viele Jahre hindurch schmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten Augen, zur Bewahrung der unerschöpflichen Heilkräfte, gemacht", habe ihn veranlaßt, über das, was der Heilkunst not tut, ernstlicher nachzudenken. Ein schöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfasser seine Leser blind machen, um die unerschöpflichen Heilkräfte der katholischen Kirche auf eine recht schwere Probe zu setzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windischmann, so heilig er ist, dennoch nicht verschmäht, seine schriftstellerische Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz so, wie es die irdischen

Schriftsteller auch tun; wie diese nämlich in ihren Vorreden zu sagen pflegen: gründliche Belehrung würden sie mit Dank annehmen, schmähsüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen – womit sie sagen wollen: Jedes Lob würden sie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber gebührlich das Ohr verschließen – so spricht Herr Windischmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er sagt nämlich: „gründliche Bemerkungen schätze er, jedoch auf Bemerkungen, die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Prinzip selbst", auf welches er die Kunst zurückzuführen suche, entspringen, würde er keine Rücksicht nehmen. Das Prinzip aber, auf welches Herr Windischmann die Arzneikunst zurückzuführen sucht, ist das *Christentum*. Mit der Unfehlbarkeit des Christentums wollte er seine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich schlau! Man kann aber dieses Prinzip sehr hoch ehren und dennoch die Folgerungen wahnsinnig finden, die der Verfasser daraus abzuleiten sucht. Ja jeden echten Christen muß es, weil er ein echter ist, um so mehr empören, Christus zum Doktor und seine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu sehen.

In der Einleitung zu seinem Werke gibt der Verfasser eine Erklärung über den *Begriff der christlichen Philosophie*. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren mystischen Schriftsteller alle in ihren Darstellungen selten einen Absatz machen, sondern ohne Ruhe und Rast bogenweit fort reden, so daß der Leser oft zu seinem Glücke eher den Atem als den Verstand verliert. Auch Herr Windischmann schrieb die ersten *dreißig* Seiten seiner Vorerinnerung ohne Absatz. Es ist dieses eine ganz feine Taktik um recht zu behalten, indem man den Lesern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Gelesene nachzudenken und es einer Prüfung zu unterwerfen. In diesem philosophischen Glaubensbekenntnisse des Ver-

fassers ist so oft und so viel von *Fleisch* die Rede, daß es gute Katholiken während der Fastenzeit gar nicht werden lesen dürfen. Wer sich übrigens damit bekannt machen will, der setze, bevor er das Werk unternimmt, seine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die Philosophie ist wesentlich nichts anderes als das streng in einem Zusammenhang fortschreitende *Zusichselbstkommen,* sowie nicht minder das auf eben diese Weise verfahrende *Zusichselbstbringen* und dann das *Beisichselbstbeharren* der im bloß sinnlichen und fleischlichen Leben *Außersichseienden* und – wie es sich am Ziele findet – *Außersichgekommenen* und zu jedem Abgrunde des Lebens *herabgesunkenen Vernunft.*" ... Was doch manche Menschen ein tiefes Leben haben!
Nachdem der Verfasser das, was er *christliche Philosophie* nennt, auseinandergesetzt, unternimmt er, von der Arzeneikunst in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit eine Schilderung zu geben und kommt endlich dahin, zu sagen: „der bisher versuchten Charakteristik gemäß können wir also mit dem Zustande, zu dem die Kunst herabgesunken ist, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müssen eine vollständige Neuerung und Wiedergeburt derselben wünschen und verlangen." Um diese Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus: „Die Entzweiung des Geistes und der Natur ist der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit ... der Sitz aller Krankheit ist in einer *Entzündung der Seele.* ... Es gibt eine erste, eine *Erbkrankheit,* wie es eine *Erbsünde* gibt." – Aber unter diesen vornehmen Redensarten liegt nichts versteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltagswahrheit, und die Zeit ist nicht mehr, wo eine philosophische Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geistes mit der Natur, das *Leben* nämlich, ist die Ursache aller Krankheit, was jedermann weiß. Der *Tod* ist der

große Arzt, der alle Krankheiten heilt, selbst die unheilbaren; der examinierte, promovierte und rezipierte Menschenarzt jedoch soll kein Famulus des Todes sein, sondern dessen Widersacher. ... Will man das egoistisch hervortretende besondere Leben einen *entzündeten* Teil des allgemeinen Lebens nennen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß solche dichterische Ausdrücke in pathologischen Vorlesungen übel angebracht sind. ... Der Mensch, wie jedes organische Wesen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden, *geboren;* diese Empfänglichkeit nennt Herr Windischmann die *Erbkrankheit.* Was wird aber mit diesem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? Was gewonnen wird? Das wird sich finden. Herr Windischmann weiß recht gut, was er will. Damit wir das *„Unglück des Bewußtseins"* verlieren, müssen wir von schmetternden Worten betäubt werden; wir könnten sonst Langeweile haben – der Weg nach Rom ist weit.

Es läßt sich denken, daß der Verfasser den tierischen Magnetismus nicht verschmäht. Zwar ist das noch nicht die liebe dunkle Nacht selbst, aber immer eine Dämmerung und als solche die erste Stufe des Heils. Wir haben der magnetischen Belustigungen schon so viele und so würzige genossen, daß es selbst Herrn Windischmann nicht möglich war, uns hierin etwas Neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetischen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, sagt er: „Schon das Fassen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernst und eindringlich ergreifen, überzeugen, stimmen, bewegen will, deutet auf den magischen Einfluß der Hand hin." Jetzt kann man sich auch das Rätsel erklären, warum der ertappte Gauner, statt fortzulaufen, sich so geduldig von einem Polizei-

diener ins Gefängnis schleppen läßt. Es ist der magische Einfluß der polizeilichen Hand, auf Schulter und Kragen ausgeströmt, welchem der arme Teufel sich unterwerfen muß.
Haben wir den tierischen Magnetismus erreicht, dann ersteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: *„Die Heilung durch den Glauben und das Gebet."* Hier aber ist es schwer, den schlauen Plan des Verfassers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen so sorgfältig versteckt, daß nicht möglich ist, den Schuldigen zu treffen, ohne den Unschuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil sie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windischmann sagt: „Wir wissen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbsttäuschung, daß es Umstände gibt, unter denen selig entzückte Menschen, nicht etwa in wilden Phantasien, sondern andern sichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geschehen, sondern bis zu ansehnlichen Höhen, wie dies aus den gewissenhaftesten Untersuchungen erwiesen werden kann." Gegen den Komparativ der *ansehnlichen Höhen* würde niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erst der Positiv *einige Zoll* in Richtigkeit gebracht – *il n'y a que le premier pas qui coûte;* aber eben mit diesen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böse Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meisten Menschen jener „kindliche Glaube", welcher *„die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt"*. (Schade, daß Molière diese Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde seiner *Femmes savantes* geworden.)
Aber – möchte wohl mancher Leser fragen – wäre es denn möglich, daß einem Professor zugleich der Philo-

sophie und der Medizin, daß es Herrn Windischmann mit den von ihm ausgesprochenen Ansichten und Behauptungen ernst sein sollte? Mit Recht fragst du das. Es ist ihm auch nicht ernst damit, und er lacht im stillen wohl so sehr darüber, als wir es laut tun. Um die Menschen klug zu machen, muß man klug *sein;* sie dumm zu machen, muß man dumm *scheinen.* Herr Windischmann hat seine eigene Ansichten. Sein Zweck aber ist, in klaren und wenigen Worten auszusprechen, folgender. Der Papst soll der Kranken Äskulap sein, und in bedenklichen Fällen soll man statt ärztlicher Konsulationen Konzilien halten; denn nur aus dem *Heilschatze der Kirche* ist Gesundheit und Genesung zu holen. Die *Sakramente* und die *Sakramentalien* bilden die wahre Materie medica. Man soll heilen durch das *Abendmahl,* durch den so süßen Namen *Jesus,* durch den *Exorzismus.* Da aber solche Arzeneien nur geben kann, wer die Weihe empfangen, müsse es werden, wie es einst gewesen, nämlich die *Priester sollen zugleich Ärzte sein.* Bis diese edle Schmelzung zustande gebracht, sollen einstweilen die Ärzte mit den Priestern sich *verstehen* und am Krankenbette gemeinschaftlich mit ihnen wirken. ... Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht so komme, und wir trösten uns mit des Verfassers eigenen Worten: „Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchschimmernde Morgenröte verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit die epidemischen Dünste bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wissenschaft und Kunst bewirken und das Leben in jeder Art seines Berufs verjüngen wird."

30.

Lettres sur la toilette des Dames

Par Mme. Elise Voïart. Paris, 1822.

[1823]

Nicht wegen, sondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtschaft sind die Kabinettsgeheimnisse der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrate Aphroditens Eroberungen beschlossen, so sind es doch friedliche, keine andere Verfassungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, gesengt, gebrandschatzt, gemordet, so geschieht es nur mit süßer Grausamkeit, und die Besiegten sind so glücklich als die Sieger. Freilich ist es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil sie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebührlich mehr Sorgfalt auf ihre äußern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß sie Liebe öfter erzwingen als verdienen. Eine Frau von innerer Güte ist immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, ist gewiß nicht liebenswürdig. Wohl ist die Liebenswürdigkeit eine geschenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geist und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeschmückt von schimmernden Blüten, – weiß es aber eine Frau von Geist und Herzen und ohne Schönheit, daß sie nicht liebenswürdig sei, dann wird dieses Bewußtsein die Anmut der Entsagung über ihre Natur verbreiten und das Gefühl des Mangels den Mangel fast ersetzen. Es gibt keine *Kunst*, zu gefallen! ... Die Kammermädchen von ganz Europa werden entsetzlich schreien, wenn ihnen diese Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüssig zu machen. Sie werden sagen: das wären aufrührerische Gesinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menschen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruh-

stifter bilden, die alles Bestehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt; ich fürchte die Zentraluntersuchung der Kammermädchen nicht – es gibt keine Kunst zu gefallen! Doch mögen sich die Kammermädchen trösten, wir haben und sie behalten recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, sich zu schminken, ob sie zwar keinen damit täuschen, als sich allein, und sie werden, um damit zu zermalmen, sich ferner falsche Zähne einsetzen, die ihnen nicht anhänglich sind und bei jedem ernsten Gebrauche abfallen. Da sich die Dinge so verhalten, werden Schriften über die Toilette immer gesucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk ist zu sehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es sich empfehlen werde. Die würdige Verfasserin schrieb keinen Macchiavelli, sondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunst. Alle Lehren, die sie gibt, sind weise und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Wasser werden als die besten Mittel gepriesen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar teilt sie auch Vorschriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze und gegen den unüberwindlichen macedonischen Phalanx, den man *Zeit* nennt, sich künstlich verteidigen können; aber die gepriesenen Mittel sind wenigstens unschädlich, und der schädlichen geschieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen so wichtigen Gegenstand, als der Putz der Weiber ist, verdient etwas umständlich besprochen zu werden. Das Buch ist angenehmerweise in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin schreibt. Die Lehrmeisterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weise sie eine große Toilettenkunstkennerin geworden. Im Jahre 1744 sei sie in die Dienste der Prinzessin W. getreten. Diese habe schon gealtert und noch

den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürstlichen Reize beizuwohnen, habe sie erstaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lektüre hätten ihr endlich die verborgensten Mysterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürstin habe sie das Putzministerium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet und während ihrer Amtsführung sich neue Kenntnisse gesammelt. Diese herrliche Fürstin wäre aber frühzeitig gestorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, sich an den Erbtoilettentisch gesetzt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunst entbehren; weise Ratschläge wären ihr indessen nicht ohne Nutzen gewesen. ... Neue Moden schwärmerisch liebend, nahm sie ohne Unterscheidung auch solche an, die ihrer schönen Gestalt schaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürstin verschmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunst, hielt ihre Jugend für ewig und ließ sich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte." ... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöse eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen stillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt gesehen habe, vergesse ihre Irrtümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falschheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt." ... Jetzt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer teuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunst beizubringen.
Der Unterricht beginnt mit der Geschichte der Kunst. Sie steigt bis vor der Sündflut hinauf. Der Engel Azaliel

lehrte die Töchter der Menschen ihr Gesicht zu schminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen schön, verliebten sich in sie, und aus dieser Verbindung des Genius mit der Schönheit entsprang ein herrliches Menschengeschlecht, welches die heilige Schrift die *Starken*, die *Gewaltigen* nannte... So wird die Geschichte der Kosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrsamkeit aus den Schriften Winkelmanns, Böttigers und Herders verschwendet wird. Darauf geht die Verfasserin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei sie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es ist ein seltenes Verdienst, wenn eine Schriftstellerin etwas mit Kopf anfängt!... Im Kapitel von der Hautkultur geschieht der berühmten *Poppäa,* der Gattin Neros, Erwähnung. Diese hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es besteht aus Weizenmehl, Honig und Eselsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Gesicht überstrich. Morgens wurde diese Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiserin, daß sie fünfhundert Eselinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch sie sich badete, und daß ihr auf allen ihren Reisen diese fünfhundert Eselinnen nachgeführt wurden... Das Kapitel von den *Runzeln* ist schauerlich. Sie werden genannt: „verräterische Zeichen, welche die Hand der Zeit schonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in seiner gerechten Strenge geschaffen zu haben scheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verscheuchen. Diese Feindinnen der Schönheit schleichen sich, anfänglich schwach und furchtsam, eine nach der andern, in die Winkel der Augen. Die erste Runzel ist ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; sind sie aber bis zur Zahl drei gestiegen,

dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeschrei; und wirklich kündigt dieses furchtbare Trio das endlose Gefolge aller der Runzeln an, die sich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz überall ansiedeln. Ich erinnere mich noch des schrecklichen Eindrucks, welchen die Erscheinungen der Runzeln auf die Prinzessin Amalie machten. Ein Entsetzen bemächtigte sich ihrer, demjenigen gleich, welches die düstern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung sich die deutschen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt." Die armen Weiber! Warum wissen sie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit gibt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verschwindet? Warum lernen sie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferstehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entsetzen lesen, daß die englischen Damen, um sich jung und schön zu erhalten, Wein trinken, worin man Nattern lebendig erstickt hat! ... Unter den empfohlenen *Schminken* ist eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht absprechen kann; nämlich *das rote Band der Ehrenlegion.* Man taucht es in eine geistige Flüssigkeit und reibt sich die Wangen damit. Es ist gewiß höchst romantisch, wenn junge französische Offiziere Heldentaten verrichten und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blassen Weibern eine Schminke mit nach Hause zu bringen! ... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römischen Triumphatoren hätten sich geschminkt, wenn sie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leserinnen erfahren, wie sehr die Triumphatoren unserer Tage an Seelenstärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die letztern

nämlich vermochten bloß in der Schlacht nicht blaß zu werden, sobald sie aber, nachdem sie unerschrocken mit afrikanischen Löwen, mit ägyptischen Krokodilen, mit deutschen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom eingezogen und römische Schuster und Schneider sie mit Freudengeschrei empfingen, erblaßten sie ob der göttlichen Ehre, die sie – Menschen – genossen, und um diese Bewegung zu verbergen, schminkten sie sich. Unsere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadttor eine Triumphpforte ist, wenn ihnen die versammelte Menge Vivat ruft, die Häuser illuminiert, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch rot, sondern nicken bloß etwas weniges mit dem Kopfe, womit sie sagen wollen: Gut, gut, ihr habt eure Schuldigkeit getan – so unerschrocken sind sie...
In dem Kapitel von den *Haaren* wird folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Ansehen, diese oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten; bald waren es die kurzen, bald die langen Haare, die den Zorn der Fürsten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverstandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der sich in seinem Gewissen für verpflichtet achtete, das Beispiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Bischöfe zu geben, und sich Kopf und Bart abscheren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, spottete seiner wegen dieser Nachgiebigkeit, und ein so geringfügiger Umstand war die Ursache ihrer Ehescheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Besitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den englischen Thron bestieg, und unsere schönsten Provinzen fielen dem Auslande zu. Daher, sagt Saint-Foix, jene grausamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüsteten; mehr als drei Millionen Franzosen kamen um, weil ein Erzbischof sich gegen die lan-

gen Haare ereifert, weil ein König die seinigen abschneiden ließ, und weil seine Frau ihn mit seinen kurzen Haaren und seinem glatten Kinne lächerlich gefunden." ... Noch ein anderes Beispiel von dem wechselseitigen Einflusse der Politik und Kosmetik wird da mitgeteilt, wo von der Wartung des *Mundes* die Rede ist. Es wird nämlich vor der üblen Gewohnheit gewarnt, sich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieser Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallsüchtig, wie sie war, ließ sie die Minister und Generäle zu ihrer Toilette kommen und zeichnete mit Schminke und Schönpflästerchen die Pläne zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr sie Widersprüche von denjenigen, die sich ihrer Entscheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß sie sich vor Zorn bis aufs Blut in die Lippen. Diese wiederholten Bisse entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaserte sich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine scheußliche Gestalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunst ihres königlichen Anbeters."
Aus den angeführten Stellen ersieht man, daß sich in diesem Werke über die Toilette die Leserinnen auch etwas über die Geschichte unterrichten können. Darum auch ist das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nötig ist, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht sie es doch nicht zu beunruhigen, wenn sie es darin finden sollten.

31.

Die Serapions-Brüder

gesammelte Erzählungen und Märchen.
Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann.
Erster und zweiter Band. Berlin, 1819.
[1820]

Aus dem Meere der deutschen Leihbibliothek (nur das Salz und die Tiefe unterscheidet jenes von diesen) ragen

die Schriften Hoffmanns als tröstende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend springen wir ans Ufer, küssen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch und sind beglückt, uns aus der Wassernot gerettet zu sehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, stellen sich seine Bedürfnisse ein: der Hunger und der Durst; doch da rieselt keine Quelle, und so schöne Früchte uns auch locken, sie sind uns fremd, wir wagen die giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer ins Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfspießen bewaffnet, auf uns zu. Überreste verzehrter Menschenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entsetzt an den Strand zurück und vertrauen uns der greulichen Wasserwüste von neuem an.

Unsere Furcht vor dem nassen Tode wird wohl verziehen, denn sie wird geteilt und unsere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieses so schnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundschaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die schönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlschmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreste, wahrscheinlich natürlich verstorbener Menschen, uns entsetzten – das bedarf einer Rechtfertigung. Sie ist schwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem ist, Menschen, die man nicht liebt, achten zu müssen, und schmerzlich, sie nicht lieben zu können, wenn man sie achtet – so ist es auch mit ihren Werken. Aber, wer ist Preisrichter über diese Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geist erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder – hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausspruche nicht zufrieden ist.

Mag der richtende Verstand diese gesammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung schweigt gewiß, wenn sie nicht gar murrt gegen den Ausspruch.

Aus verschiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Märchen zerstreut und einzeln erschienen, hat sie der Verfasser gesammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenstande der Beurteilung, nicht bloß *wie*, sondern auch, *daß* sie zusammengestellt worden. Denn oft geschieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde sich zum Tage reiht; daß ein kindisches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenschaftliche Laune uns reizt und ergötzt, dagegen uns schmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, sich als Ernst, und jene Laune, durch ihre Dauer, sich als Gemütsart darstellt.

Einige Freunde verabreden sich, an bestimmten Tagen zusammenzukommen, um sich die Schöpfungen ihres Geistes und wechselseitig ihr Urteil darüber mitzuteilen. Sie nennen sich *Serapions-Brüder,* nicht darum bloß, weil sie am Kalendertage des Märtyrers Serapion sich zum ersten Male vereinigt hatten, sondern auch, weil sie im Geiste jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiser Decius den grausamsten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Junkturen der Glieder und stürzte ihn dann vom hohen Felsen herab. Das ist aber keineswegs das hohe Ziel, das sich die Berliner Serapions-Brüder vorgesetzt; sie sitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden und trinken italienische Weine, auch wohl kalten Punsch, leben also gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in *dem* Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Klubs und seine Regel zu der ihrigen gemacht, als sie ihre poetische Dichtungen in dem Geiste eines gewissen verrückten Grafen schaffen wollten, der sich für den Märtyrer Serapion hielt und einsiedlerisch lebte. Mit der Geschichte dieses Wahnsinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt sie. Auf seinen Rei-

sen habe er von dem Grafen gehört und ihn in dem Walde, wo er sich angesiedelt, aufgesucht. Darauf habe er sich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn nach den Grundsätzen des Pinels und Reils von seiner fixen Idee heilen wollen, sei aber ganz beschämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewiesen, wie er, der psychologische Experimentator, eigentlich verrückt sei, indem er nicht begreifen wolle, daß sie sich in der thebaischen Wüste befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeisterung einige Gesichte mitgeteilt, die in Erstaunen setzten wegen der *plastischen Ründung* und des *glühenden Lebens*, mit der sie dargestellt wurden.

Nachdem diese Erzählung geendet, läßt sich einer der versammelten Serapions-Brüder wie folgt vernehmen: „Ich verehre Serapions Wahnsinn deshalb, weil nur der Geist des vortrefflichsten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß so manches Dichterwerk wirkungslos bleibt, als daher, daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht? Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Der Einsiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut, was er verkündete, und deshalb ergriff seine Rede Herz und Gemüt." „Dessen wollen wir eingedenk sein, so oft wir bei unseren Zusammenkünften einer dem andern nach alter Weise manches poetische Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mitteilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Der Einsiedler Serapion sei unser Schutzpatron, er lasse seine Sehergabe über uns walten, seiner Regel wollen wir folgen als getreue Serapions-Brüder."

So durch und durch, so ganz, nicht bloß nach innen, son-

dern auch an seinen Oberflächen wertlos, so ohne die geringste Beimischung von Wahrheit ist jener Lehrsatz, der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuschung und Verwechslung unmöglich ist und es nur weniger Worte bedarf, um zu zeigen, worin die Falschheit bestehe. Wie die Anbetung den Gott, so schafft erst die Bewunderung das Kunstwerk, es sei ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein anderes. Ist es in jedem Kunstwerk die Vollkommenheit irgend eines Wesens, was jene Bewunderung erregt, so muß, daß diese erregt werden könne, jenes Wesen *faßlich* sein – faßlich für den Verstand, für den Glauben oder die Phantasie. Wie aber kann ein Kunstwerk faßlich werden, wenn es der Künstler nicht freigibt, wie kann es in unsere Sinne, in unseren Geist einziehen, wenn es die Werkstätte des Künstlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen seiner Wartung, die er in den Boden unserer Phantasie verpflanzt, auch die Blumenerde versetzen, aus der jene hervorgesprossen, will er durch seine eigene Phantasie die des Lesers verdrängen, dann weisen wir seine Gaben zurück, weil nur für das Geschenk, nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er selbst glaubt, nie anschaulich, wenn er das, was er uns zeigt, selbst gesehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Märchen zur Geschichte, die den Verstand befriedigt, sättigt, und alle Lust der Einbildungskraft zerstört. Dann wird das Bild zur Konterfei, mit aller Beschränkung, worin jede Wirklichkeit gefangen ist; dann wird das Kunstwerk zum Spiegelbilde des Künstlers, ein Schatten, wenn wir vorwärts, ein nüchternes Dasein aus Fleisch und Bein, wenn wir es rückwärts schauen. Es ist falsch, daß der wahre Dichter ein Seher sei. Ein Seher ist ein verzückter oder ein verrückter Geist, ein Gott, zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Mensch, zu dem wir nicht hinabsteigen können.

Der Dichter aber muß menschlich fühlen, um Menschen zu bewegen.

Daß er dieses muß, daß er nicht glauben dürfe, was er glauben, nicht sehen, was er anschaulich machen möchte, das hat der Verfasser der Serapions-Brüder unwiderleglicher, als es ein anderer vermöchte, an seinem Werke selbst gezeigt. Er *hat* geglaubt, er *hat* gesehen, darum sind es aber auch keine Dichtungen, die er uns gibt; sie sind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, sie sind ein anderes. Er gibt uns eine werdende, noch im Gären begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wasser, Feuer, Erde und alle Elemente, die Tiere des Waldes und die Fische des Meeres und die Vögel in den Lüften, alles bewegt sich in tollem Taumel und streitet um die Herrschaft; nur der Mensch ist abwesend. Aber es ist nicht etwa der heitere Mutwille, der mit Freiheit und Ergötzen alles untereinander wirft, es ist der vom Hexentrank berauschte Blocksbergreiter, der treibt, weil er wird getrieben, und so findet der Leser an der Besonnenheit des Dichters keine Brustwehr, die ihn vor dem Herabstürzen sichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter seinen Füßen der Schwindel überfällt.

In allen diesen gesammelten Erzählungen und Märchen herrscht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnsucht nach einem tieferen, nach einem unterirdischen Leben, die den Leser anfröstelt und verdrießlich macht. Es ist Phantasie darin, aber ohne den regelnden Verstand. Es ist Phantasie darin, aber nicht die hellaufflammende, schaffende, sondern eine rotglühende, zersetzende Phantasie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegschleudern, bis sie zuletzt als greuliche Rumpfe umherspringen, der hat die Gestalten der Hoffmannschen Erzäh-

lungen gesehen, nur daß diese von allen Gliedern den Kopf zuerst verlieren. Man hört nicht die Aussprüche eines verzückten, begeisterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geständnisse eines auf die Folter gespannten Gemüts. Es ist kein Tagesstrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwischen, Blitzen und Feuersbrünsten. Man hört in dieser öden, herbstlichen, welken Natur keinen Ton eines frischen, gesunden, lebenskräftigen Wesens, man hört nur das Gewinsel der Kranken und Sterbenden und das Geschrei der Eulen, die um Äser schwirren. Selbst die Musik, die in allen Werken des Verfassers wiederklingt, sie dient nicht dazu, den Himmel, dessen Dolmetscherin sie ist, auf die Erde herabzuziehen und ihr verständlich zu machen, sie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abstand zwischen Himmel und Erde zu beweisen, zu zeigen, daß jene Höhe von sehnsuchtsvollen Menschen nie erreicht werden könne, und ihnen *„das Mißverhältnis des innern Gemüts mit dem äußern Leben"* genau vorzurechnen, damit sie ja nicht der Verzweiflung entgehen.
In den Worten, die der Verfasser einem der Serapions-Brüder sagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, deinen närrischen Hang zur Narrheit, deine wahnsinnige Lust am Wahnsinn. Es liegt etwas Überspanntes darin, das dir selbst mit der Zeit wohl lästig werden wird", hat der Verfasser das Urteil gegen sich selbst gesprochen, und noch ein schonendes, denn beharrlich hat er durch alle seine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht lästig geworden ist. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem schauerlichen Nachtstücke unterbrochen, noch genußbringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt sein, nur muß ein Sternenschein die Nacht sichtbar machen, daß sie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrek-

ken muß in der getäuschten Einbildungskraft, nicht in der Sache selbst sein, und Maß überall. Die Ägypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Lust zernichtet. Ich sagte früher: die Erzählungen, die uns der Verfasser gibt, sind keine Dichtungen, *sie sind ein anderes,* und hier ist das kurze freundliche Abendrot des langen mürrischen Urteils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten diese Erzählungen? Dieses ist zwar eine sehr philistermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht spotten können. Denn ein Buch *will* nichts, es zeigt sich, es ist da. Aber fordert auch ein Buch nichts, so gewährt ihm doch der Leser etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt, daß ihm gebühre. Den Wert eines poetischen Werkes habe ich gewagt ihm abzusprechen, aber den eines wissenschaftlichen gebe ich ihm willig. Es ist ein Lehrbuch mit den schönsten Bildnissen geziert, es ist der elegante *Pinel,* es ist *die Epopee des Wahnsinns.* Ein lobenswertes Unternehmen, wenn es lobenswert ist, den menschlichen Geist, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeschädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu seinen Füßen droht.

32.

Résumé de l'Historie de France, jusqu'à nos jours

Par Félix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.
[1822]

„Das *Feld* der Geschichte!" – Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgrenzt und eingeteilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld?

Nein. Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet, und sie versteckt ihre Grenzen. Sie gleicht einem *englischen Garten.* Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen, von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Menschheit ist, zu wandern, nicht in der Heimat zu leben; die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen als Zimmer hat. Hätte die Vorsehung ihre *Absichten,* wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brot zu geben. Das meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts . . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr *Bodin* getan. Andere Geschichtschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Türme gesehen und von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Herr Bodin hat eine *volkstümliche* Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkt fragt er: Was ist jetzt und damals, was hier und dort für das Glück und für die Freiheit der Völker geschehen? Er erkennt jede Tyrannei, sie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erscheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononischer Stein glänzt, Heinrich IV., den

nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern so schwer ist – sie täuschen ihn nicht. Was dem ersten und dritten vorzuhalten, wissen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumschränkter Fürst. Er hielt alles nieder, auch den heilsamen Widerstand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürst, der allen Bauern seines Reiches sein sonntägliches Huhn in den Topf verschaffen wollte, die abscheuliche Verordnung unterzeichnen, die sie wegen Tötung eines Kaninchens zu Galeerenstrafe verurteilt? Man muß es sagen, so schmerzlich es auch ist: Richelieus und Ludwigs XIV. Zwingherrschaft steigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach diesem mag man sich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu sehr ergeben war und die Weiber seiner Untertanen verführt hatte. Doch war er geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks." Ist das ein Lob für Heinrich? Man erinnert sich dann eines Wohltäters am lebhaftesten, wenn man seine Wohltaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht versäumt, durch weise Staatsgesetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu sichern, würde man seiner weniger gedenken; jetzt ist die Asche dieses Phönix schon zweihundert Jahre alt. Die Tränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, sind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verstorbenen; kein lange bedauerter Fürst verdiente lange bedauert zu werden.
Von diesem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin sind in kurzer Zeit drei Auflagen erschienen, und in England wie in Spanien hat man es übersetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen – sagen die Verleger –, ist es weder Italiens noch unsere Schuld." Wie sie behaupten, würde das Original auch in Deutschland viel gelesen. Möchte man es dort übersetzen! Wenn es wahr ist, daß die Welt an der französischen Revolution krank darnie-

derliegt, so kann man nichts Heilsameres tun, als der Jugend diese Krankheit zu inokulieren, und es gibt keinen Arzt, der dieses besser verstünde als Herr Bodin. Man versäume das nicht. Zwar ist die Freiheit schön trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben sind es nicht, worin ihre Schönheit besteht.

33.

Voyages des frères Bacheville,

capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie.
Paris, 1822.
[1823]

Das Reisen wäre die angenehmste Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unser Vergnügen störte. Diesem Übel auszuweichen, gibt es kein besseres Mittel, als vor der Abreise aus seiner Vaterstadt sich dort zum Tode verurteilen zu lassen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen ist, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der französischen Kaisergarde, und nach der Schlacht von Waterloo wollte sie ein Prevotalgerichtshof erschießen lassen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu allem, was er geschehen läßt, seine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre später ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigesprochen, *daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden sei.* Freilich konnten Bösewichter, welche in Verdacht gekommen, mit stammelnder Zunge *es lebe Napoleon* gerufen zu haben, nicht gleiche Ansprüche auf vorsichtige Untersuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter nichts getan, als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben sehr die Bequemlichkeit und sind gegen die Stö-

rer derselben selten so nachsichtig wie der Onkel Tobias im Tristram Shandy. Diesem war nämlich während dem Essen eine Mücke lange auf der Nase herumgeflogen; endlich fing er die Karbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menschen unter Majestätsverbrechen verstehen, nämlich die Ruchlosigkeit, sie etwas Weniges im Schlafe oder beim Essen zu stören, gab sich verloren. Doch was tat der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenster, öffnete dasselbe und sprach: Flieg hin, armes Tierchen, die Welt ist groß genug für uns beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bachevilles, und einer müßte Platz machen, und darauf hatten letztere den geistreichen Gedanken, fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der französischen Grenze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte sie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbesiegbare Furcht vor napoleonischen Offizieren, die, bononischen Steinen gleich, die Majestät ihres Gebieters eingesogen hatten und noch im Dunkeln fortleuchteten. Solange die Brüder Bacheville in den Ländern reisten, wo deutsch gesprochen wurde (im eigentlichen Deutschland und in der deutschen Schweiz) hatte die Pariser Polizei gehorsame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erst als sie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. *„Enfin nous voilà en Pologne. Ouf! je respire“* – schreibt Bacheville in sein Tagebuch. Aus diesem unromantischen *Ouf*! erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reisebeschreibung keine sentimentale ist. Der Verfasser, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik seines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen lesen. Es hat freilich manchmal den Anschein, als ob der Reisebe-

schreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, ist es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterscheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist.
Drei Jahre lang reisten die Brüder Bacheville in Europa und Asien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überstanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen und starb in Asien an der bloßen Pest.

34.

Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft

von Dr. S. Stiebel.

Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung, 1823.

[1823]

Es sterben viel weniger Menschen an der Schwindsucht, Wassersucht und Trommelsucht – es ist hier nicht von der abdominalen, welche selten, sondern von der martialen Trommelsucht die Rede, die immer tödlich ist – als an der Systemsucht der Ärzte. Das ist gewiß die traurigste aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit stirbt, die ein anderer hat! Viele Ärzte haben den Wahlspruch der Juristen sich angeeignet: *fiat justitia, pereat mundus!* – und unter Gerechtigkeit verstehen sie das, was *sie* für Recht halten. Der Arzt muß aber sein wie ein Hofmann: er darf keine Grundsätze haben und nichts anders zur Regel nehmen als die Wünsche und Befehle seiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrschsüchtig ist. Deren Winke verstehen lernen (denn sie spricht nicht immer), deren Gebote erst vollstrecken und dann in Erwägung ziehen – diesen Weg geht der echte Heilkünstler. Als einen solchen zeigt sich der Verfasser der „kleinen Beiträge“. Seine mitgeteilten Erfahrungen, ihren sachlichen Wert

ungerechnet, gehören zu den schönsten Musterbildern für die Kunst, zu beobachten. Der Verfasser sucht und findet und unterscheidet sich hierin von vielen andern, die erst finden und dann suchen. Wer sich nur etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit versteht, dem wird schon die Schreibart des Verfassers das vollkommenste Zutrauen einflößen. Es herrscht darin so viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebnisse der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterschreibt, als hätte man mit eigenen Augen gesehen. Unter den erzählten verschiedenen Krankheitsfällen sind mehrere, die auch Nichtärzten zum Lesen und Beachten empfohlen sein mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeschichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem sie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologische Erscheinungen gezeigt, mit Genesung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeschichte eines Jünglings dienen, der – nicht an den *physischen* Folgen einer gewissen sinnlichen Ausschweifung, sondern an der schrecklichen Vorstellung stirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moralisch-medizinische Werke, wie die von Salzmann und Tissot, haben noch keinen von jener Ausschweifung abgehalten, aber viele derer, die sie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnsinn gestürzt.

Höchst anziehend und lehrreich sind die Geschichten zweier magnetischen Behandlungen. Der Verfasser gehört in seiner Ansicht vom tierischen Magnetismus weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die einen sahen alles, was sie zu sehen wünschen, die andern übersahen alles, was, wie sie fürchten, sie in ihrer altherkömmlichen Naturwissenschaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewissenhafter und verständiger

Arzt, verläßt sich weder auf die Wundertätigkeit des Magnetismus, noch versäumt er dessen Anwendung in Fällen, wo er sich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigsten Nervenübeln gelitten, wird *nach* einer magnetischen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch *durch* dieselbe, wollte der Verfasser nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazeutischen Mittel mochten das ihrige getan haben. Ein magnetisiertes Dienstmädchen bringt es bis zur Hellseherei. Sogar politische Ereignisse sagt sie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfasser, um Papierspekulanten nicht irre zu führen, klüglicherweise verschweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elysäischen Feldern herum und spricht mit Gott und seinen Engeln. Am Ende findet sich, daß sie eine Spitzbübin gewesen, die ihren Arzt und die andern Zuschauer zum besten gehabt. Man kann die Seelenstärke des Verfassers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat spielen lassen. Möchten sich doch unter den seelenfrommen, magnetisierenden Ärzten noch mehrere finden, die so umständlich, als sie es mit ihren Täuschungen getan, auch ihre Enttäuschungen mitteilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wissenschaft.

35.

Histoire de la Révolution Française,

par Thiers. (Die ersten zwei Bände.)

[1824]

Es ist wahr, die Pariser verstehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins ist, verstehen sie zu leben. Sie sind imstande und loben oder tadeln die entgegenge-

setztesten Dinge im nämlichen Satze, sobald zwischen zwei Punkten ihr Vorteil umspringt. Der Tischler preist eines seiner Möbel an, weil es vom feinsten ausländischen Holze verfertigt, und ein anderes, weil nur vaterländisches Holz dazu gebraucht ist. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchlosigkeit. In der Pariser Schriftstellerei geschieht das nämliche. Erscheint eine Geschichte der französischen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfassers, daß dieser ein Zeitgenosse der Revolution gewesen, allen Ereignissen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieselben eingegriffen habe. Erscheint wieder eine andere Revolutionsgeschichte, wird von ihr gepriesen, daß deren Verfasser *kein* Zeitgenosse der Revolution gewesen, also der rechte Mann sei, in gehöriger Form die Erscheinungen zu betrachten und sie unbefangen zu schildern. Diese letztere gute Eigenschaft sucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er sagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt gewesen, er sei ein Nachgeborner und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das *„commun intérêt de la justice et de la liberté“* zusammen. Hierauf ist aber erstens zu erwidern: das ist schon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die sich ihrer selbst bewußt ist – Tugenden und Mädchen sind am schönsten, ehe sie wissen, daß sie schön sind. Zweitens: welche Parteilichkeit ist der Wahrheit am gefährlichsten, die aus Selbstsucht oder die aus Gesinnung entspringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet sich selbst nicht, er verblendet nur andere; wer ihr aber aus Gesinnung beitritt, der ist zwar aufrichtig gegen andere, doch sich selbst kann er täuschen und in seiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine schlechte Sache oder eine gute schlecht zu verteidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner sie

.m meisten hassen, die Feinde ihres Vorteils oder die hrer Gesinnung? *Nur* die letzteren hassen sie, die erteren nicht; denn sie wissen recht gut, daß mit diesen nan sich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig ist, ›b sie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem les Adels oder aus dem des Fürsten erhalten. Der wahre \ristokrat haßt nicht *den* Demokraten, der die Freiheit vill, um sich auf einen ihm beliebigen Platz zu stellen, ondern den, der diese Freiheit für andere will. Der vahre Demokrat haßt nicht *den* Aristokraten, der sein Vorrecht verteidigt, weil es ihm Vorteil bringt, sondern len, der an seine eigene göttliche Natur glaubt und :weifelnde Bürger als himmelstürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelste und reinste unter den wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der nichts gesucht als das Glück seines Vaterlandes, hat nichts gefunden als den unauslöschlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren getan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr seines Lebens den König aus Paris führen und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus solcher Hand. Das tat und duldete Lafayette. Die andern aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, gestreichelt, und man verzeiht ihnen alles, sogar daß sie liberal sind. Ist es so – wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben diese Parteilichkeit wird am meisten verabscheut. Seine Jugend wird ihm also zu nichts anderm nützen, als daß man ihn einen *jungen* Doktor der Revolution schelten wird. Freilich scheuen französische Schriftsteller diesen Vorwurf nicht, und sie unterscheiden sich hierin (gewiß sehr zu ihrem Nachteile) von den Deutschen, die überlegen, was sie schreiben. Ein deutscher

Professor der Geschichte, der sich in Paris aufgehalten um Materialien zu einer Geschichte der drei letzten Jahr hunderte zu sammeln, hat sich vorgenommen und er klärt, diese Geschichte erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen. Der historische Professor ist aber noch nich vierzig Jahre alt. Heil unseren Enkeln! sie werden schön Dinge zu lesen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühn Professor Ludwig dem Vierzehnten wegen seines ärger lichen Umgangs mit der La Vallière zwar ehrfurchts volle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt Wer kann wissen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu lassen! Warum sollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder tot, er spricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabei weniger als Deutsche der Gefahr ausgesetzt, mit Ledas Eiern zu beginnen. Diesen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicherweise an Religion und Philosophie. Steigen sie bis zu Ludwig dem Fünfzehnten hinauf, dann sind sie hoch gestiegen und sind müde. Gewöhnlich aber fangen sie weiter unten an, und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulse der Staaten sind, woran ihr Übelbefinden sich äußert, verwechseln sie oft die Zeichen mit den Ursachen des Übels, und da der Doktor die wichtigste Erscheinung jeder Krankheit ist, geben sie dem Doktor die Krankheit schuld. Also muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet und mit der andern im Froste des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers steht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfasser bemüht sich, wie er es versprochen, unparteiisch zu sein; aber der Mensch bleibt Mensch.

Eine brave Mutter gibt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen als ihrem eigenen Kinde, aber sie gibt es auf eine andere Art. Der Verfasser ist nie ungerecht im juristischen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite seines Buches, daß er die Revolution als seine Tochter und die Contre-Revolution als seine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Szene zur Schauspielerin erhoben wird und die handelnden Menschen zur Staffage herabgesetzt werden. Die Pariser Örtlichkeiten verleiten zu solchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, sind so pittoresk, daß sich der Pinsel eines Landschaftsmalers gern an ihnen übt. Doch sind dem Verfasser die Gemälde der Personen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez' ist vortrefflich, und die Marats wäre ein Meisterstück zu nennen, hätte der Verfasser diesen Schrecklichen nicht zu sehr ins kleinliche ausgemalt, sondern mehr die Natur um Rat gefragt, welche ihre Helden immer ins große drapiert und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Konvenienz und des Zufälligen verschmäht. Der Lieblingsheld des Verfassers ist Mirabeau, sich hierin als einen echten Pariser zeigend, der Schauspiele jeder Art leidenschaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Übeltaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missetat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom

Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.

Es versteht sich von selbst, daß dem Verfasser die deutsche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen ist und daß er dieser Mutter der französischen politischen Revolution nicht die mindeste Hochachtung bezeugt. Daher ließ er sich auch zu dem falschen Urteile verleiten, das schon tausend andere, die über die französische Revolution geschrieben oder in ihr gehandelt haben, früher ausgesprochen, zu dem Urteile nämlich: wäre dieses und jenes geschehen, so wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können – Adam nämlich, wenn er sich vor seiner Hochzeit in das Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Konstitution einzuführen, die Rede ist: „*Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts, qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats.*“ So ist es auch! Der alte Brennus lebt immer noch – *vae victis*! Schlimm ist nur, daß man jetzt nicht bloß *im*, sondern auch noch *nach* dem Kampfe um den

Sieg streitet; daß nämlich jeder behauptet, *er* habe gesiegt. – Die Ausschweifungen der Revolution nicht zu entschuldigen, sondern zu erklären, sagt der Verfasser: „*Le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se soulève.*"
Nur die Familiengeschichten der Fürsten haben Geheimnisse, die Geschichten der Völker haben keine. Wer also in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufschlüsse sucht und keine findet, der hat nur sich anzuklagen, nicht den Verfasser des Buches. Doch sind darum neue Werke über die französische Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen sie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, so werfen sie doch altes Licht auf neues Dunkel und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

36.

Les diners du Baron d'Holbach

Par Mme la comtesse de Genlis. Paris, 1822.
[1823]

Diderot sagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenstaub eines Schmetterlingsflügels über die Linien streuen." Diese Vorschrift ist ungemein artig erdacht und sehr zierlich ausgedrückt; es ist aber nicht immer leicht, sie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfasserin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen – ihr, die ein Weib ist und auf die Menschen ihrer Abneigung einhaut wie ein Husar; ihr, die eine Gräfin ist und so marktschreierisch schimpft, daß sie das eitelste Heringsweib mit Beschämung anhören würde; ihr, die eine gute

Christin sein will und alle Blitze des Himmels auf die Widersacher ihrer Gesinnung herabflucht und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenstrafen der Philosophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren steht und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Modesündern dieser Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogensaft bis zum Rande voll und meine Sandbüchse ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügelstaub, ich würde kein Tränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der sozialen Altertümer unterscheiden sich darin vorteilhaft von den Freunden der artistischen, daß die letztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die sie haben. Im übrigen sind sie gottlose Menschen und so arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer schrieben die Meeresstürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Äolus, die Gewitter dem Jupiter, die Pest den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menschen den Parzen. Auf gleiche Weise personifizieren die Geistlichen, die Frömmler, die Aristokraten, die Minister alle wohltätigen und verderblichen Erscheinungen der Geschichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmlischen und keine irdischen Kräfte. Sie fragen nicht *was*, sie fragen *wer* hat unsere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Christentum in Verfall gebracht, Rousseau hat die Pest der Freiheitssucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königtum gestürzt und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidnischen Natur ist auch Frau von Genlis, und sie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß sie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechselt hat. In ihrer Jugend war sie dem Herzog von Orléans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und

Seele zugetan; später war sie den Republikanern zugetan; dann lag sie vor Napoleon im Staube, und jetzt betet sie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen – in jedem weiblichen Herzen steht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reserveliebhaber – aber fluchen sollte sie nicht. Ein Weib, das einem Manne recht gibt, ist schon eine Unbescheidene zu nennen, ein Weib, das Männern unrecht gibt, zeigt sich sehr anmaßend, eine Frau aber, die selbst im Streite der Männer mitkämpft, ist eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeist aufbewahre und in einem Schranke wohl verschlossen halte. Ich will Weiber lieber Tabak rauchen sehen, als politisieren hören. Es ist nicht bloß lächerlich, wenn sie sich in die Politik mischen, es ist mehr als das, es ist fürchterlich, es ist trostlos. Nichts ist beständig in dieser irdischen Zeit, nichts ist dauerhaft auf der Wohnstätte der Menschen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfassungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geschichte, die Himmelsstriche, Kriege und Naturereignisse – alle Winde vereinigen sich, die Wellen der Menschheit in rastloser Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt ist und mit den Religionen die Wege sich ändern, die zum Himmel führen, ist selbst die Ewigkeit der Zeit untertan und auch Gott dem Wechsel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieses Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte, flüchtige Mensch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch eins ist, was dauert im Wechsel und nicht wankt in der Bewegung – die *Liebe*. Sie ist die Wurzel der Menschheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht versengt, der den Stamm zerspaltet – und dieser Liebe Wort und Offenbarung ist das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus haben ihre Kinder gemor-

det; wanken solche Felsen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieses Mutterherz ist stets das nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel gewesen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Britin und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutsche Hausfrau und die kokette Französin im Garten der Tuilerin, die Königin wie die Taglöhnerin – sie lieben auf gleiche Weise ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich so geistig, das Fortpflanzende, das Beständige, Erhaltende, sie bilden die Pairskammer der Menschheit. Weiblichkeit ist die Achse der Erde und die Milchstraße am Himmel. Es ist die Bestimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die sich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu versöhnen, und wo sie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freistätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieser Bestimmung sind die Frauen auch stets treu geblieben, denn die Natur weiß sich immer Gehorsam zu verschaffen. Gibt es aber selten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, statt ihn zu löschen, so wollen wir es hassen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verspotten, wenn es, wie Frau von Genlis, sich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutschen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Versammlungsörter für die philosophischen Schriftsteller, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philosophen den Ruhm angedichtet, die französische Revolution herbeigeführt zu haben. Es ist, als sagte man: der Sonntag sei die Ursache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter als die Geduld, sich mit ihr zu verständigen. Sooft neue Wahrheiten

unter den Menschen erscheinen, werden sie zuerst an den hervorragenden Geistern sichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man ist den Philosophen nur noch Dank schuldig, denn an ihnen ist das Licht allmählich in das Tal hinabgegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne sie wären die Kämpfe unserer Zeit noch blutiger geworden, als sie waren. Deutschland hat seinen innern Frieden seinen Philosophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther steigen wir und härten uns gegen französischen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben seit dreißig Jahren viele unschuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Universitäten haben in Deutschland der Revolution *die* Tore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltsam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philosophen die Türsteher der Wahrheit sind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt sie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt sie, habe sie die Philosophen bekämpft, und sie werde es tun bis zu ihrem Tode. Und neulich sei sie sehr krank und dem Grabe nahe gewesen, und in den schleichenden Tagen einer mühsamen Wiedergenesung habe sie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man sieht dem Buche die Krankheit der Verfasserin, aber nicht ihre Genesung an. Sie geht sehr unverständig und sehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Äußerungen, Schriften und Briefen der sogenannten Enzyklopädisten reißt sie unzusammenhängende Stellen, bringt sie in Gesprächform und legt diese Gespräche der Tischgesellschaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet

und andere berühmte Männer jener Zeit auf und halten so gottlose, abgeschmackte Reden, wie man sie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Diese Herren kommen zusammen und überlegen ganz ernsthaft und gelassen, wie sie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerstören, wie sie Gott absetzen wollen, und gehen dabei so trocken und diplomatisch zu Werke, als sei der himmlische Vater ein König Stanislaus und sein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmischereien genannter Philosophen entgegenzuwirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gast in die höllische Tischgesellschaft ein – einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuschheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm verteidigt. Wer ist dieser himmlische Mensch? Es ist ein Marquis! Dagegen ließe sich nichts sagen, die Tugend ist keines Standes Eigentum, auch ein Marquis kann tugendhaft sein; – aber nein: Frau von Genlis, indem sie die höllischen Geister alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weise mit ihrem himmlischen Marquis. Es ist kein namhafter historischer Marquis, den sie reden läßt, es ist ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es ist die reine *Marquisnatur*, die sie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieser herrliche Marquis seine Philosophen immer schlägt, das war leicht zu machen. Es ist wie in den Schachbüchern, worin Spielmuster aufgestellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr zur Partie, welche verlieren soll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Gesprächsspielen der Frau von Genlis der König der Schwarzen – *Voltaire*, grausam verfolgt und endlich eingeschlossen wird, versteht sich von selbst. Dieser Mann ist der geistige Vater Napoleons, er war der Majoratsstifter und Napoleon der Majorats-

erbe der Revolution. Der ungeratene Sohn hat sein Erbe verschwendet zum Schaden seiner Familie und zum Vorteile der Welt – er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den *Erbfeind der Menschheit.* Fouqué ist ein verdienstvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und seitdem habe das runde Universum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf gescholten, wie Frau von Genlis tut, sie nennt ihn einfältig, abgeschmackt, unwissend. Sie sagt, seine Schriften wären ohne Wert, kaum zu lesen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftstellern gestohlen. Um dieses zu beweisen, führt sie Verse an, die er dem Apostel Paulus abgeschrieben... Der Himmel in seinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals auf Sodom und Gemorrha, brennenden Schwefel herabregnen – er schickt uns kritische Weiber!
Nachdem Frau von Genlis auf solche Weise die Abgänge der Holbachschen Mahlzeiten chemisch untersucht und, in Absicht zu verleumden, aus den gesündesten, geistigen Flüssigkeiten einen fressenden Branntwein destilliert hat, führt sie des Gegensatzes wegen mehrere Standespersonen zusammen und läßt sie ein gottesfürchtiges Essen halten. In dieser Gesellschaft befinden sich: der Marschall von Richelieu, der Marschall von Biron, der Chevalier de Boufflers und andere Männer und Frauen, die, wie aus den französischen Memoiren hinlänglich bekannt ist, Muster der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, sowohl von irdischen als überirdischen Dingen. Sie decken die Laster der gemeinen Bürgersleute auf und entschleiern die verschämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer sagt: „Man muß es dem Adel zum Lobe nachsagen, daß in diesem Stande

Impertinenz sich seltener findet als in den untern Ständen." *Wohl gesprochen!* sagen die andern . . . Eine Herzogin sagt: „Die schon sehr sichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken versetzt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politischen Einsichten ist dies ein sehr böses Zeichen" . . . „*Der Chevalier:* Was sagen Sie, Madame, zu einer Operntänzerin, die sich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet ist wie ihre übrigen Bedienten und der bei ihr die Besuche meldet? *Madame du Deffant:* Eine Operntänzerin! *Der Chevalier:* Ja, Madame, es ist Mademoiselle Dervieux. *Die Frau Marschall:* Ganz gewiß, das sind sehr schlimme Vorbedeutungen" . . . Da die Rede auf die Bartholomäusnacht fällt, wird bemerkt: „Karl der IX., aufgereizt durch die Grausamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calvinisten, war so *schwach*, das Gemetzel der Bartholomäusnacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grausam! . . . Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrschen, Ludwig der IX., hat einen verabscheuten Namen hinterlassen. Er hatte nichts Französisches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks so nennen kann; er suchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräsentation zu verschmähen und den Adel zu verachten; er kehrte oft ohne alles Gefolge in den Häusern gemeiner Handwerker ein und unterhielt sich vertraut mit ihnen; er ließ oft Handelsleute, ja sogar Krämer an seiner Tafel essen." („Ludwig IX. war ein *liberaler* König nach der heutigen Bedeutung des Wortes" – setzt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgesandten der Fürsten, auch wenn sie beleidigende Botschaft bringen. Mit den Abgesandten Gottes wird nicht so gütig verfahren. Schickt der Himmel in seiner Liebe oder in seinem

Zorne einen Christus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon, so wird er von denen gemißhandelt, welchen er gesendet ist. Frau von Genlis gibt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewisser Menschen unserer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion ist ihr nur eine himmlische Gendarmerie, welche das Volk im Gehorsam hält. Sie findet die hebräische Sprache die schönste unter allen und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigste aller Völker auf der Erde – wahrscheinlich, weil elf Zwölfteile des Volkes so dumm gewesen, für die privilegierten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unserer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundschaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „*Adieu mon amie, je t'embrasse*". Sonst sei dieses anders gewesen. Der Sohn der Frau von Sevigné habe von der Armee, wo er sich sehr brillant gezeigt, seiner Mutter geschrieben: „*Quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue.*" Diese noblen Gesinnungen, so delikat ausgedrückt, seien höchst rührend. Wir andern, denke ich, finden diese Skala der Pietät, die von den Füßen über die Hände bis zu den Wangen steigt, höchst mißtönig und abgeschmackt.

Das ist die Weise der Frau von Genlis! Daß sie geirrt, mag ihr verziehen sein, ein Weib braucht nichts zu verstehen von solchen Dingen – ihre Häuslichkeit ist ihre Weltgeschichte. Diese überschritten zu haben, darin allein ist ihr Vergehen, und um sich die Unerschrockenheit zu erklären, mit welcher sie gleich einem alten Feuerwerker das grobe Geschütz der Polemik bedient, muß man sich erinnern, daß sie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariser Arsenal gehabt.

37.

Nous le sommes Tous

ou l'Egoïsme, par Pigault-Lebrun. Paris 1819. 2 Volumes.
[1819]

Der Verfasser hat auf die Ehrfurcht Anspruch zu machen, die dem Greisenalter gebührt: er zählt schon ein und siebenzig Bände. Männer von Geiste sind oft viel jünger gestorben. Herr *Pigault-Lebrun* verdient Dank, daß er uns offenherzig die diätetischen Regeln mitteilte, durch deren Befolgung er ein so hohes literarisches Alter erreichte. Häufige Bewegung erhält, wie den Körper, so auch die Seele gesund und frisch. Er belehrt uns im zweiten Kapitel des ersten Bandes darüber. Dasselbe führt die Überschrift: *Was werde ich aus diesen beiden Leuten machen?*

„Der Titel dieses Kapitels bezeichnet ziemlich genau meine Bangigkeit. Es ist nicht das erste Mal, daß ich, indem ich einige Bogen Papier zusammenhefte, mich fragte: Was werde ich machen? Ich fange an, gleichviel wie; ich gehe weiter; einige Begebenheiten fügen sich zusammen; eine Handlung, stark oder schwach, gut oder schlecht, knüpft sich an; ich gelange wissentlich oder unversehens zu irgend einer Entwicklung; das Buch ist fertig, man liest es, weil man es kritisiert, und ich lasse mir wohl sein *(je me repose)*. Ist diese Art nicht die beste, so ist sie wenigstens die bequemste. Ich befinde mich zu gut dabei, um sie zu verändern. Übrigens kömmt es einem, nachdem man vierzig Jahre lang Papier schwarz gemacht hat, nicht mehr in den Sinn, nach dem höchsten Ziele zu streben. Vorwärts also, auf Gefahr und Kosten der unbeschäftigten Müßiggänger, die uns lesen mögen."

Man sieht es, der Verfasser ist gegen jede Witterung der Kritik abgehärtet. Um so weniger brauchte ich mich abhalten zu lassen, da ich einer der Unbeschäftigten war, die sein Buch gelesen haben, mein Urteil über dasselbe auszusprechen und hierdurch für die Gefahr, der ich

mich durch dessen Lektüre freigestellt, und für die Kosten (an Zeit), die sie mir verursacht, etwas zu entschädigen. Es gibt kein unnötigeres Bemühen, als aus Grundsätzen beweisen zu wollen, was jeder Schritt der Erfahrung zeigt: daß nämlich die Eigenliebe Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei, und dieser philosophische Pleonasmus wird nur verzeihlich, wenn mit so vielem Geiste dabei zu Werke gegangen wird, als Rochefoucauld in seinen Maximen es getan. „*Der Egoismus*" – schon dieser Titel verrät die fehlerhafte Beschaffenheit und die falsche Richtung dieses Romans. Der Roman soll nicht den Grundzug, der durch alle menschliche Charaktere geht, sondern dasjenige zeichnen, was die Menschen verschiedenes haben. Man könnte sonst ebensogut das Leben eines Affen in die Geschichte einflechten, da auch dieser einen langen Weg neben dem Menschen hergeht, bis dieser abweicht und sich höher erhebt. Der Verfasser kennt nur die breite Landstraße des Herzens, nicht die Fußpfade, nicht die stillen Plätzchen, wohin nur die Liebe, nicht die Gipfel, wohinauf nur der Geist dringt. Was nur immer seine Personen sagen oder verschweigen, tun oder unterlassen – „*wieder Egoismus!*" heißt das ewige Refrain. Allein unter ähnliche Porträts braucht man nicht den Namen derer zu setzen, die sie vorstellen sollen. Und die Charaktere! Und die Malerei! Welche Mißlaute, oder welche Eintönigkeit. Die Liebe eines bejahrten Mannes, die verzeihlich ist, wenn sie bezwungen wird, aber lächerlich, wenn sie siegt. Die fabelhafte Weise, mit welcher der Minister gezwungen wird, seine Stelle aufzugeben. Die Grausamkeit, mit welcher er nach seinem Sturze behandelt wird. Die Harlekinade des ihm nachjagenden Offiziers. Endlich das ganze Colorit des Romans, worin Herzensangelegenheiten mit Trockenheit und Notariatswesen und Konkursprozesse mit Sentimentalität behandelt werden...

Aber genug. Der Verfasser endigt mit einigen Nutzanwendungen *(moralité)*. Folgende hätte mir am zweckmäßigsten geschienen: *Du sollst Deinen Nebenmenschen keine Langeweile machen.*

38.

Etwas über den deutschen Adel, über Ritter-Sinn und Militär-Ehre

in Briefen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Friedrich Perthes. Hamburg, 1819.

[1819]

„Der Ertrag dem Armen-Arbeitshause des Herrn Baron *von Kottwitz* in Berlin" – steht auf dem Titelblatte. Also wieder ein schöner Beitrag zur Teleologie und ein starker Beweis, daß die Vorsehung alles zum Guten lenkt. Sitzen etwa Rezensenten im Berliner Arbeitshause und leben von ihren Händen kümmerlich, so werden sie das Werk gewiß loben, damit es gekauft werde; ich aber kann es nicht.

Es werden darin etwas langweilige Schriften gewechselt. Fouqué schreibt an Perthes *für* den Adel; Perthes repliziert; ein dritter, und beider Freund, kömmt und legt sein Rechtsgutachten ab; Fouqué dupliziert; Auszüge aus Mösers, von Hallers und Rehbergs Schriften liegen als Aktenstücke bei. Der herzinnigen, fettgesalbten, demütigen und wehmütigen Sprache Fouqués, düsternd wie das Licht, das durch gemalte Kirchenfenster fällt, aller Lebensfrische entbehrend und Grabessehnsucht erweckend, solcher Sprache begegnet man auch hier wieder, ungern, ja ärgerlich. Er schreibt an Perthes:

„Lieber Perthes!

Als wir einander im Jahre 1815 die brüderliche Hand darreichten zum festen Bunde fürs Bestehen in allem

Guten und Schönen, vor jedem andern Dinge aber zum Bestehen in Gott, – da kam natürlich auch die Zeit, wie sie in unsrer großen, allgemeinen Errettung sich gestaltet habe und auch fürderhin sich gestalten werde, oftmalen zur Sprache, und wir beide hegten ausnehmend verschiedene Ansichten darüber. Du nämlich meintest, nun der äußere Kampf gegen den Unterdrücker beseitigt sei, hebe der innere Kampf der Geister erst an, und man werde gar tüchtige, – auch wohl mitunter gar *saure* Arbeit haben, um sich zu dem ersehnten Ziele durchzuringen im seltsamlichen Gedränge zwischen Freund und Feind. Ich hingegen sahe das Ding ganz anders." Nämlich, da nun das ausländische Joch ruhmvoll gebrochen sei, so könne es keinem echtdeutschen Herzen „an dankbarer, gottverherrlichender Freude fehlen." Die Hauptsache sei schon getan *„durch Wiederherstellung des ersehnten, von den Ausländern als altmodisch verspotteten Rechtsstandes.*" Fände ja hier und da noch einige wenige Unzufriedenheit statt, so hätte das nichts zu sagen; „jede augenblickliche Irrung könne nur fester schürzen das liebe, heilige Band einer von Thron zu Burg, Haus und Hütte (man sieht, Hr. Ritter v. Fouqué liebt die vierstöckigen Gebäude), und so auch wieder hinaufreichenden unaussprechlichen, ja – soweit sich das für unsre arme Erde nur irgend denken läßt, – seligen Liebe!" –

Der Leser kann schon vermuten, daß diese Liebespredigt alles eher, als den 13. Artikel [der Bundesakte] zum Texte haben werde. Hr. v. Fouqué fordert seinen Freund [im Erstdruck irrtüml.: Feind] Perthes zu einer Disputation heraus; er wirft, „der *Ritter dem Bürger*", den Handschuh hin zum *Ernstkampfe.* Den Adelstand verteidigt er als das Notwendigste und Herrlichste in der Welt. Ihm in allen seinen Behauptungen Schritt vor Schritt nachzugehen und sie zu bekämpfen, ist unmög-

lich und unnötig. Unmöglich: denn der Verfasser spricht selbst von seiner *Unfähigkeit für klar wissenschaftliches Aussprechen innerer Gesichte.* Unnötig: denn Perthes hat es getan, recht verständig und oft mit feiner, doch, weil er ihm befreundet, gutmütiger Ironie. *Mein Freiherr!* nennt er ihn, welches neben dem *Du,* dessen sie sich wechselseitig bedienen, sich gut ausnimmt. Den Hochmut der Aristokratie muß man in diesem Werke studieren; er zeigt sich darin nackter als irgendwo. Denn dessen Verfasser kämpft nicht, gleich andern, mit Scheingrundsätzen für seine Neigung (diese verbergend), sondern spricht seine Empfindung und seinen festen Glauben an die Göttlichkeit des Adelsrechtes unverholen aus. Ein Rittergeist, schauerlich für Furchtsame, lächerlich für mutige Menschen, spukt herum und bittet, nicht um Erlösung (was verzeihlich wäre), sondern um Wiederauferweckung von den Toten.

Nur die Klangknoten auf dieser zerbrechlichen Glastafel Fouqués will ich bezeichnen, das Dazwischenliegende nicht beachtend. *Deutschheit* ist ihm „das folgerechte, unter göttlichem Schutze naturgemäß aus der Wurzel hervorwachsende Leben", *Franztum* aber „das überhinfahrende, aus Worten in Worte übergehende, von Sprüngen zu Sprüngen forthüpfende Experimentieren mit den wichtigsten Angelegenheiten dieser Welt." (Das heißt: die Deutschen werden von Gottes Gnaden, die Franzosen aber durch eine Charte regiert.) Doch glaube er nicht, „Gott habe ein Volk verworfen, daß er noch bestehen läßt". Wehmut ergreife ihn bei dem Andenken an das unglückliche Land, weil es das Land seiner Väter sei. Doch verstehe es sich von selbst, daß er die *Helden der Vendée* nicht verkenne ... Es gäbe nichts Glückseligeres auf der Welt als ein brandenburgischer Bauer, der von einem Gutsherrn ritterlich regiert werde, und Spann- und Handdienste wären die natürlichste und leichteste

Art von Abgabe, die sich für den Ackermann ersinnen läßt. „Ich denke, lieber Perthes, du lässest mir diese Bauern für freie Männer gelten und erkennst die Schutzherrschaft, welche der Edelmann über sie auszuüben hat, nicht nur vom ersten Besitzstande her als Recht, sondern auch, wie freilich jedes Recht es an der Art hat, als etwas den Untergebenen selbst Heilsames und Förderliches, willig an." (Was Herr Perthes etwa aus Freundschaft bewilligen möchte, wird hoffentlich in die künftige preußische Konstitution nicht als Regel aufgenommen werden.) ... Das Wort *Volk* käme von *Gefolg*, welches die Menschen*masse* andeutet, die sich um einen *Edeling versammelt*. (Wahr ist's, es gab eine Zeit, wo das Volk nicht mehr als ein *Schleppkleid* der Großen war und ihnen im Staube nachzog.) ... Der Bauernstand sei dem Adel viel mehr verwandt als der Bürgerstand. (Über diesen Satz mögen die schönen Bäuerinnen mit ihren gnädigen Junkern rechten.) . . . Der Bürgerstand wäre das Anregende im Staate, die *Unruhe* in der Uhr (der Adel betrachtet sich wahrscheinlich als die *Kette* der Uhr, daher die *Adelskette* in Klübers Aktenstücken des Kongresses). Herr Ritter v. Fouqué gibt eine bescheidene Schilderung von dem Wesen des gerühmten *Rittergeistes*. Er sei etwas „Schönes und Erhabenes", ein zartes Wesen, „fast ebenso zart als die jungfräuliche Unschuld;" deren Reinheit zu bewahren, bestrebe er sich nach Kräften, sowohl im Leben als in seinem schriftstellerischen Berufe... Über den Wert des Adels zu sprechen, komme ihm zwar nicht zu — „Ich stehe zu sehr in dem zu untersuchenden Felde mit drinnen, selbst eine Ähre des Saatfeldes, über dessen Körnergehalt ein Urteil gefällt werden soll, als daß ich zur Abschätzung mein Wort eingeben dürfte." — Aber so viel könne er versichern, daß in ganz Deutschland seine Wünschelrute nur selten regungslos blieb, wenn er *nach dem echten Golderze ritterlicher Gesinnung forschte*.

Nachdem Fouqué so gesprochen, antwortet ihm Perthes, und das manchmal tüchtig. *Manchmal*, nicht immer. „Die Liebe zur Verfassung eines Staates, einer Gemeinde, ist kalt und abstrakt im Vergleich zu der für den Fürsten, und besonders für die *Fürsten-Kinder*. (Nicht ich habe diese Worte herausgehoben, sie standen so.) – Dieses zarte Band des Herzens war immer unter uns Deutschen, und wir werden nie es entbehren wollen." ... „Fouqués hoher Beruf ist, auf die edlere deutsche *Jugend* zu wirken zur *Erregung* frommer, tiefer Lebensansicht und historischer Nationalität. Dieser Beruf muß ihm nicht verkümmert werden durch oberflächliche Beurteilung von Menschen, die das Echt-Christliche und Historisch-Deutsche nicht leiden mögen." So urteilte ein Freund Fouqués, und Perthes fährt in seinem Schreiben folgendermaßen fort: „Wird denn aber dieser Beruf dir verkümmert? Durch öffentliche Kritiken nicht, man ist sogar galant gegen dich. Zwei Ausnahmen sind mir bekannt: einmal wirst du, wahrscheinlich böswillig, mit einem unserer Schriftsteller verglichen, dessen Quelle unerschöpflich fortfließt, dessen Dichtungen höchster Gipfel die *Hochzeit* ist. (Lafontaine?) ... Wahr ist's, deine Schriften werden jetzt weniger wie vor einigen Jahren gelesen; sie waren eine zeitlang *in der Mode* – diese aber dauert nie lange. Selbst Klopstock erfuhr Ähnliches, und Jean Paul auch; welchen Eintrag tut dies aber dem hohen, dem reichen Geiste? Im Gefühl deines Berufs wolltest du viel wirken, schriebst daher vieles – dies allein schon ist hinreichend, um nicht in Mode zu bleiben. Das deutsche Publikum verlangt, daß man sich rar mache ... Fasse dich in Geduld!" (Das nenne ich mir einen freundschaftlichen Rezensenten!)

Aus dem der Schrift beigegebenen Stücke aus Justus Mösers patriotischen Phantasien erfährt man unter anderm, wie der Babelsturm des menschlichen Hochmutes

immer höher und höher hinaufgebaut worden, wie man mit *freigeborn* den Grund gelegt, und nach und nach *Edelgeborn*, *Wohlgeborn*, *Hochwohlgeborn*, *Reichsfrei*, *Hochwohlgeborn* und zuletzt *Hochgeborn* angesetzt habe. Die *Stufen der Menschheit* stehen nach Möser wie folgt: a) Rittereigen, b) Hörige nach Hausgenossenrechte, c) freie Hausgenossen, d) Freie unter Amtsschutze, e) Freie unter Bürgerschutze,, f) Freie Kanzleisässige. (Das ist eine bequeme Treppe, auf der man gewiß nicht den Hals bricht.) Wenn ein *Edelgeborner* – sagt Möser – Handlung und Gewerbe treibt und sich solchergestalt *in das Meer der Menschheit herabstürzt*, solle man ihn ganz darin untergehen lassen (er verdient das Leben nicht). Ferner ist ein Landes-Heroldsamt, unter der Aufsicht des Adels, das mit einem allgemeinen Reichs-Heroldsamte korrespondiere und vor dem jedes Kind des Adels, sobald es das väterliche Haus verläßt und einen andern Stand erwählt, seinen Namen und Wappen eintragen lassen müsse, um ihm die Rechte seiner Geburt unter allen Vermischungen zu erhalten, die allernötigste Sache von der Welt. „Ich sehe nicht ein," sagt unser Publizist hitzig, „ich sehe nicht ein, warum wir nicht eben wie in Rußland mehrere Klassen von Menschen haben und dabei festsetzen könnten, wie weit sich einer aus den höhern in die niedrigen vertiefen könnte, ohne den Rückweg zu verlieren!" (Die Herren Perthes und Besser haben sich um die liebe deutsche konstitutionelle Jugend sehr verdient gemacht, indem sie die soliden Wissenschaften des vorigen Jahrhunderts wieder haben abdrucken lassen.)

Auch mit einer Schüssel aus der berühmten Restauration des Herrn v. Haller ist dieser reiche Adelstisch versehen. Da offene Tafel gehalten wird, so wollen wir etwas davon kosten. „Der Adel ist ein Produkt der Natur. Es gibt verschiedene Arten des Adels. 1) Land- oder gutsherrli-

cher Adel, 2) hoher oder Dynasten-Adel, 3) Dienst- oder Ministerial-Adel, 4) militärischer Adel, 5) Kirchen-Adel, 6) patriotischer Adel, 7) Kaufmanns-Adel, 8) Gelehrten-Adel, 9) Dorf- und Hirten-Adel, 10) Geld-Adel, 11) Brief-Adel." (War das Dutzend nicht voll zu machen?) „Die heutigen Philosophen wollen einen, wie sie sich *gnädigst* ausdrücken, noch persönlichen Adel gelten lassen, aber der Erb-Adel soll nach ihrer Meinung wegfallen;" das entspringe aber nur aus Neid. „Man begünstige ansehnliches und fortdauerndes Grundeigentum, statt daß der Zeitgeist alles zersplittert, alles gleich arm und schwach machen will."
Der Auszug von *Rehbergs* vortrefflicher Schrift über den deutschen Adel steht hier in so schlechter Gesellschaft, daß ich aus Achtung mich anstellen will, als bemerkte ich ihn nicht.

39.

Deutsches Kochbuch für Leckermäuler und Guipées

von den Brüdern Freiherren von Hallberg.
3. Auflage. Düsseldorf 1819.
[1819]

Die zwei früheren Auflagen waren am Rhein verbraucht, ja verschlungen, ehe diese dritte weiter und auch nach Frankfurt kam. Wieder einmal sieht man mit Freude, daß die geistreichen Deutschen ihrer garstigen Knickerei entsagen und ihr Vermögen unter die Leute bringen, um den armen Leuten aufzuhelfen. Gewechselter Verstand, bequem zum Umlaufe, neben Gold auch Silber- und Kupfermünze, bis zum kleinsten Deut herab, findet man in diesem Werke. Mehrere Teile sollen ihm nachfolgen. Es besteht aus kleinen und größern Sätzen, worin Sittensprüche, Betrachtungen, sinnreiche Einfälle und Anekdo-

ten miteinander abwechseln; es ist das anmutigste Gemengsel von der Welt. Um kostbare, aber verbotene Waren leichter einzuschmugglen, hat sie der Verfasser zuweilen mit groben Stoffen umwickelt. Vorzüglich gegen die preußische Verwaltung am Rhein, gegen Finanzdruck, das Beamten-Heuschreckenheer, das Nichterfüllen aller, in Zeiten der Not gegebenen Versprechungen sind viele mit statistischen Notizen gewaffnete Bemerkungen gerichtet. Dabei vermochte der Verfasser seine persönliche Unzufriedenheit freilich nicht zu verbergen, auch schien er es nicht zu wollen. Der Staatskanzler hatte ihn offiziell einen exzentrischen Kopf genannt. Die Preußen gemachte Vorwürfe werden dadurch erhärtet, daß das Buch innerhalb weniger Monate drei Auflagen erhielt, und dadurch geschwächt, daß es im Preußischen gedruckt werden durfte. Der Verfasser zeigt sich als ein rücksichtsloser Feind aller französischen Einrichtungen, („Kot Napoleon" sagt er oft und gern). Er eifert gegen das öffentliche gerichtliche Verfahren, das bei schlechten Gesetzen nichts fruchte; aber wird eben eine schlechte Gesetzgebung und werden verderbte Richter durch Heimlichkeit nicht noch gefährlicher gemacht? Der unbekannten Geschichten eine große Menge, besonders aus dem spanischen Kriege (von der Hochherzigkeit des spanischen Volkes und Heeres spricht der Verfasser mit Ehrfurcht und Liebe) enthält das Buch. Wehe ihm, wenn der Anekdoten-Räuber *Müchler* dahinter kömmt!
Spaßhaft war, daß man das Werk, als es unter seinem Namen angekündigt ward, wirklich für ein Kochbuch hielt, und daß die bürgerlichen Gelehrten darüber satirisch sprachen, wie doch der deutsche Adel sich herausmache und auch einmal eine Feder-Lanze breche.

40.

Truthähnchen

Ein satirisch-komischer Roman von Hartwig von Hundt-Radowsky.

Merseburg, 1820. Mit einem schönen Titelkupfer und einer sauber illuminierten Vignette.

[1820]

Als am 11. Oktober 1492 Colombo, still begeistert, und seine Fahrtgenossen mit Jauchzen das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wohl keiner in seiner Freude daran, daß in dem nämlichen Augenblicke das literarische Schicksal die Geburt eines schlechten Buches in den Büchertaufkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nämlich kam aus Amerika nach Europa, und ohne diese Vögelwanderung wäre besagter satirisch-komischer Roman nicht geschrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Rezensent nicht teleologisch gesinnt ist und steif und fest an eine beste Welt glaubt, so lernt er an Gott verzweifeln ob der unzähligen Übeltaten, die ohne Ahndung und anscheinend ohne Nutzen sich im Reiche der Wissenschaft begeben. Wer dieses Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe wert geachtet, davon zu sprechen. Doch wollte ich einen Beweis, wie hinfällig oder kindisch unsere schöne Literatur ist, der sich mir ungesucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weisen. Also nicht einmal Geist haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Also nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verstand? Keine Literatur haben wir; nicht wahr, die Staatsgeschäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen satirischen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichsten Kunstschätze in hun-

dert Palästen der Großen gar vortreffliche Studien darbieten und der schönste Marmor auf allen Wegen liegt, das beweist doch gewiß, wie unvermögend und armselig wir sind. Als die Sonne der römischen Freiheit unterging, da wenigstens schmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und andere den Himmel mit goldblumigem Abendrote, und leise, freundlich und schonend ward die düstere Nacht herbeigeführt.
Herr Hartwig von Hundt-Radowsky nennt seinen Roman satirisch-komisch; er ist aber in der Tat komisch-satirisch. Die „sauber illuminierte Vignette" stellt einen Truthahn vor, der mit geschwollenem Kamme erbost sein Kuller Kuller Kuller schreit. Er führt die Unterschrift: *Der starke Geist.* Das soll nun das Bildnis von dem Widersacher des Satirikers sein, eigentlich aber stellt es den Maler selbst vor. Wir wollen sehen, was das für ein roter Lappen war, der den komisch-satirischen Herrn Hartwig von Hundt-Radowsky so sehr in Zorn gejagt.
Er war Mitarbeiter am Freimütigen, entzweite sich mit dem Herausgeber desselben und wurde darauf öffentlich aus der Liste der Mitarbeiter gestrichen, „worüber jener (Herr v. Hundt) freilich sich ganz grimmig anstellte und sogar klagte, im Herzen aber sich gar sehr freute, weil ihm, bei Lichte besehen, die größte Ehre widerfahren war. Übrigens mußte der Herr Freimütige ihn nochmals förmlich bei seinen Lesern introduzieren und vor dem ganzen deutschen Publikum ein: *Pater peccavi* anstimmen, wofür Hundt-Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich *mit einem Truthahn traktiert hat.*" Die Leser werden nach der Ursache des Streichens fragen – ich selbst als Journalist frage so etwas nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; – da ist sie. Der Herausgeber des Freimütigen hatte es in seiner Art, manchen seiner Mitarbeiter unter zwanzig verschiedenen Namen auftreten zu lassen. So lieferte ein gewisser Herr Friedrichsen un-

ter den Namen Wilhelm, Solly, Reiffendrich, Wattmann, Raloft etc. seine Beiträge. Das nennt man in der Handwerkssprache der Journalisten: *Ableger machen.* „Das Publikum bildet sich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um so begieriger wird es darauf." ... „Bloß ein gewisser Hartwig von Hundt-Radowsky war so albern, keine Ableger aus sich machen lassen zu wollen" – und daher das Ausstreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen ist nichts anderes als der Dr. August Kuhn, Herausgeber des Freimütigen. Gegen diesen und den Buchhändler Schlesinger, Verleger des Blattes, ist die Satire gerichtet. Beide sind Juden, und wie hungrig und emsig daher auf dem Stoppelfelde des deutschen Witzes gelesen wird, das kann sich jeder vorstellen, der die Armut des Verfassers kennt. Den Herrn Schlesinger redet er an: „Herrlicher, vortrefflicher Aaron, Markus Schleswicher, du Zwiebel in Israel, du Knoblauch im Stamme Juda, du einäugigter, weichselzöpfiger Stolz der Hebräer!" Auf diese Weise wird das Buch, das anfänglich leidlich unsauber ist, zuletzt ein wahrer Schweinestall.

Am 25. des ungesunden Monats, in dem schon so manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25. des Septembers nämlich, starb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der turnlustigen Dorfjugend zu Kuckucksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Überdruß des Lesers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz über das Turnwesen – *über*, nicht *gegen*, sondern gegen das Gegen – gesprochen und gespottet worden, nehmen die Albernheiten und schmutzigen Geschichten ihren Anfang und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten schließt:

O du lieber Augustin,
Alles ist hin.

Alles wohl nicht, obzwar Herr v. Hundt-Radowsky für uns *hin* ist; denn wie man in der Zeitung gelesen, hat er sich nach Straßburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich auf seinen Geschmack und das vorurteilsfreie auf seine Gesinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

41.

Die spanische Johanna

Ein Original-Roman als Gegenstück zum Deutschen Don Juan; von Adolf v. Schaden. Berlin 1820.

[1820]

Eine spanische Jungfrau von Orléans! Das Buch ist wohl mehr als ein Roman, es mag ihm eine wahre Geschichte zugrunde liegen; denn im Befreiungskriege gegen die Franzosen mochte manches spanische Weib es der gallischen Heldin gleichgetan haben. Ihr irrt, Leserinnen. Die spanische Johanna nimmt zwar eine kurze Zeit an den Zügen der Guerillas teil, aber ohne Ansprüche auf Heldenmut, es ist nur Nebensache. Ihre Schicksale, acht an der Zahl, sind folgende: Da sie ihre Laufbahn begann, hatte *Isabella* (so heißt die Original-Roman-Heldin) erst vierzehn „Lenze" mit den dazugehörigen Wintern. „Allein – früher reift die üppige, tropische Pflanze denn der karge nordische Kohl" – (die Landsmänninen des Hrn. von Schaden, die Berlinerinnen, mögen mit ihm rechten, daß er sie *karger nordischer Kohl* gescholten). *1tes Schicksal.* Die schöne Isabella verliert unter Donner und Blitz das Herz an ihren Stallmeister Karlos in einer Felsenhöhle. *2tes Schicksal.* Karlos steigt nachts auf einer Leiter in ihr Fenster. *3tes Schicksal.* Sie schießt aus Eifersucht den Stallmeister tot, nebst dem Mädchen, in dessen Armen sie ihn findet. *4tes Schicksal.* Sie stößt einem ihrer Anbeter, der sie mutwillig im Bade überrascht, ein Schwert in die Brust. *5tes Schicksal.* Sie ver-

liebt sich in einen schweizerischen Offizier, wird von ihm verlassen und stürzt sich bei Straßburg in den Rhein. Doch wird sie gerettet. *6tes Schicksal.* Sie reist nach der Schweiz, um den Herrn von Aspern aufzusuchen, dem sie als ihrem natürlichen Vater das Dasein verdankt; sie will die Verführung ihrer Mutter blutig an ihm rächen. Sie findet ihren Vater als General im Feldlager, dringt sich ihm als Mätresse auf, und da er, ein lustiger Mann, sich in seinem Zelte mit ihr wohl sein ließ und eben warm werden wollte, stößt sie ihm den Dolch ins Herz. *7tes Schicksal.* Nach der Schlacht von Aspern geht sie weiter, um auch den schweizerischen Offizier, der sie treulos verlassen, aufzusuchen und ihm den Garaus zu machen. Sie trifft ihn, an die Tochter des Generals von Aspern, ihre Halbschwester, verheiratet, und sticht ihn tot. *8tes und letztes Schicksal.* Die spanische Johanna stirbt durch Selbstmord.

Herr von Schaden erzählt umständlich die „Veranlassung, welche das Schauergemälde ins Dasein rief“, denn er durfte vermuten, daß die Leser des Romans begierig sein werden, die Ursache ihrer Gänsehaut zu erfahren. Da ist sie: „Auf einer meiner einsamen Wanderungen durch die herrlichen Hochgebirge und die lachenden Täler Helvetiens zur Zeit des Lenzes im Jahre 1814 hatte ich das kleine Unglück, die schmale Bahn zu verlieren und mich zu verirren.“ Das Unglück war wohl nur für den Verfasser klein, denn seiner Verirrungen haben wir die spanische Johanna zu verdanken. Er tritt nämlich in einen Schloßgarten, wo er ein Grabmal sieht, das höchst poetischer Weise den griechischen Rachegöttinnen geweiht ist, wie die Inschrift zeigt. Darauf sieht er ein junges Frauenzimmer herbeiwanken, die weiß wie eine Nonne gekleidet ist. Diese spricht allerlei wahnsinniges Zeug: *Blutige Rächerin ... peinige ... quäle ... ewig ... ewig ... ewig.* Besonders schrecklich tönte dem Hrn.

v. Schaden „das gellende, mit gesteigerter Stimme gerufene dreimalige *ewig.*“ Jetzt kömmt ein alter brummiger Kastellan in den Garten, schnauzt den Hrn. v. Schaden an und frägt ihn: was er hier zu suchen habe? Allein bald ergibt sich, daß die beiden Herren leibliche Vettern sind. An Fortgehen war jetzt nicht mehr zu denken. Der Vetter erzählt dem Vetter: er befinde sich auf *Eberstein,* dem Stammschlosse einer alten deutschen reichsgräflichen Familie gleichen Namens. Das wahnsinnige Frauenzimmer sei Mathilde, die Witwe jenes von der spanischen Johanna gemordeten schweizerischen Offiziers. Hr. v. Schaden reist nach Berlin zurück und läßt in der Schüppelschen Buchhandlung alles drucken, was er gehört. Dem Werke schickt er ein *„Poetisches Stimmhämmerlein in Sonnettenform“* voraus, denn, sagt er: „Bevor der Künstler kühn in seine güldene Saiten greift, des Hörers Ohr durch herrliche Accorde und süße Harmonien zu entzücken, erprobt er klug mit seinem Hämmerlein ob auch der Ton der Saiten rein? Wohl nötig ist es oft, des Lesers innerstes Gemüt zu stimmen und zu proben — o möchte doch das Mittel diesmal seinen Zweck verfehlen nicht!“ — *verfehlen nicht* — wie gemütlich! ein roher Mensch hätte gesagt: *nicht verfehlen.* Aber diesmal ach, Mittel, das verfehlet hat, Zweck seinen.

Hr. v. Schaden erzählet allerlei von sich selbst, was ebenso merkwürdig ist als das Übrige: er habe den Ovid zum Vorbilde gewählt, was er nicht leugnen wolle; er habe vor einem Jahrzehend aus dem kleinen, niedlichen Schuh eines geliebten Mädchens gar manchmal getrunken; Gall habe seinen Schädel befühlt und den Ortssinn daran gefunden, weswegen er, der „Schriftner“, auch überall zu Hause sei. Wie der Verfasser in der guten Schreibart zu Hause sei, zeige folgende Stelle: „die ungebändigte Laune des Weibes gleicht einer fabelhaften Riesin, deren Höhe mit jedem Augenblicke in einem

gesteigerten Verhältnisse zunimmt, bis sie nicht mehr imstande das Gleichgewicht ihrer eigenen unnatürlichen Gestalt zu halten, endlich in sich selbst zusammenstürzt und wehe dem Armen, den sein Schicksal in den Dunstkreis des Monstrums nur bannt, dessen Stolz auch ihn notwendiger Weise vernichten muß, wie dem Erdenball geschehen würde, wenn einer seiner Pole sich vom Schweife eines in ungeregelter Bahn wild dahin eilenden Kometen geküßt sähe.“ O ihr Mächte des Himmels, dieser Unsinn gleicht einem fabelhaften Riesen, dessen Höhe mit jedem Worte in gesteigertem Verhältnisse zunimmt! Doch sei dieser Unsinn dem Verfasser verziehen. Es sei ihm vergeben, daß er die siebzehn unschmackhaften Kapitel-Schüsseln seines Romans noch mit der Petersilie seiner Poesie umrändert hat. Es sei ihm nachgesehen, daß er statt: *solcher, solche, solches,* immer *sothaner, sothane, sothanes* sagt — als Edelmann mag er in Ermangelung anderer Lehnsherrlichkeiten sich an der Benutzung eines alten Feudal-Stils erfreuen! Aber daß er mit so vieler Schamlosigkeit eine deutsche Schriftstellerin unter dem durchsichtigen Namen: *Frau Helmina Aetherschein, geborne v. Güldenblut,* in ihrem Privatleben angreift, daß er die schändlichsten Handlungen von ihr erzählt oder ihr andichtet, daß er ein wehrloses Weib verlästert und beschimpft, und dieses alles aus keinem andern Grunde, als weil sie wohl einmal eine seiner Schriften öffentlich getadelt haben mag, wie man auf Seite 226 deutlich merken kann — das ist unverzeihlich, denn es ist niedrig und gemein.

Liebe Mädchen, und Ihr, o Handlungsbeflissene! wenn Ihr Samstags Abend in die Leibibliothek geht, Euch auf den Sonntag zu versehen, nehmt ja das schlechte Buch: die spanische [im Erstdruck: deutsche] Johanna, nicht mit. Laßt Euch Romane von *Walter Scott* geben, die sind ganz herrlich.

42.

Satirisch-humoristische Gedichte

Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse
Von Heinrich Döring
Leipzig, 1820. In Ernst Kleists literar. Comptoir*
[1820]

Das kleine literarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Kommis, der ihm an Größe gleichkommt. Vom Humor haben diese Gedichte nichts als die Wässrigkeit. Wie sie getrunken sein wollen, sagt die Vorrede. „Eben derselbe Charakter, der sich neuerlich in den Werken der Kunst, und namentlich der Poesie, ausspricht – man mag an die schuld- und verhängnisvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonette denken – eben dieser Charakter tritt auch im öffentlichen wie im Privatleben aufs deutlichste hervor. Es ist eine gewisse phantastische. Schwärmerei, ein falsches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall sich mutwillig über die gegebenen Regeln der Kunst hinwegsetzt, in dem andern, in Gedanken versteht sich, Staaten umstürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Widerreden, Schreiben und Beweisen: wer denn so eigentlich ein *Deutscher* sei oder nicht, das sich sehr verständig mit der Notwendigkeit einer *deutschen Tracht* anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?“ Das wäre also der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten sind. „Sie schildern den Konflikt eines unbefangenen Gemütes mit den Erscheinungen einer auf vielfache Weise bewegten Zeit.“ Daß des Verfassers Gemüt nicht befangen ist, kann ihm geglaubt werden, er besitzt keines. Er *fuchsschwänzelt* auf seinem poetischen Harzkuchen aus Leibeskräften, nicht um das deutsche Volk zu elektrisieren, sondern um es seiner Elektrizität zu entladen. Er

* Vergl. V, Nr. 41 dieser Ausgabe.

temporisiert, doch sieht er wenig auf eilf Zwölfteile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er – septembrisiert. Ich will den Lesern einige Stengel dieses satirisch-humoristischen Unkrautes in die Hände geben, sie würden sich doch nicht darnach bücken.

Deutscher Freiheitsgesang.

Fort! hinweg mit diesem Alten!
Neu muß sich die Welt gestalten,
Throne müssen wanken, schüttern,
Fürsten wie die Lämmer zittern –
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutschlands kühne Heldenjugend.

Musensöhne, nie bezwungen,
Eine Schar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnasiasten,
Können nimmer ruhn noch rasten,
Bis das Größte ist geschehen,
Was die Welt annoch gesehen.

Einen scharfen Dolch in Ehren
Kann uns niemand wohl verwehren,
Um so mehr, da wir in Röcken
Sehr geschicklich ihn verstecken,
Nur im Notfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum mutig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den – *stoßt nieder*!
Ihr bleibt rein und unbeteiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tausend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unser Vorbild! reiner
War im deutschen Volk wohl keiner!
Strebt wie er – wollt ihr mit Kränzen
In der fernsten Nachwelt glänzen –
Nach Gemeinsinn und – Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutschlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: *Apologie der deutschen Jugend*, kömmt folgendes vor:

– – – Doch welch ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es schallt vom Ufersrand der *Spree*!
Ihr edle *Turner* seid's! was ist geschehen, redet! –
„O fragt uns nicht! ihr seht's, der Turnplatz steht verödet,
Wo sonst das Leben ach! so frisch und fröhlich war!" –
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schar. –
Welch neuer Unglückschlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den teuren Meister gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug gepriesner Mann,
Wer hat so viel wie du, fürs Vaterland getan!
„*Getan?* ich bitt' euch, was?" – So fragt ein Einfaltspinsel!
Der Korse säß fürwahr, anstatt auf seiner Insel,
Noch jetzt auf Frankreichs Thron – doch mächtig fachte *Jahn*
Den letzten Funken fast erloschner Deutschheit an!
Wer das nicht fühlen will, – doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter sprechen.

Es ist schändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes so zu spotten – unglücklich, wenn er schuldlos, unglücklicher, wenn er schuldig ist. Das hätte Hr. Döring dem *freien* Jahn nicht gesagt; aber es ist die Art feiger Nachzügler, daß sie die Toten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner befleckt der Dichter mit seiner satirisch-humoristischen Feder die Frauenvereine und mehreres. Man sieht es seinem Eifer an, daß er ein Rekrut ist. Er droht mit einem stärkeren Bändchen humoristischer Gedichte. Er sollte sie in Friedrich Schlegels *Concordia* einrücken lassen; man würde ihn gewiß damit nicht abweisen, auch wenn er Protestant wäre.

45.

Geschichte des preußischen Staates vom Frieden zu Hubertusburg bis zur zweiten Pariser Abkunft

Erster Band. 1763–1797. Zweiter Band. 1797–1807. Frankfurt am Main. Verlag der Hermannschen Buchhandlung 1819*

[1820]

Preußen – immer Deutschlands Herd, was auch in den Topf kommen, wer auch der Koch sein mag; alles bereitend, alles zersetzend; Nahrung und Schädliches, Wärme und verderblichen Brand, Flamme und Rauch, Glut und Asche gebend; Deutschlands Leuchtturm, die Gefahr zugleich bringend und abwehrend, unten die Klippe, oben die Warnung – dieses Staates Geschichte zu schreiben, ist so aufmunternd als abschreckend. Aufmunternd – weil der Staat, in seiner Entwickelung begriffen, sein Leben offener trägt; noch jugendlich, seine Tugenden und Fehler unverhüllter zeigt, so daß jene mehr Hoffnung geben, diese sie weniger nehmen; weil er noch nicht in Regeln verknöchert, in Gewohnheiten befangen ist; weil seine Ströme noch kurz, seine Quellen nahe sind und man Ursachen und Wirkungen zugleich übersieht. Abschreckend – weil nichts Festes und Beständiges an ihm und man seiner Geschichte nachlaufen muß; weil er mehr Anlage als Ausbildung hat und der kommende Tag den heutigen bald Lügen straft und endlich, weil

* Am Rande des Manuskripts dieser für die Wage bestimmten Rezension, ist von der Hand des Frankfurter Zensors geschrieben:
„Der Druck der Abhandlung über das Werk: Geschichte des preußischen Staates etc., kann nicht gestattet werden."
Frankfurt, den 21. Juli 1820. *Usener.*

er, wie die Jugend, Tadel so oft verdient als verschmäht. Wie das angezeigte Werk diese schwierige Aufgabe so herrlich gelöst, läßt sich leichter versichern als beweisen; denn das Buch hat *mehr* als zwanzig Bogen, und diese Flugschrift *weniger*. (Wie sonderbar, daß es verstattet wird, mit Kanonenkugeln das Ziel zu treffen, mit Schrotkörnern aber nicht!)
Der Vater des Buches hat sich nicht genannt; das ist wohl schon empfehlend genug. Das Kind der Liebe und *ungesetzlicher* Herkunft wird schön und geistreich, stark und mutig sein, wie es die natürlichen Kinder gewöhnlich sind. Ich weiß nicht, ob die Wichtigkeit des Gegenstandes über seine Behandlung verblendet, ob die Wahrheit der Darstellung über deren Schönheit täuscht; allein es scheint mir, die Deutschen dürften sich keines geschichtlichen Werkes rühmen, das so viele Vorzüge vereint und so viele Fehler ausschließt. Die Schreibart ist so besonnen, edel und kräftig wie bei den besten der Alten, und der Verfasser zeigte sich so standhaft im Gebrauche der vaterländischen Sprache, wußte alle ausländischen Wörter und Reden so ungezwungen zu entfernen, so fertig zu ersetzen, daß man sich schämt, jene zudringlichen Fremden so lange und geduldig ertragen zu haben. „Das Bestreben, alles zu wissen und zu ergründen und die Begebenheiten bis in ihre letzten Ursachen zu erforschen, – ein löbliches Ziel, wenn nicht ebendasselbe nur zu leicht ins Kleinliche führte und Träume für Wahrheit gäbe" – dieses Bestreben der neueren Geschichtsforscher, der Verfasser gesteht, er teile es nicht. Wahrlich mit Recht. Wer mühsam forschenden Blickes in die Tiefe dringt, der verrät, daß ihm die Sehergabe mangle, denn dem wahren Seher liegt alles oben. Es gibt nichts Unsinnigeres als jenes sogenannte Ableiten großer Begebenheiten aus kleinen Ursachen, worin sich die eitle Klügelei so sehr gefällt – und auch nichts Verderbliche-

res; denn es bestärkt die Mächtigen in ihrem Eigendünkel. Ein paar Handschuhe, ein schiefes Fenster, ein schwacher Fürstenmagen, sollen Kriege entzündet, die Welt umgestaltet haben, so erzählt es der Witz. Wie abgeschmackt! Das Lüftchen, das eine Lawine herunterstürzte, war es nicht, das diese Lawine und ihren Fall so furchtbar gemacht; hätte es ein Federchen herabgeweht, wäre nichts daraus entstanden. Ist es die Quelle des Flusses, die das Feld überströmt und verheert? Der Regen, der Schnee in den Gebirgen, die Seitenbäche haben das getan. Der Schleier der Kabinettsgeheimnisse ist nur ein Putzwerk der politischen Koketterie, die ahnen oder vergessen machen möchte, was sie nicht finden lassen, nicht verbergen kann. Unzureichende Schönheit und Häßlichkeit verstecken sich dahinter; der wahre Geschichtschreiber braucht ihn nicht aufzuheben, Luft, Licht und Blick dringen ihm genug hindurch.

Der Geschichtschreiber des preußischen Staates zeigt sich ohne Haß und ohne Liebe. Ohne Haß und ohne Liebe, gegen Menschen nämlich, nicht gegen die Dinge. Denn was wäre das für ein Geschichtschreiber, der sich nicht für Wahrheit und Recht erwärmte, sich gegen Falschheit und Unrecht nicht empörte! Der Verfasser, glühend wie er ist für die Sache der Freiheit, wünscht wie billig, das Recht möchte auch immer auf ihrer Seite sein; doch wo es nicht ist, da zeigt er es, wenn auch verdrossen. Auf dem andern Wege, dem des Schlechten und des Tadels, beachtet er Vorsicht, und selbst im schnellsten Laufe seines Unmutes weiß er sich einzuhalten und bleibt stehen, wenn ihm etwas Löbliches begegnet. Manche werden ihm gram werden, nicht weil *er*, weil *sie* Unrecht getan; Beschuldigungen verzeiht nur der Schuldlose.

Mit dem Hubertusburger Frieden beginnt das erste Buch der preußischen Geschichte; es endet mit dem Tode Friedrichs des Großen. In diesen Zeitraum fällt die erste Tei-

lung Polens, der bayerische Erbfolgestreit und der Fürstenbund. Der Hubertusburger Friede war die Sonnenhöhe Preußens, denn da dem Mißbrauche der Macht stets ihre Einbuße nachfolgt, so ist jener schon diese. Die Aristokratie, die dem Fürstenrechte stets gefährlicher war als Volksübermut, hatte Polens Untergang herbeigeführt. Mit Polens Teilung begann die französische Revolution und ihre Rechtfertigung. Vergebens predigt der gesättigte Wolf Sanftmut, vergebens der Dieb Ordnung und Gerechtigkeit, nachdem er den Diebstahl geborgen. „Wer von den Teilenden der Schuldigere war, scheint eine müßige Frage ... Meines Bedünkens verdient, wer Böses aufnimmt und ausbildet, wenigstens ebensoviel Tadel, als wer Böses veranlaßt und vorschlägt. Am leichtesten zu entschuldigen dürfte wohl Maria Theresia sein, so sehr reden ihr ihre bekannten guten Gesinnungen das Wort. Wirklich scheint, was sie nach Flaßan gegen den Baron von Breteuil geäußert haben soll, ihre wahre Empfindung auszusprechen. ‚Ich weiß, daß ich durch alles, was in Polen geschehen ist, einen großen Flecken auf meine Regierung gebracht habe; aber ich versichere Sie, man würde mir verzeihen, wenn man wüßte, wie sehr ich widerstrebte und wie viele Umstände sich vereinigten, um meine Grundsätze sowohl als meine Entschlüsse gegen die unbegrenzten Entwürfe eines ungerechten Ehrgeizes zu erschüttern.‘ – – Im bayerischen Erbfolgestreite verschmähten die sich befeindenden Mächte noch nicht, den Schein des Rechtes zu gewinnen. Die Zunftschreiber sprachen für diese oder jene. „Jede Woche erzeugte Schriften und Gegenschriften; ihrer zweihundertachtundachtzig sind verzeichnet und kurz beurteilt in der allgemeinen deutschen Bibliothek.“ (Dreißig Jahre später wußte sich der Moniteur kürzer zu fassen!) Aber der Friede zu Teschen endigte den Krieg ohne Schlacht. „Die Zurüstungen zu dem Kriege, den er beilegte, waren

ungemein furchtbar. An viermalhunderttausend Krieger hatten unter den Waffen gestanden; die Anzahl der Stücke schweren Geschützes, die beide Parteien mit sich führten, belief sich vielleicht auf dreitausend und die Unkosten der Zurüstungen auf fünfzig Millionen Reichstaler; versuchte Feldherren, zum Teil Zeugen und Lenker des siebenjährigen Krieges, traten von neuem in die Schranken, und zwei ruhmbegierige Fürsten, gleich bereit, Einsicht und Tapferkeit zu belohnen, zogen voran. Deutschlands Wohlfahrt schien abermals der Wut des Schwertes preisgegeben und halb Europa in Gefahr, erschüttert zu werden. Aber Friedrichen erhielten teils der Unwillen gegen den ganzen Krieg und die Schwäche eines kränkelnden Körpers, teils der Gedanke an die unversehrten Lorbeeren seiner nun grau gewordenen Schläfe in absichtlicher und unabsichtlicher Untätigkeit, und Josephs hochfahrenden Jugendsinn zügelte im Lager die Ehrfurcht von seinem Gegner und im Rate das bedächtige Alter der friedliebenden Mutter. Der eine fürchtete die festen Verschanzungen, damit an ihnen der Mut seiner Tapferen sich nicht unverhofft breche, der andere das freie Feld, wo Gewandtheit und Kunde obsiegen. Jener schien im Vorteil, weil er auf feindlichem Boden stand, dieser war es, weil er hier des Feindes ganze Kraft lähmte. Wer von beiden mehr Fehler begangen habe, ist schwer zu entscheiden: so viel Gelegenheit zum Ruhm ward versäumt und so viele wackere Leute in unnützen Gefechten verloren und der rauhen Witterung hingeopfert."

– – Den deutschen Fürstenbund (welch ein ganz anderes Gebäude wurde später auf diesem Grunde errichtet!) hatte der große Friedrich kurz vor seinem Tode gestiftet, damit, wenn sein Schwert im Grabe läge, Eintracht das Recht beschütze.

„Im Monat März trugen seine Gesandten bei den Kur-

fürsten von Sachsen und Hannover darauf an, mit ihm und unter sich folgende Verbindlichkeiten einzugehen. „Sie wollten gemeinsam über die Erhaltung des deutschen Reichskörpers nach den bestehenden Verträgen und Abschlüssen wachen, die Reichsversammlung, Reichskreise und Reichsgerichte vor jedem fremden Einflusse bewahren, jedem Reichsstande den Besitz seiner Länder und Gerechtsame sichern, wenn sie wahrnähmen, daß man der Verfassung zuwiderhandle, in dem Wege der Ordnung gegen unerlaubte Mittel und Maßregeln ankämpfen, endlich an alle Reichsstände die Einladung ergehen lassen."
Am 23. Juli ward die Übereinkunft, welcher auch bald die übrigen deutschen Fürsten beitraten, zu Berlin unterzeichnet.
„Dergestalt bildete sich (es war noch Mut im Lande, weil ein *Mann* ihn aufregte) die edelste Vereinigung unter dem Namen des Fürstenbundes, ein ehrendes Denkmal für Friedrich, ein ewiger Vorwurf für die spätere Zeit, die ganz vergessen zu haben schien, wie man frevelndem Eigenwillen durch redliche Eintracht begegne."
Der äußern Geschichte des preußischen Staates läßt der Verfasser in jedem Zeitraume die Geschichte seiner innern Verwaltung folgen — *folgen*, denn der Bürger Wohlfahrt ist nur Erholung, nicht Geschäft. Friedrichs guter und verständiger Wille zeigt sich oft, doch öfterer, daß fürstlich *Wollen* weder gut noch verständig sei, wo ungeordnete Freiheit besser ist als durch Grundsätze geregelter Zwang. Es kam dahin, daß sich die Regierung zur Köchin machte und den Kaffee, den sie auf eigene Rechnung kommen ließ, zum Gebrauche der Städte und des flachen Landes selbst brannte und eigene Anstalten zu diesem Behufe errichtete. Der gebrannte Kaffee ward in versiegelte und gestempelte Umschläge verschlossen und allgemein scharf untersagt, rohe Bohnen zu kaufen

und im eigenen Hause zu brennen. „Von der Zeit an ward der Geruch dem Übertreter verderblich, denn es gab besoldete Spürer, die Wohnung und Herd umschlichen." Preußens Nationalökonomie und Finanzwesen ist so gut als das beste Kompendium der Kameralwissenschaften, aber nicht besser. Jedes reiche und glückliche Volk (wie das britische) stieg von dem Leben zu Grundsätzen hinauf. Da eine nicht berechnete Zeit eintrat, zeigte sich in Preußen die Unschmiegsamkeit der Tabellenkrämerei verderblich. Für das Recht und seine Ausübung tat Friedrich vieles und gutes; er liebte die Gerechtigkeit bis zur Ungerechtigkeit (in der bekannten Sache des Müllers. So traurig ist Alleinherrschaft, daß selbst das Gute oft nur auf schlimmem Wege erreicht werden kann!) Er war den Wissenschaften hold und so kundig als die besten seines Volkes. Daher wurden sie im Lande gepflegt und zur Blüte gebracht. Was hierin Deutschland Preußen verdankt, wird wohl nicht genug eingestanden.

„Die wichtigste Veränderung im Gebiete der Wissenschaften, die ganz eigentlich in den preußischen Landen ihren Anfang nahm, traf jedoch das kirchliche Lehrgebäude, dessen Wahrheit und Wichtigkeit hier mit vielem Freimut geprüft und bestritten ward, ein lobenswürdiges Unternehmen, wenn die eifernden Neuerer des Heiligen vorsichtiger geschont und mehr gesorgt hätten, den Geist der irrenden Rechtgläubigkeit kaltblütig zu beschwören als gewaltsam zu bannen."

(Nicht von jeder Seite möchte man diesem Tadel beitreten. Preußen hat das protestantische Prinzip in Kirche, Leben und Wissenschaft *rein* und *streng* für Deutschland zu bewahren; da das entgegengesetzte Prinzip sich auch rein und streng aufstellt. Aus dem Ankampfe beider würde sich die versöhnende Mitte von selbst bilden. Sich von dem protestantischen Prinzipe entfernt zu ha-

ben, die Reue käme für Preußen wohl heute schon zu spät.) Friedrich war zu klaren, zu starken und rechtlichen Willens, um in seiner Herrschaft den Beistand der Religion zu bedürfen. Als die Neu- und Altgläubigen zu Berlin über die Einführung eines neuen Gesangbuches in ärgerliche Streitigkeiten gerieten, schrieb der König auf eine Eingabe zurück: „Jeder könne: Nun ruhen alle Wälder und dergleichen törichtes Zeug mehr, singen oder nicht singen!"
So schön als belehrend ist folgende Schilderung:
„Merkwürdig war die Umwandlung, welche, während und nach dem siebenjährigen Kriege, die Denkungsart und die Sitten der Untertanen Friedrichs erfuhren, zuerst in der Hauptstadt und unter dem Adel, dann in den Provinzen und im Mittelstande. Die biedere Einfalt wich allmählich der höfischen Klugheit, die häusliche Eingezogenheit der Begierde, sich zu zerstreuen und zu glänzen, und die Sparsamkeit der Genußliebe. Immer mehr schätzte man kostbaren Hausrat, nette Kleidung und üppige Tafeln und begehrte neuer Trachten, ausländischer Speisen und fremder Weine. Die Kirchen Sonntags wurden leerer, die Lustörter voller. In der Erziehung entstand Verzärtelung, im Leben Gleichgültigkeit für Tugend und guten Ruf. Der Abstand zwischen den Geschlechtern, die den strengen Sitten getreu blieben und denen, die dem Strom der Mode folgten, ward jährlich auffallender und die Klage über den Verlust der guten alten Zeit nicht bloß von Greisen geführt."
„Auch in diese Erscheinung floß als Ursache der König ein. Seine entschiedene Vorliebe für die Franzosen und die Gesellschafter, die er aus ihnen wählte, bereitete der feinern und üppigern Lebensweise dieses Volkes überall leichtern Eingang. Sein, wenn nicht verschwenderischer, doch glänzender Hofstaat, der so unmittelbar an des Vaters bürgerliche Haushaltung sich anschloß, schien

für die übrigen Stände eine Aufforderung oder doch eine stille Erlaubnis, nicht zu weit hinter dem Herrscher zurückbleiben, und die Feste und Schauspiele, die er veranstaltete, wurden auf mehr denn *eine* Weise verführerisch. Viel schadete ferner die Besteuerung fremder Waren, die zum Betrug lockte, die Menge und darum karge Besoldung der Staatsbedienten und die Nachsicht gegen Ehescheidung, Unkeuschheit und selbst unnatürliche Wollust. Wie endlich jeder Krieg, der feindliche Heere ins Land bringt, durch Verarmung vieler und Bereicherung einzelner das Laster herbeiführt und mehr oder minder der Sittlichkeit Bande löst, so auch der siebenjährige. In eben dem Maße, in welchem er die kräftigen Tugenden stählte, schwächte er die sanftern und erfüllte das Volk zugleich mit jener zuversichtlichen Einbildung und der Verachtung anderer, die ihm später vielfach geschadet hat, weil es *sich* zueignete was dem großen Manne, der es leitete, zukam."
Das zweite Buch der preußischen Geschichte erzählt die Begebenheiten von Friedrichs des Zweiten Tode bis zum Ausbruch des französischen Krieges (1786–1792), eine Zeit so arm an Früchten als reich an verderblicher Saat. Die altergraue Kabinettsweisheit ward immer bleicher und bleicher, immer kraftloser und kraftloser, sie wankte umso verspotteter und bedrohter anher, da sie ohne Geist verspottete und ohne Macht drohte, und sie vermochte die Völker weder zu schrecken noch zu gewinnen. Sie dachte groß zu sein, weil sie noch großen Schatten warf, und mächtig wirkend, weil sie der bessern Wirksamkeit hindernd im Wege lag. Wie ein Strom, wenn ihn ein anderer aufnimmt, noch eine Strecke seine alte Farbe behält, so fließt die alte Zeit neben der neuen fort, nur noch mit der Farbe der Selbstständigkeit, aber das eigne Bett und die eigne Richtung hat sie schon verloren, wie sie auch jene verlieren wird. Was mit Friedrich dem

Großen starb, was nach ihm sich erzeugte, darüber vernehme man die Worte des geistreichen Geschichtschreibers.

„Der Zeitraum, den wir verlassen, wird mit Recht zu den wohltätigsten und erfreulichsten Preußens gezählt. Die Erweiterung des Staates nach außen gehörte nicht gewaltsamer Eroberung, sondern friedlicher Übereinkunft. Der Krieg ward nur einmal und auf kurze Zeit mehr gedroht als geführt. Die gefährdete Freiheit deutscher Fürsten blieb unangetastet, und den Ruhm, sie bewahrt zu haben, erwarb Friedrich. Rußland bewies ihm Achtung, solange er lebte. Frankreich, krankend an tiefer Schwäche, erregte keinen Argwohn. Der deutsche Kaiser wagte viel und vollendete nirgends. In der Verwaltung herrschte Besonnenheit, Ordnung und Festigkeit. Weder die Stimme eines Günstlings hatte Gewicht in Friedrichs Rat, noch erschöpfte oder zerrüttete das Schmeichelwort eines Weibes das Land. Sich vorzudrängen gelang Unwürdigen selten, weil das Auge des Obern Verdienste suchte und unterschied, und den Pflichtvergessenen schützte kein früheres, da für königlicher galt, gerecht zu handeln, als Leutseligkeit unzeitig zu üben. Über des Staates Einnahme und Ausgabe rechnete der König, wie mit anderen, so mit sich selber, gleich dem gemeinsten Hausvater. Mehr denn einmal hat er Baue verschoben, weil die Kasse, aus der er sie zu bestreiten pflegte, geleert war. Auch die öffentlichen Lasten wurden allmählich entweder als unvermeidlich geduldet oder durch unerwartet gute Folgen gemildert oder durch Gewohnheit erleichtert. Der Reiche zahlte, aber genoß; der Kaufmann klagte, aber gewann; der Arme murrte, aber verdiente."

„Nun eröffnet sich uns ein Zeitraum, reich an Unfällen, schrecklich durch Schlachten, im Kriege ängstigend und empörend im Frieden. Hollands Demütigung mehrte

Preußens Achtung, nicht seine Kraft. Aus der überraschenden Versöhnung mit Österreich entsprang ein unerwarteter Bund, der nicht einmal des Heeres welken Ruhm auffrischte und altes Mißtrauen, statt es auszutilgen, erneute. Eine zwiefache Beute im Osten unter Rußlands Genehmigung und reicher Ländergewinn in Deutschland – Vergütung erlittener Einbuße oder Belohnung willkommener Ruhe – erschütterte tief den Glauben an Preußens Rechtlichkeit und machte es abhängig von Frankreich. Bald nutzte der rasch vorschreitende Staat im Westen das zusagende Verhältnis. Hier langsam lösend, dort mächtig trennend, griff er immer tiefer in Deutschlands Verfassung ein, ohne daß Preußen, das festumgarnte, sich aufraffte. Erst als Tirol, der Östreichischen Vormauer, gewonnen, ihre Hauptstadt besetzt und die mährischen Fluren des Krieges Schauplatz geworden waren, ahnte es die Unvermeidlichkeit des Kampfes, nicht seines Unglücks, die doch zusammenfielen. Sein kühnes Hervortreten weckte noch einmal die Erwartung, es werde das Vaterland retten oder mindestens ehrenvoll mit ihm sterben. Aber nicht anders, als ob der Kaltsinn gegen deutsche Freiheit und gemeinsames Wohl oder die Versäumnis des Augenblicks recht grausam bestraft werden solle, geschah, was unter Friedrich nimmer geschehen wäre, daß durch etlicher Übermut, Eifersucht und Unwissenheit ein einziger Tag über ein braves zahlreiches Heer entschied, in wenig Wochen die stärksten Festen nicht durch Gewalt gebrochen, sondern durch Vertrag, meist aus Feigheit und Verzweiflung am Staat, übergeben wurden und vor Ablauf des Jahres von der glänzendsten Monarchie nichts als schmähliche Trümmer übrig waren. So in Umriß, bis die Schuld versöhnt war und ein kräftigeres Leben begann, die äußern Schicksale Preußens.“

„Auch im Innern keimte des Unlöblichen mancherlei her-

vor. Wir sehen Denk- und Glaubensfreiheit gefährdet und den Frömmler und Gaukler sich brüsten. Rat und Beschluß ging nicht mehr vom Oberhaupte allein aus, und Stimmen, die billig hätten überhört werden sollen, vermochten. Die alte Ordnung in den Geschäften, sofern sie an Vorschriften und Formeln gebunden war, blieb dieselbe, aber der Geist verflüchtigte sich, und der Dienende, gar nicht oder lässig bewacht, erschlaffte und setzte größern Wert in Hofgunst und Verbindungen als in Amtstreue und Pflicht. Der Schatz, ohne den Preußen nichts ist, zerrann in großmütig geführten Kriegen und in sorglos genossnem Frieden, und was der Krone an Gütern in den neu erworbenen Landen heimfiel, kam ihr wenig zugut. Auch da späterhin Ahnung sich regte, es kranke der Staat an Gebrechen, war kein Ernst, sie zu heilen. Der äußere Glanz, der sie unverdunkelt erhielt, beruhigte; liebgewonnene Häuslichkeit schläferte ein, und die berufen waren zu wecken, schonten des Traumes, den man gern träumte. Redliches Wohlwollen ermangelte nicht selten der Kraft, verdientes Zutrauen der Einsicht und nützliche Tätigkeit der Richtung. Zugleich wirkte unmerklich und unwiderstehlich das Zeitalter, das, eitel, weltbürgerliche Gesinnungen [zur] Schau trug und, unwahr, selbstischem Genuß frönte."
Von der französischen Revolution spricht der Verfasser mit billiger Begeisterung, die weder vor dem Widerstande gegen die Freiheit erschrickt, noch in den Strömen ruchlos vergossenen Blutes erlischt. Weder Unterdrükkung noch Mißbrauch der Freiheit kann die gut und stark Gesinnten verwirren; denn sie wissen, daß der Perpendikel einer *gehenden* Zeit rechts und links ausschweift, um die Bewegung zu erhalten, und das Verharren in der Mitte des Stillstandes unwilkommnes Zeichen ist. Bereitwilliger als je lasse ich hier den Verfasser und *nur* ihn sprechen. Denn, wenn auch der Mißverstand dem

Unverstande glücklich entrinnt, so wird er doch von heuchlerischer Bosheit ohne Rettung eingeholt.

„Es ging nunmehr ins fünfte Jahr, seit Frankreich in seinem Innern an jener zerstörenden Auflösung krankte, die der drückende Geldmangel, die Folge immerwährender Kriege und ungeheuerer Verschwendung herbeigeführt, die trügliche Hoffnung wohlmeinender Menschenfreunde genährt, der Ingrimm eines namenlos elenden Volkes beschleunigt, die Schändlichkeit nichtswürdiger Bösewichter verschlimmert und ein guter König, aber schwach und ratlos und unberaten, unheilbar gemacht hatte. Nur weniges erinnerte noch an die vorige Verfassung und die alte Ordnung der Dinge. Der Bürgerstand, an Kenntnissen der reichste und der ärmste an Achtung, war zum Gefühl seines Wertes gelangt und überholte Adel und Geistlichkeit. Das Lehnswesen, ein Denkmal grauer Jahrhunderte, das unbesiegbar der Zeit zu spotten schien, fiel, durch einen Machtspruch vernichtet, und mit ihm alle erkauften, ertrotzten und erschlichenen Freiheiten. Die Menschenrechte in und außer Europa verhöhnt, geschändet und unter die Füße getreten, tat man öffentlich kund und erkannte die Indier für Brüder. Der absichtliche Eroberungskrieg ward als der Menschheit unwürdig verworfen und Erbadel und Orden mit allen Wappen, Titeln und Auszeichnungen abgeschafft. Den königlichen Willen, seit dem dreizehnten Ludwig einziges höchstes Gesetz, traf Beschränkung und Bann, während des Volkes lang verhaltene Stimme ihre Fesseln sprengte und sich laut und überall hören ließ. Ein Schwur, feierlicher denn je einer bei Menschengedenken, unterm freien Obdach des Himmels, von dem Könige seinem Volke und von diesem dem Vaterlande, dem Gesetz und dem König geleistet, erfüllte aller Gemüter mit einer Begeisterung, die das Schwerste zu bestehen und das Härteste zu dulden versprach. Die Prinzen

und die Großen des Reiches fühlten die Veränderung so tief, daß sie in Scharen über die Grenzen zogen und bald ein Frankreich außer Frankreich sich bildete."

„Eine solche Erscheinung blieb nicht ohne Wirkung für Deutschland. Mit Sehnsucht wendete der edelgesinnte Mann Blick und Wunsch nach dem neuerstehenden Reiche, und je mehr er Wohlwollen fühlte, desto wärmern Anteil nahm er. In allem, was vorging, sahen die aufgeregten Gemüter die Morgenröte eines nahen lichtern Tages, und schlimme Vorzeichen vermochten nicht, sie zu schrecken. Nur in der Art, wie sie ihre Empfindungen äußerten, unterschieden sie sich. Der Behutsamere hoffte im stillen und verzieh der eben erst entbundenen Freiheit ihr Aufbrausen; der Lebhaftere entschuldigte mit Beispielen aus der Geschichte, rechtfertigte durch die Erinnerung an die erlittenen Drangsale und beneidete mitunter Frankreich um den Kranz, den es ihm und seinem Vaterlande entreiße; dem Ungestümen schien alles viel zu langsam vorwärts zu schreiten und jeder Augenblick, den man in Haufen aufzustehen versäume, ein Raub an der Gegenwart und der Zukunft. Unter den wissenschaftlich Gebildeten, von denen ein großer Teil mehr im Reiche des Möglichen als des Wirklichen lebte, gab es wenige, die gleichgültig zusahen oder mißbilligten, was geschah. Fast alle meinten, es werde die Trennung zwischen Schule und Leben aufhören und, was tot liege in Begriffen, sich gestalten zur Tat. Auch die Menge fuhr hier und da zusammen und wünschte sich Glück. Ihr fing an klar zu werden, sie sei es, die der Umwälzung Kraft gebe und durch sie vor allen gewinnen müsse."

„Anders dachten mehrere aus dem Mittelstande, die, erstarrt im trägen Geschäftsgange, keiner Begeisterung für Ungewöhnliches und Großes empfänglich waren oder die ihre Lage in das bunte unerfreuliche Gewühl aller

Stände, auch der niedern, hineingedrängt hatte, oder die Paris aus eigner Ansicht kannten. Von allem Anfang an Trauriges weissagend, fanden sie in jedem neuen Ereignis eine neue Bestätigung ihrer Furcht. Gleich das erste Blut, das der wiedergeborenen Freiheit floß, ward von ihnen als böses Zeichen verabscheut. In den Gesellschaften, die vorberatschlagend in der Hauptstadt Frankreichs zusammentraten, ahneten sie eine Quelle gefährlicher Meuterei, und die giftigen Lästerungen, die von da sich zeitig genug ergossen, gaben der Vermutung Wahrscheinlichkeit. Das eigentliche Übel des Staates, die bestehenden Schulden, dünkte ihnen unheilbar, und das Mittel, ihm zu begegnen, die beschlossene Einziehung und Veräußerung der geistlichen Güter, nannten sie ungerecht. Als vollends in der Hauptstadt die Spaltung der Parteien je länger desto stärker hervortrat, Unruhe und Aufruhr in den Provinzen sich regte, die Menge der Auswandernden täglich wuchs und der Geldumlauf im Innern sich in eben dem Verhältnisse verringerte, da wurden sie ihres Urteils immer gewisser und erwarteten mit Bestimmtheit, zumal wenn fremde Gewalt sich einmische, die Herstellung der verletzten Verfassung und die Rückkehr der alten Formen."

„Am meisten unter allen betroffen waren jedoch Fürsten und Edle. Beide hefteten ihre Augen unlustig auf Frankreich und zitterten vor den Grundsätzen, die sich von daher verbreiteten. Die Rechte der Menschheit, dort so allgemein und feierlich anerkannt, waren diesseits des Rheins nicht höher geachtet als jenseits. Auf einem beträchtlichen Teil des Volks lagen Bürden, die, vom Vater auf den Sohn vererbend, an Härte eher zunahmen als abnahmen; und die bürgerlichen Verhältnisse durchdrang der mildere Zeitgeist bei weitem noch nicht genug; vielmehr traten die Anmaßungen des geldreichen Adels und die Ansprüche des unterrichteten Mittelstan-

des nur um so stärker hervor, je vielfacher beide sich genähert und im geselligen Umgang miteinander gemischt hatten. Es schien gefährlich, ein so nahes Beispiel zur Nachahmung, wie Frankreich gab, als ungegeben zu nehmen, und noch gefährlicher, die Beziehungen des großen Haufens, der sich nur selten am Dargebotenen genügen läßt, zu verändern. Besonders stark berührte, was in Westen vorfiel, die Herrscher. Vor ihnen allen stand warnend das Schicksal des sechzehnten Ludwigs. Von der königlichen Gewalt, die er ohnlängst noch, ungeschmälert, wie er sie von seinen Vorfahren überkam, angewandt und ausgeübt hatte, war kaum ein Schatten mehr übrig, und selbst um diesen schien man ihn zu beneiden. Die demütigenden Einschränkungen, die er erfahren hatte, vermochten nicht, über seinen Einfluß zu beruhigen, noch der wohlwollende Sinn, der ihn belebte, das Mißtrauen, das man in ihn setzte, zu bannen. Alles deutete vielmehr an, die Erbitterung gegen ihn sei im Steigen; und er könne leicht noch unglücklicher werden, als er schon durch Einbuße an Ehre und Macht geworden war. Diese Lage, oft beherzigt und wohl gewürdigt, erschütterte die deutschen Fürsten ungemein und mit Recht. Wenige betrachteten unbefangenen Gemütes die Neuerungen in Frankreich. Die meisten machten die Sache des Königs ingeheim zu der ihrigen und gerieten früher in den Argwohn, daß sie einen bequemen Anlaß, sich öffentlich dafür zu erklären, nicht ungern ergreifen würden."

Am 27. August 1792 wurde zu *Pillnitz* der Tod Ludwigs XVI., der rheinische Bund und die Übergabe Danzigs unterzeichnet.

Das dritte Buch führt die Geschichte des preußischen Staates vom Ausbruch des ersten französischen Krieges bis zum Tode Friedrich Wilhelms II. fort (1792–1797).

„Unter zweideutigern Wünschen war sicher nie ein preußisches Heer über die Grenze gezogen als dasjenige,

welches in der Mitte des 1792. Jahres sich gegen Frankreich bewegte: denn nie war es dem Volke näher gelegt, seine Sache von der Sache der Fürsten zu trennen, noch für sein Glück der Erfolg des Siegs zweifelhafter. Alle, deren Blick die nahe Gegenwart überflog, glaubten vorauszusehen, ein ungünstiger Kampf müsse die Ehre des Staates, ein günstiger die Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft gefährden, und äußerten sich über das eine mit Furcht und über das andere mit Schrecken. Nur die durch Stand und Geburt Hervorragenden waren frohen Mutes, – einige sogar unbedachtsam genug, beleidigende Hoffnungen nicht zu bergen, die meisten so kurzsichtig, daß es ihnen nicht einmal einfiel, je vollständiger sie siegten, desto schonungsloser werde sie die Weltgeschichte, die auch der Mächtigste nicht verachten soll, als die Zerstörer keimender Völkerwohlfahrt anklagen."

„Welche Ansichten über den Krieg mit Frankreich, selbst unter Personen vom höchsten Range, damals in Deutschland herrschten, mag folgende Stelle aus einem Briefe des Prinzen Heinrich beweisen. *Que deviendra la France?* schreibt er unterm 19. Mai 1792. *L'Autriche sera la seule prépondérante. Je ne parle point de la Prusse; elle ne fera qu'exécuter les volontés de l'Autriche. J'envisage la guerre comme rien. Vaincre des bourgeois et une armée désorganisée me parait un triomphe facile.*"

Drei Monate nach der drohenden Verkündigung des Herzog von Braunschweigs verließ das preußische Heer die Champagne, und so schnell als der Rausch, den der Wein jenes Landes gibt, war der Führer Begeisterung entflogen.

Polens zweite und letzte Teilung wird erzählt. (Wie traurig, wenn Fürsten das Unrecht nur zur Hälfte tun, und zu den Leiden der Gegenwart die Furcht der Wiederholung gesellen! Napoleons Gewalttätigkeiten waren milder, weil sie vollständiger waren.)

„Alle erstaunten, was binnen wenigen Jahren die Staatsklugheit der Fürsten geworden sei. Man handle, als ob man weder eine Mitwelt noch Nachwelt zu scheuen habe. Das verpflichtende Wort sei ohne Folgen; und auf nie verschuldete, selbst nie beabsichtigte Kränkungen gründe man Anklagen und Strafen. In Westen werde für die Herstellung unbeschränkter Königsgewalt gekämpft und in Osten die Bevormundung des Königs durch seine Großen beliebt. Von edelmütiger Aufopferung für die Sache der Deutschen spreche man und mache sich für allen Kriegsaufwand im voraus bezahlt. Wessen sich die kleinern Staaten künftig versehen dürften, liege in dem Schicksale des größern klar vor Augen. Wohl müsse jeder nach solchen Erfahrungen zittern, wenn er Frankreichs Unterjochung als möglich denke."
.... „Eine würdige Rolle spielte von den teilenden Mächten keine (unedle Habsucht leitete alle): aber am meisten verlor in der öffentlichen Achtung, die es genoß, Preußen. In seinen Beratschlagungen herrschte Hinterlist und im Felde Unbedacht und Kraftlosigkeit, die auch dem Feind auffiel. ‚Die Preußen, meldete Igelström nach Petersburg, sind nicht mehr die alten. Sie klügeln über allem und erschrecken vor allem.' Keine Schlacht ward von ihnen gefochten, die entschied, und keine Unternehmung gewagt, wo es galt. Überall schlug, wagte und entschied für sie Rußland. Darum verdammte man nur halb seine Grausamkeit und verzieh ihm die Unterdrückung der Überwundenen: denn die Kraft wird auch im Unrecht geachtet und die Eroberung, für die Blut floß, mit Nachsicht beurteilt. An Preußen dagegen fand der Unbefangene alles verdammlich und nichts verzeihlich. Aber die Gewohnheit, sich selbst zu schmeicheln, täuschte den König und seine Freunde über das Urteil der Welt, den Verfall des Heeres und die Untauglichkeit seiner Führer und bestärkte in dem Glauben,

man gebiete, wo man gehorchte, und gewinne, wo man verlor."

„So unverdient aber immer die Erbitterung gegen Preußen in mancherlei Hinsicht sein mochte, so gerecht war sie gewiß in anderer. Selten haben Eroberer mit überwundenen Völkern eigenmächtiger verfahren als Friedrich Wilhelm mit den Polen, die er doch eigentlich nicht besiegt hatte. Menschenalter waren erforderlich, um der Üppigkeit der Großen eine bessere Richtung zu geben und dem trägen Volk einen tätigern Geist einzuflößen, und beides sollte in Jahrzehenden erzwungen werden. Das Gefühl der höchsten Treulosigkeit, die Staaten gegen Staaten begehen können, herrschte noch lebendig in jeder Brust, und man gab sich nicht einmal die Mühe, es zu beruhigen. Die Eigentümlichkeit der Unterworfenen wollte Schonung, und die Strebung, die man verfolgte, ging einzig auf schnelle Verähnlichung der genommenen Länder mit den alten. Für die Sprache, das unveräußerliche Kleinod der Völkerschaften, hätte man Achtung tragen und die Roheit slavischer Halbwilden zähmen sollen, und man begann das Polnische durch das Deutsche zurückzudrängen und ließ die meisten Ursachen des sittlichen Verderbens bestehen."

„Ebenso bedeutend war eine andere Veranlassung zur Unzufriedenheit, obgleich verzeihlicher, weil die Furcht sie erzeugte. Die Fürsten haben sich's nie verborgen, daß die Herrschaft über ein fremdes Volk, sei sie errungen durch Gewalt oder erschlichen durch List, ihnen so lange ungewiß ist, bis die Zeit und die Menge empfangener Wohltaten (und öfters vermögen beide nichts) die Besiegten versöhnt. Immer war davon die Folge, daß sie die Eingebornen ungern an der Verwaltung teilnehmen ließen und Ämter und Würden am liebsten an ihre längst gekannten und geprüften Diener vergaben. So handelte nach Gewinnung Schlesiens und Westpreußens

Friedrich II., so jetzt sein Nachfoger. Scharen von Deutschen zogen zu einträglichen Stellen immerfort aus den alten Ländern in die neuen, und überall wichen ihnen die Polen, wenn nicht der Sprache Unentbehrlichkeit sie beizubehalten riet oder zwang. Bald fiel Wichtiges und Unwichtiges in die Hände der Ausländer, und mit dem Gedanken an ihre höhere Brauchbarkeit wuchs die Aufgeblasenheit, die beleidigt. Zugleich ging dieser, bei vielen der Angestellten, eine Unwürdigkeit ohnegleichen zur Seite: Denn da weder die alten Länder einen Überfluß an trefflichen Geschäftsmännern hatten, noch die trefflichen unter Leuten wohnen mochten, die als ungebildet von ihnen verachtet oder gefürchtet wurden, so blieben meist nur solche übrig, die, schlecht und gehaltlos, ihr eignes, nicht fremdes Glück machen wollten. Sie waren es, die durch feile Bestechlichkeit sich erniedrigten, durch auffälligen Prunk ärgerten und als geringe Emporkömmlinge von den Polen, wie ihre eiteln Weiber von den mitbuhlenden Polinnen, gehaßt wurden."

In diesen Zeitraum fällt die Einführung des neuen Gesetzbuches für die preußischen Länder, das unter dem großen Friedrich schon begonnen war; ein Werk vieler Jahre, rühmlichen Fleißes und vielseitiger Prüfung. Doch verrieten mehrere veränderte Abschnitte des ursprünglichen Entwurfes, was mißfallen hatte.

„In den usprünglichen erschien die Macht des Königs zu wenig geschont und die Lehrfreiheit zu sehr begünstigt. Das widerstrebte gleich sehr der Überwältigung des Zeitgeistes, die man versuchte, und der kirchlichen Einheit, die man zurückführen wollte. Dem Volke, war die Meinung, zieme strenger Gehorsam und blinder Glaube."

Dem zweiten Bande dieses Geschichtsbuches, den preußischen Staat bis zum Jahre 1807 *hinab*führend, läßt der Verfasser folgende Worte vorgehen:

„Ich übergebe den Lesern diesen zweiten Band der Geschichte des preußischen Staates seit dem Frieden zu Hubertusburg nicht ohne die gerechte Besorgnis, vielen zu mißfallen und, stärker als durch den ersten, zu beleidigen. Je näher der Geschichtschreiber den jetzt noch lebenden Geschlechtern und vorwaltenden Ansichten tritt, desto schwerer für ihn werden, wie der treffliche Müller sagt, die Zeiten, und je aufrichtiger er sie darzustellen wünscht, desto mehr findet sich, was er gern für falsch ausgeben möchte. Aber wie sehr auch dies Gefühl drücke und beunruhige, nie soll er glauben, daß er zugunsten des Tags, der, wie gewöhnlich, seine Plage so auch seine Parteiungen hat, oder zugunsten des geliebten Vaterlands der Wahrheit etwas zu vergeben oder anders zu stellen befugt sei. Mit eben dem Rechte vielmehr, mit welchem das letztere Achtung in seiner Demütigung und Bewunderung in seinen Siegen verlangt, darf auch der Feind, der es unterdrückte und wieder unterdrückt wurde, auf beides Ansprüche machen und jede Würdigung verwerfen, der ein anderer Maßstab unterliegt. Diesen Grundsatz auffassend, habe ich geprüft und geurteilt. Möge mir darum immerhin die nicht kleine Zahl derer zürnen, die jede Anerkennung fremder Größe für Parteilichkeit halten und ihre vermeintliche Deutschheit durch nichts kräftiger zu bewähren wissen als durch schnöde Herabsetzung des Auslandes. Sie vergessen nicht nur, daß sie die Besiegten entehren, indem sie dem Sieger sein Verdienst absprechen; sie übersehen zugleich, zu welcher scharfen Rüge der Handlungsweise unserer eignen Fürsten sie durch die unerbittliche Strenge, die sie gegen andere üben, auffordern und berechtigen. In keinem Falle mögen sie die Überzeugung entkräften, daß man außer der Gegenwart leben müsse, wenn man über sie richten wolle."

Worte, so schön als wahr, so wahr als vergebens! Wir

alle haben diesen Zeitraum *gelebt* und unsere Gedanken darüber gedacht. Darum wird durch Schweigen nichts verschwiegen, und Reden sind umso überflüssiger, da sie ungefällig. Es werde also geschlossen, doch mit einer erheiternden Stelle, denn des Unerquicklichen war gar zu viel. Nach dem Tilsiter Frieden erließ Friedrich Wilhelm einen Abschied an alle seine Untertanen der abgetretenen Länder. Er erklärte: „wie er, der harten Notwendigkeit weichend, sie von ihren Pflichten gegen sein Haus entbinde, wie er von ihnen scheide, ein Vater von seinen Kindern, wie ihr Andenken ihm ewig teuer sein und der Wunsch für ihr Wohl sie zu ihrem neuen Landesherrn begleiten werde." Überall erhielt er freundliche Antwort, die treuherzigste aber in plattdeutscher Sprache von den niedersächsischen Westfalen, folgenden Inhalts:

„Das Herz, schrieben sie ihm, wollte uns brechen, als wir deinen Abschied lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, deine treuen Untertanen zu sein, wir, die dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht deine Schuld, wenn deine Feldherrn und Räte nach der Schlacht bei Jena zu angedonnert und verdutzt waren, um die zerstreuten Haufen uns zuzuführen und, mit unseren Lanzenknechten vereint, zum neuen Kampf aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt und das Vaterland sicher gerettet: denn du mußt wissen, in unsern Adern fließt noch feurig der alten Cherusker Blut, und unsere Lanzenknechte haben Mark in den Knochen, und ihre Seelen sind noch nicht angefressen. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat über uns seine Pestluft noch nicht ausgegossen. Indes können wir dem Eigenwillen des Schicksals nicht entgehen. Lebe wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Überrest deines Landes dich treuere Feldherrn und

klügere Räte finden lasse, als die waren, die dich betrübten. Ihrem Rat mußtest du zuweilen wohl folgen: denn du bist nicht allwissend wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen all das mit männlichem Mute dulden, was nicht in unserm Vermögen ist zu ändern. Gott steh' uns bei!"

44.

Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821

Herausgegeben von Lembert. Wien.
[1821]

Ja, wenn unter dem Eingange der Bude ein schönes Mädchen steht, *dann* tretet Ihr wohl gern hinein und schaut Euch um und kauft; aber Ihr möget den ganzen Weihnachtsmarkt der Almanache auf- und abwandern, es lockt Euch keiner so lächelnd als – *Grillparzer,* der mit „Expositions-Szenen aus der dramatischen Dichtung: *des Lebens Schattenbild*" das genannte Taschenbuch beginnt. Zwar kann man aus diesen ersten Schritten das ganze Leben der Dichtung und ihren Weg noch nicht ersehen, aber die *Lebenskraft* darin quillt reich hervor und verspricht, daß eine so schöne Quelle in einen schönern Strom sich ausbreiten werde. Grillparzers Dichtungen gleichen weder tauben Blüten, die spurlos vorüber welken, noch dem ungeschmückten Herbste deutschen Obstes. Sie sind, wie die Gewächse des südlichen Himmels, die Blüte und Frucht auf *einem* Zweige tragen. Das Herz spricht verständig und der Verstand herzlich. Dort ist keine Dicht*kunst,* sondern ein Dicht-*Handwerk,* wo Kraft von Kraft und Arbeit von Arbeit geteilt erscheinen und Überlegung und Empfindung getrennte Zünfte bilden. Da gibt der Geist kaltes Licht, gleich fau-

lem Holze, und das Gefühl dunkle Glut wie heißes Wasser. Eines möchte ich in der Anlage dieser dramatischen Dichtung tadeln; es ist ihr Name: *Des Lebens Schattenbild.* Ein Drama ist keine Fabel, die gebraten aus der Pfanne kömmt und als Nutzanwendung verspeist wird, es ist ein *Schaugericht,* nicht bestimmt, von den Kinnbacken zermalmt zu werden. Und wäre es auch eine Fabel, so dürfte die Nutzanwendung nicht *vorausgehen,* sie müßte *folgen.* Diesen Fehler, eine Lehre der Weisheit sinnbildlich auszudrücken und das Gemälde als Schild über der Türe der dramatischen Dichtung zu hängen, haben auch andere begangen; wie Müllner in der *Schuld,* (aber nicht Calderon im: *Leben ein Traum,* denn dort ist die Lehre nicht geistig abgezogen, sondern *personifiziert*). Es ist dies Verfahren nicht bloß unkünstlerisch, sondern auch unwissenschaftlich; denn es wird von der abweichenden Philosophie des Hörers oder Lesers abhängen, *welche* Lehre er sich aus einem Drama entnehmen wolle. Dem einen beweist das Leben und Handeln einer dramatischen Person, *das Leben sei ein Schattenbild,* dem andern (wie mir) das Gegenteil. [Hier folgt im Erstdruck der dritte Auftritt des ersten Aufzuges von „Der Traum, ein Leben" in Grillparzers erster Fassung. D. Hrsg.]

Da wir nun einmal in den Kramladen eingetreten sind, so wollen wir uns auch das Übrige ansehen, auch wenn wir nichts davon kaufen. Nach Grillparzer folgt *West,* mit dem ersten Akte des Trauerspiels *Adosinda.* Das ist nun freilich eine gefährliche Nachbarschaft, aber in einer Stadt können nicht alle Häuser Paläste sein. Glänzt in *Adosinda* nicht lauter Gold und Edelstein, so täuscht auch keine falsche Vergoldung und kein Schimmer geschliffenen Glases, und das Silber ist echt. Den duftenden Blumenflor Grillparzers findet man nicht darin, aber noch weniger die mit künstlichen Wohlgerüchen be-

sprengten Papierblumen, die wir jetzt besser machen als die Franzosen und die, weil sie wohlfeil zu haben sind, so sehr gepriesen werden. – Über die Ausdrücke, *Methode* und *Kunst*, angewendet auf die Leistungen dramatischer Sänger, stellt J. F. von *Mosel* eine lehrreiche Betrachtung an. Dieser Schriftsteller besitzt, wie anerkannt, die vollgültigste Stimme in musikalischen Dingen. – Der Herausgeber des Taschenbuchs erzählt das Leben des Schauspiel-Direktors *von Holbein* in Prag, des Regisseurs des Hoftheaters, *Koch*, und des Hofopernsängers *Vogl* in Wien. Aus diesen Lebensbeschreibungen wird mit Verdruß daran erinnert, daß kein Schauspieler zu seiner Kunst *erzogen* wird. Es ist jeder sein eigner Lehrling. Sie waren alle verlorne Söhne, Robinsone, die bei ihrer ersten Fahrt auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten und auf die Bühnen-Insel ausgeworfen worden. Die Verunglückten von Geist, Mut und Stärke wußten die ihnen mangelnde Erfahrung zu ersetzen, sie machten sich heimisch auf ihrer Insel und beherrschten sie. Die Übrigen gingen unter oder führten ein schwaches, ängstliches entbehrungsvolles Leben. *Von Holbein,* ehe er sich der Schauspielkunst ergab, war Lotto-Beamter, dann erwarb er sich seinen Unterhalt durch Musik- und Sprach-Unterricht; *Koch* studierte Kameral-Wissenschaften und war im Preußischen bei der Bergwerks-Administration angestellt. *Vogl* studierte die Rechte und praktizierte beim Wiener Stadt-Magistrat. Männer solcher Art konnten nun freilich frühere Bildung zu ihrer spätern Kunst mitbringen; aber wie viele unwissenden Haarkräusler, Schneidergesellen und Studenten mögen sich zu Helden und Königen hinausgeschwungen haben! – *Der Soldat, ganz allein,* komisches Zwischenspiel in einer Szene von *Castelli.* Herbei, eilig herbei, ihr armen, verlegenen Theater-Direktionen! Das ist ein prächtiges Stück, das viel einbringt und gar nichts kostet, es ist sowohl komisch

als ökonomisch. Nicht etwa ein langweiliges Monodrama, welches eine Hölle ist für das Paradies; nein, ein ganzes Regiment spielt mit — Schlachtfeld — Kanonen — Flintenschüsse — Trompeten — Belagerung — Kriegslieder — Trommeln — Parlementäre —Hurra-Rufen — Siegesgeschrei — Patrouille — *Te Deum* — und doch gehört nur eine Person dazu. Keine teuern Statisten, keine neue Garderobe, keine vielen Proben, keine Rollen- [im ED: Stellen-] Verteilung und kein Kulissen-Krieg darüber. Das Stück kann vortrefflich besetzt werden, das Zusammenspiel wird nichts zu wünschen übrig lassen. Gibt uns dieses artige Stück recht bald! — — *Die Bemerkungen eines Schauspielfreundes über den Verfall der dramatischen Kunst* enthalten vortreffliche Gedanken, die, wenn auch schon früher gedacht, doch noch immer nicht beherzigt worden sind; denn die Noten zu einem solchen Texte füllen leichter ein Buch an als ein Blatt. Aber auf eine falsche Ansicht des Verfassers unter den übrigen wahren, auf einen verderblichen Wunsch unter den guten, muß ich noch aufmerksam machen. Er sagt: „Iffland, besonders aber Kotzebue ließ sich, um den Beifall der Menge zu erringen, verleiten, dem frivolen Zeitgeschmack zu huldigen und ihm die gute Sache aufzuopfern." Diese Behauptung ist insofern falsch, als sie jenen dramatischen Dichtern ein *vorsätzliches* Bestreben zuschreibt. Iffland und Kotzebue haben nicht dem Zeitgeschmack gehuldigt, man hat *ihnen* gehuldigt, weil ihr Geschmack mit dem der Zeit übereinstimmend war. Sie redeten die Sprache ihres Geistes, sie heuchelten nicht aus Gefälligkeit. Tadelt der Verfasser jenes Gleichgefühl zwischen Volk (es ist die Zeit) und Dichter, so wird umso befremdender, was er, fortfahrend, sagt:

„. . . unsere wenigen vorzüglichen Schauspieldichter verschmähen es dagegen, dem Geschmack und der Fassungsgabe der Menge nachzugeben, und bieten das Höchste, was sie zu bieten

vermögen, unbekümmert, ob das Publikum imstande sei, dem Fluge ihres Geistes zu folgen. – Wäre es nicht wohlgetan, wenn jeder, dem die Musen huldreich gelächelt, sich entschlösse, von der Höhe, worauf ihn Geist und Bildung stellten, herabzusteigen, in die Absichten der Menge, ohne die gute Sache aus den Augen zu verlieren, einzugehen, um sie so unvermerkt von Stufe zu Stufe zu sich zu erheben; statt jetzt auf der steilen Höhe, von wenigen bewundert, von den meisten nicht verstanden und deshalb auch nicht erkannt, allein zu stehen?" –

Nein, wahrlich, das wäre nicht wohlgetan. Wer sich dazu verstehen kann, *hinabzusteigen*, der brauche nicht erst hinabzusteigen. Der schöpferische Geist stellt seine Werke hin wie die Natur die ihrigen, — genieße, wer da mag und kann, nicht alles ist für alle geschaffen. Nicht die *Behandlung*, die *Art* des Stoffes macht ein dramatisches Kunstwerk auch für Menschen auf einer niedrigen Bildungs-Stufe brauchbar. Aber nicht der Stoff, dessen Bildung macht den Meister. Man kann als Lustspiel-Dichter so groß sein wie als Tragödien-Dichter, und wer es in beiden ist, der mag, der Menge zu gefallen, die Gestalten, aber nicht die Farben wählen. Den übrigen Behauptungen des Schauspielfreundes wird jeder bestimmen. [Hier folgen weitere Zitate aus dem besprochenen Aufsatz. D. Hrsg.]
Weiter folgt: *Die Geheimnisse*, Lustspiel in einem Akt, nach Melesville, von Lembert. Nicht übel! man muß ja jetzt zufrieden sein, wenn der Witz nach der Pharmakologie des Dr. Hahnemann eingegeben wird, 1/20 Gran in vielem Wasser. — *Das Verzeichnis der lebenden dramatischen Schriftsteller*, enthält — ratet, wie viele? *Hundertdreiundneunzig Mann*, richtig gezählt. Wenn diese Unsterblichen einst sterben, hat denn der Olymp Platz genug für sie? Unter diesen 193 sind 6 weibliche und 50 adeliche Dichter, welches letztere ich mit dem größten Vergnügen bemerke und mitteile. Denn beweist dieses

nicht, daß in Deutschland entweder der Adel Verdienst habe oder das Verdienst geadelt werde, oder beides zugleich? — *Ein Verzeichnis der deutschen Theater und ihrer Mitglieder* füllt die zweite und größere Hälfte des Taschenbuches aus. Fünfundvierzig deutsche Bühnen, eigentlich 46; denn der Frankfurter Bühne wird nicht gedacht. Warum nicht? Das ist eine unverzeihliche Geringschätzung, die meinem vaterstädtischen Herzen wehe tut. Ich fordere den Herrn Herausgeber edictaliter auf, sich darüber zu erklären.

45.

Teutschland und keine Revolution

oder einsame Gedanken über das Herkommen des demagogisch-exzentrischen Unwesens des Zeitalters und die wahren Abhilfmittel von demselben. Koblenz und Hadamar, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung, 1820.
[1821]

Mit der Dunkelheit kommen die Fledermäuse, das ist in der Ordnung; und auch die Art ist bekannt, wie man sie verjagt — man bringt ein Licht herbei. Aus diesem Grunde allein mag man solche Nachtvögel beleuchten; denn sonst verdienten sie den Aufwand des Schwefelhölzchens nicht, das man zum Lichtanzünden verwendet. Man lese nur die Aufschrift dieses Büchelchens, das ist wenigstens kein prahlerisches Schild! Der Verfasser ist ein ehrlicher Krämer, der seine Ware nicht herausstreicht, er läßt sie für sich selbst sprechen. Diese zahme Gans von Flugschrift ist flügellahm, sie kann sich über keine *Hof*mauer erheben, sie schnattert auf ebener Erde und mühsam; denn sie hat den Pips und kann die Zunge nicht gut gebrauchen. Auf der Stirne des Büchelchens ist folgender Denkspruch zu lesen: „Die Tage sind bös (nicht golden und nützlich aufgeklärt), Paulus an die Epheser

am 5.; darum ihr, die ihr auf Erden richtet, verstehet es wohl; nehmet die Züchtigung zur Hand (nicht liberale, sondern strenge Grundsätze gegen die unlöbliche Seite der menschlichen Natur), damit der Herr nicht etwa zürne (strafe), und ihr vom rechten Wege zum Untergang geratet. Ps. 2.“ Der Verfasser nennt seine Abhandlung *klein, aber nicht unbedeutend.* Das sind sie auch nicht; denn der Wert der guten Sache zeigt sich an dem Unwerte der schlechten, und dieser an dem ihrer Anhänger. Solche Schriften darf man ja nicht vertilgen, sie sind Schmarotzer-Pflanzen, welche die großen Bäume, die sie schmeichelnd umschlingen, aussaugen und zerstören.

46.

Romane, keine Romane, mehr als Romane

Wem sollte nicht schaudern, wenn er gewahrt, wie die finstern Wolken der *negativen* Literatur immer drohender, immer näher heranziehen? *Eine* Gefahr, ein Schrekken gibt es, der auch das kühnste Herz erbeben macht — es ist jenes furchtbare unbekannte X; Grab und Wiege aller Dinge, die da sind und sein werden. Die Lichtverdunkelnden Heuschreckenzüge der *Romane* hat noch kein Sterblicher ermessen; aber der Herr der Heerscharen kennt ihre Zahl und läßt sie nicht überwachsen. Doch die *Keine-Romane* und die *Mehr-als-Romane,* die man jetzt schreibt, wo endigen sie, im Raume oder in der Zeit? Da alles in Nichts zurückkehrt, so entspringt alles *aus* Nichts, über das Nichts aber hat selbst Gott keine Gewalt. Uns eiteln Toren dünkte, die Romanschreiberei habe die höchste Vollkommenheit erreicht, und jetzt kommen kühnere Schiffer, die sich hinauswagen in das grenzenlose Meer der Keine-Romane und Mehr-als-Romane, und zeigen uns, daß wir bisher nur feige Küstenfahrt getrieben. Niemand ist mehr zu bemitleiden bei dieser destillierten Pest

als die hinkenden Ergänzungsblätter der Hallischen Literatur-Zeitung, diese löschpapiernen Totengräber der Bücher. Sie konnten ohnedies kaum fertig werden mit dem Einscharren der verstorbenen Romane; die Keine-Romane und Mehr-als-Romane werden umso gewisser kein kritisches Grab erlangen und auf Leipzigs Rosen- und Lerchengefilden den Raben zur Beute werden. Eine Hoffnung bleibt uns noch. Der heiße ausbrütende Sommer der Keine-Romane ist noch fern, wir müssen die junge Brut zerstören, wir müssen die Raupennester und Ameisen-Eier verbrennen, ehe es warm wird. Aber wie unterscheidet man die Keine-Romane und Mehr-als-Romane von den eigentlichen Romanen? Ja, das eben ist der Jammer! Da es auch Romane gibt, die keine Romane sind, so haben die Keine-Romane mit den Romanen eine große verwirrende Ähnlichkeit. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als daß ich positive Romane mit Plus- und Minus-Romanen zusammenstelle; der Leser mag dann zusehen, wie er durch Hülfe der *Regel de Tri* das Facit finde.

1. POSITIVE ROMANE

Wintergrün von *Georg Lotz.*
Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1821.

Die drei Erzählungen, welche dieses Buch enthält, sind mit so vieler Kunst als Natur vorgetragen. Sie erheitern und belehren zugleich. Man darf sie der Schuld wie der Unschuld in die Hände geben – jener, um Reue zu befördern, dieser, um Reue zu verhindern. – *Der Schwur.* Die Wiederbelebung eines scheintoten Glücks überrascht froh. Der Erzähler verbirgt das Erröten der gefallenen Unschuld barmherzig hinter einen Schleier und gibt es nicht, gleich andern, unter dem betrüglichen Vorwande heilsamer Warnung nackt dem Auge preis. – *Elisens Prüfungen.* Endlich bezahlte Tugend, nach lan-

ger Zögerung des saumseligsten aller Schuldner, des Schicksals. Die Handlung rasch; nicht jener langweilige Minutenzeiger jedes Seufzers und jedes Kusses, nur auf die Stunden der Empfindungen wird hingewiesen. – *Die Abenteuer einer Nacht.* Gut erzählt; aber auch die längste Nacht ist zu kurz, um eine so große Reihe von Begebenheiten auszumessen. Diese Geschichte ist nicht bloß unmöglich, sie ist mehr als das, sie ist *unwahrscheinlich.* Einem Schriftsteller, der auf das Herz zu wirken sucht, muß die Empfindung des Lesers, welche *zweifelt,* unwillkommner sein als selbst die Empfindung, welche *verneint.*

Bilder aus dem Leben, gezeichnet von einem Blinden.
Altona, bei J. F. Hammerich, 1820.

Der Verfasser dieses Buches ist einer mit dem des vorigen. Er hat das Licht der Augen verloren, welches den Schein der Dinge, nicht das innere Licht, welches das Wesen der Dinge beleuchtet. Beschäftigung gibt ihm Trost gegen sein Mißgeschick und Mut, das untröstbare zu ertragen. Möge seine Kunst ihm selbst die Heiterkeit gewähren, die sie den Lesern seiner Schriften gewährt! Die acht Erzählungen, welche hier mitgeteilt werden, verdienen gleiches Lob mit dem vorigen Werke. – Geschichten, worin Scherz mit Ernst wechselt, sittlich belehrend, überraschender Entscheidung, gut, oft rührend, immer naturtreu erzählt.

Iduna, Schriften deutscher Frauen, gewidmet den Frauen.
Herausgegeben von einem Verein deutscher Schriftstellerinnen. Ersten Bandes erstes Heft (und alle noch ungeschriebenen und ungelesenen Hefte). Chemnitz, 1821. Kretschmar.

Für Frauen, das lasse ich mir gefallen; aber *von* Frauen, das kann ich unmöglich zugeben. Doch, daß ich es nicht

vergesse! Ich rechne aus keinem andern Grunde diese Schriften deutscher Frauen zu den Romanen, als weil der weibliche Geist der Roman des männlichen ist. „Der Frauen himmlischer Anteil ist die Liebe, ihr höchstes Glück erblüht aus Entsagung, Aufopferung und Schmerzen.“ Nicht ein Mann, ein Weib hat dieses gesagt. Aber sie sollen auch tun nach ihren Reden, sie sollen *entsagen* der Lust, zu glänzen, sie sollen *aufopfern* die Kraft, zu glänzen, und sie sollen diese Lehre willkommen heißen, auch wenn sie *schmerzt.* „Wenn Gott, als etwas Persönliches gedacht, in dem männlichen Geschlecht seinen Verstand abdrücken wollte, so hat Er ohne Zweifel das weibliche als Sinnbild seines Herzens erwählt.“ Auch dieses sind Worte einer Frau, und sie sind wahr oder falsch, je nachdem sie gedeutet werden. Der Geist ist Sonne, das Herz Erde des Erkennens; der Strahl leuchtet, aber nur der Rückstrahl erwärmt. Die Sonne erzeugt, die Erde empfängt, und so wurde dem weiblichen Herzen die Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute gegeben, aber mit dem Geiste wurde den Frauen auch jede Zeugungskraft versagt. Sie sind die Monde des Himmels, in der dunkeln und stillen Nacht ist ihre Zeit und ihre Herrschaft. Sie sollen lesen, aber niemals schreiben, und wenn sie glauben, im Lande des Gefühls kennen sie alle Wege besser als Männer, so ist dieses nur ein Wahn mehr. Frauen haben niemals gerührt in ihren Schriften, weil sie *über* das Herz *aus* dem Herzen reden. Wer bewegen will, muß seine eigene Empfindung *handhaben,* wer seine Empfindung handhaben will, muß *außer* ihr stehen, aber dieser Punkt außer dem Gefühle ist der Verstand, und der Verstand mangelt den Frauen, wie sie selbst gestehen. Und wenn eine *Staël* selbst diese „Schriften deutscher Frauen“ sammelte, ich würde ihr so keck entgegentreten als dem ärmsten Mädchen, das um Tagelohn Sonette näht. Wie wollte die große Frau selbst mit

dem kleinsten aller Lateiner fertig werden, wie wollte sie sich retten, wenn ich so grausam wäre, nachfolgende catilinarische Rede nicht übersetzt, sondern, wie es mit den ersten Zeilen geschah, in der Ursprache vorzutragen?

Matres conscriptae! [1]

Quousque tandem abutere, matrona, patientia nostra? [2]

In zehen Gleichnissen werde ich nur dunkel sagen können, was ich einem Manne in zwei Worten verständlich gemacht hätte – so sehr hindert mich die pflichtmäßige Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Seit zwanzig Jahren, schöne Frauen, küsse ich Ihnen bei jeder Gelegenheit aufs Zärtlichste die Hand, sie mag stricken oder spinnen oder süße Kinderlippen tränken oder wie eine Biene die Blüten eines Buches durchblättern; aber schon meiner Wärterin habe ich nach dem Finger geschnappt, weil ein garstiger Dintenfleck daran mich ungemein verdroß. Und doch war die gute Anna so mannigfaltig beschäftigt, mit der Wirtschaft und mir! Um wieviel schwärzer mögen daher die schwarzen Blutflecken der Feder auf einer Lilienhand erscheinen! Penelope hatte große Langeweile und duldete keine Anbeter, aber dennoch schrieb sie nicht, sondern webte. Sie aber, Holde, haben weniger Grausamkeit und mehr Kurzweile, und dennoch schreiben Sie Bücher. Ihr literarischer Frauenverein hätte nicht Chemnitz zum Sammelplatze wählen sollen; denn dieser Fabrikort [im Erstdruck: Fabrikant] ist berühmt wegen seiner Bleichen und Strumpfwirkereien und erinnert daher an Ihre Pflicht und deren Übertretung. Männer brauchen nicht gut zu schreiben, um schreiben zu dürfen; die Schriftstellerei hat eine ganz andere Bedeutung, als man gewöhnlich glaubt. Das

1 Ich will großmütig sein, d. h. auf deutsch: *Zusammengeschriebene Weiber!*

2 Wie lange noch, edle Frau, willst du unsere Geduld mißbrauchen?

Schreiben ersetzt die Stelle des öffentlichen Redens, das in den Staaten des Altertums gefordert und bewilligt ward. Jeder Bürger darf und soll seine Meinung sagen, wie sie auch beschaffen sei. Frauen aber haben weder Bürgerpflichten noch Bürgerrechte; sie werden erst auf dem Markte geduldet, seitdem wir Männer Marktweiber geworden sind. Sie müssen sich ändern wie wir uns. Auch als Gewerbe dürfen Männer schreiben, Weiber aber nicht; sie haben den Reichtum nur zu erhalten, nicht zu vermehren. Jason schiffte auf dem schwarzen Meere, um das goldne Vließ zu gewinnen; aber der Frauen goldnes Vließ ist das natürliche Schaffell, und nicht in Kolchis dürfen sie es holen; denn voller Klippen, Stürme und anderer Gefahren ist das schwarze Dintenmeer. Wissen sie durch ihre Reize, gleich den Frauen auf Lemnos, uns Argonauten zu fesseln – das mögen sie! *Iduna* reichte den Helden in Walhalla die Äpfel der Unsterblichkeit, aber sie selbst durfte nicht davon naschen. Die Idunesinnen mögen zürnen und weinen, wir kritischen Hussiten sind nicht so leicht gerührt wie jene vor Naumburg; kommen uns Weiber mit ihren Geisteskindern entgegen und betteln um Barmherzigkeit, so drücken wir die Augen zu und gebrauchen die Lanze. Die Amazonen verbrannten sich die Brust, bei den literarischen Amazonen findet sich auch oft das Herz ausgebrannt. Übrigens kann ich diese Schriften deutscher Frauen nicht tadeln – ich *kann* es nicht, sonst tät ich es recht herzlich gern. Das Bessere und minder Gute darunter auszuzeichnen, davor hüte ich mich. Ich teile den Apfel in neun Teile, lege die Stücke auf den Teller und eile davon. Die neun Idunesinnen mögen zugreifen.

2. PLUS-ROMANE

Der Selbstmörder. Mehr als Roman.
Nach dem Französischen. Leipzig, 1820.

Leihbibliothekare, die auf meine Wage Gewicht legen, werden verdrüßlich sein, daß ich den Verleger dieses Werkes nicht genannt; denn jetzt wissen sie nicht, wo sie es zu bestellen haben, wenn ich es loben sollte. Sie verlieren aber nichts dabei; denn ich werde es nicht loben. Darum verschwieg ich auch den Namen des Verlegers. Die Erfahrung hat mir hierüber eine strenge Lehre gegeben. Ein Buch, das ich vor einiger Zeit getadelt, hat mir die Feindschaft dessen Verlegers, des Herrn *Ernst Klein,* zugezogen, der gespreizter als der Koloß zu Rhodus mit einem Fuße in Leipzig und mit dem andern in Merseburg steht. Dieser Feind verfolgt mich von Morgen bis Abend, nämlich von dem Morgenblatte durch alle Tagesblätter, bis zur Abendzeitung. Noch nie hat ein Verschwender einen solchen Luxus der Rache getrieben als Herr Klein; die Inserat-Gebühren sind gar nicht zu berechnen. Hierbei wieder einmal hat mich die Güte der waltenden Vorsehung gerührt, die wir kindiche Menschen so oft verkennen. Wie töricht habe ich über die Beschränkung der Preßfreiheit gemurrt, der ich doch allein mein Leben verdanke. Wenn der Rheinische Merkur, die deutschen Blätter, die hanseatische Beobachter, die Nemesis, das Oppositions-Blatt, die Zeitschwingen, die Rheinischen Blätter noch bestünden, und durch so viele Trompeten mehr mein Feind gegen mich bliese, dann wären die Jericho-Mauern meines guten Namens schon längst eingestürzt. Durch diese meine Leiden gewarnt, habe ich mir vorgenommen, künftig die Verleger ungünstig beurteilter Werke zu verschweigen. Auch setzt mich dieses in den Stand, die kürzesten und bündigsten Rezensionen zu schreiben; ich brauche von allen Werken

nur die Titel hinzusetzen, da die Bemerkung oder Auslassung des Verlegers Lob oder Tadel gehörig bezeichnet. Nur mit diesem *Selbstmörder* will ich eine Ausnahme machen, und einige Worte darüber sagen, weil es der erste Hyper-Roman ist, der mir unter die Augen kömmt. Es ist sehr traurig, daß der Mensch erst in den Jahren der Vernunft unvernünftig wird und sich tot schießt. Wenn schon Säuglinge sich entleibten, so würden die wenigen Tage solcher Selbstmörderchen nur niedlichen Stoff zu kleinen Romanen geben, der aber zu großen und langweiligen nicht hinreichte. Doch jetzt muß man zwanzig Jahre warten, bis der Narr Feuer gibt, so daß ein Lamm darüber die Geduld verlöre. Von diesem Selbstmörder nach dem Französischen gedenke ich den Leib nur wenig zu berühren, mehr aber Kopf und Schwanz, welche Teile, ungleich an Heringen, an schlechten Romanen die besten sind. *Kopf* – ich meine das antititularische und antidiluvianische Kupfer. Ein junger Mann und ein junges Frauenzimmer halten sich Pistolen entgegen. *Er* zielt nach ihrem Herzen, *sie* nach seinem Kopfe, beide wechselseitig dahin, wo bei Mann und Weib das Leben sitzt. Es kömmt aber nicht zum Bluten. Über der Szene sitzt eine Nachteule auf einer Sanduhr und hält eine Sense in den Krallen. Aus einem länglichen Gefäße, das aussieht wie ein hohler Szepter, kömmt Rauch hervor. *Unter* der Szene ist eine ganze mystische Teufelei: Grabstein, Spaten, Lilie, Rose, Totenkopf, Urne, Eidechse, Kette – man kann nicht recht klug daraus werden. *Leib* – wie versprochen, nur ein bißchen. Ich mache aufmerksam auf Seite 157 und flg., wo auf fünf Seiten von den Gesängen Philomelens die Rede ist und der Generalbaß der Nachtigall-Musik gründlich gelehrt wird. – *Schwanz* – delikat. Gewöhnlich schreiben die Selbstmörder ihre letzten Briefe bei gesundem Leibe, und erst wenn sie damit fertig sind, machen sie die An-

stalten zum Tode. *Unser* Selbstmörder aber will, wie ein Held, mit der Feder in der Hand sterben. Er nimmt Opium, setzt sich in ein warmes Bad, läßt ein *schwimmendes Pult aus Korkholz* in die Wanne legen und schreibt dann mit nassen Fingern, bis ihm der Atem ausgeht. Natürlich mußte durch das unvermeidliche Plätschern der Brief etwas wässerig werden. Der Philopiat endet sein Leben und Schreiben mit folgenden Worten: „Freund, ich fühle, es geht zu Ende. Mein Kopf wird schwerer, meine Arme, meine Füße erstarren; der Schlaf überwältigt mich. Noch einige Worte will meine kraftlose Hand niederzeichnen. Delive ... ich liebe dich unaufhörlich ... Gott ist gnädig ... Meine Mutter ... mein Vater . . . Elise, Eduard . . . Delive! . . . O die Wonne ..." Das heißt wahrlich mit Geistesgegenwart den Geist aufgeben! — — Man muß sich zum täglichen Umgange nur gute Bücher und gute Menschen wählen. Wer aber die schlechten Bücher und schlechte Menschen durchaus meidet, der bleibt so fremd in der wissenschaftlichen als in der gesellschaftlichen Welt.

3. MINUS-ROMANE

Erna. Kein Roman.

Herausgegeben von C. Altona, bei Hammerich. 1820.

Hätte ich es auch nicht aus einer andern Rezension erfahren, so würde ich doch bald gemerkt haben, daß dieser Kein-Roman von einer Frau geschrieben ist. Die Sorgfalt, mit welcher das C. sich über Männerschönheit und Weiberputz verbreitet, verriet mir sein Geschlecht. Es macht mir vielen Kummer, daß ich weder Stoff noch Bildung dieses Kein-Romans loben kann. Die Hand *Ernas*, eines funfzehnjährigen Mädchens, ist für *Alexander*, einen zwanzigjährigen Jüngling, bestimmt; beide Familien sind darüber einverstanden. Sie lernen sich kennen. *Er* gefällt *ihr* und flößt ihr heftige Liebe ein,

aber *sie* gefällt *ihm* nicht, er findet sie zu blaß, zu schmächtig, zu fromm. Doch ist er leichtsinnig genug und schmeichelt ihrer Neigung. Nachdem er seine Eitelkeit gesättigt, sucht er von ihr loszukommen, indem er sich selbst als einen Taugenichts schildert, mit dem keine Frau glücklich leben könne. Er verläßt sie und stürzt sich in den Strudel der Welt. Um Ernas Gram zu heilen, macht ihre Mutter eine Reise mit ihr durch verschiedene Länder. Nach fünf Jahren wird Alexander eines Tages zu einem Balle eingeladen. Im Saale gewahrt er ein Frauenzimmer, schön wie Venus, hochblühend, königlicher Gestalt, aller Blicke, aller Bewunderung, aller Herzen auf sich ziehend – es ist Erna, die einst Verschmähte, die er aus dem Gesichte und ganz aus dem Sinne verloren hatte. Die Reihe zu lieben kömmt jetzt an ihn, die Reihe zu verschmähen an sie, nun verzweifelt er und durchreist Europa, um vor seinem Schmerze zu flüchten. Nach abermals fünf Jahren kehrt er zurück und findet abermals Erna, zwar etwas blaß geworden, doch umso reizender, da sie ganz für ihn verloren ist; denn er findet sie verheiratet und schon im Kreise holder Kinder. Dieses Mal erneuert sich in beiden zugleich alte Liebe und alter Schmerz. Ernas Ehe war lau und ward kalt, als der Freund schönerer Tage den Winter des Herzens fühlbar machte. Zwar hielt sie den Freund und sich in den Schranken der Pflicht zurück, doch unterlag sie dem Kampfe und starb ... Dieser Liebe, die durch fünfzehen Jahre fließt und wie gewisse Ströme sich bald in den Sand verliert, bald wieder zum Vorschein kömmt, fehlt es an Einheit, um guter romantischer Art zu sein. Sie ist eine Drei-Liebe: Erna das Kind, Erna die blühende Jungfrau und Erna die Gattin, sind verschiedene Gegenstände wandelbarer Neigung, und nur der *Zufall* hat Alexanders dürstendem Herzen abgewechselte Tränke in dem nämlichen Becher gereicht. Die Behandlung wie die

Wahl des Stoffes ist mißlungen, und sie *konnte* nicht gelingen, weil eine Frauenhand den Pinsel führte. Frauen malen mit Pastellfarben; der leiseste Atemzug verhaucht die Farben, und das nackte Papier tritt hervor. Überhaupt haben Männer auch darin einen Vorzug vor Weibern, daß ihre Schriften, wenn sie schlecht sind, doch nie gewöhnlich sind. Ein schlechter Roman ist die Parodie seines bessern Vorbilds, so daß ein verständiger Geist wohl seine Lust dabei finden mag. Frauen aber sind zu zart, um possierlich zu sein, und da ihre Schriften mit Anstand langweilig sind, werden sie um so lästiger. — Das ist es.

47.

Die Staatsnationalbildung

Versuch über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volks. Nach den Grundsätzen der Nationalökonomie von Julius Graf von Soden.

Aarau, 1821. Sauerländer.

Wenn ein Buch in Paragraphen geschrieben ist und seine Sätze in Schlachtordnung anrücken, dann mag dieses oft als Zeichen gelten, daß der Verfasser mehr von der kriegerischen Unterordnung als von der männiglichen Einsicht und Tapferkeit seiner Gedanken den Sieg erwartete. Auch schwache Gründe können, in Reihe und Glied gestellt, langen und guten Widerstand leisten. Ich sage, dieses kann *oft* ein Zeichen sein, aber nicht *immer*; wie es auch bei dem vortrefflichen Werke, das hier besprochen werden soll, keines ist. Wenn selbstkräftige, erfinderische Meinungen das freie Plänkeln lieben und unwillig ein geschlossenes logisches Regiment bilden, so bringt ihnen das zwar Ruhm, aber auch Gefahr; einzeln wie sie sind, können sie von einer Zahlübermacht umzingelt oder selbst von schwachen Feinden umgangen

und rücklings niedergeschlagen werden. Darum hat die Schrift des Grafen von Soden einen Vorzug mehr, weil sie edle, kampflustige Grundsätze in eine Ordnung brachte, wie die Regeln der Denkkunst sie vorschreiben. Bei der Form eines Lehrbuches für Anfänger ist sie unterrichtend für weit vorgeschrittene Denker. Sie lehnt sich sieben früheren Bänden des Verfassers: *Ueber die Nationalökonomie* als deren Fortsetzung an. Die Widersacher können nicht sagen: das sind Schwärmereien, das sind Träume, das sind die kranken Gelüste der Neuerungssucht! nein – was der Verfasser behauptet, beweist er, und was er beweist, das *war* schon bewiesen in einem früheren Satze, und so immer höher hinauf. Seine Grundsätze haben keinen erworbenen, sie haben einen Geschlechtsadel, und können der Ahnenprobe genug tun. Alle seine Reden, seine Wünsche, seine Besorgnisse sind die eines Menschenfreundes, nicht eines bequemen Freundes *des*, sondern eines arbeitsamen Freundes *der* Menschen. In den Lehren des Verfassers spricht nicht bloß ein wissenschaftlicher Trieb, der nichts fordert, als daß man ihm nach*rede*, sondern ein frommer Trieb des Herzens, welcher verlangt, daß man ihm nach*tue*. Er ist der Freiheit aus ganzer Seele zugetan und verteidigt sie, wie mit fester Besonnenheit, so mit liebenswürdiger Begeisterung. Nicht zu viel kann das Buch gelobt werden, denn es ist ein Markt des Überflusses, wo jeder, reich oder arm, finden kann, was der Hausbedarf und was die Prachtliebe wünscht.

Das Werk zerfällt in *vier* Bücher. In dem *ersten* Buche wird das Recht und die Pflicht der Regierung, die Staatsnationalbildung zu leiten, dargetan und die Volkserziehung in ihre Bestandteile gesondert. Das *zweite* Buch handelt von der körperlichen, das *dritte* von der sittlichen und das *vierte* von der intellektuellen Bildung. Der Verfasser geht in der Einleitung von einem Standpunkte

aus, den wohl nicht jeder gewählt hätte, nicht weil er falsch wäre und irreführte, sondern weil er steil und gefährlich ist und nur über Felsen und Tiefen in das Tal hinableitet, wo der gebahnte Weg beginnt. Der Grundsatz des Briten *Godwin:* „die einzige richtige Tendenz der Regierung sei und müsse sein: *sich entbehrlich zu machen*" wird angenommen und den Lesern dargereicht. Es wird gesagt: der Mensch, dessen sittliche Gefühle und intellektuelle Kräfte vollständig ausgebildet sind, bedarf kaum mehr einer Regierung. *Kaum* mehr – also doch etwas, nur vielleicht keiner strengen. Man kann also nur behaupten, eine gewisse Regierungs*form* müsse suchen, sich entbehrlich zu machen, aber nicht die Regierung im allgemeinen, denn sie ist: *wirkend* – das Band, welches die Glieder des Staats zu einem Körper vereinigt, und *leidend* – das Gemeingefühl, das Gefühl der Einheit dieses Körpers. Auch wenn alle Bürger im höchsten Grade sittlich und geistig ausgebildet wären, würde doch eine Regierung nicht entbehrlich werden, denn in der bürgerlichen Gesellschaft kann es kein unbeschränktes Recht selbst auf Tugend geben, und die Freiheit im Gebrauche der Geisteskräfte wird nicht weniger als die im Gebrauche der Körperkräfte einer gesetzlichen Grenze bedürfen. Nimmt man aber an (und wer kann es abschlagen?) was der Verfasser ferner sagt: die *Weiseren* der Menschheit, die auf der höchsten Stufe der Bildung stehenden Individuen, wären die von der Natur gekrönten *Herrscher* der übrigen, dann braucht eine Regierung, die auf einer andern Aristokratie als der des Geistes ruht, nicht erst entbehrlich zu *werden*, sie war es immer gewesen.

Von jener alten, schönen Zeit, „wo der Staat nicht einzig *aus* Bürgern, sondern auch *in* jedem Bürger bestand; wo das Ganze im Einzelnen und das Einzelne im *Ganzen* lebte; wo also die vollständige Erziehung und Bildung *öffentlich* war" – von jener Zeit sagt der Verfasser, sie

sei verwelkt und werde nie wieder erblühen. Man kann diese Trostlosigkeit nicht teilen, aber um so mehr eine andere Klage: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger *schuldig* ist; nämlich dem Unterrichte in der *Verfassung* des Staates und den Gesetzen. „Indes die Lehre aller Religionen die *Jugend* in den abstraktesten religiösen Dogmen unterrichten, hat man nirgends an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältnisse des Bürgers in der Gesellschaft gedacht." (Hier, wie auch an anderen Stellen, hätte man sich von dem Verfasser gern erklären lassen, wie fehlerhafte Staatseinrichtungen notwendig *zusammenhängen*; denn auch das Schlechte hat seine Regeln.) Mit Recht wird die Heiligkeit des *Stiftungsvermögens*, das für Schulen und öffentliche Erziehung bestimmt ist, in Schutz genommen und der Grundsatz verworfen, daß Stiftungsvermögen *Staats*vermögen sei. Wenn aber der Verfasser seinen Tadel auch auf die Erziehung der *geistlichen Güter* ausdehnt, so kann man ihm nur insofern beistimmen, als diese Güter großenteils „zu den Planen der Ehrsucht und Eitelkeit" verwendet wurden, denn im übrigen kömmt es keiner geistlichen Körperschaft zu, ein selbständiges, vom Staate unabhängiges Vermögen zu haben. Es ist nicht nötig, hier an die Erfahrungen des Mißbrauches zu erinnern, der damit zu allen Zeiten geschah, denn der Verfasser verlangt, daß die Regierung, um solchen Mißbräuchen vorzubeugen, eine Art Oberaufsicht führe. Aber die Religion kann erst dann ein Gegenstand der Geldwirtschaft sein, wo sie als Gottesdienst anfängt, äußerlich zu werden; doch wo sie anfängt, äußerlich zu werden, da gehört sie in das Gebiet der weltlichen Herrschaft. Die Einziehung der geistlichen Güter in Spanien kann daher noch besser als *damit* entschuldigt werden: daß dort die Freiheit zu jung ist, um ohne Leidenschaft zu sein.

Im Anfange des *zweiten* Buches, welches von der *körperlichen Bildung* handelt, wirft der Verfasser einen wehmütigen Blick auf die Vorzeit und auf die Grundsätze zurück, welche die alten Völker in diesen Dingen befolgt haben. Doch ist die Erinnerung, die ich oben gegeben, zu wichtig, als daß ich sie nicht wiederholen sollte. Die fehlerhaften Einrichtungen eines Staates stehen alle in einer notwendigen Verbindung, und ein *gegebener* Staat kann ohne gewisse Gebrechen gar nicht fortdauern. So kann ich mir eine vollkommene körperliche Ausbildung der Bürger, mit *Monarchien*, in der Art, wie sie jetzt bestehen, durchaus nicht vereinigt denken. Die Waffenlosigkeit der Bürger ist dort die Verfassung schützendes Gesetz, aber nicht das Eisen ist die Waffe, sondern der geübte Mannesarm, der das Eisen zu führen und zu entbehren gelernt hat. Man hat uns schlau und mit Erfolg weiß gemacht, körperliche Ausbildung schade der geistigen; und da freilich der Geist der schönere und bessere Teil des Menschen ist, haben wir eine Wahl getroffen und unsere leibliche Erziehung vernachlässigt. So ist es dahin gekommen, daß körperliche Stärke und Gewandtheit eine Kunst geworden ist, die nur wenige üben, und daß wir neugierig hingehen, einen starken Mann, einen guten Springer oder Fechter zu sehen, als wären sie nicht auch Menschen wie wir, sondern Tiere aus einer fremden Zone. Daher jene Gemütsschwäche, die aus Männern Kreisel macht, die sich drehen, sobald eine kindische Polizei sie peitscht, Binsen macht, die sich neigen vor dem Lüftchen eines Mundes, und Hasen, die nur in ihren Beinen Schutz gegen Hunde finden. Daher der Mangel jener Muskelkraft des Geistes, ohne welche der Geist ist, was ein Maler ohne Hand, was ein Pinsel ohne Farbe. Daher die Zerstörung der Brücke, die von dem Körper zu dem Geiste führt, und *daher* der abergläubische Magnetismus und die Mystik, die alberne Buhlerei, wo

Seele und Leib, an getrennten Ufern stehend, sich verliebte Kußhändchen zuwerfen und gar sehr jammern, daß sie beide nicht schwimmen können. Die *Turnkunst* ist an der Schulfuchserei ihrer Lehrer gescheitert, denn es ist der noch ungetilgte Fluch der Deutschen, daß sie, wagen sie sich ja einmal hinaus in ein freies Feld des Lebens, sie das Feld sogleich mit einer Mauer umgeben und es zum Schul*garten* bestimmen, wenn sie nicht gar ein Dach darauf setzen und es zum Schul*gebäude* machen. „Auch ist jener Soldatismus (sagt Graf von Soden), den man mit der Turnanstalt verknüpft hat, nachteilig, wenn er nicht unter einer weisen Leitung steht.“ Sehr wahr! Sie haben die Vaterlandsliebe *zünftig* machen wollen! Vortrefflich ist, was der Verfasser über die Notwendigkeit eines Institutes zur Bildung der *Kinderwärterinnen* und über deren Einfluß in der moralischen und physischen Bildung der Kinder sagt. Ich bitte das Morgenblatt, die Abendzeitung, die elegante Zeitung, den Freimütigen, den Gesellschafter, und wie sonst die literarischen Zuckerbäcker alle heißen mögen, das erwähnte Kapitel über Kinderwärterinnen ihren Leserinnen mitzuteilen, statt daß sie dieselben belehren, wie am 1. Oktober Herr *Hans* in Prag, wie am 2. Oktober Herr *Kunz* in Dresden den Hamlet gespielt und wie am 3. Oktober Frau *Ursula* in Braunschweig die Königin der Nacht gesungen hat.

Das *dritte* Buch, welches von der *sittlichen Bildung* handelt, beginnt der Verfasser mit Betrachtungen über den Einfluß, welchen die *Gesetze* auf die Sitten üben, und über die unglücklichen Folgen des Mangels *bestimmter* Gesetze. Die erste Folge ist, „daß die Richter ihre wahre Wesenheit verloren, nämlich aufgehört haben, Aussprecher der Anpassung des Gesetzes auf den einzelnen Fall zu sein, also willkürliche Dispensatoren des bürgerlichen Eigentums geworden sind.“ Die zweite unglückliche Fol-

ge ist, daß der allergrößte Teil der Staatsbürger, mit den *Rechten* unbekannt, sich in die Arme der Advokaten werfen müsse. „Unverkennbar herrscht also in Absicht des Eigentums und dessen Sicherheit, also in Absicht des ersten, ja Hauptzwecks der bürgerlichen Gesellschaft auch bei dem größeren Teile der gebildeten Völkerschaften zur Zeit reine *Despotie.* Die Richter und Advokaten sind die eigentlichen Gewaltigen des Nationaleigentums, und was aus dieser Gewalt gerettet wird, wird von der Finanz in Anspruch genommen." Es gibt nur ein Mittel, jene Übel zu heilen, nämlich das *Leben des Rechtes* muß im Volke allgemein gemacht werden. Dazu sind zwei Wege. Erstens: die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Ausführlichkeit und Umständlichkeit der bürgerlichen Gesetzbücher, und zweitens: die Öffentlichkeit der Justizpflege. Man hat das preußische Landrecht seiner Umständlichkeit wegen getadelt, aber gerade hierin besteht sein Vorzug. „Man hat nicht erwogen, daß diesem Gesetzbuche nur ein Urfehler anklebt, nämlich derjenige der *Art* seiner *Verfassung.* Von wissenschaftlich gebildeten Männern, von Gelehrten geprüft, hat Friedrich der Große nicht die *Nation* darüber zu Rate gezogen, nicht die Volksstimme darüber gehört, und *das* ist es, was die Gesetzgebung unerläßlich bedarf." Nur durch die *Öffentlichkeit der Justiz* kann dem sonst unvermeidlichen Despotismus der Richter und Advokaten Grenze gesetzt werden. Der Verfasser verteidigt sie mit der Wärme eines Mannes, der an sich und anderen erfahren haben mag, wie Ungerechtigkeit schmerze. Über die *Heimlichkeit der peinlichen Prozeßform* wird bemerkt: „Die spanische Inquisition ist der Gegenstand des Abscheues aller Nationen (gewesen). und in dem bei weitem größern Teile des gebildeten Europa wird über Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen des Staatsbürgers beinahe *ganz nach den Formen dieser nämlichen Inquisition* geurteilt. Der

Staatsbürger wird verhaftet, ohne daß sein Mitbürger *davon* oder von dem Grunde seiner Verhaftung Kenntnis erhalte. Er wird eines angeschuldigten Verbrechens wegen in Verhaft behalten, in Untersuchung genommen; seine Mitbürger erfahren nichts davon als durch das Chamäleon des Gerüchts... Es ist ein erstaunenswürdiger Beweis der Verirrung der menschlichen Vernunft, daß Regierende sich solch despotischer Gewalt über die Nation bemächtigen konnten; es ist ein ebenso erstaunenswürdiger Beweis der gemütlichen Beschränktheit der Nationen, daß sie eine solche despotische Behandlung in Absicht der wichtigsten und teuersten Güter der Menschheit, des Lebens, der Ehre und der Freiheit seit Jahrhunderten sich gefallen ließen."

Von dem verderblichen Einflusse der *Leihbibliotheken* auf die Sitten des Volkes, die des weiblichen Geschlechtes zumal, wie sie den Leichtsinn ausbilden, wie alle Zucht und Häuslichkeit darüber zu Grunde geht, wie sie die Jünglinge entnerven und ausfasern, davon entwirft der Verfasser ein treues Bild in kräftigen Zügen. Er wundert sich und zürnt, daß man es geschehen lasse. Der Herr Verfasser war wohl zu ängstlich oder bescheiden, daran zu erinnern, daß jene Leihbibliotheken zur Leibwache der Gewalt gehören, daß sie die Jugend, indem sie ihr das Mark aus den Knochen saugen, zum Widerstande gegen feindliches Wollen, woher es auch komme, unfähig machen. Wenn der Verfasser verlangt, die Polizei solle den Unternehmern der Leihbibliotheken vorschreiben, welche Bücher sie halten *müssen*, und ihnen das Anschaffen der schädlichen Bücher *verbieten*, so hat er diesmal nur sein Herz zu Rate gezogen. Keine Zwingherrschaft im Reiche des Geistes! Auch sollen wir die Gefälligkeit unserer lieben Freundin Polizei nicht mißbrauchen. Schon gar zu viele Sorgen hat sie freiwillig für uns übernommen, sie muß auch Zeit zum Schlafen

haben. Es gibt noch andere Mittel, das schändliche Gewerbe der Romanenmischer zugrunde zu richten. Man mache ihre Werke lächerlich, wenn sie nur abgeschmackt, man züchtige sie, wenn sie zugleich verführerisch und sittenverderblich sind. Einsichtsvolle und wohlwollende Männer mögen in jedem Orte, wo es Leihbibliotheken gibt, eine Gesellschaft bilden, die das mühsame aber edle Geschäft übernehme, sich mit allen in den Katalogen der Leihbibliothekare enthaltenen Büchern nach und nach bekannt zu machen und die guten öffentlich zu empfehlen, die schlechten aber zu widerraten. Wenn jene Männer von Zeit zu Zeit in den Nachrichtsblättern ihrer Wohnorte ein Verzeichnis der sitten- oder geistverderblichen Bücher mit Bezeichnung der Nummer, die sie in den Katalogen der Leihbibliothekare einnehmen, abdrucken ließen und etwa dabei bemerkten: „kein sittsames Mädchen kann eines der genannten Bücher ohne zu erröten auch nur in die Hände nehmen"; oder: „kein verständiger Jüngling, und der einst ein Mann werden will, nicht bloß dem Alter nach, wird seine gesunde Seele durch solche Lesereien verkrüppeln lassen"; dann läßt sich erwarten, daß die Nachfrage nach schlechten Romanen sich vermindern wird. Aber ja kein Zwanggebot! Ohne Freiheit verliert selbst die Tugend ihren Wert. Daher war ich sehr überrascht, daß der würdige Verfasser, der für Freiheit und Recht überall mit so großer Herzenswärme spricht, von der Gesetzgebung „*Kleiderordnungen* zu Bezeichnung der Stände" fordert. Es ist dieses um so überraschender, da er eine Zwangsbeschränkung des Luxus überhaupt mit Recht verdammt. Er sagt, die Sitten können unmöglich bewahrt werden, „solange es den untern Klassen freisteht, sich den höhern im Äußerlichen *gleich*zustellen". Aber, guter Gott, hat denn ein Stand, weil er seine besondere Sitten hat, auch seine besondere Sittlichkeit; ist nicht diese eine ge-

meinschaftliche für alle Stände? dürfen die höhern Stände die Folgen *ihrer* Sittenverderbnis auf die niedern wälzen? Wenn sich die untern Klassen den höhern *äußerlich* gleichstellen, dann ist eine *innere* durch Entgegenkommen von oben bewirkte Gleichstellung vorhergegangen, und mit der Frucht des Übels vertilgt man seine Wurzel nicht. Zu Kleiderordnungen ist daher weder Not, noch Recht, noch guter Grund vorhanden. Keine Not – denn der Kleideraufwand der dienenden Klasse ist nicht Ursache, sondern Folge der Sittenverderbnis, und nicht die ihrer eignen, sondern die der allgemeinen. Kein Recht – denn unsere Diener sind nicht unsere Sklaven, und wenn sie mündig sind, muß ihnen verstattet bleiben, das Erworbene nach Neigung zu verwenden. Kein guter Grund – denn es ist besser, daß unser Dienstvolk die Zeichen seines übeln Lebenswandels oder seines Betrugs *offen* an sich trage als versteckt, und wenn man ihnen die kostbaren Kleider verbietet, wird ihre Eitelkeit sich auf eine mehr verborgene Weise, die den Gesetzen unerreichbar ist, befriedigen. Wozu noch weitere Einreden! Kann ich etwas Besseres sagen als: *Wie der Herr, so der Diener?*

Über *Schauspiele* und deren Einfluß auf die öffentliche Sitten macht der Verfasser vortreffliche, zum Teil neue Bemerkungen. Man lese sie und versuche es, anderer Meinung zu sein. Er tadelt mit verzeihlicher Heftigkeit, daß die Regierungen die Bühne überall sich selbst überließen. „Sie gewöhnten sich sie als eine gesellschaftliche Unterhaltung zu betrachten, deren Geist sie dem Geschmacke hingeben könnten. Sie bewachten sie zwar ängstlich in *politischer* Hinsicht, damit nichts dem Geiste der Regierung Abholdes, die bürgerliche Freiheit oder Beschränkung der Willkür Betreffendes öffentlich dort verkündet werde; ... aber die *sittliche*, sowie die *intellektuelle* Tendenz blieb ihnen allergrößtenteils fremd. Mag

nur der Grund *darin* liegen, daß die Machthaber bei der, als einer Erbkrankheit der Macht, steigenden Tendenz zur *unbeschränkten Herrschaft* und *Allgewalt* den Völkern hierdurch Freiheit des Spielraums, den Trank der Vergessenheit ihrer Leiden reichen wollten oder daß die Organe der Macht allmählich selbst vom Sittenverderbnis ergriffen wurden – der sittliche und intellektuelle Zweck der Bühne blieb allergrößtenteils ohne Aufsicht; und dies nannte man dann – liberale Gesinnungen." Die Abnahme des Geschmackes für *Trauerspiele*, die man in neuern Zeiten bemerkt, schreibt der Verfasser der Sittenverderbnis zu, welche das Herz schlaff gemacht und die Empfänglichkeit für große Tugenden abgestumpft habe. „Bei dem *weiblichen* Teile des höhern Publikums hat diese Abneigung gegen die *Tragödie* ihren Grund in der verkehrten Erziehung und Bildung . . . Ermattet wie sie sind, also unempfänglich für die Wohltätigkeit eines durch moralische *Veredlung lohnenden* Schmerzes, wollen sie nur *glückliche Liebende* sehen, da ihr ganzes Leben nur ein Roman der Liebe ist." Auch den neuern tragischen Dichtern wird die Schuld jener Abneigung gegen Trauerspiele zugeschrieben. Sie haben den wahren Geist der Tragödie verlassen. Ihre Helden und Heldinnen sind oft nicht mit dem Schicksale ringende Menschen, sondern Schwächlinge, Opfer ungeregelter Leidenschaften, die als Opfer derselben mutlos untergehen, oder Verbrecher, die sich ihren verdienten Untergang bereiten. So haben die Dichter, ihres hohen und heiligen Berufes uneingedenk, indem sie der Verweichlichung der Menschheit frönten, zu ihrer Verschlechterung beigetragen. Statt Ehrfurcht für Tugend und Seelengröße haben sie Nachsicht für das Laster durch Teilnahme an verschuldetem Unglücke gepredigt, für eine *Maria Stuart*, die Gattenmörderin, für einen *Hugo*, den Ehebrecher und Meuchler seines Freundes, Interesse aufgeregt. –

en *Harlekin* wünscht der Verfasser mit Unrecht zu-
ick; auf unseren Bühnen ist der Ernst abgeschmackt,
ie unerträglich wäre erst der Spaß.
lles, was über *Religion* und *Gottesverehrung* gesagt
ird, zeigt ebenso große Helle des Kopfes als Wärme
es Herzens. Man nehme es darum mit Herz und Kopf
ankbar auf, denn hierin am meisten bedarf die irrende
Velt Zurechtweisung, da in Dingen der Religion, wo
er Irrtum der Übelwollenden aufhört, der Irrtum der
utmeinenden beginnt, Wahnsinn aber auf beiden Sei-
en herrscht. „Wie weit mußte die menschliche Vernunft
icht verkrüppelt sein, um sich bis zu den Begriffen einer
errschenden Religion, einer *herrschenden* Kirche zu ver-
ren! Wie war es möglich, mit den Ansprüchen der Ver-
unft die Idee zu vereinigen: daß die Empfindungen
der Ansichten eines Teils der Staatsbürger über die *Art*
er Verehrung des höchsten, unsichtbaren Wesens die-
en berechtigten, die physische Übermacht zu gebrau-
hen, um den andern Teil einzig um der *Verschieden-*
eit der Ansichten von der *Art* dieser Verehrung willen
u verfolgen, zu unterdrücken oder mindestens Vorzüge
or ihm zu behaupten? Selbst das Wort *Toleranz* ist ein
ergehen gegen die menschliche Vernunft. Wie? indes
er Allvater jede Art seiner Verehrung ruhig annimmt,
vill ein Teil seiner Kinder sich's zum Verdienst rechnen,
venn er dem andern erlaubt, ihn nach *seiner* Weise zu
erehren? . . . Die Religionskriege haben unter allen das
Jngeheure der entarteten menschlichen Natur in seiner
rößten Scheußlichkeit dargestellt." (Und um wieviel ist
s jetzt etwa besser geworden? die Religionskriege dauern
ort, nur schlachtet man die Gefangenen nicht mehr und
ratet sie nicht zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhau-
en; man begnügt sich, sie verwundet zu haben, und
nacht sie zu Sklaven. Die verlorne Kunst des Altertums
eweint man, aber um die verlorne Weisheit der alten

Welt, die von der Raserei des Religionshasses stets fr
geblieben, um diese weint man nicht. Für *einen,* den d:
Christentum seit je getröstet, haben die Christen Tau
sende trostlos gemacht!) –
Die *Bibelgesellschaften* habe ich immer als einen Bewe
mehr angesehen, daß die waltende Vorsehung, um *ih*
Zwecke zu erreichen, sich solcher Mittel bedient, die de
Menschen mit der Erfüllung *seiner* Wünsche schme
cheln. Wie wäre sonst die Verblendung der protestant
schen Eiferer zu erklären, die durch die *Verbreitung* de
Bibel, durch dieses unfehlbare Mittel die *Demokratie* ir
Religionsstaate herbeizuführen, eine allgemeine *Monar*
chie des Glaubens zu erreichen hoffen? Auch der Ve
fasser bezweifelt, daß die Verbreitung der Bibel (de
ganzen ohne Auswahl) geeignet wäre, das reine Chri
stentum, die wahre Sittlichkeit, zu befördern.
Die *Juden.* Der Verfasser hat, indem er, abweichend vo
der Form seines Buches, dieser Untersuchung eine eigen
Überschrift gab, die Wichtigkeit bezeichnen wollen, wel
che die Welt und er selbst dem Gegenstande gibt. Abe
es ist ein schlimmes Zeichen, wenn man eine Sache wich
tig findet, die, weil sie einen unendlichen Wert hat, z
ihrer Preisbestimmung gar nicht gewogen zu werde
brauchte. Es gibt Grundwahrheiten, die zum Wahnsinn
führen, wenn man sie zum Gegenstande der Untersu
chung macht; denn sie sind der *Boden* des Verstandes
und wenn dieser wankt, wankt auch alles übrige. Abe
die Menschen sind unbedacht; sie wollen das *Sehen* sehe
und reißen das Auge aus seiner Höhle, es bequem in di
Hand zu nehmen. Solange die Juden ein Gegenstand de
Hasses, des Abscheues, der Verfolgung waren, und wo si
es noch sind, da möchten oder mögen die Besserdenken
den für jene Unglücklichen *handeln,* aber für sie z
sprechen, wäre Torheit; denn die Leidenschaft hat kein
Regel und kann daher nicht irren, und die Empfindun

verrechnet sich nicht, weil sie gar nicht rechnet. Wo man aber über die Juden ruhig und wissenschaftlich spricht, da ist es Zeit, dem Irrtume zu begegnen. Ich will es offen bekennen, daß, den Zorn abgesehen, den jede Ungerechtigkeit in meiner Brust erregt, sie mag treffen wen, sie mag verübt werden, von wem sie wolle, alles das, was ich je gegen oder auch nur über die Juden gelesen habe, mich immer lachen gemacht hat. Die Herren überlegten, ob die Juden in das Staatsbürgerverhältnis paßten, und die Wohlwollenden meinten, sie wären tauglich dazu oder könnten es gemacht werden. Aber die Hauptsache vergessend, haben sie sich eine unnötige Mühe gegeben. Das Staatsbürgerrecht braucht nicht erst erworben zu werden, man wird damit geboren, man ist schon Bürger in der Wiege. Wenn keiner, der räumlich im Staate geboren wird, das Recht hat, an der bürgerlichen Gesellschaft *nicht* teilzunehmen, wie kann diese das Recht haben, einen in ihr Gebornen auszuschließen als nur im Falle eines Verbrechens zur Strafe? Soll das Bürgerrecht ein Lohn der Tugend sein und darf es dem Verdienstlosen verweigert werden, dann müßte man auch die Christen in die Klassen der Guten und Schlechten einteilen; denn wären die Juden auch noch lasterhafter, als man je behauptet, so sind doch ihre Laster *menschlicher* Natur, von welchen notwendig auch viele Christen behaftet sein müssen. Ich glaube an alles eher als an die Bosheit der Menschen; ich glaube also nicht, daß *sie* die Quelle der Verfolgung sei, welche die deutschen Schriftsteller gegen die Juden üben. Es ist nichts als ein garstiges Muttermal, welches die Deutschen nicht abwaschen, nichts als eine Schulfuchserei, die sie nicht los werden können. Man muß Geduld mit ihnen haben, es wird schon besser werden; freilich *große* Geduld. Denn es ist zu wetten, daß die Spanier, wenn sie nicht durch äußere Gewalt verhindert werden, ihre Freiheit voll-

kommen auszubilden, in Zeit von acht Jahren – ich sage *acht* Jahre und bewillige keinen Tag länger – selbst den Juden das Staatsbürgerrecht geben werden. Es wird sich dann 1828 drollig genug ausnehmen, wenn im Lande der Inquisition Juden Mitglieder der Cortes sind, während man im Lande Luthers noch angstvoll überlegt, ob wohl ein Jude Schneidermeister oder Advokat werden könne, ohne daß die Achse der Welt breche.

Auch der Verfasser geht in seinen Betrachtungen von einem Standpunkt aus, den ich nicht gewählt hätte, obzwar die übrigen Ansichten, die er aufstellt, höchst weise, und die Mittel, die er zur Vervollkommnung des bürgerlichen Zustandes der Juden anratet, ebenso zweckmäßig als menschenfreundlich sind. Er sagt: die ganze Gesetzgebung *christlicher* Staaten wäre offenbar auf die Lehren des *Christentums* gegründet, man könne also die Glieder eines Volks, dessen Religionsgrundsätze jenen Lehren entgegenstehen, mit solchen Staaten nicht amalgamieren. Aber *erstens*, bekennt der Verfasser später selbst, daß die *wahren*, nicht erlogenen Grundsätze des Judentums mit den *wahren*, nicht erlogenen Grundsätzen des Christentums ganz zusammentreffen; und *zweitens* ist die Ansicht von der Grundlage der Staaten, *worin die christliche Religion herrscht* (der Ausdruck: *christliche Staaten* setzt schon als bewiesen voraus, was erst bewiesen werden soll) nur bedingt wahr. Die europäischen Staaten, ausgenommen die Türkei, ruhen allerdings auf dem Christentume, aber doch nur *faktisch* und *zufällig*, nicht *rechtlich* und *notwendig*. Sie ruhen auf dem Christentume wie ein Haus auf seinem geometrisch eingeschränkten Grunde, wobei es aber auf die mineralische *Beschaffenheit des Bodens* nicht ankömmt; das Gebäude hätte auch an einer andern Stelle errichtet werden können. Von hier an weiter begleitet man den edlen Verfasser gern auf seinem ganzen Wege. Er sagt: „*Jesus* als

Israelit geboren, von seiner Kindheit an den israelitischen Religionsgebräuchen unterworfen und im spätern Alter sich ihnen freiwillig unterwerfend, *starb als Israelit.* Nirgend verwarf er die mosaischen Gesetze; er selbst verwies das Volk auf Moses und die Propheten. Nirgend kündete er sich als den Stifter einer *neuen* Religion an; und so wie wir *unmittelbar von ihm* durchaus nichts besitzen, so haben uns auch selbst seine Biographen, die Evangelisten, nichts aufbehalten, das eine Absicht verkündete, Stifter eines *neuen* Glaubens zu werden... Die Eitelkeit der Menschen, der Haß und die Verachtung gegen ein ausgeartetes und unterdrücktes Volk waren es, welche, des reinen Glanzes der göttlichen und ursprünglichen Christuslehre sich bemächtigend, aus ihr eine *neue* und zwar, gerade jenes *Hasses* wegen, der mosaischen, also *alt*jüdischen Religion *entgegen*gesetzte Religionspartei – – geschaffen hat... Wenn also der Christ die mosaische Gesetzgebung, mit Ausschluß der lokalen und temporellen politischen Anordnungen, verehrt, so zeigt sich, daß beide Religionen, die christliche und die jüdische, *an sich* zusammentreffen. . . . Zieht man von der Christusreligion das Geheimnisvolle und Wunderbare ab, an dessen *Unfehlbarkeit* um deswillen doch andern Religionsverwandten zu zweifeln erlaubt sein mag, weil die christlichen Religionsparteien *unter sich* darüber nicht einig sind, so wird eine *göttliche* Religion übrigbleiben, gegen deren erhabene Lehrsätze sich auch jetzt noch die Vernunft des nur etwas aufgeklärten Juden unmöglich sträuben kann." Zu dieser alleinseligmachenden, *göttlichen*, oder wie der Verfasser sie nennt, *altmosaischen* Religion solle man die Juden zurücknötigen, nicht durch die Gewalt der Strafe, sondern die des Lohns. Keinem werde verwehrt, den Talmudischen Vorschriften ferner anzuhängen, diejenigen Juden aber, welche den Menschensatzungen entsagten, die in der jüdischen wie in

jeder andern Religion albern sind, wo sie nicht ruchlos sind, solle man zu Staatsbürgern machen, sie den Christen völlig gleich achten und dann auch die Ehen zwischen beiden sich so verschwisterten Religionsparteien nicht länger verhindern. Wer könnte die edle Friedenstiftung, die der Verfasser versucht, verdammen? O! gar viele werden es; denn der Verfolgungstrieb liegt in dem Hochmute aller Menschen, die, weil sie keinen innern Wert haben, nach den *Zeichen* eines Wertes geizen. Wer nicht von Adel sein kann, um auf Bürger herabzusehen, will wenigstens ein Christ sein, um die Juden *unter* sich zu haben. „Mögen diese Wahrheiten noch so lange unbeachtet bleiben: es erscheint eine Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte reklamieren wird." Mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Betrachtung über die Juden. Ja gewiß, diese Zeit wird kommen; da wird der Mensch aus seinem Fiebertraume erwachen und gerührt den Bruder erkennen, der weinend an seinem Bette sitzt.

Auch das *vierte* Buch: von der *intellektuellen* Bildung, ist reich an scharfsinnigen Bemerkungen und Ergießungen eines menschenfreundlichen Herzens. Die Vorzüge des *öffentlichen* Unterrichts, gegen den *Privat*unterricht, werden auseinander gesetzt. Nur auf öffentlichen Schulen würde eine Verschmelzung unter den Ständen und Volksklassen möglich über die Begriffe des Wahren, des Rechten und Schicklichen, welche alle Selbstsucht, allen Kastengeist ausschließt. „Nur in öffentlichen Unterrichtsanstalten kann jener Staatsbürgersinn sich bilden, der für alle Staaten so wichtig ist, weil mit dem Fortschritte der Ausbildung der menschlichen Vernunft alle Staatsverfassungen republikanisch im reinen Sinne dieses Wortes werden müssen." – Über den ersten Religionsunterricht bemerkt der Verfasser: für die Kindheit gehöre eigentlich nur der reine *Deismus*, aber keine *Dogmenlehre*. Das Herz müsse zur Religion gebildet werden.

Man solle den Kindern (wie die verderbliche Übung herrscht) keine Mythen des *Glaubens* vortragen, „für die sie keinen Sinn haben noch haben können, da selbst die *Bezwingung* der Vernunft diesen Glauben erst zu erpressen vermag. Man verfinstert die ersten Keime dieser Vernunft durch das *Memorieren* der Katechismuslehren." Beim ersten *Sprachunterricht* solle auf die Reinheit der allgemeinen Nationalsprache und auf Vertilgung der Provinzialität gewirkt werden. (Zwar ist Sprache das Gefäß des Geistes; der Reichere an Geist wird daher immer eine schönere Sprache haben als der Ärmere; aber die irdene Schüssel kann so *rein* gehalten werden als die goldne Schale, und *darauf* kömmt es an.) — Es wird als wichtig anempfohlen, daß die Kinder *leserlich* schreiben lernen, weil man ja nur schreibe, um gelesen zu werden. (Dieses würde wenig helfen; denn im 25. Jahr haben sehr viele Menschen das Schreiben wieder verlernt, und es wäre sehr nötig, eine hohe Schreibschule für Erwachsene zu errichten. Die meisten Männer von wissenschaftlicher Bildung, Gelehrte und Beamten, schreiben so erbärmlich, daß man den Herren auf die Finger klopfen möchte; man weiß oft so wenig, was sie mit ihrem Geschriebenen als was sie mit ihrem Gedruckten haben sagen wollen. Die Gewerbsleute haben einen anderen Fehler, sie schreiben *zu* deutlich, so daß man ein Verkleinerungsglas brauchen könnte, um sie zu lesen. Wozu, um des Himmels willen, alle langen Schnörkel, Striche, Züge, Spieße und Zweige, die über und unter der Linie heraustreten und nur zu verwirren dienen? Buchstaben und Zeilen verstricken sich und sind gar nicht mehr voneinander zu bringen, so daß jede Blattseite eine dicke Hecke bildet, durch welche das weiße Tageslicht nur mühsam fällt.)

Dem *primären* Unterrichte reiht sich der *sekundäre* an. Jener ist Lebensbedürfnis für alle, dieser nur für gewisse

Stände des Volkes, oder für alle Klassen, aber nur in gewissen Verhältnissen. Im allgemeinen gibt die Natur jedem einzelnen Menschen mit der *Fähigkeit* zur höheren Ausbildung seines Geistes auch das Gebot dazu. Aber der Verfasser nimmt außerdem für gewisse bürgerliche Verhältnisse auch einen *Zwang der Gesetze* zu jener höhern Ausbildung an. Dieser *Zwang* trete unter andern Fällen auch beim *Erbadel* ein. Über diesen Gegenstand wäre teils zur Ergänzung, teils zur Widerlegung der Aussprüche des Verfassers mehr zu sagen, als der Raum hier aufnähme. Zwar geschieht die Äußerung: „Ob nach nationalökonomistischen Grundsätzen der *Erbadel* in Monarchien als Staatsmaschine notwendig sei, ist eine *diesem* Werke *fremde* Untersuchung"; doch ergibt sich klar genug, daß der Verfasser die Frage *bejahend* beantworten würde. Ich meine aber, daß man nicht fragen sollte, ob der Adel in Monarchien unentbehrlich ist, sondern ob der Menschheit Monarchien *solcher* Art unentbehrlich sind, die des Adels nicht entbehren können. *Jetzt* freilich ist der Adel eine Stütze der Monarchie, aber man vergesse nicht, daß jede Stütze eine *Höhlung*, einen leeren Raum bildet, den die Körper zu ihrem Falle brauchen. Wo die Regierung eins ist mit der Masse des Volks, nicht durch ein räumliches *Band*, sondern *chemisch* verbunden, da bedarf sie keiner Stütze. Monarchien bedürfen des Adels nicht, der Adel bedarf der Monarchien. Da wo der Adel besteht (fährt der Verfasser fort), ist er „als eine zu höhern geistigen Ausbildung *verpflichtete* Volks*klasse* zu betrachten", und der Staat solle, ehe er den adelgebornen Söhnen den Genuß der Vorzüge ihrer Geburt einräumte, sie über ihre geistige Ausbildung prüfen lassen. Allein dieser gesetzliche Zwang wäre nicht eine Gewalt gegen den Adel, sondern eine Gewalt gegen den Bürgerstand ausgeübt. Denn während die im letztern Gebornen rück-

chtlich ihrer geistigen Ausbildung ganz allein der /illkür und oft der Kurzsichtigkeit, dem Unverstande, en Leidenschaften oder der Laune ihrer Eltern und Ereher preisgegeben sind, würde das unwandelbare und ets als weise anzusehende Gesetz für die gute Erziehung er adeligen Jugend vormundschaftlich Sorge tragen. Väre dieses nicht eine große Ungerechtigkeit gegen die brigen Volksklassen? Auch eine *verdiente* möchte ich igen. Denn die Bürgerstände waren oft blödsinnig geug, über den Mangel an *persönlichen* Verdiensten des dels zu spotten, vergessend, daß gerade durch diesen Aangel ihrer Verderblichkeit vermindert werde und daß s trostlos wäre, wenn der Adel zu den Vorzügen der eburt auch noch die des Geistes gesellte.

Jber Akademien, über die Verbindung der Zucht mit 'reiheit bei den Studierenden, über die Methode des kademischen Unterrichts, besonders über die Sinnlosigeit, mit welcher das Studium der Theologie betrieben vird, über den Buchhandel, Nachdruck und mehrere iierher gehörige Gegenstände macht der Verfasser viele reffliche Bemerkungen. Es ist etwas in allen seinen Aussprüchen, das sie gegen jede Beleidigung übelwollenler Menschen schützt – sie sind *ganz* freimütig; und ffen wie sie sind von allen Seiten, kann weder der Unerstand fürchten noch die Bosheit zu fürchten sich nstellen, als lauere *hinter* jenen Grundsätzen etwas Geährliches. Darin unterscheidet sich der Verfasser von nanchen andern freisinnigen Schriftstellern, daß er die Gefahr nicht flieht und nicht mit dem *Ruhme*, den der Mut der kühnen Rede erwirbt, auch die Sicherheit veriinden will, welche die feige Rede in ihrem Schlupfvinkel genießt.

48.

Materia medica

[1821]

In einer besseren Absicht als Sprache setze ich diese Übei schrift. *Der* Fahne dürfen alle folgen, sowohl die Anbete als die Verleugner des Fürsten von Hohenlohe; den *materia medica* kann beides ausdrücken: *Mittel* und *Ge genstand* der Heilung, wenn auch letzteres nicht ir besten Latein. Vorsichtige deutsche Schriftsteller abe sind mäßig und verderben es lieber mit der Wahrhei als mit einer Partei. Darum sage ich: das größte alle Wunder ist, in unserer Zeit für Wunder Glauben finden und da dieses größte aller Wunder vor ganz Deutsch land geschah, so sind es nur kindische eigensinnige Men schen, welche die übrigen weit kleinern Wunder ableug nen, die der Herr Fürst zu Würzburg von dem 20stei Juni bis zu den Hundstagen verübt hat und worübe nachfolgende Schriften treuen Bericht erstatten – ich sa ge, sie sind dumm.

I. Wahre und kurze Beschreibung der merkwürdigei Ereignisse und wohltätigen heiligen Handlungen Sı Durchlaucht des Herren Fürsten Alexanders von Hohen lohe usw. während seiner 24tägigen Anwesenheit in de Kreishauptstadt Würzburg dargestellt in zwölf vertrau ten Briefen usw. von *Franz Nikolaus Bauer,* des ehemali gen hohen Domstifts zu Würzburg Vikar und dominica tis maior. 1821.

Der Herr ehemaliger Domvikar beginnt entschuldigend „Wenn diese vertrauten Briefe in keiner *Dichtersprach* erscheinen, so liegt es ... an der Schnelle, mit welche die Würzburger Wunder aufeinander folgten und wo durch daher die geschichtschreibende Feder zu gleiche Eile genötigt ward. Aber der Herr Bauer ist zu bescheiden Sein Büchelchen liest sich wie ein Gedicht, da das Ge reimtsein durchaus kein notwendiges Erfordernis poeti

scher Werke ist. Der Briefe sind *zwölf*, um von der apostolischen Natur sogar die Zahl zu entlehnen. Daß Hr. Baur den Herrn Fürsten von Hohenlohe einen „*Göttermann*“ nennt, muß christliche Leser überraschen. Man hat doch früher nie gehört, daß dominicates maiores im Würzburgischen eine griechische Erziehung genossen. Der Herr Fürste trat zuerst mit zwei rührenden Predigten auf. „Wie sehr ein Mann *von solcher Würde und* (solchem) *Stande* auf Menschen wirken kann, davon hatte man den augenscheinlichsten Beweis; denn sehr viele Stellen in seinen heiligen Reden entlockten vielen Zuhörern Tränen“. Wen wird dieses wundern? Viele andere Fürsten haben verstanden, die Menschen weinen zu machen, Tränen zu trocknen nur wenige. Jetzt wurden Wunder gemacht, bis zum 17. Juli ohngefähr fünf Dutzend Blinde, Taube und sonstige sinnlose Menschen wurden geheilt. Die Fürstin von Schwarzenberg war, wie bekannt, die erste, welche durch „*unmittelbares* Einwirken“ der Gottheit von ihrer Lähmung befreit wurde, in der reinen und einzigen Absicht, damit „der in unsern Tagen so sehr gesunkene Glaube an die Gottheit Jesu wieder neu belebt werde“. Neun Jahre seit dem achten ihres Alters war die Fürstin lahm. Die geschicktesten Ärzte Frankreichs, Italiens und Deutschland[s] hatten sich an ihr versucht, 80 000 Taler wurden verwendet. Vergebens. Am 20sten Juli, zwischen 10 und 11 Uhr, sprang sie auf Geheiß des Fürsten von Hohenlohe aus dem Bette, ging die Treppe auf und ab und war gesund. Eine Stunde darauf brachte der geschickte Herr Maschinist und berühmte Instrumentenmacher *Heine* der Fürstin, welche er seit zwei Jahren behandelte, „eine neue stählerne Schraubmaschine, an Wert von 200 Fl., die sie aber als geheilt nicht mehr brauchen konnte. *Unsern lieben Herrn Heine* überraschte diese unerwartete Erscheinung und göttliches Einwirken dergestalten, daß er

mit stummen Staunen und *Totenblässe* die Prinzessin verließ. Doch scheint er sich wieder in etwas erholt zu haben, denn nun spricht er: Gott und *ich* haben die Prinzessin gesund gemacht. *Dixi et salvavi animam meam.*" Die milde Weise des Herrn Domvikars tritt in dieser Erzählung deutlich hervor. Auch erinnert er wohlmeinend "es könnte in dieser Sache ein dritter als Columbus auftreten, wie er sich vor Ferdinands Hofe mit der Aufgabe, ein Ei auf einen Teller zu stellen, rechtfertigte". Nicht ganz richtig wird hier der Fürst von Hohenlohe mit Columbus verglichen. Der letztere entdeckte ein ganz unbekanntes Land; der erstere aber hat nur ein verlorenes Potosi wieder aufgefunden.

Um zu zeigen, daß die 1821ger Würzburger nicht die ersten klugen Menschen sind, sondern daß es früher schon Leute gegeben, die Verstand gehabt, zieht Herr Domvikar Bauer viele Wundergeschichten an, die der heilige Augustinus in seinem Buche *De civitate Dei* erzählt. Dieser Heilige Skribent sagt sehr treffend am Schluß seiner Wundererzählungen: „Wer die Wunder noch untersucht, ist selbst ein Wunder, welcher nicht glaubt, was die ganze Welt glaubt."

Sollten sich aber Ungläubige finden, die Herrn Bauer zu bekriegen gesonnen sind, so wird ihnen das freundschaftlich abgeraten. Alle ihre Tapferkeit würde fruchtlos sein, denn der Domvikar hat sich mit einer Bibelfestung umgeben, die auch ein Vauban nicht erobern könnte.

II. *Briefe aus Würzburg über die dortigen wichtigen Ereignisse in Monate Junius,* 1821. Erste und zweite Lieferung, 3te verbesserte Aufl. Würzburg 1821.

Dieser Herr Lieferant ist sehr gemütlich; auf jeder Seite seiner Briefe ruft er einige Male *o Freund* aus. Dabei ist er uneigennützig, was Lieferanten selten sind, denn hätte er sich auf seinen Vorteil verstanden, würde er nicht haben drucken lassen: *verbesserte* Auflage, da seine Wun-

dererzählungen hierdurch an ihrer Glaubwürdigkeit verlieren müssen.
Aus diesen Briefen erfährt man zudem, was Herr Bauer in den seinigen berichtet, noch folgendes: Der Herr Fürst von Hohenlohe stieg nach seiner Ankunft in Würzburg beim Stadtpfarrer Herrn *Deppisch* ab. „Mit diesem Biedermanne befreundet ihn ein gleicher löblicher Eifer für die Emporhebung der leider in unsern Tagen so tief gesunkenen und so gewaltiglich angefeindeten christkatholischen Religion." ... Der Herr Fürst hat „am Sitze des katholischen Kirchenoberhauptes – in *Rom* – acht Monate hindurch *mit Eifer* die Lehren der katholischen Kirche und *die Pflichten des geistlichen Standes studiert*" ... Ferner: „Man erzählt, daß die Fürstin von Schwarzenberg des Nachts, wenn sie zufällig vom Schlaf erwacht, oft freudig aus dem Bett zu springen pflege, um zu versuchen, ob sie noch gehen könne und also die Heilung Bestand halte." (Wenn ihr nur der Unglaube nicht die Strafe eines Rückfalles in ihre Krankheit zuzieht!) ... Im Julius-Spitale hat der Herr Fürst an 18 Individuen seine Hülfe versucht, jedoch „aus unbekannten Gründen" ohne günstigen Erfolg.
Den letzten Brief, worin die Abreise des Herrn Fürsten von Hohenlohe nach Bamberg berichtet wird, beginnt der Lieferant mit den Worten: *„Der Vorhang ist gefallen"*, welches keineswegs gleichbedeutend ist mit: *„Die Komödie ist aus"*, wie Spötter etwa glauben können.
Erschütternd ist ein Nachtrag zu diesen Briefen, worin der Verleger derselben sich beschwert, daß sein Verlagswerk von mehreren nachgedruckt worden sei. Er nennt diese Nachdrucker vorläufig – *Scheusale*. Eine Bittschrift an die hohe Bundesversammlung gegen den Nachdruck in *solchen Ausdrücken* abgefaßt, könnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Herrn Gesandten würden zurückfahren. was sehr zu wünschen wäre.

49.

[„Über Herrn von Villèle und dessen politische Stellung, Paris, 1822."]

[Ein für Band VIII der Polit. Annalen aus dem Französischen übersetzter Aufsatz mit Anmerkungen von Börne]

[1] Die Journale einer gewissen Partei haben Herrn v. Villèle wegen einer Privatkorrespondenz angegriffen, die sie ihm zuzuschreiben für gut gefunden. Ohne zu untersuchen, ob jene Privatkorrespondenz wirklich von diesem Minister herrühre, was wir nicht glauben, oder von irgend einem, vielleicht unbesonnenen Freunde, dünkt

1 Frankreich ist das Zifferblatt Europens; hier *sieht* man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst *schlagen* hören, um die Stunde zu erfahren, – man verhört sich aber leichter, als man sich versieht. Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Wesen unserer Zeit aus ihren Zeichen zu erforschen und meine Beobachtungen in den Allgemeinen politischen Annalen niederzulegen. Die kleine Schrift *Über Herrn v. Villèle* kam mir sehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen; denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich ist, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, ist es in Meinungsstreitigkeiten immer rätlich, sich auf den Standpunkt zu stellen, den sich der Gegner gewählt. Die Leser der genannten Schrift, von welcher Partei sie auch sein mögen, Aristokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächlen, mit welcher man darin gewisse Grundsätze, Ansichten und Zwecke öffentlich bekennt und über Mittel und Wege unverhohlen spricht. Des Königs geschieht zwei oder drei Male Erwähnung, der Aristokratie wird oft gedacht, unaufhörlich aber ist davon die Rede, was Herr v. Villèle oder jeder andere Minister jetzt notwendig tun muß, um *seine Stelle zu behalten.* Von den Forderungen der Franzosen aber, von den Bedürfnissen und dem Wohle Frankreichs wird auch nicht das kleinste Wörtchen gespro-

es uns ersprießlich, uns mit den Ansichten zu beschäftigen, welche die Feinde des Herrn v. Villèle als die Grundlage jener Korrespondenz betrachten und die wir, für den Augenblick, als diejenigen des genannten Ministers annehmen wollen[2].

chen. Eine jener Ungeschicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorschein kommen, sobald die Gewalt – *spricht!* Die Freiheit kann reden, denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen. Noch eine andere Wahrheit wird aus nachfolgenden Blättern hervorgehen: die heutigen französischen Minister sind viel zu klug, als daß sie hoffen dürften, ihre Absichten durchzusetzen. Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenschaft der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren sein muß, so ist es die Dummheit. Es gibt für jeden französischen Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er Frankreich nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will – er darf diese Gefahren nicht *sehen.* Über enge, felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Packesel.

2 Die Privatkorrespondenz, auf welche hier angespielt wird, hat sich den englischen ministeriellen Kourier zur Schaubühne gewählt. Ich sage *Schaubühne*, denn der Ursprung wie der Zweck jener Korrespondenz ist das Geheimnis der Komödie. Herr Decazes hatte zur Zeit seiner Herrschaft auch eine maskierte Korrespondenz; er ist aber doch vorübergegangen. Möchten sich die Herrn Minister doch endlich einmal des Diplomatisierens und Intrigierens entwöhnen! Aber der Markt ist ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof und die öffentliche Meinung das alte Violinsolo, nur ohne Sordine gespielt. Sie zischeln hier wie dort, sind schlau jetzt wie damals und schlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn sie nur weiter einheizten, damit könnten sie den Frühling abhalten.

Diese Grundsätze sind: daß, um die Monarchie mi durch den Einfluß der sozialen Suprematien *(Suprématies sociales)*, die in gegenwärtigem Augenblicke seh bedroht sind, zu befestigen, es wenigstens ebenso viele Mäßigung als Energie bedarf.[3] Bei diesem Worte Mäßigung haben sich die Feinde des Herrn v. Villèle seh ereifert. Sie haben sehr rednerisch von der Notwendigkeit gesprochen, den Eifer, die Ergebenheit, die Treue zu belohnen; und gewiß verlangt Herr v. Villèle nichts mehr als alle diese Dinge zu vergelten. In dieser Beziehung könnte er selbst seinen Teil vom Lohne fordern.

Allein mit den Worten Treue, Ergebenheit, Eifer, ist noch nicht alles gesagt; diese Worte, so achtungswert sie auch sind, gewähren keinen Talisman, der die während einer fünfundzwanzigjährigen Revolution entstandenen

3 Unter *Mäßigung* wird hier verstanden: die einen wollen Tag, die andern wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet sich als die Zunge der Waage, die nur so lange *aufrecht* steht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt. Das ist das alte Schaukelsystem, gegen welches die Liberalen wie die Aristokraten mit gleichem Rechte eifern. Der Minister bleibe entweder auf dem festen Lande oder suche die offene See; nahe am Ufer hinzufahren ist das Gefährlichste. Und was heißt *Energie?* Dem Wortverstande nach ist Energie: diejenige Beharrlichkeit, mit welcher eine Kraft immer nach gleicher Richtung wirkt. Wie kann man aber ein Verfahren als energisch bezeichnen, wobei man nach dem unsichern Augenmaße ab- oder zugibt und sich mit seinem Gewichte bald herüber, bald hinüber neigt? Das ist grade das Gegenteil von Energie, das ist Wankelmütigkeit. Der Sinn des Ausdruckes *suprématies sociales* wurde hier wohl vorsätzlich im Zwielichte gezeigt. Die Ultras haben allen Grund zu denken, daß man damit die Erbaristokratie habe bezeichnen wollen, die Liberalen aber können mit gleichem Rechte annehmen, daß man auch die Macht der liberalen Ideen unter die *suprématies sociales* gerechnet habe.

nteressen und aufgekommenen feierlich anerkannten Meinungen plötzlich verschwinden mache[4]. Herr v. Villèle, wie kein Mann von Geist, kann sich über den Boden, auf dem er wandelt, und über die Luft, die ihn umgibt, etwas vortäuschen. Es ist sein Fehler nicht, wenn so höchst achtungswerte Diener der Monarchie unglücklicherweise in zu kleiner Zahl in ein Land zurückgekommen, dessen Lage und Sitten sie seit dreißig Jahren nicht kennen – sich nicht auch einmal über jene Lage und jene Sitten hinreichend belehrt finden, um für sich Frankreich zu regieren[5].

4 „*plötzlich* verschwinden mache" – also mit dem Verschwindenmachen wäre man einverstanden, nur daß es allmählich geschehe und man hierbei mit Frankreich verfahre, wie jener gutherzige Lakei mit dem Pudel seines Herrn getan, dem er die Ohren abschneiden sollte, ihm aber nur ein Endchen davon abgeschnitten, um dem arme Tiere *nicht auf einmal so wehe zu tun*. Die Ansicht, daß die plebejischen Interessen in der französischen Revolution *entstanden* wären, verdient keine Widerlegung, da sie nicht einmal ernstlich gemeint ist. Sie wird nur zum Scheine aufgestellt, um jene Interessen *revolutionär* schelten zu können. Die Revolution hat die Volksinteressen, die ewig bestanden und seit Jahrhunderten gefühlt wurden, nur geltend gemacht, sie hat zum Rechte die Macht gefügt. Sie war gegen die Aristokratie gerichtet. Der Glaube des Volks hatte dem Adel seine Macht gegeben, der Unglaube des Volks nahm sie ihm. Dem Gott Jupiter ist es nicht besser ergangen, und kein Wunder könnte ihm sein altes Ansehen wieder verschaffen.

5 Dieses Kompliment ist nicht sehr fein gedrechselt, aber desto besser; das Geständnis gewinnt so viel an Umfang, als ihm an Zierlichkeit abgeht. Herr v. Villèle gesteht, daß die achtungswerten Diener der Monarchie in kleiner Anzahl nach Frankreich zurückgekehrt sind, woraus also folgt, daß man sie dort nur noch in kleiner Anzahl findet. Die Ausdrücke *treue Diener der Monarchie* sollten wohl hier in ihrem reinen Wortverstande gebraucht werden; denn nach dem Wör-

So lange Herr v. Villèle nur das Haupt einer Partei war, die er durch seine Einsichten und seine Erfahrungen leitete, konnte und durfte er dieser Partei vieles nachgeben; jetzt aber, da er für das Wohl der Monarchie verantwortlich geworden; jetzt, nachdem er es nicht ohne Anstrengung dahin gebracht, die Monarchie vor den Gefahren zu schützen, mit welchen ihre öffentlichen und geheimen Feinde sie umgeben halten, wäre es weder einem treuen Untertanen, noch einem rechtlichen, noch einem verständigen Manne angemessen, auf gehässige Erinnerungen oder bloße Parteifeindschaften Rücksicht zu nehmen[6].

terbuche der Aristokratie bedeutet ein treuer Diener des Fürsten eigentlich ein treuer Diener *seiner selbst*. Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne dessen Lage und Sitten zu kennen, so verdienen sie nur die Hälfte des Vorwurfes, den sich Herr v. Villèle ganz zugezogen. Dieser kennt den Boden, auf dem er wandelt und die Luft, die ihn umgibt, und dennoch glaubt er Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, woraus es sich durch die Revolution gerissen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras und auf dem nämlichen Wege; nur will er *langsamer* gehen. Das ist dieselbe Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurteilten ausübte, wenn man ihn mit *kleinen Schritten* zum Schafott führte.

6 Dieser krummen Rede gerader Sinn: So lange Herr v. Villèle die Ultrapartei gebraucht hat, schmeichelte er ihren Leidenschaften unbedingt; jetzt da er erster Minister geworden, wendet er, wie üblich, der Leiter den Rücken zu. Er tut, was jeder seiner Kollegen im Ministerium auch tun würde, sobald er Premierminister geworden wäre. Als solcher würde es selbst Herr v. Peyronnet nicht besser, das heißt hier, nicht schlimmer machen als Herr v. Villèle. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältnisse überschaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Ansehen erlangt, welche den höchsten Ehrgeiz befriedigen – lernte jeder französische Staatsmann einsehen, daß Frank-

Die Royalisten, welche Herrn v. Villèle bis jetzt unterstützt und die ihm den Weg zum Ministerium gebahnt haben, sollten die Lehren nicht vergessen, die ihnen das Beispiel des Herrn Decazes in einem anderen Sinne gibt. Was war Herr Decazes? Ein ganz in den plebejischen Interessen befangener Mann und dem es gelungen war, der Regierung eine jenen plebejischen Interessen angemessene, das heißt eine mehr oder minder revolutionäre Richtung zu geben, ohne das Wort „revolutionär" in der gehässigen Bedeutung zu nehmen, die man gewöhnlich damit verbindet. Es ist also klar, daß die Anhänger der Grundsätze und Interessen der Revolution, so wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen[7], das Ministerium und den Einfluß des Herrn Decazes als etwas Vorteilhaftes für sich betrachten mußten. Hätten sie, statt leere Händel mit ihm zu suchen, ihm beigestanden, nach und nach zu erlangen, was das plebejische oder demokratische Prinzip begünstigen könnte, so würden sie die Charte auf eine solche Art demokratisiert haben, daß die Hoffnungen derjenigen, die sie aristokratischer wünschen, wenn nicht gänzlich aufgelöst, doch auf lange hinaus vertagt worden wären.

reich im rein aristokratischen oder, in der Kanzleisprache der Heuchelei zu reden, im rein royalistischen Sinne nicht mehr regiert werden könne und daß, würde es versucht, nicht bloß Frankreich, welches eine Nebensache ist, sondern auch der Waghals, der es versuchte, darüber zu Grunde gehen müsse.

7 „so wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen" – diese Ausdrücke wollen wir zu Protokoll nehmen. Es wird hier von der unliberalen Partei eingestanden, daß die Charte die Grundsätze und Interessen der Revolution gesetzlich angenommen habe, woraus also folgt, daß diejenigen, welche *gegen* jene Grundsätze und Interessen kämpfen, notwendig darauf denken müssen, die Charte zu vernichten.

Eine entgegengesetzte Strömung als die, welche Herrn Decazes getrieben, hat Herrn v. Villèle zur Macht geführt; es ist also offenbar sein Interesse[8], die aristokra-

8 Es kann Frankreich, wie ganz Europa, sehr gleichgültig sein, was Herr von Villèle für sein Interesse ansieht. Über das kindische Wesen der *großen Leute*, welche fest daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Kaviars willen den Ozean geschaffen, wird sich ein vernünftiger Mensch nimmer und nimmer satt lachen. Wir haben hier von viel nötigern Dingen zu sprechen als von dem Interesse des Herrn v. Villèle und dem Kaviar der großen Leute. Die Weltgeschichte hat seit einigen Wochen Riesenschritte gemacht. Diplomatische Gedächtnisse würden sich vergebens besinnen, was sich denn eigentlich in der jüngsten Zeit Großes ereignet habe; nicht in den Kabinetten, in den Sälen der Menschheit ist vieles geschehen. Das *Tohuwabohu* der Politik hat aufgehört, der Tag hat sich rein und scharf von der Nacht gesondert. Das haben wir dem königlichen Prokurator Herrn von Marchangy zu verdanken. Berton und seine Mitschuldigen haben ausgesagt: nicht gegen den König, gegen die *Aristokratie* hätten sie sich verschworen. Herr v. Marchangy hat dieses Wort nicht fallen lassen, wie es das Interesse seiner Klienten erfordert hätte, er hat es hoch emporgehalten, und die aristokratischen Blätter von ganz Europa haben es überall herumgezeigt. Wundert sich einer über diese Ungeschicklichkeit? Die Geschicklichkeit der Vorsehung besteht in der Ungeschicklichkeit der Menschen. Die berühmte Klageschrift des Herrn v. Marchangy wird große Folgen haben, sie wird den Fürsten und den Völkern die Augen öffnen. Die Aristokratie, auf die Macht trotzend, welche ihr ihre Einigkeit gibt, lüftet die Maske immer mehr. Sie behauptet nicht länger, daß sie für den Thron, sie sagt frei heraus, daß sie für sich selbst streite. Sie spricht noch offener, sie sagt: und wenn alle Thronen darüber einstürzten, würde sie dennoch auf Leben und Tod mit der Demokratie kämpfen – sie sagt dieses freilich nur erst in ihrer schwer abzustreifenden Hofsprache. Man lese und überdenke folgende Worte, die ein französisches Ultrablatt kürzlich enthielt: „*quand tous*

tischen Prinzipien der Charte zu begünstigen, insoweit als diese Prinzipien mit den herrschenden Meinungen

les rois de la terre abandonneraient leur propre cause; quand même, désesperant tous de Dieu, de leur droit et de leur épée, ils seraient tour-à-tour frappés d'une terreur, à laquelle toute âme royale doit rester inaccessible; quand ils désavoueraient leur défenseurs, quand ils renieraient la royauté, quand il n'y aurait plus de rois enfin, nous combatterons pour la royauté ..... ils sont (die Liberalen) *loin de compte, s'ils croient nous en imposer par la chute d'un trône.*" Offenherziger kann man nicht reden, ohne allen Anstand aufzugeben – und möchten sie ihre Verblendung nie verlieren, möchten sie nie einsehen lernen, daß nicht die Preßfreiheit der liberalen Schriftsteller, sondern die, welche die Ultras in Frankreich genießen, die Sache der Aristokratie ohne Rettung zu Grunde richtet! ... Wie Geständnisse jener Art dazu dienen, den Fürsten die Augen zu öffnen, so sind sie auch geeignet, die Völker aufzuklären. Es gibt viele tausend redliche Menschen, welche die Freiheit lieben und auch den Mut hätten, für sie zu streiten, aber sie wissen nicht, wo sie sie zu suchen haben, oder kennen keinen unschuldigen Weg, zu ihr zu gelangen. Man sagt ihnen, die Liberalen gingen damit um, alle Thronen zu stürzen; das Bedürfnis monarchischer Verfassungen für die europäischen Staaten ist aber so tief gewurzelt, daß es zum religiösen Gefühle geworden ist. Auch haben sie gesehen, daß die französische Revolution wirklich einen König gemordet, eine Handlung, die nicht bloß ein Verbrechen, die auch eine Dummheit war. Das macht sie mit Recht schüchtern. Jetzt aber kömmt die Aristokratie und sagt: nicht gegen die Fürsten, gegen uns sind die Waffen der Liberalen gerichtet. Das ändert die Sache. Alle jene Tausende, welche früher gezaudert, werden jetzt mit freudigem Herzen der Demokratie zufallen, und wie dieser Kampf zwischen den Plebejern und Patriziern enden werde, ist ebenso unzweifelhaft, als es unbestimmbar is, *wann* er enden wird. Aber die Insel des Friedens wird sich aus einem Meere von Blut erheben – das ist am gewissesten.

und den Bedürfnissen der Zeit – um mich der üblichen Ausdrücke zu bedienen – vereinbart sind. Allein, so wie die Liberalen Herrn Decazes gestürzt haben, indem sie von ihm verlangten, was er nicht tun konnte, so könnte es dahin kommen, daß die Royalisten, indem sie von Herrn v. Villèle das Unmögliche fordern, ihn außer Stand setzen, das Gute zu vollbringen, was wirklich von ihm abhängt[9]. Was haben die Liberalen unter Herrn Decazes getan? Sie haben ihm keinen Dank gewußt, weder für ein populäres Wahlgesetz, dessen Verlust sie nachher bitter bereuten, noch für ein Rekrutierungsgesetz, das gleichfalls in ihrem Interesse war, noch für viele andere teilweise Bewilligungen und allmählige Dienstentsetzungen, welche nach und nach die Macht ganz in ihre Hände gebracht hätten. Sie wollten, daß er vom Könige Dinge erlange, welche das königliche Zartgefühl notwendig beleidigen mußten; sie wollten Absetzungen in Masse; kurz, eine vollständige und unverhohlene Veränderung des Systems. Herr Decazes gab schrittweise nach, so lange er konnte, fand sich aber endlich an den Grenzen der Möglichkeiten, und da er sich, durch seine Rücksichten für die Liberalen, die Feindschaft der entgegengesetzten Partei zugezogen hatte, und die Liberalen selbst von den Hindernissen, die ihm

9 Das will sagen: es könnte dahin kommen, daß durch die Unnachgiebigkeit der Royalisten Herr v. Villèle gestürzt würde, wie früher Herr Decazes durch die Unnachgiebigkeit der Liberalen gestürzt worden. Allerdings ist so etwas sehr möglich, ja wahrscheinlich. Denn es läßt sich während der nächsten Kammersitzung erwarten, daß die linke Seite zum zweiten Male den Mut haben werde, sich mit den Rechten zu verbinden, um einen Prokrustes beiseitezuschaffen, der bald die Demokratie verstümmelt, bald die Aristokratie ausdehnt, um diese und jene in das ministerielle Bett zu zwängen.

entgegenstanden, nichts hören mochten, mußte er notwendig fallen [10].

Herr v. Villèle befindet sich in einer gewissen Beziehung in gleicher Lage. Hinter ihm stehen alle jene Edelleute aus der Provinz, die ihm mit ihren Stimmen geholfen haben und die nun glauben, daß er aus Erkenntlichkeit für ihre Dienste aus Frankreich ein Monopol für sie und ihre Familie machen müsse. Sie sehen nicht ein, daß, so wie das Herz des Königs sich gekränkt fühlen mußte, da man die Rückberufung derjenigen Menschen von ihm verlangte, die seinen Bruder verurteilt hatten, ebenso der Geist des Königs sich verletzt fühlen mußte, sooft man aus Frankreich ein nutzbares Gut für eine besondere Klasse machen wollte.

Unbekannt, wie wir sind und unter dem Schleier der Anonymität verborgen, die uns erlaubt, jeden Verdacht der Schmeichelei abzuweisen, werden wir sagen, daß dem Charakter des Königs ein feiner Takt innewohnt, der ihm genau anzeigt, was auf der einen oder der andern Seite die Grenze überschreitet. Er hatte Herrn Decazes alles bewilligt, was die königliche Würde nicht gefährdete; er hielt inne, als eine seinem Herzen kränkende Wahl ihm offenbarte, daß die Absicht *persönlicher* Beleidigung dabei im Spiel sei [11].

10 Die demokratische wie die aristokratische Partei haben beide gleich recht, daß sie nichts von Vergleichen hören wollen. Soll es eine unbewegliche oder eine bewegliche Aristokratie geben – das ist die Frage; es gibt kein Drittes. Die englische Adelsverfassung scheint zwar einen Mittelweg anzubieten, aber ist man auch gewiß, daß die englische Revolution vollendet sei? In diesem Zweifel tut Frankreich klug, die Sache mit einem Male abzumachen.

11 Ich weiß nicht, wie man die gefälligen Redensarten dieses sogenannten Anonymen aufnehmen wird. Dem Übersetzer aber ist es gewiß verstattet, die Persönlichkeit des Königs von Frankreich zu loben, ohne in den Verdacht der Schmei-

Er gewährte Herrn v. Villèle alles, was die Sicherheit seine Thrones und die Ruhe seines Volkes nicht gefährdet. Sollte es aber eine leidenschaftliche Partei geben (und es gibt leidenschaftliche Menschen in allen Parteien), welche die Revolution vom 29. Juni 1820 für sich allein benutzen wollte (denn das Gesetz, welches der drohenden Demokratie einen Damm entgegengestellt, sehen wir als eine Revolution an), wie es leidenschaftliche Menschen gab, welche die Revolution vom 5. September 1817 für ihren ausschließlichen Vorteil zu verwenden gedachten, so ist nicht zu zweifeln, daß die Weisheit des Königs, welche den Folgen der Verordnung vom 5. September, da sie anfingen verderblich zu werden, Einhalt getan, gleichfalls die entgegengesetzten Folgen des Systems von 1820 wird aufzuhalten wissen.
Wir glauben, daß Herr v. Villèle, wie er es verdient, das Vertrauen seiner Majestät besitzt; aber wir sind gleichfalls überzeugt, daß, wenn, was wir für unmöglich halten, Herr v. Villèle die Interessen des Thrones und Frankreichs den persönlichen Ansichten irgend einer Partei aufopferte, er das Schicksal des Herrn Decazes erfahren

chelei zu fallen. Ludwig XVIII. verdient Bewunderung für alle Fehler, die er nicht begeht, und vollkommene Entschuldigung für alle, die er geschehen läßt. Ein König ist auch ein Mensch, nur ein schwächerer, weil er tausend Täuschungen und Verführungen mehr ausgesetzt ist als ein Bürger. Doch, um diese welke Predigt fahren zu lassen – ich will nur auf eins aufmerksam machen. Wenn Ludwig XVIII. rein liberal regierte, würde er von den übrigen europäischen Mächten als viel gefährlicher angesehen werden, als Napoleon selbst war, der nur Länder, aber keine Völker zu erobern verstand. Der König muß, um Frankreichs Unabhängigkeit zu erhalten, eine Neigung, die er oft genug an den Tag gelegt, zum Opfer bringen. Er sieht dieUltrapartei als eine Okkupationsarmee an, die wenigstens

würde. Indem wir uns so ausdrücken, glauben wir keineswegs etwas vorherzusagen, was wirklich eintreffen könnte. Über das kindische Bedürfnis, von einem Kränzchen guter Freunde gelobt zu werden, ist Herr v. Villèle weit erhaben; und sollte er sich selbst die Mißbilligung einer gewissen Anzahl Menschen zuziehen, die nur fähig sind, die Monarchie in Gefahr zu bringen, so wird er dennoch, wir sind es überzeugt, seinem System der Mäßigung treu bleiben. Wir haben aber dieses alles nur bemerken wollen, um zu beweisen, daß, wenn sich der Minister von der Mäßigung entfernte, ihn der König selbst dahin zurückführen würde. Es ist daher ebenso ungerecht, ihn zu tadeln, daß er nur tut, was er für ersprießlich hält, als es abgeschmackt ist, ihm vorzuwerfen, daß er nicht tut, was gar nicht in seiner Macht steht, zu vollbringen.
Herr Decazes hatte mit weniger Einsichten und daher mit geringerem Erfolge die Demokratie mit dem Königtume zu vereinigen gesucht. Wenn diese Vereinigung nicht zustande kam, so lag dieses weniger an Mangel von Talenten des Herrn Decazes, die freilich sehr mittelmäßig waren, als an den übertriebenen Forderungen der Demokratie selbst. Herr v. Villèle versucht seinerseits eine vernünftige Aristokratie mit dem Königtum zu verschmelzen, und wenn es ihm nicht gelingt, wird es an dem Eigensinne jener Aristokratie liegen. Man darf sich nicht verhehlen, daß das Unternehmen des Herrn v. Villèle schwieriger ist als das der Herrn Decazes; denn, wie der beredsamste unserer Schriftsteller gesagt hat: *die öffentliche Meinung ist republikanisch (les idées du siècles sont republicaines)*[12]. Es bedarf also Geist und

wohlfeiler ist als eine aus Russen, Preußen und Österreichern zusammengesetzte.

12 Es läßt sich denken, daß der Wortführer des Herrn von Villèle nicht in den Reihen der Liberalen den beredsamsten französischen Schriftsteller gefunden haben wird; also war

Klugheit, dieser Neigung die Waage zu halten und wenn, während der Steuermann gegen Wind und Strömung kämpft, ein Teil der Mannschaft mit ihm zerfiele, so dürfte man den Steuermann nicht anklagen, wenn das Schiff auf der Überfahrt scheitern sollte[13].

Übrigens befürchten wir einen solchen Ausgang nicht. Man kann ein sehr treuer Untertan, ein sehr ergebener Royalist sein, ja sogar auch für die Monarchie etliche Feldzüge gemacht haben und dennoch von Verhandlungen nichts verstehen, die notwendig gütlich betrieben werden müssen. Vielleicht macht sogar eine lange, freilich durch die edelsten Triebfedern verursachte und von der Gerechtigkeit der Regierung zu belohnende Abwesenheit weniger fähig, die Geschäfte des Landes zu verwalten, das man nicht kennt[14]. Fern sei von uns der

hier Herr v. Chateaubriand gemeint. Nun wohl, dieser heftigste aller Aristokraten sagt es selbst, die öffentliche Meinung wäre demokratisch. Ihr stimmt dieser Ansicht bei und dennoch glaubt ihr, die Welt ändern zu können? Man bekömmt den Schwindel, wenn man sieht, zu welchen Höhen menschlicher Hochmut hinaufzuklettern wagt. Die öffentliche Meinung ist die See, und man behandelt sie wie eine Suppe; Herr Decazes hat sie zu sehr gesalzen; Herr v. Villèle will sie milder kochen. – Kinder werden darüber lachen!

13 Der Irrtum des Herrn v. Villèle und vieler andern politischen Steuerleute unserer Zeit ist, daß sie die Demokratie für die Klippe und die Aristokratie für den Hafen ansehen, da doch umgekehrt die Aristokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen ist. Wessen Schuld ist es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer scheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es ist die Schuld derer, die es nicht dahin *gelenkt*.

14 „*Zu belohnende Abwesenheit!*" Man will den Emigranten mit Hoffnungen den Mund stopfen. Es heißt, die ehemaligen Eigentümer der Nationalgüter sollten entschädigt wer-

Gedanke, die Leitung dieser Geschäfte, selbst nur in den geringsten Einzelheiten, in wenig sichere Hände zu geben; aber immerhin darf man sie nur geübten Händen anvertrauen. Das ist, wie uns scheint, der Grundsatz des Herrn v. Villèle, ein Grundsatz, den ihm die Menschen, die ihn angreifen, schon vorgeworfen haben. Aber sie werden ihn nicht davon abbringen; denn wenn man es dahin gebracht hat, sein Land aus einer großen Gefahr zu retten, wenn man sich das Zeugnis geben darf, zur Bewahrung der Monarchie vor einem nahen Verderben [15] etwas beigetragen zu haben, läßt man sich durch Salongemurmel und die Mißbilligung einer kleinen Minorität nicht irre machen – einer Minorität, die niemals zufrieden ist und die, wenn sie es ja wäre, die Monarchie diesen vorübergehenden Triumpf teuer bezahlen ließe. Und man muß nicht glauben, daß Herr v. Villèle nicht Mittel genug fände, jener Minorität zu widerstehen, wenn sie ihn nötigte, mit ihr zu brechen, so geneigt auch die Kammer scheint, die Liberalen und ihre Grundsätze überall und zu jeder Zeit zu bekämpfen. Mehrere Abteilungen der Kammer erschrecken schon im stillen vor den Ausschweifungen, zu welchen man sie treiben möchte. Wir reden nicht von der äußersten Linken, die in der Unbedingtheit ihrer Ansprüche und der Strenge ihrer Theorien unverbesserlich ist; aber die große Masse der

den und das Ministerium wolle in der nächsten Sitzung der Kammern ein desfallsiges Gesetz vorlegen, um die heißen Royalisten etwas abzukühlen.

15 Aus welcher Gefahr, von welchem nahen Verderben Herr v. Villèle die französische Monarchie glaubt gerettet zu haben, das wäre schwer zu erraten, wenn man nicht wüßte, was die Aristokratie unter einer verdorbenen Monarchie versteht. Alle Früchte, die nicht in ihren eignen Mund fallen, sehen sie an, als wären sie am Baume verfault und zugrundegegangen.

linken Seite, dem Herrn v. Villèle so lange abgeneigt, als er es mit der äußersten Rechten zu halten scheint, würde jedem Ministerium zufallen, das sie der Macht ihrer erklärten Feinde entzöge[16]. Die Menschen werden durch ihre eigenen Fehler klüger. Der besonnene Teil der linken Seite sieht den Fehler ein, den sie begangen, als sie ein Ministerium stürzen halfen, das sich den Ausschweifungen der rechten Seite entgegengesetzt hatte. Dieser Umsturz hat ihnen nur die Wahl zwischen einer ungesetzlichen Revolution oder einer geduldigen Unterwerfung unter ein System gelassen, das die Unterwerfung selbst nicht entwaffnet[17]. Ferner, abgesehen davon, daß verständige und gewissenhafte Menschen gewaltsamen Mitteln nicht geneigt sind, hat auch die Erfahrung eine große Wahrheit verkündigt: die Revolutionen selbst gelingen nur, wenn ein Teil der Regierung sie begünstigt[18]. Der 14. Juli hat stattgefunden, weil Necker Mi-

16 Das ist eine leere Drohung, welche die rechte Seite nicht schrecken wird. Weder für diese noch für die linke ist eine Kapitulation möglich. Es handelt sich zwischen beiden nicht um materielle Interessen, nicht um eine gewisse Summe, von der man abnimmt oder zu der man hinzufügt, bis sich beide Parteien verglichen haben; es handelt sich um *moralische*, nämlich um solche Interessen, aus welchen die materiellen fließen – es handelt sich um Grundsätze. Frankreich begnügt sich nicht mit der Nutznießung der Freiheit, es fordert sie als sein Eigentum.

17 Es gibt noch ein Drittes, das zu wählen ist – eine *gesetzliche* Revolution, welches das französische oder jedes andere Volk, mit Einverständnis und Hülfe seines Fürsten, zustande bringt.

18 Man braucht diese Herrn nur ungestört reden zu lassen, sie fangen sich früher oder später in ihren eigenen Wortschlingen. Es ist nichts wahrer, als was hier behauptet wird: *Revolutionen gelingen nur, wenn ein Teil der Re-*

nister gewesen, der 10. August, weil ihn das Girondistische Ministerium vorbereitet hatte; der 9. Thermidor, weil das Komitee des öffentlichen Wohls geteilt war; der 18. Fruktidor, weil sich drei Mitglieder des Direktoriums gegen zwei verschworen; der 18. Brumaire, weil sich zwei Mitglieder der nämlichen Verwaltung mit Buonaparte gegen die drei übrigen verbunden; der 31. März, weil sich Herr v. Talleyrand und der Senat für die Thronentsetzung erklärt hatten; der 5. September, weil die Herren Decazes und Lainé ihn hervorgerufen; der 29. Juni, ein 5. September im umgekehrten Sinne, weil ihn das Ministerium gewollt hat. Also in dem, was am volkstümlichsten, wie in dem, was es am wenigsten war, bedurfte es eines Stützpunktes im Kreise der Macht; ohne diesen Stützpunkt geschieht nichts, und die Menschen,

gierung sie begünstigt. Aber Leute, die selbst Teile der Regierung sind, sollten derlei Wahrheiten fein für sich behalten. Zu welchen Betrachtungen führen solche Plaudereien? Zu folgenden: Die ewigen Deklamationen gegen die Demokraten sind höchst lächerlich, denn nicht wer eine Revolution wünscht, sondern wer sie zustande bringt, ist der eigentliche Revolutionär. Ferner: Revolutionen entstehen nur, wenn eine Regierung mit sich selbst zerfallen ist . . . . Ich wollte nur zeigen, wie das unvorsichtige Wort unseres Schriftstellers gegen ihn gewendet werden könnte. Da es aber hier an der Wahrheit und nicht daran gelegen ist, einen Widersacher zu verwirren, so bemerke ich, daß sich der Verteidiger des Herrn von Villèle falsch ausgedrückt hat. Er hätte nicht sagen sollen: Revolutionen gelingen nur, wenn ein Teil der Regierung sie begünstigt, sondern: es ist ein untrügliches Zeichen, *daß* eine Revolution gelungen, *sobald* ein Teil der Regierung sich ihr anschließt. Denn wenn sich die Beamten, Aristokraten und Hofleute auf die Seite der Demokratie schlagen, so kann man sich darauf verlassen, daß auf dieser Seite der Vorteil und die Macht ist.

welche glauben, daß sie, ohne in der Regierung Verbündete und Gehülfen zu haben, bloß indem sie die Volksmenge in Aufruhr brächten, irgend ein Ergebnis herbeiführen können, sind unruhige Köpfe oder geprellte Narren. Indessen hat seit dem Sturze des letzten Ministeriums Herr v. Villèle noch nicht das gehörige Übergewicht erlangt, um das ganze jetzige Ministerium an der Befolgung eines Systems zu verhindern, das einige Personen ängstlich zu machen scheint. Auf der linken Seite selbst gibt es viele Männer, die ihre Lage und die gegenwärtige Unmöglichkeit irgend eines verständigen Vergleiches zur Heftigkeit zwingt und die nach einem geordneteren Systeme schmachten und sich mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität und ihres Talentes jeder Verwaltung anschließen würden, die sie aus ihrer peinlichen Lage befreite. Von dem linken Zentrum, das wesentlich die Ruhe liebt, wäre dieses noch mehr zu erwarten, wenn man ihm einen verhältnismäßigen Anteil der Macht und des Einflusses im Hintergrunde zeigte. Herr Ternaux steht jedem Minister, der nur nicht Konterrevolutionär ist, viel näher, als er dem General Demarçay steht; und Herr Royer-Collard würde sich besser mit einem Manne von Geist, der halbkonstitutionell wäre, verstehen, als mit Herrn Tarayre[19]. Es soll nicht gesagt

19 Namen, nichts als Namen! Das ist die ewige Verblendung der Aristokratie. Sie verstehen sich nur auf Menschen, nicht auf die Menschheit und verwechseln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereignisse, meinen sie, entsprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verstopfen brauchte, um den Geschichten ein Ende zu machen. Von den Schleusen des Himmels haben sie keine Ahndung, und käme zum zweiten Mal eine Sündflut über die Welt, würden sie sagen: *das ist eine Intrige* und hingehen, ihrer Quelle nachzuspüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme und Benjamin Constant, Fay, Lafitte, Terneaux und die übrigen Häupter der

sein, daß nicht alle genannten Mitglieder der Opposition reine Absichten hätten; aber es ist offenbar, daß wegen der Art ihres Geistes, wegen der Reden, die sie führen und der Wirkung, die diese hervorbringen, das linke Zentrum sich nicht mit ihnen befreunden kann. Die Abneigung, welche das linke Zentrum vor den Ausschweifungen einer Partei hat, mit welcher es zu stimmen genötigt ist, dieselbe Abneigung hegt das rechte Zentrum gegen die äußerste Rechte. Herr Lainé ist ebenso betrübt über die Deklamationen des Herrn Duplessis Granedan, Herr Maine de Biran seufzt ebenso laut über die ausschweifenden Reden der Herren Dudon, als Herr Benjamin-Delessert über die bittern und unüberlegten Ausdrücke gewisser Glieder der linken Seite. Allein so wie die Gemäßigten des linken Zentrums, seitdem die Kammer in zwei entgegengesetzte Hälften geteilt ist, geneigt sind, mit allen, die zu ihrer Partei gehören, gemeinschaftliche Sache zu machen, weil sie zur Rechten die Konterrevolution sehen, so schließt sich das rechte Zentrum Männern an, deren Heftigkeit es keineswegs billigt, weil es die Revolution und die Anarchie[20] zur Linken sieht. Ein Minister, welcher die verständigen Parteien von diesen zwei Gespenstern befreite, würde

liberalen Partei stürben daran – die Aristokraten würden sich die Augen reiben und sagen: Gott sei Dank, es war alles nur ein Traum; heute ist Hirschjagd im Walde von St. Germain!

20 Nicht die Revolution, die Contre-Revolution führt die Anarchie herbei; das sah man ehemals in Frankreich, das sieht man gegenwärtig in Spanien. Übrigens ist die grammatische List, Revolution und Mordbrennerei als gleichbedeutend darzustellen, von keiner Wirksamkeit mehr. „Unsere glorreiche Revolution«, sagen die redlichsten Engländer; es wird eine Zeit kommen, wo die Franzosen die gleiche Sprache werden führen dürfen.

von der Mehrzahl der Kammer als ein Erretter angesehen werden. Das ist die Rolle, die Herr v. Villèle spielen kann. Die Kammer ist müde, sich für Hirngespinste zu bewegen, und da das Wahre sich nur in der Mäßigung findet, so braucht die Mäßigung nur zu erscheinen, und alle Welt schließt sich ihr an. Herr v. Villèle ist tausendmal stärker, als es sich diejenigen einbilden, die, weil sie ihm das Ministerium geschafft, glauben, er müsse es zu ihrem ausschließlichen Nutzen bewirtschaften. Wenn ein Mann nur durch eine Faktion gehoben wird, muß er sich von dieser Faktion leiten lassen und heftiger sein als sie selbst; mit einem Manne aber, der durch einen gegründeten Ruf von Weisheit und Kenntnissen zur Macht gelangt, ist es etwas anderes[21]. Hätte der König bei der Bildung des gegenwärtigen Ministeriums nur der ausgesprochenen royalistischen Meinung einen Triumph verschaffen wollen, so würde er auf der nämlichen Bank, aber gerade an dem dem Sitze des Herrn v. Villèle entgegengesetzten Ende eine Wahl haben treffen können, die jener Meinung einen vollkommenen Sieg verschafft hätte. Er hat es nicht getan, und hiermit war die Linie gezeichnet, welche die königliche Weisheit nicht überschreiten wird.

50.

Fragoletta

[1822]

– – – Ich habe in diesen Tagen das wunderlichste Buch von der Welt gelesen, einen Roman in Weingeist: *Fragoletta – Naples et Paris en 1799.* Es ist schon vor drei Jahren erschienen, in Deutschland bekannt genug, gewiß auch übersetzt. Im ersten Teile wird der Krieg der Franzosen in Neapel geschildert, dann die Rückkehr des Kö-

21 Diesen Satz zu widerlegen, ist die Sache des Herrn von Peyronnet.

nigs, die Furie Karoline von Neapel, Nelson, die Hamilton, Schlachten, Mordgemetzel, Banditen, Erdbeben, alle Schrecken der Menschen und der Natur. Der zweite Teil schildert Paris um die nämliche Zeit, seine Geschichte, Sitten und geselliges Leben. Es ist alles mit Geist, Phantasie, mit den lebhaftesten Farben geschildert. Besonders anziehend ist die Beschreibung eines Festes, das Ouvrard auf seinem Landgute gab. Da sehen und hören wir: die Staël, Benjamin Constant, Talleyrand, die Recamier, alle ausgezeichnete Personen, die damals in Paris lebten. Und während des Festes kam die Nachricht, Buonaparte wäre von Ägypten zurückgekehrt. Diese Nachricht schlägt wie ein Blitz in die Lustbarkeit. Einer schleicht sich nach dem andern fort, nach Paris zu eilen. Ouvrard selbst verschwindet zuerst. Tausend Kerzen, hundert Musiker leuchten, spielen endlich nur den Wänden. Das alle ist aber nur die Landschaft, in der zwei Liebende spazieren gehen. Man höre und staune, was das für Menschen sind! Der Held des Romans ist ein französischer Offizier Namens Hauteville. Den führt der Krieg nach Kalabrien. Dort lernt er ein junges Frauenzimmer, Fragoletta, kennen, erst vierzehn Jahr alt, aber schon sehr entwickelt. Eigentlich ist sie verheiratet an einen alten und ehrwürdigen Mann, der in den politischen Stürmen sich das Recht eines Gatten auf sie erworben, nur um sie und ihr Vermögen besser schützen zu können. Er betrachtet und behandelt Fragoletta als sein Kind. Hauteville liebt sie bald, sie ihn auch. Der Alte vor seinem Tode legt die Hände der Liebenden ineinander und stirbt beruhigt, Fragoletta unter dem Schutze eines würdigen Mannes zu sehen. Diese ist jetzt unabhängig. Hauteville will heiraten, sie will aber nicht, ob sie ihn zwar liebt. Warum nicht? Es ist nicht klug daraus zu werden. Und hat man hundert junge Witwen schon *nein* sagen hören, diesmal kann man es sich nicht

erklären. Hauteville ist sehr unglücklich. Einige Zeit darauf kehrt Hauteville nach Paris zurück. Dort lebt seine Mutter und Schwester. Als er in das Zimmer tritt, sieht er – Fragoletta, aber in männlicher Kleidung. Er ist versteinert, zweifelt, fragt. Fragoletta lächelt und sagt: es wundere *ihn* gar nicht, daß er ihn mit seiner Schwester verwechsele, sie wären sich so ähnlich, daß sie gar nicht zu unterscheiden wären. Er kenne Hautevilles Verhältnisse zu seiner Schwester, er habe Briefe für ihn und sie lebe gegenwärtig in Wien. Adriani heißt Fragolettas Bruder. Hauteville bemerkt bald, daß zwischen Adriani und seiner Schwester ein zärtliches Verhältnis stattfinde. Er und seine Mutter haben nichts dagegen. Adriani ist reich, vornehm, an die ersten Pariser Häuser empfohlen. Hauteville eilt nach Wien, seine Fragoletta aufzusuchen. Dort angekommen findet er sie nicht mehr und reist nach Paris zurück. Da findet er trostlosen Jammer in seiner Familie. Adriani hatte seine Schwester verführt, entehrt und darauf die Flucht genommen. Hauteville eilt dem Vefführer nach bis Italien, kann ihn aber nicht finden. Aber seine Fragoletta findet er sehr betrübt, sehr herabgekommen. Sie weiß, warum er kömmt, redet ihm zu, sich in sein Schicksal zu finden, mit Blutvergießen werde doch nichts abgewendet und gut gemacht. Hauteville sagt, er suche nicht Adrianis Blut, es ließe sich ja alles noch ausgleichen, wenn er die Ehre seiner Schwester herstellte, indem er sie heirate. Er erneuert gegen Fragoletta seine alten Empfindungen für sie. Diese weist ihn ab. Er entdeckt endlich Adriani, macht ihm erst sanfte Vorstellungen, und da dieser taub dagegen bleibt, duellieren sie sich. Adriani stürzt, und Hauteville verläßt Italien. Das Buch ist aus. Man merkt wohl, es muß dahinter noch etwas stecken; aber das Wunderbare ist, daß der Held selbst dieses nie merkt und nie erfährt, was ihm das Schicksal für einen seltsamen Streich ge-

spielt. Der Leser selbst erfährt es eigentlich auch nicht, aber er kann es erraten. Gleich am Anfange des Romans ist eine Szene, die im Antikenkabinette zu Florenz spielt. Hauteville beschaut in Gesellschaft mehrerer Damen, worunter auch Fragoletta, die Kunstwerke. Die verschiedenen Statuen und Gruppen werden kunstkennerisch besprochen. Endlich kömmt der berühmte Hermaphrodite an die Reihe. Die Damen, nach Art gläubiger Kunstkenner, sprechen ohne Verlegenheit und Schüchternheit von dem Werke. Nur allein Fragoletta schleicht sich davon. Hauteville schreibt das jungfräulicher Schamhaftigkeit zu und – das war es nicht . . . Fragoletta und Adriani, Bruder und Schwester, sind ein und die nämliche Person. Als Weib liebt Fragoletta Hauteville, als Mann dessen Schwester. Darum nannte ich Fragoletta einen Roman in Weingeist . . . . Gibt es nun etwas Ausschweifenderes? Wie ist es möglich, daß ein Mann von so viel Geist und Sinn, wie der Verfasser von Fragoletta *(de Latousche)* sich so verirren konnte? Und das ohne alle Not, ohne allen Gewinn. Das Buch wäre ebenso schön geworden ohne jene tolle Phantasie, und braucht man Liebende und ihr Unglück, hat die Liebe nicht Hindernisse genug, und mußte der Verfasser gerade solche wählen, die man nicht überwinden kann, die zu besiegen so schändlich ist? Das Buch hat hier bei seiner Erscheinung sehr gefallen. Ich kann mir das denken; für die verschlemmten Pariser war das Teufelsdreck.

51.

Moyse, poème en quatre chants

par Mécompucène L. Lemercier de l'Académie françâise, Paris 1823.

Der Verfasser – so muß er genannt werden, denn zwischen *Verfasser* und *Dichter* ist ganz so zu unterscheiden

wie zwischen Handwerker und Künstler — hat seinem Werke viele und blätterreiche Beilagen gegeben: Zeugenaussagen, Protokolle, Berichte der Kunstverständigen und andere ehrwürdigen Aktenstücke, die alle beweisen sollen, daß er so wie er getan, hat dichten müssen und daß das Gedicht recht gedichtet. Das alles war aber vergebene oder überflüssige Mühe. Es gibt für das Tun jedes Dichters nur eine Rechtfertigung; aber diese reicht hin. Er muß beweisen, daß er zum Dichten gezwungen worden ist; das Notrecht muß ihn entschuldigen. Doch Herr Lemercier war offenbar der angreifende Teil, und die schuldlose Muse hat sich nur gewehrt, so gut sie konnte.

In der Vorrede sagt der Verfasser: „Die Gesetzgebung, die Kriegskunst, die Poesie, der schönen Künste Quelle und die Naturwissenschaften sind die vier unterschiedenen Hauptbestandteile alles dessen, was wir die Größe des menschlichen Geistes nennen. Von ihrem gleichstarken, doch verschiedenartigem Glanze schon in meiner Jugend getroffen, unternahm ich, sie in vier abgesonderten Gedichten darzustellen und *Moses, Alexander, Homer* und *Newton* zu schildern, die, unstreitiger Überlegenheit, jeder auf seiner Geistesbahn voranschreiten. Es schien mir, daß sich an die Person jener Gründer der Dinge leicht die Typen der idealen Vollkommenheit knüpfen ließen, deren ersten Musterbilder sie waren, und ich wollte unter ihren Zügen ein vollständiges Gemälde der Fähigkeiten des menschlichen Geistes aufstellen ... Es ist nicht überflüssig, meine Richter zu versichern, daß ich mir viele Mühe gegeben, mich ihrer Kritik würdig zu machen. Ich habe die vier Teile, aus welchen mein Werk besteht, den Gelehrten, den Gesetzkundigen und den bedeutendsten Philosophen vorgelegt, insoweit darin die Theorien der Gesetze und der Literatur in Betracht kamen; dem größten Krieger (Buonaparte) soviel die

Kriegskunst und den ausgezeichnesten Naturforschern, soviel die Newtonische Philosophie und die Naturwissenschaften unserer Zeit angeht." Das war alle recht getan. Doch hätte der Verfasser seine Werke auch dem Apollo vorlegen sollen, der in solchen Prozessen Referent ist. Von den andern Gedichten nicht zu sprechen, ist doch wenigstens der *Moses* ein episches und kein didaktisches Gedicht, und der Marmor ist es nicht, auch der beste, der das Bildwerk, das Bildwerk ist es, das den Marmor, auch den geringsten, adelt.
Unter den Gesetzgebern, die sich zur Behandlung dargeboten, wurde Moses gewählt, weil ihn der Verfasser, nach den Ausdrücken Macchiavellis „für den größten aller Gesetzgeber erklären würde, hätte er nicht Gott selbst zum Lehrer gehabt". Macchiavelli und Lemercier haben recht, und es wäre gut, wenn die deutschen Freistädter, in deren Waren-Lexikon der Artikel Ontologie nicht steht, sich dieses merken wollten. Sie wundern sich schon tausend Jahre lang, daß sie ihre Juden, die den Handel so schrecklich verderben, nicht loswerden können, ungeachtet diese in ungesunden Gassen wohnten, erst im 25. Jahre und nur periodisch in gewisser Anzahl heiraten durften und ungeachtet vieler anderer pharaonischer Diminutive. Jetzt erfahren die Freistädter, woher die Unvertilgbarkeit der Juden kömmt. Moses hat sein Volk so fest in die Erde gekittet, daß es nur mit dieser selbst zerstört werden kann. „*En outre* – sagt Lemercier – *j'ai pensé qu'il serait utile d'offrir le simulacre le plus frappant de la conservation constante d'une loi jurée au peuple français de qui le naturel n'est que trop inconstant à tout ce qu'il veut fonder.*" Den Sack schlägt man, den Esel meint man!)
Ferner sagt der Verfasser: er habe sich bemüht, in seinem Gedichte der französischen Sprache „*le tour elliptique et figuré dont les hardiesses caracterisent les écrits bibliques et la concision orientale*" – zu geben. Denn: „*Tout dans*

la bonne poésie est circonscrit par les limites marquées." *Inspiration* ist nicht[s] anderes als „*la sublimité de la raison même, et malheur à tout écrivain qui prend l'extravagance pour l'inspiration.*" Herr Lemercier spricht zu vernünftig für einen berauschten Menschen, und berauscht muß doch ein Dichter sein, sonst ist er keiner. In diesem Zustande mag er sich wohl von einer besonnenen Freundin führen lassen, von irgendeiner Regel, daß er nicht falle. Aber gerade gehen darf er nicht, und allen Gassenregeln ausweichen darf er auch nicht; diese müssen ihm ausweichen – spottend, immerhin. Weil aber Lemercier spricht wie ein vernünftiger Mensch, ist auch sein Gedicht nicht gut geworden. Nur einen einzigen schönen Vers fand ich darin. Es ist folgender, der die Zwangsarbeiten der Hebräer in Ägypten schildert:

A fonder des tombeaux ils consumaient leur vie.

Doch haben die Verse alle etwas Rauhes und Barsches, das, lernte man sie nicht näher kennen, Zutrauen einflößen würde, denn man sieht es ihnen mit Wohlgefallen an, daß sie nicht in der poetischen Residenz der Franzosen, die jede Kraft bis zur Flachheit abschleift, auferzogen worden.

Das Gedicht beginnt mit der Rückkehr der zwölf Spione, die Moses in das gelobte Land geschickt. *Die* Kunst war damals noch in den Jahren jungfräulicher Schüchternheit, und die naiven Spione, statt in Kanaan zu sehen, was man ihnen zu berichten aufgetragen, berichten nur, was sie wirklich gesehen, und erzählen: das Land wäre herrlich, aber mit dessen Bewohnern wäre nicht zu scherzen, sie würden sich hartnäckig verteidigen. Die Israeliten, als sie dieses hören, erschrecken und empören sich gegen Moses, der sie ihrem gewissen Verderben zuführen wolle. Moses tritt unter die Meuterer:

Il présente, au mépris du tumulte orageux
De ses traits de lion le calme corageux.

Son visage n'a point cette maigreur livide
Qui d'un fiel dévorant est une empreinte aride;
La force, en tout son lustre, y portant sa couleur,
De son généreux sang fait briller la chaleur.

Der herausgehobene Vers zeigt, was auch noch mehrere Stellen dartun, daß sich der Verfasser vor anachronistischen Bildern und Gefühlen nicht zu bewahren verstand. Wen wollte er mit maigreur livide bezeichnen? Einen christlichen Missionär? Oder wohl gar Napoleon? Das Epos soll nur erzählen, was geschehen ist, nicht, was *nicht* geschehen ist – Satan erscheint, in seinem Gefolge die *Anarchie*, das aufrührerische Lager in noch größere Verwirrung zu bringen. Lemercier malt die Anarchie (wie er in der Vorrede bemerkt) nach der Natur, so wie sie ihm 1794 erschienen. Endlich wird die Rebellion gedämpft. Es kömmt Hiob aus Arabien, seinen Jugendfreund Moses zu besuchen. Als er in dessen Zelt kömmt und Sephora, Moses Gattin, erblickt, ist er galant und frägt Aaron:

Où put naître . . . cette beauté si rare
Dont Moyse ton frère est l'époux révéré?
Son éclat par les ans est à peine altéré.

Aaron erzählt, wie sich Moses und Sephora am Brunnen kennengelernt. Hiob geht zu Bette. Sein Schlafzelt ist mit herrlichen Gobelins, vormosaische biblische Geschichten darstellend, geschmückt, woraus Lemercier Gelegenheit nimmt, diese Geschichten zu erzählen.

Im zweiten Gesange erzählt Moses seinem Gaste den Hergang der ihm gewordenen Offenbarung und göttlichen Sendung. Von jener Zeit, da er noch ein Hirte war, sagt er:

J'interrogeai les lieux d'un oeil observateur
L'art des bergers m'apprit l'art du législateur:
Leur sceptre pastoral, la nation b ê l a n t e,
De ses c h i e n s aguerris la vertu vigilante,
Les saisons, les climats, gouvernants ses humeurs,
Ses haines, ses amours, et ses craintives moeurs,

Tout offre en son instinct, sous mille traits ensemble,
Un peuple que conduit la loi qui le rassemble.

Wer in einer solchen Schule die Regierungskunst lernt, der wird freilich das Gesetz zum zausenden Hunde und das Volk zum blökenden Viehe umschaffen; das war aber eine ganz andere Schule, die Moses belehrt. — Moses bricht seine Erzählung ab; seine beiden Söhne und Aaron singen einen Wechselgesang zur Laute. Hiob beschenkt die Kinder und lobt Aaron.

Im dritten Gesange endigt Moses seine Erzählung. Der Aufruhr im Israelitenlager dauert fort. Die Moabiter schicken ihre Mädchen unter die Israeliten, sie zu verführen. Zambri, ein junger Israelit, läßt sich von einer Moabstochter verlocken und fällt von seiner Religion ab. Phinä, sein Busenfreund, tötet aus Glaubenseifer ihn und seine Geliebte durch *einen* Pfeil. (Das ist nicht möglich, obzwar die Liebenden in *einem* Bette liegen, und wäre es möglich, so wäre es nicht anständig.) Die Niedermetzlung der Strafbaren stillt den Aufruhr.

Der vierte Gesang berichtet die Verschwörung und den Untergang Korahs. Das Lager teilt sich in zwei feindliche Massen, für die Satan und der Engel Gabriel Partei nehmen. Nachdem der letztere gesiegt, erscheint er Moses in der Stiftshütte, deckt ihm Vergangenheit und Zukunft aus [auf] und zeigt ihm die Reihenfolge der religiösen und politischen Gesetze der Reiche, von der Republik Heinrichs IV.; *„et jusqu'à la nouvelle ère philosophique du dix-huitième siècle"* — sagt Lemercier im Inhaltsver-
du dix-huitième siècle" — sagt Lemercier im Inhaltsver-
zeichnis dieses Gesanges. Von Plato sagt der Engel Gabriel

Le voilà, ce mortel dont les rèves sublimes
Habillent mille erreurs d'éloquentes maximes.
Qui partage entre tous les femmes et les biens
Croit en rompant leur noeuds unir les citoyens,
Détruit le nom de père et l'heureuse industrie

Et veut que sans famille on ait une patrie.
Son nom pourtant célèbre e s t m o n t é jusqu'au ciel.

Herr Lemercier hat vergessen, daß Plato tausend Jahre später gelebt als Moses, daß also der Engel Gabriel, wenn auch immer vorhersehend, nicht hat sagen können, Platos Ruhm *ist* gegen den Himmel gestiegen. Auch ist es nicht fein, einem Engel moderne nationalökonomische Gesinnungen zu leihen und ihn von Industrie sprechen zu lassen. Überhaupt spricht der Engel Gabriel gar nicht wie ein Engel, sondern wie die Publizisten, die nichts von englischer Natur an sich haben.

52.

Souvenir de la Sicile

par le Comte de Forbin, Paris 1823.

Graf Forbin, Generaldirekteur aller Museen in Frankreich, ist als Kunstkenner und auch als Künstler geachtet. Ob das Buch leistet, was von einem solchen Manne mehr als Gewöhnliches erwartet werden darf, ist schwer zu bestimmen. Sizilien ist ein so schöner Stoff, daß das Schöne, was die Bildung hinzutut, sich oft verliert. Doch wird die Stimme des Verfassers, wo er von archeologischen Dingen spricht, gewiß Berücksichtigung erhalten. Einige Stellen mögen von seiner Gefühlsweise und Darstellungsart Rechenschaft geben. Er landete in Civitavecchia: „Aber das Fieber verheerte diese schöne Gegenden; man möchte sagen, daß die Römer nur durch das Fieber ihr Leben fühlen. Zu Monterone, zwischen Civitavecchia und Rom, ordnete das Tertianfieber den Dienstwechsel der Postillione; nach diesem unseligen Kalender zählten diese ihre traurigen Tage ab. Sterbende führten uns durch die herrliche Landschaft; der Himmel schimmerte von Lichtern, die Gebüsche waren von Vögeln bedeckt, und wir rollten über die alte römische Straße. Mit Ver-

druß verläßt man sie; denn der päpstliche Weg ist nur ein Sumpf. Keiner hat ein größeres Recht als der Papst, mit Jesus Christus zu sagen: *Mein Reich ist nicht von dieser Welt.* Bei jedem Schritte, den man im Gebiete des heiligen Vaters macht, begegnet man nur Elend und Jammer. Regsamkeit und Bewegung fand ich hier nur im Predigerstuhle. Die Prediger zerarbeiten sich; im Schweiße ihres Angesichtes bauen sie den Weinberg des Herrn, während der Landmann in der tiefsten Faulheit schläft." Solche Klagen hat man schon von vielen Reisenden gehört; aber sie mögen sagen, was sie wollen, die Welt ist doch die beste; Gutes und Schlimmes gleichen sich überall aus. Hat man in Rom das Fieber, so hat man doch auch Freiheit. Manchem Volke kommen Industrie und blühende Landwirtschaft teuer zu stehen; die Herrn, die den Ackerbau begünstigen, wollen dafür auch das Gras wachsen hören, und immer noch lieber *aria cattiva,* der man schon in Albano, als gute Polizei, der man erst in den Vereinigten Staates ausweicht.
Über die gegenwärtige Beschaffenheit der Kunst in Rom sprechend, sagt der Verfasser von den dortigen deutschen Künstlern: *„Les allemands qui habitent Rome et qui reprennent l'art à sa source ne trouvent de vérité, d'élévation que dans les Giotto et les Cimabué. Ils sont intimément persuadés que l'école italienne a été égarée sans retour par la dernière manière de Raffaël."* – Der Verfasser war in Messina, als dort im Jahre 1820 am Tage des Rosalienfestes die Revolution ausbrach. Er spricht von dem Ereignisse und dessen Quellen mit vieler Unbefangenheit, die Revolution fast beschönigend. Recht oder nicht – bedenkt man aber, daß der Verfasser als Generaldirekteur der Museen eine Art Hofstelle bekleidet, daß er mit Empfehlungen der Herzogin von Berry, der Enkelin des Königs von Neapel, begünstigt, in Sizilien reiste; und daß die Reisebeschreibung in der königlichen

Buchdruckerei auf Kosten des Königs gedruckt ist, so gereicht solche Aufrichtigkeit dem Grafen Forbin und seiner Regierung zur großen Ehre. Zum Vorteile mag dem Grafen Forbin seine Denkart nicht immer gereicht sein; dieses verrät folgende Stelle aus der Vorrede: „Man kann nie in Verlegenheit sein, den Bewegungsgrund zu einer Reise anzugeben, wie die ist, die ich in Sizilien gemacht. Außer dem Wunsche, eine löbliche Wißbegierde zu befriedigen, würde sich der natürlichste Grund in der gegenwärtigen Lage der Gesellschaft suchen lassen. Diese Lage ist unglücklicherweise feindlich; das Leben wird mit jedem Tage dorniger; es ist eine sauere Arbeit, unter den Menschen zu leben; man kann also eine Reise als einen Waffenstillstand mit ihnen ansehen. Die Abwesenheit schläfert Feindseligkeiten ein; bei der Rückkehr findet man sie, von alten Verfolgungen abgewendet, und, ihre Zeit nützlich zu verwenden, neue Angriffe nach einer andern Seite richtend." – Angehängt sind dem Buche: 1. Nachricht von den Künstlern des Altertums, die in Sizilien geblüht haben. 2. Verzeichnis der neuern sizilianischen Künstler. 3. Die sizilianischen Schriftsteller der letzten dreißig Jahre. 4. Der Rajah von Bednoura, indische Erzählung aus dem Leben eines Einsiedlers in Catania, der sie, bei seinem herannahenden Tode, dem Verfasser mitgeteilt hatte.

53.

Don Alonzo, ou l'Espagne, histoire contemporaine

Par N. A. de Salvandy. Quatre volumes. Paris, 1824.

[1824]

Walter Scott wußte in seinen Romanen der Vergangenheit den Reiz der Gegenwart zu geben; Salvandy hat dieses in seinem Alonzo auch verstanden, und vielleicht

ist ihm, dem schottischen Meister gegenüber, das Schwerere gelungen. Denn am vergangensten für uns sind nicht die Geschichten, welche die längsten Zeiten und die weitesten Räume von uns trennen, sondern die, die uns am fremdesten sind; fremd unsern gewohnten Gefühlen, fremd unsern üblichen Gesinnungen. In dieser Bedeutung aber ist die neueste Geschichte Spaniens altersgrau für uns. Spanien liegt außer Europa, außer dem neunzehnten Jahrhunderte, außer dem Christentume sogar. Darum ist Salvandys Buch so lehrreich, weil es uns mit einer neuen Welt, mit einer neuen Zeit und mit einem neuen Glauben bekannt macht. Hätte ein Deutscher dieses Werk geschrieben und ihm noch alle die Vorzüge, Mängel und Eigentümlichkeiten angebildet, worin sich der deutsche Geist von dem französischen unterscheidet: hätte es in unserm Vaterlande eine große Wirkung hervorgebracht, eine Wirkung gleich derjenigen, die fünfzig Jahre früher Werthers Leiden gehabt. Der Werther auch war eine Kriegserklärung des Naturlebens der Menschen gegen die Kunstregeln, worin es gesellige Übereinkunft, bürgerliche und kirchliche Ordnungen gefesselt hielt. Dieser Widerstand gegen eine mißbräuchliche oder überzeitige Gewalt, rechtlich und sittlich im Werther, ward unrechtlich und unsittlich im Faust; denn dort artete er in eine Empörung gegen die allgegenwärtigen und allzeitigen Gesetze der Natur aus. Man könnte in einer Bedeutung, die keiner nähern Bezeichnung bedarf, Goethe ganz mit Voltaire vergleichen, wäre er nicht, ungleich diesem, auf dem Wege, den er zuerst betreten und zu dessen Weiser ihn Deutschlands Genius bestimmt, stehen geblieben; hätte er nicht die Früchte einer Geistesrevolution, die er, teils von fremden Feldern geerntet, teils aus eigner Saat gezogen, für sich allein behalten wollen; und hätte er, um eine Herrschaft fortzuführen, die er jener Umwälzung verdankt,

sich andrer als diplomatischer Mittel bedient. Goethe hat, wie es Napoleon mit Frankreich getan, Deutschland auf ein Jahrhundert zurückgeworfen – auf ein Jahrhundert; denn wo die Zeit auf Sturmesflügeln eilt, kann jeder Tag der Zögerung nur durch ein Jahr der Nachteile wieder gut gemacht werden.

Salvandy hat ein Rundgemälde der spanischen Geschichten aufgestellt, dessen Umkreis die letzten fünfundzwanzig Jahre einschließt. Wer sich einen solchen Stoff zur Bildung gewählt, der mußte allem Künstlerruhme entsagen. Was blieb ihm zu verschönern, zu veredlen freigegeben? Die Natur selbst hat den Stoff künstlerisch, die Geschichte selbst hat ihn dichterisch behandelt, und dem Künstler wie dem Dichter bleibt nichts übrig, als Einheit in die Mannigfaltigkeit, Ordnung in die Bewegung, Ruhe in die Kraft, Milde in den Glanz und Spärlichkeit in den Reichtum der Gegenstände zu bringen. Salvandy hat wohl gezeigt, daß er fähig gewesen wäre, einen guten Roman zu schreiben; weil er sich aber Spanien zum Gegenstande gewählt, ist sein Buch nur die Übersetzung eines Romans geworden. Ein sehr nützliches Werk, da es so viele gibt, die das Original nicht verstehen! Die jungen Leser des Alonzo werden sich verwundern, daß sie schon so alt, die alten, daß sie noch so jung sind an Erfahrungen.

54.

Mosely-Hall
oder
Die Wahl des Gatten

Roman von Cooper, dem Amerikaner, bearbeitet von Richter. Drei Teile, Leipzig 1826

„*Die Wahl des Gatten*“, die doch sonst nur junge Mädchen und ihre Mütter in Gedanken versetzt, hat dieses Mal sogar einen Rezensenten stutzig gemacht. Wie! dach-

te er — nämlich ich — wie konnte Cooper einen solchen Fehler begehen? Wie mochte er so mutwillig alle Perspektive zerstören, so unbesonnen alle Erwartung abspannen, wie mochte er den Roman in seiner Wiege töten, indem er sein Leben schon auf dem Titelblatte beschreibt? Zwar werden Fürstenkinder, deren Bestimmung ist, Liebe oder eine Krone zu erwerben, manchmal Dieudonné oder Constantin getauft; aber solche biographische Namen ziemen Bürgerkindern nicht und Büchern noch weniger. Ich dachte ferner: Wie! Cooper, in dem Lande unermeßlicher Wälder, ungeheurer Seen und Ströme geboren, wie mochte er sich dazu verstehen, Sandgärten mit graden Baumgängen, Treibhäusern und künstlichen Hecken zu malen? Der Roman soll uns zeigen der Menschheit Anhöhen, des Lebens große oder steile oder verworrene oder verborgene Wege — und Cooper führt uns nur den bekannten schmalen Weg, der zur Vermählung führt!
Nachdem ich mich über den Titel sattgewundert, las ich die Vorrede des Übersetzers und schüttelte den Kopf von neuem. Der Übersetzer sagt in Beziehung auf Cooper: „Die Kritiker finden an ihm die Breite der Erzählung auszusetzen, insofern er sich durch allgemeines Reflektieren unterbricht, dem er sich nur allzu gern ergibt. Dem Ausspruche der Kritik zufolge glaubte ich, dieses üppige Sprudeln des Geistes mäßigen zu dürfen. Versteht sich von selbst, daß ich nur *allgemeine* Reflexionen auszulassen mich unterfing und mich sorgfältig hütete, einen Charakter zu verletzen, wo ein solcher sich reflektierend darstellen soll. So wird der Leser keine Schönheit des Dichters vermissen, wie ich hoffe, indem ich den Forderungen der Kritik ebenfalls nachkam. Auch dem Käufer gereicht es zum Vorteil einen guten Roman trotz der mindern Bogenzahl dennoch vollständig für einen geringen Preis zu empfangen.“ Coopers Darstellung ist

nun allerdings etwas umständlich. Cooper hat einen breiten holländischen Mund – vielleicht, daß holländisches Blut in den Adern des Amerikaners fließt; aber er ist tüchtig und solid und steht fest auf den Füßen, und dieses ist auch eine Art zu sein, die man achten sollte. Der Schriftsteller ist ja selbst ein Teil seines Werkes, und zwar ein sehr wichtiger, und mit diesem wichtigen Teile sollte man nicht so ganz nach Belieben verfahren. Mag man immerhin aus einem wissenschaftlichen oder geschichtlichen Werke in der Übersetzung alles weglassen, das, weil es falsch oder unbedeutend oder überflüssig ist, oder weil es als bekannt vorausgesetzt werden darf, nicht zur Belehrung dient. Aber bei dem Werke eines Dichters darf dieses nicht geschehen. An einem Kunstwerke ist die Form nicht von dem Wesen zu trennen, und es kann die eine nicht ohne das andere verletzt werden. Zumal mit Romanen muß man schonend umgehen. In einem Romane ist nicht, wie im Drama, die Handlung Zweck, sondern das Handeln; darum soll die Gesinnung hervortreten, sich zeigen, sich ausbreiten, und der langsame Gang allmählicher Entwicklung ist hier oft dem Witze vorzuziehen, welcher springt. Es ist nicht jedem mit der Destillation der Gesinnung, mit Sentenzen – es ist uns nicht immer mit Rosenöl gedient; wir wollen die Rosen selbst haben, mit ihren Stengeln, ihren grünen Blättern, ihrer Frische, wenn auch mit ihren Dornen. Zwar sagt der Übersetzer, er habe sich sorgfältig gehütet, einen Charakter zu verletzen, wo sich ein solcher reflektierend darstellt, er habe nur allgemeine Reflexionen ausgelassen. Er versteht darunter: Reflexionen des Verfassers. Wenn aber ein Romandichter es für gut findet, sich selbst, unbekannt, unter die Personen seines Romans zu mischen, wenn er sich als Zuschauer mitten hineinstellt und über Personen und Verhältnisse seine eigene Meinung sagt – darf man ihn schweigen heißen? Darf man

dem Herrn des Hauses die Türe zeigen? Auch entschuldigt es den Übersetzer gar nicht, daß durch seine Abkürzungen das Buch wohlfeiler geworden. Es ist nur eine täuschende Wohlfeilheit, wenn mit dem Preise zugleich Maß und Gewicht der Ware verringert wird. Übrigens hat der Übersetzer nicht immer mit Geschicklichkeit verkürzt, er hat einigemale vergessen, die Spuren der Entwendung zu verbergen, und hat die Gabel zum gestohlenen Messer zurückgelassen. So kömmt gleich im Anfange des Romans ein Gastmahl vor, und von der Tischgesellschaft wird bemerkt: „Diese Stimmung, solche Gespräche würzten das Mahl. Man ging endlich auseinander." Die Gesellschaft aber saß keine sechs Zeilen lang bei Tische, und der Übersetzer hatte wahrscheinlich auch nicht mehr daran gedacht, daß er die Stimmung und alle Gewürze beiseite geschafft hatte. Überhaupt nehmen sich die Herren Übersetzer oft Freiheiten, die gar nicht zu verzeihen sind. So erinnern wir uns, das *Leben der englischen Romandichter* von *Walter Scott* in der Übersetzung des Herrn *Döring* gelesen zu haben, in welcher alles ausgelassen ist, was sich auf die Charakterisierung und Beurteilung der Werke jener Dichter bezog und was doch aus Walter Scotts Munde gar nicht zu verschmähen gewesen wäre. Auch gesteht Herr Döring mit der kindlichsten Unbefangenheit ein, daß er es getan und daß es ihn sein Verleger so geheißen. Aber, guter Gott, wenn man aus der Lebensbeschreibung eines Schriftstellers dessen Werke ausläßt, was bleibt dann noch übrig? Essen, Trinken, Schlafen, Heiraten, Geld oder nicht Geld, nichts als Dinge, die tausend andern Menschen auch begegnen, und hätten sie nie lesen und schreiben gelernt.

Nachdem ich mit der Vorrede endlich fertig geworden, fing ich das Buch zu lesen an. Ich war sehr begierig auf die „Schönheit" des Dichters und auf das „üppige Sprudeln des Geistes", welches so stark gewesen, daß es der

Übersetzer glaubte mäßigen zu müssen. Aber wie erstaunte ich! An dem Romane fand ich nichts schön als sein Ende und nichts sah ich sprudeln als die kühlste Langweiligkeit. Eine solche schlechte Schreiberei hätte man gar nicht nötig gehabt, erst von England herüberzuführen, unser eignes Land bringt Erzeugnisse solcher Art genug hervor. Der Roman hat keine Haltung und keine Farbe, keinen Vorgrund, keinen Hintergrund und keinen Mittelpunkt, er hat keinen andern Helden als seinen Leser. Die Personen sind aneinandergereiht wie geröstete Kastanien, die nichts Gemeinschaftliches haben als den Faden und den Käufer. Sie liegen in den wunderlichsten Stellungen übereinandergeworfen, als wären sie vom Dache gefallen. Die Genealogie der Verhältnisse ist gar nicht zu entwirren. Meistenteils sind es Mütter und ihre Töchter, und die Mütter suchen die Töchter an den Mann zu bringen, welches ihnen früher oder später, mehr oder weniger gelingt. Man glaubt einen Hof voller Kälber zu sehen, die alle eines nach dem andern weggeführt und abgetan werden. Sehr komisch ist es, daß die Personen selten zu Hause, daß sie immer auf Reisen sind, aneinander vorbeifahren und sich im dicken Staube der Landstraße mit Mühe erkennen. Es ist wahr, sie reisen prächtig, in den schönsten Wagen und von vier, oft von sechs herrlichen Pferden gezogen! Man möchte sie lieber begleiten als lesen. Das also ist der Cooper, den wir und andere so sehr gepriesen! Oder sollten wir uns getäuscht haben? Sollten Coopers frühere Romane den Beifall, den sie uns abgewonnen, ihrem Schauplatze allein zu verdanken haben? Sollten die Werke des Amerikaners nur die Vorzüge angenehmer Reisebeschreibungen besitzen? ... Ich wußte mir nicht zu helfen. – Da hatte ich einen kühnen Gedanken, der mich und Cooper aus unserer schlimmen Lage zog: *Mosely Hall ist gar nicht von Cooper!*

VIII

Tagebuch 1828/1829

Tagebuch *

[1828–29]

Geisenheim, Dienstag, den 12. August 1828

Ich hatte mir bei Metzger Maßmann in Rüdesheim die heiligen Legenden von Peter Martin von Cochem, der sich nennt „unwürdiger Kapuziner", geliehen und ritt dann zurück. Der Eselsjunge hinter mir trug das schwere Buch und trieb den Esel stark an, um bald wieder zurück zu sein, weil in Rüdesheim englische Reuter spielten. Komische Szene zum Malen!

Sonntag, den 17. August

Heute morgen auf dem Rochusberg. Fest des heiligen Rochus. Prozession von Bingen. Welch ein Schauplatz für ein Volksfest! Einer schönern Freude, eines frohern Volkes, eines bessern Landes wert. Der im Sonnenglanze strahlende Rhein, die Landschaft wie ein silbernes Band umgürtend, die Inseln wie grüne Blumen darin. Die Berge drüben. Oben das breite Weinland, links die alten Ritterburgen, und der Mäuseturm, dastehend wie ein Verwunderungszeichen, solche neue Welt zu sehen. Oben Tausende von Menschen im Grünen und unter Zelten froh gelagert aßen Bratwurst und tranken schlechten Wein. Sie waren, aber machten nicht froh. Bratpfannen überall. Man erhielt eine Bratwurst in ein Weinblatt gehüllt. Die Bauerngesichter wie dämisch, die Kleinbürger wie sauer und unerquicklich. Binger Frauen zwischen zwei Alter sprachen zerrissenes und welkes Französisch, das sie einst in schöneren Tagen voll und

* Zwischen den Eintragungen im Original Exzerpte aus Plutarch und Livius.

frisch von französischen Offizieren gelernt. Dann sahen sie den Rhein und die Zeit hinauf, die beide ferne im Glanze der Morgensonne blinkten, wurden gedankenvoll, und ihre Brust erhob sich merklich. Ihr guten Weiber von Bingen, ihr dachtet wohl an manches, aber daran gewiß nicht, daß ein Fremder neben euch stand, der eure Gedanken fühlte und über eure Gefühle nachdachte. Ich will es sagen, was euch zum Ruhme gereicht und was eure Erinnerungen als schuldlos darstellt: daß eure Männer so denken, wie ihr fühlt. Wo ich noch am Rhein nachgefragt, und so oft ich es getan seit vielen Jahren – all überall erinnerte man sich mit Liebe der französischen Herrschaft. Ganz gewiß, ich bin ein guter Deutscher, und es entzückt mich, wenn ich sehe, daß an den Ufern des Rheins wieder deutsche Zöllner stehen, die nicht wie einst die französischen getan, uns mit heuchlerischer Höflichkeit um die Schlüssel unserer Koffer bitten, sondern als grade, schlichte, offene, biedere Deutsche ihre Pflichten üben und uns unsere lehren. Es bewegt mich freudig, daß der Vater Rhein in seinen alten Tagen still und ruhig und gemächlich auf dem Lande lebt und daß seinen Mittagschlaf nichts stört, nicht das Knarren der Frachtwagen, nicht Pferdegetrott auf den Leinpfaden, nicht das Geschrei roher Schiffer; aber – die französische Regierung war liebenswürdig. Sie war streng in ihren Handlungen und mild in ihren Worten; sie befahl nicht, wo Bitten genug waren, und sie belehrte, ehe sie befahl. Sie ging mit den Bürgern wie mit Männern um, nicht wie mit Schulknaben, die man zwischen Katechismus und Rute setzt. Sie sprach in ihren Gesetzen die verständige freundliche Sprache des Lebens, nicht jene ungehobelten, holprigen Reden, über die das Auge hundertmal stolpert und fällt, ehe es den weit abwohnenden Sinn erreicht. Ihre Gesetze des Friedens traten still in der friedlichen Toge auf, sie donnerten nicht her-

bei in jenem rostfleckigen umpanzerten Kanzleistile, der einst wohl gut war in roher Zeit trotziger Faustgewalt, jetzt aber so lächerlich ist gegen schreckhafte folgsame Bürger. Sie nannte jeden Bürger *Herrn* bis drei Tage ehe er gehängt wurde; eine deutsche Regierung aber, wenn sie einen verdienten Mann loben und belohnen will, spricht: Er Schlingel hat seine Schuldigkeit getan – da hat er ein Trinkgeld! Französische Beamte waren freundlich und gesellig, und wenn sie zu Tische kamen, erschienen sie nicht mit Aktenstaube auf den Ärmeln und taten nicht so geheimnisvoll und sprachen nicht so leise und lächelten so selig süß, als lägen sie im Wochenbett, von einer jungen Welt entbunden. Ein französischer General, der in fünfzig Schlachten gefochten, kletterte nicht die Leiter des Hochmuts hinauf und sah von der höchsten Sprosse der Exzellenz auf die Köpfe seiner Mitbürger herab, sondern er blieb unten, wo das Volk stand, und blieb bescheiden. Er trat nicht als ein Jupiter furchtgebietend auf und donnerte in Stiefelsporen zwischen leichtfüßigen Tänzerinnen. Französische Offiziere waren freilich nicht von Adel; aber dafür durften sie auch unverhöhnt bürgerlichen schönen Frauen den Hof machen. Deutsche aber – ich sehe es jedes Jahr im Bade, und erst spät glaubte ich den Beteuerungen meiner Augen – Deutsche aber umwedeln wie Kammerherrn nur Edeldamen und huldigen nicht rosenfarbner Schönheit, sondern gelben Pergamenten. Gott! Ich, der doch so wenig bin und nur eine schwache Feder führe, ich bin doch stolz genug, daß ich mich mehr dünke als ein Graf, der nicht mehr ist als das, und daß ich den Adel nicht höher schätze als ein Biskuit; wäre ich aber mehr und führte ein Schwert – wahrlich, ich hätte einen höhern Stolz als den des Adels. Aber ich sage das alle, um es endlich ihnen zu sagen: – sei eine Regierung noch so gerecht, noch so mild, ja selbst freisinnig in ihren Handlungen,

ist sie es nicht auch in ihren Worten, ist sie nicht liebenswürdig, wird man sei niemals lieben, und Lasten, mit Freundlichkeit aufgelegt, würde man freundlicher tragen als Wohltaten empfangen, die man Menschen verächtlich wie Hunden vorwirft.
Die Prozession artig genug. Ein recht heidnischer Zug, wie man ihn aus alten Basreliefs kennt. Nur waren es Helden des Leidens und Götter der Ohnmacht und Geduld. Weiß gekleidete Mädchen, Blumenkränze in den Haaren, Lilienstengel und Kerzen in der Hand. Aber die Blumen künstlich. Ein Trupp Knaben als Pilgrime gekleidet, Muschelhüte, Kreuz, Kürbisflasche, Wanderstab. Artig, wie auch die Mädchen, aber während des Gottesdienstes aßen jene und diese Bratwurst mit sehr ernsthafter Miene. Ein Mädchen in der rechten Hand einen Lilienstengel, in der linken eine Bratwurst haltend! Die Schifflein unten, klein wie Enten! Das Dampfschiff. – In Bingen Mittag gegessen. Viele Mainzer. Saß zwischen kleinbürgerlichen Frauenzimmern. Ihre Gespräche, Mienen, Scherze, wie herbe, wie *unadelig*. Wenn wir Bürgerliche von feinerer Art ebenso tief unter dem feineren Adel stünden, als jene Kleinbürger unter uns stehen, dann hätte der Adel recht, sich abzusondern. In Bingen ein österreichischer Unteroffizier von der Artillerie mit einigen Mainzer Bürgerweibern, diesen den Hof machend. Er, steif wie die österreichische Regierung. Den patriotischen Haselstock an der Seite neben dem Degen. Stock und Degen! Welch ein wunderlicher ganz unerklärbarer Hut! Die Geometrie wird bereichert durch dessen Formen. Ich knüpfe ein kurzes Gespräch mit ihm an und sagte: Fuchtel und Degen, das paßt doch nicht schön zusammen. Auf diese Worte machte er ein gar erhabenes Gesicht, schlug mit der [Hand] auf Band und Griff und sprach . . . Ich schwieg ganz still und ging seiner Freundschaft aus dem Wege. – Herr! sprach er (das *Herr* müßte

mit hundert rr geschrieben werden, um es akustisch darzustellen, wie er es gesprochen). Ich trage den Stock meines allergnädigsten Kaisers ... Ich machte ihm einige ästhetische Einwürfe gegen die Harmonie eines Stockes und eines Schwertes ... Ich hielt ihm eine kleine Vorlesung über die Vorteile einer konstitutionellen Verfassung und fragte ihn, ob er nichts zu einer Geldsammlung für die Griechen beitragen wollte. Ich glaube, es war mein Glück, daß er mich nicht verstand. Stock für den Freund, Degen für den Feind.

den 18. August

Unter den mehreren Unglückszeichen, die dem Brutus die unglückliche Schlacht bei Philippi verkündigten, war auch das, daß ein Hauptmann, Kriegsoberster, an einem Arme Rosenöl schwitzte, und daß man ihn fruchtlos rieb und abtrocknete, er schwitzte immerfort. Es ist doch etwas sehr Unerklärliches mit dem Aberglauben der alten Völker! Die christliche Religion, selbst in der dunkelsten barbarischsten Zeit, ließ solche Ausschweifung doch nie aufkommen. Auch hing christlicher Aberglaube mehr mit der Religion zusammen, und nur die rohern Volksklassen waren damit behaftet. Bei den Römern waren Feldherrn, Staatsmänner, Philosophen davon nicht frei. Man möchte anfänglich glauben, ihre Staatsmänner hätten sich nur des Aberglaubens zur Regierung des Volkes bedient, aber bald sieht man, daß sie selbst davon beherrscht wurden. Der verständige, klare, philosophische Plutarch erzählt gläubig die lächerlichsten Wunder mit der größten Ruhe und Ernsthaftigkeit, wie auch obiges (im Brutus). [Bei] dieser Geschichte mit dem parfümierten Arme eines Kapitäns sagt Plutarch: „Man versichert, daß das Gespenst, welches Brutus schon früher gesehen, ihm in der Nacht vor der Schlacht wieder erschienen sei; *aber Publius Volumnius, ein in der Philosophie sehr be-*

wanderter Mann, und der seit dem Anfange des Kriegs Brutus stets begleitet hatte, spricht gar nicht von diesem Wunder; er erzählt bloß ..." und jetzt die Wundergeschichten, worunter auch die vom Rosenöl.

Die Tyrannei unter den römischen Kaisern, wie überhaupt in der alten Zeit, und die im Orient war stehnischer Natur, die neuere europäische ist asthenischer. Nur die Kraft, nicht der Wille zum Bösen hat sich vermindert. Die Tyrannei ist altersschwach geworden.
Heute *Plutarch* geendigt. – Den *Livius* angefangen.

23. August

Einen Brief von Joseph Williams, engl. Sprachlehrer in Frankfurt, erhalten, die Prüfung eines Trauerspiels *Jane Shore* aus dem Engl. des *Rowe* übersetzt, in der Handschrift, betreffend. Ablehnend beantwortet. Brief unter Nr. 1.

den 26. August

In diesem Monate fanden wieder große Unruhen in Heidelberg statt. Die Studenten sind ausgezogen, und man hat ihnen den Professor Thiebault nachgeschickt, sie zu besänftigen und zurückzuführen. Die Aufnahme ins neue Museum, welches Professoren und Bürger für 70 000 fl., wie sie mit Selbstbewunderung erzählen, kürzlich erbaut, soll die Un[zu]friedenheit der Studenten aufgeregt [haben]. Die Zeitungsberichte sind widersprechend, und die heimlichen Berichterstatter wälzen wechselseitig die Schuld einer auf den andern. Ob sie es nicht vermocht haben, die zwölf Tafeln ihrer Museumsgesetze – im schönen Deutschland kömmt alles juristisch reif zur Welt, Geburten an der Nabelschnur wird schon bestimmt, wie sie einst polizeimäßig sterben sollen, die Wiegen werden vor der Hochzeit gemacht, und die Fachschränke sind viel früher fertig als die Dinge, die hineinkommen sol-

len, so daß auch gewiß die gedruckten Statuten des Museums früher trocken waren als seine Wände – mit den billigen Forderungen der akademischen Jünglinge, oder ob diese nicht vermochten, ihr Freiheitsgefühl mit einer billigen Ordnung in Einklang zu bringen, das weiß ich nicht. Sie sagen in ihren Berichten, der Vorfall werde ihrer Universität zum besten gereichen, denn die Unruhen wären wieder von der allgemeinen Burschenschaft ausgegangen, die noch immer im Dunkeln hause, und man werde sie bei dieser Gelegenheit von Grunde ausrotten. Von der *allgemeinen* Burschenschaft – sagten sie. Diese Allgemeinheit ist es, die sie fürchten und befeinden. Sie sehen hierin eine schauderhafte Gefahr, daß die Studentenrotten sich vereinigen und so endlich die alten Universitätsburgen, die man von außen nicht zerstören will, von der Besatzung selbst niedergebrochen werden möchten. Sie geben gar zu willig dem Geiste eine feste Burg, daß sie ihn, sooft es ihre Herrschsucht begehrt, belagern können. Welch eine Schmach Deutschlands sind diese gelehrten Zünfte! Der Geist, der König der Natur, wird wie ein wildes Tier eingesperrt und so lange erzogen und geprügelt, bis er zahm wird wie ein Schäfchen; dann gibt man ihn frei. Man duldet gern die Raufereien und Zweikämpfe der Studenten, und man würde die Universitätsrichter mit Ungnade und Absetzung bestrafen, die die Gesetze in Anwendung zu bringen und die Zweikämpfe streng zu bestrafen sich gelüsten ließen. Die roten, grünen, blauen Pfeifentroddeln der Studenten, meinen die hochweisen Staatskünstler, verbürgen die Ruhe des Landes. Man will, alle Seelenkraft der jungen Leute solle vergeudet werd[en] in Ausbrüchen roher Lust, alles Freiheitsgefühl solle abgestumpft werden in Mißhandlung friedlicher Bürger, jedes angeborne Gefühl der Widerstrebung gegen Ungerechtigkeit solle sich abmatten in Widersetzung gegen

Recht, Ordnung und Sittlichkeit während einiger Jahre – damit sie alle, welche der Entnervung der Bücherweisheit widerstanden und nicht hypochondrisch geworden, des rohen Unfugs müde, recht matt und schwach in die bürgerliche Gesellschaft treten und als geduldige Esel die Mehlsäcke des Staates tragen oder die Räder der Regierung treiben; die schmiegsamen adligen Hofmeister, die Turteltaubenkandidaten, die fromm um jeden Konsistorialrat gurren, die kammerherrlichen Referendare und Aktuare, die Coriolansaffen, die ihre Verwaltungsgehörigen mit Trotz und Strenge beherrschen – das waren einst alle wilde Burschen, die ihren Philister betrogen und verhöhnt, die Nasen und Ohren genug abgehauen, die Schmarren im Gesichte zeigen, die geheimnisvolle Pfeifentroddeln getragen, die, um dem akademischen Senate zu trotzen, einst wie das römische Volk ausgezogen, die wohl auch ihren Mann erstochen und, von Schillers Räubern begeistert, in die Wälder gezogen sind und den Landleuten ihr Brot und ihren Speck abgedroht haben. In München und Berlin sind in unsern Tagen neue Universitäten gestiftet worden, und man hat ihnen ganz die alte Zunftverfassung gegeben. Warum den Universitäten eine eigene Gerichtsbarkeit? Liegt denn etwas in der Wissenschaft, das die Jünglinge, welche sie pflegen, zu größern Ausschweifungen und leichter dazu antreibt als junge Leute anderer Beschäftigungen, und die darum größere Nachsicht verdienen und eine eigene gelinde Gesetzgebung bedürfen? Die Roheit der Studenten, das Ansehen, das einzelne derselben über die Masse durch ausgezeichnete Roheit erlangen, die Unanständigkeit ihrer Freuden, die Gemeinheit ihres jugendlichen Mutwillens, der Stolz und die Verachtung, mit welcher sie auf den Bürgerstand herabsehen, ist denn das alle dem Gedeihen der Studien so förderlich, daß man aus Sorge und Liebe für diese es den jungen Leu-

:en nachsieht? Oder will man vielleicht, daß sie durch Roheit vom Bürgerstande geschieden bleiben, damit die Wissenschaft ja nicht in das Leben übergehe, daß ja nicht die so edle, so leicht entzündende Begeisterung gutgearteter Jünglinge die dürren Philister ergreife? Oder will man vielleicht, daß sie den Bürgerstand mit Verachtung behandeln, damit sie sich darin üben, weil sie einst als Männer ihn beamten sollen? Oder will man vielleicht, daß Akademiker bürgerlicher Abkunft sich jeder feinen Zucht, sich guter Sitte und gefälligen Betragens entwöhnen, damit sie hinter adligen Studenten, die Hofmeister und freundliche Aufnahme in den Familien der Professoren vor dem höhern Grad der Roheit bewahren, frühzeitig zurückbleiben, daß sie, ihrer Ungezogenheit sich bewußt, einst recht bäuerisch oder spießbürgerlich blöde und demütig vor ihnen stehen und ohne Mut zur Mitbewerbung ihnen Vorrang und Sieg überlassen? Menschen, bestimmt, auf die Gemeinde durch das Wort, sei es gesprochen oder geschrieben, zu wirken, verlernen das Wort, entwöhnen sich jeder gefälligen Sitte, durch welche man das Gute schön macht und ihm Eingang verschafft, und kömmt dann die Zeit, daß sie lehren, daß sie überreden sollen, verstummen sie und üben Trotz und Gewalt, die einzige Waffe, in welcher sie sich geübt. Das Pulver männlicher Kraft, womit sie einst Zwingburgen, altes Gemäuer, weghemmende Felsen sprengen sollen, haben sie verpufft in nichtswürdigen kindischen Feuerwerken, und kommt dann die Zeit des Handelns und der edlen Widerstrebung, stehen sie wie die Schulbuben und entwaffnet da, gehen jedem Hindernisse aus dem Wege, und Rom und Griechenland im Kopfe, haben sie die Feigheit eines Pastors Schmelzle im Herzen, und aus Furcht zu fürchten bleiben sie so fern von jeder Gefahr, daß sie es nicht einmal bis zum Zittern bringen.

den 28. August

Gestern mit einem alten reichen Juden in einem Einspänner nach Wiesbaden gefahren. Er kritisierte gewiß im stillen den lieben Gott, daß er seine Welt so ärmlich ausgestattet. Wäre der Jude mit der Schöpfung beauftragt gewesen, er hätte den Weinstöcken statt Trauben Louisdore gegeben und die Bäume statt mit Blättern mit Staatspapieren behängt. Es war ein Tag, an dem der Himmel die Erde besuchte, und alles war festlich heiter und alles glänzte. „An so ä Tag is scheen [?] viel Geld habbe" sagte der Jude. Er sprach in einem fort von Geld, er mochte wohl gehofft haben, der Teufel komme, wenn man ihn rufe. Als wir an einem schönen Landhause vorüberfuhren, das freundlich umblüht am Strome lag, fiel in das nachtdunkle Judenherz ein Strahl bessrer Erkenntnis. Er bekam einen Schimmer von wahrer Lebensfreude, und unglaublich weich und empfindsam sprach er: „Wer ä Lascht Geld hat und bedient sich, hat ja recht, das Leben geht gschwind herum." Da man ihm an einem Chausseehaus Küpfergeld herausgab, sagte er: „Ich habb gar nit gewisst, daß es noch Kuppergeld in der Welt gibt." Dann sprach er von seinen *Gschwisterigs*. Beim Anblick der Rebenhügel: „Mer kann das Jahr gar kein Traube esse, sie sind all kaputt." – In den vier Jahreszeiten logiert. Abends (Mittwoch) eine Vietelstunde auf dem Balle gewesen. Junge Mädchen auf amphitheatralischen Bänken, wie Blumentöpfe. Auf einer Erhöhung saß und stand der Nassauer Beamtenadel – viel Knöpfe auf blauen Röcken. – Diesen Morgen um halb vier Uhr zu Fuße von Wiesbaden nach Mainz gegangen. Mondschein. Mein Schatten wurde immer blässer. Tagesanbruch. Hasen über den Weg. Bauern. Karren. Marktweiber. Das erste Mal, daß ich so früh am Morgen zu Fuße über Feld gegangen. Ich hatte den Tagesanbruch nur in beweglichen Panoramen gesehen. Zweifel, ob Tag

oder Nacht. Unweit Kassel, Sonnenaufgang. Wie oft mochte die Sonne, wenn sie abends über eine nichtswürdige Menschheit zürnend untergegangen, geschworen haben, nicht mehr aufzugehen; aber die gute versöhnliche Göttin hatte am Morgen alles vergessen, und sie kam wieder. (Es gibt nächtliche Zeitalter, düster dunkele, mildere freundlichere mit Mondeslicht und Tageshelle.) Um sechs Uhr in das Dampfschiff getreten, nach Bingen zu fahren. Angenehmes Gewühl. Neugierde mit Ängstlichkeit gemischt. Wagen auf dem Verdeck, darin stand eine Engländerin mit fliegendem Schleier, der wie eine Flagge aussah. Soviel englisch und französisch als deutsch gesprochen. In Bingen stieg ich aus. Der Schiffer, der mich nach Rüdesheim überfuhr, verwünschte in seinem eigenen Namen und dem aller seiner Gewerbsgenossen die Dampfschiffe, die sie arm mache. Er hatte den schönen Wunsch: möchte doch das Dampfschiff untergehen, wenn recht viel Leute darauf sind! Er sagte: er wäre einmal auf dem Dampfschiffe gefahren, *damals, als Mademoiselle Sontag darauf gewesen.* Ich hoffe, im nächst erscheinenden Handbuche der deutschen Geschichte wird man die neueste Zeit als das *Zeitalter der Demoiselle Sontag* bezeichnen. Im Dampfschiffe liegt ein Buch mit der Einladung an die Reisenden, ihre Klagen, die sie etwa gegen das Schiffsvolk und den Dienst haben möchten, hineinzuschreiben. Im vorigen Sommer las ich darin die Beschwerde eines Engländers in englischer Sprache, die von mehrern deutschen Reisenden unterzeichnet war. Die Klage war: daß sie durch die Ungeschicklichkeit oder Unvorsichtigkeit des Steuermanns am Binger Loche auf einen Felsen gestoßen, so daß das Schiff einen Leck bekommen und in Gefahr kam. Der Vorfall ist bekannt, das Schiff konnte nur Caub erreichen, und die Reisenden mußten zu Lande weitergebracht werden. Ich mußte damals schon lachen, daß un-

ter allen Reisenden nur ein Engländer sich ermutigt, seine Klage in das bestimmte Buch zu schreiben, obzwar der amphibische Brite gewiß weniger erschrocken war als die Deutschen, und daß diese hintennach mit ihrer bekräftenden Unterschrift gekommen. Dieses Jahr lachte ich noch mehr, als ich das Buch in der Hand nahm und fand, daß das freimütige englische Blatt herausgerissen war. Das Buch war weiß wie die Unschuld. Die Deutschen sind zarte indische empfindliche Treibhauspflanzen. Sie können die öffentliche Luft nicht vertragen. – In Wiesbaden fragte ich einige Menschen auf der Straße, wo Hofrat Weitzel wohne? Sie wußten es nicht. Wäre es Demoiselle Sontag gewesen! Weitzel erzählte: Görres' historische Vorlesungen in München, die anfänglich sehr besucht gewesen, wären später ganz leer geworden. In der ersten Vorlesung habe er von der waltenden Vorsehung gesprochen, die ihn nach München geführt. Die sechste Vorlesung habe mit Abels Tod geendigt. – Weitzel [er] gab mir ein romantisches Gedicht *Zoraide* (1825 bei Wilmanns in Frankfurt) von Adelheid *von Stolterfoth*, Stiftsdame. Ein junges schönes Frauenzimmer, die bei ihrem Onkel, dem Herrn v. Zwierlein in Geisenheim wohnt. Schön genug für eine schöne Stiftsdame!

Ein Schreiben von Vieweg in Braunschweig erhalten, d. 18. Juli, mit der von ihm verlegten neuen Ausgabe der dramatischen Werke Müllners und der Bitte, sie günstig zu rezensieren. – Brief Nr. 2.

Geisenheim verlassen wegen der Grobheit des Wirts in der Schönen Aussicht und zu Massmann nach Rüdesheim gezogen.

Sonntag, den 31. August

Zu Rüdesheim mußten wir, Männer und Weiber, unsere Pässe vorzeigen, und darauf bekamen wir eine vierwö-

dientliche Erlaubnis, hier zu verweilen, die auf einem Stempelbogen, der 40 kr. kostet, ausgefertigt ist. Wer länger als vier Wochen hier bleibt, muß dazu die Erlaubnis der Regierung in Wiesbaden erlangen. Wir lernten bei dieser Gelegenheit die Hierarchie der Rüdesheimer Gewalten kennen: Polizeidiener, Schultheiß, Stadtdirektor, Oberamt. Daß diese strenge Polizeimaßregeln mit dem türkischen Kriege zusammenhängen, ist nicht zu vermuten. Schumla ist weit von Rüdesheim, und türkische Spione, die hier kundschaften wollten, würden sich durch Nichtweintrinken leicht verraten. Aber die Einrichtung hat sonst ihr Schönes und Gutes. In dieser paradiesischen Gegend verliert man sich zu leicht in luftige Schwärmerei, und es ist heilsam, daß man daran erinnert werde, daß Gott nicht allein in der Welt ist, sondern daß es noch eine Polizei, Pässe, Stadtdirektoren, Schultheiße, Justizräte und Stempelbogen gibt. So eine gestempelte Begeisterung hat dann etwas Nahrhaftes — das ist Brocken in der Brühe, und man gedeiht dabei.

den 1. September

Gestern fuhren J. und ich mit dem Dampfschiff von Bingen nach St. Goar, aßen dort zu Mittag und fuhren in einem Wagen zurück. Es ist wunderlich zu sehen, wenn die Reisenden, besonders die Engländer, über das unaufhörliche Betrachten und Durchblättern der Karten, Kupferstiche und Panoramen vom Rhein die Landschaft selbst übersehen. Bei der Schnelligkeit der Dampfschiffe verliert man die Orte und Punkte aus dem Gesichte, ehe man aus dem Buch ersehen, wie sie heißen, wie es einem Engländer mit Bacharach erging, der, bis er den Namen des Orts im Buche gefunden, ihn schon hinter sich hatte und den nächstliegenden Ort für Bacharach hielt. Es ist, als verstünden sie das Original, die Natur, nicht und müßten sich darum der Übersetzungen be-

dienen. Als ich auf dem Schiffe in einer Zeitung las, welchen herrlichen Fortgang die Geldsammlung zum Denkmal für den heiligen Bonifacius macht, hatte ich Gedanken zur Errichtung eines teutschen Nationaldenkmals für die unsterbliche Sontag, doch halte ich noch mit dem Plane zurück, sowie auch mit meinem Programme der Feierlichkeiten für die Rückkehr der Sontag.

Wo es die Regierungen leicht haben, haben es die Regierten schwer.

den 3. September

Das Stubenmädchen frägt mich jeden Morgen, ob sie die *Montur* (so nennt sie meine Kleidungsstücke) zum Saubermachen mit sich nehmen solle.

den 6. September

Ich ging nach Bingen, um [ein] kleines Päckchen Bücher, das auf der Post für mich gekommen (Müllner[s] dramatische Werke, die der Verleger Vieweg mir geschickt), zu holen. Man konnte es mir noch nicht ausliefern, es mußte erst auf die Maut, wo Transitogebühren zu entrichten. Das 2½ Pfund schwere Päckchen ward in Mainz mit zwei Siegeln des *Postgerichts* und einem langen Zettel begleitet. Was hatte ich zu laufen und mußte doch ohne Paket wieder nach Rüdesheim! Als ich überfahren wollte, war kein Schiffer da, obzwar Kähne genug, und ich mußte trotz meines Lärmens und Scheltens eine halbe Stunde warten und wurde wegen meines Tobens noch ausgelacht. Nämlich in Bingen ist das Recht, über den Rhein zu fahren, an einige wenige Schiffer von der Regierung verpachtet. Da diese nur das Privilegium haben und keine Konkurrenz, so leben sie ganz nach ihrer Bequemlichkeit, hausen in den Weinschenken und fahren nicht eher, bis sie mit Trinken fertig sind. In Rüdes-

heim, wo jeder Schiffer überfahren darf, braucht man keinen Augenblick zu warten. Ach, welch ein Vergnügen, in zivilisierten Staaten zu leben! Welcher schöner deutscher Bund! Wenn drüben die Türkei wäre, könnte[n] beide Ufer nicht feindnachbarlicher getrennt sein als Nassau von Darmstadt! Wenn man von Rüdesheim nach Bingen fährt, oder umgekehrt, darf man mit dem Schiffer, mit dem man hinübergefahren, nicht zurück, sondern wird in einen andern Kahn geladen. Kein Rüdesheimer Schiffer darf vom linken Rheinufer, kein Binger vom rechten Rheinufer einen Reisenden hinübersetzen. Der deutsche Bund ist nur in Frankfurt um vier Uhr Nachmittag wahrzunehmen, zur Stunde, wenn die Bundestagsgesandten abwechselnd beieinander zu Gaste essen. Wo und wann sonst, das wüßte ich wahrhaftig nicht.

Sonntag, den 7. September

Die Bücher von Bingen erhalten. – Mit J. in Eibingen gewesen.

Vilbel, Mittwoch, den 10. September

Heute morgen Rüdesheim verlassen, gegen den Norden ziehend. Kruzifixe in Weinfeldern auf Weinbergen: der Arzt beim Schmause. Ein Mann ging immer hinter dem Wagen, mit ihm gleichen Schritt haltend, eine eigene psychische Mechanik, schneller fortzukommen. In Biebrich die schöne Gondel des Herzogs von Nassau. Früher von uns bewundert, wie erschien uns jetzt das Schiff so kleinbürgerlich gegen das fürstlich stolze Dampfschiff! Der goldene Neptun am Steuerende, wie schwerfällig und hölzern! Das ist die schöne Folge siegreichen Kunstfleißes, daß er die Macht der Vornehmen den Geringen und die Genüsse der Reichen den Armen zuführt. Aus der fortschreitenden Vervollkommnung der Maschinen,

was wird nicht alle noch hervorgehen! Was wird es nicht für Folgen haben, wie die vielen Millionen gemeinen, gedankenlosen Hantierungen entzogenen Menschen einer größern geistigen Bildung durch gewonnene Zeit zugewendet werden! *Ohne Pöbel kein Adel!* Der Dampf ist der echte Robespierre, der wahre Gleichheitsmacher. – *Höchst* – – – – – [unkenntlich gemacht. D. Hrsg.] es noch so früh war, nicht um Frankfurt herum fahren, aus Furcht, von den Juden in der Promenade – – – – – [unkenntl. gem.]. Ich schlug vor, den Wagen zuzusperren, aber J. mißtraute der Undurchsichtigkeit des Leders. Wir blieben 1 Stunde u. länger in Höchst u. ich hatte – – – – – [u. g.]. Endlich fuhren wir fort u. kamen in der Dämmerung vor Frankfurt. Die Kutschenvorhänge waren zugemacht und keiner konnte uns erkennen. Da es Nacht geworden war, ehe wir nach Vilbel kamen: – – – – – [u. g.]. Um acht Uhr Vilbel erreicht. Eingekehrt in dem Stern. Visitation der Maut, wegen Transitogebühren. Diese Darmstädter Maut-Neophyten sind noch streng und heiß. In der Zeitung las ich heute: „*Die Wohlgebornen Herrn Bierbrauer* in Frankfurt werden benachrichtigt“ (wegen Hopfenverkauf). – In Heidelberg haben sie mehrere Studenten als Vorsteher der grausen Burschenschaft auf Festungen eingesperrt. Deutschland ist das Land der Parodien, in den Kämpfen so[wohl] für als gegen die Freiheit. *Il faut tout lier, juges et plaideurs.* Die Herrschaft wie die Freiheit wird durch *Körperschaften* erhalten und verteidigt, aber nie erworben. Gegründet wird jene und diese nur durch Einzelnstehende. Die Freiheit des römischen Bürgerstandes begründete der *Tribun*. Der Senat bildete, seine eigene Herrschaft zu sichern, eine *Körperschaft* von Volkstribunen, und schwächte dadurch die Volksgewalt. Das dumme Volk verstand das nicht und freute sich jener Vermehrung.

Gießen, Donnerstag, den 11. September

Abends hier angekommen. Von Vilbel muß ich nachträglich als Statistisches bemerken, daß die Stückchen Zucker im Stern auffallend klein sind, nicht größer als Erbsen. – Hinter Frankfurt verschwinden Berge, Reben und Engländer. – Die Engländer mit ihren ernsthaften Gesichtern (das Vergnügen ist ihnen Geschäft), die wie Bienen jede schöne Blume aussaugen. Wirtshäuser werden schlechter, und die Wirte bekommen Prellgesichter. Unser Kutscher aus Rüdesheim, ein gutes, frohes, weinländisches Herz, machte sich hinter Vilbel sehr lustig über das kleinbürgerliche Land, lustig wie ein Edelmann unter Bürgern. Er spottete der Pfälzer Weine, die man in Bingen den Schoppen zu 2 Kreuzer trinke und hier für Rheinwein ausgebe. Verflossenen Sonntag habe er in Rüdesheim achtzehn Schoppen getrunken, den Schoppen zu 4 kr. Im Dorfe *Pohlgens* sagte er: Der Schultheiß hier könne ihm seine Tochter geben, er nähme sie nicht. – (*Der reisende Grübler*) – In Friedberg aßen wir zu Mittag. Las dort in der Darmstädter Zeitung *eine* Pfarrstelle für *zwei* Ortschaften sei ledig, mit einem Einkommen von 581 fl. 49 kr. – In Gießen Professor *Adrian* besucht. Er sagte mir, bei seiner letzten Reise nach London habe er dort für 80 fl. monatlich gut gelebt. (Wöchentlich Wohnung und Kost 15 Schillinge) Die Reise hin von hier auf Dampfschiffen 100 fl. – Gießen logiert in der Post. – Man hat hier neulich 24 Studenten wegen Landsmannschaften relegiert.

Halsdorf, Freitag, den 12. September

„Schlecht und teuer als das Unglück!" – antwortete der Kutscher von Rüdesheim, da wir ihn fragten, wie ihm in Gießen der Wein geschmeckt. – An der Grenze des Darmstädtischen nach Kassel zu wird ein stattliches Zollhaus gebaut, das Kellergewölbe ist auf eine säkularische Dau-

erhaftigkeit berechnet, so wenig glaubt man an Gott und so viel an den Teufel, an die ewige Zersplitterung Deutschlands. An der hessischen Grenze wurden unsere Koffer plombiert. – In Marburg die Kirche gesehen.

Kassel, Samstag, den 13. September

Gestern im Gasthofe in Halsdorf etwas gefunden, was früher noch nie in irgend einem deutschen Gasthofe: *eine brauchbare Schreibfeder.* – (Aufsatz: „*Poststunden,* oder: unangenehme, aber nützliche Betrachtungen über den Krämergeist der Regierungen." Poststunden kleiner als die gewöhnlichen, wie man oft sagen könnte *jüdische Ellen.* Poste royale.) – Aufenthalt und lästige Abgaben der Postscheine, die die Mietkutschen zu lösen haben. Warum gebührt den Posten ein Privilegium? Der Staat will die Leute zwingen, Extrapost oder mit den Eilwagen zu reisen; er sollte aber billig auf diejenigen Klassen von Reisenden bedacht sein, welche ökonomische oder andere Verhältnisse nötigen, sich der Mietkutschen zu bedienen. Wenigstens sollte man das Postlösgeld für die ganze Route auf einmal einnehmen, wie es jetzt auch oft mit dem Chausseegeld geschieht. – Abends in Kassel angekommen, konnten wir in den bekannten Gasthöfen kein Unterkommen finden, wahrscheinlich hat der gegenwärtig hier befindliche Mautkongreß alles in Besitz genommen. Schlechte Aussichten für Reisende auf die nächsten zehn Jahre. Jede deutsche Kommission hat mit dem trojanischen Kriege in ihrer Dauer häufiger eine Unähnlichkeit als Ähnlichkeit: die Kommission dauert länger. – Wir kehrten im *Helm* ein; ein gutes Wirtshaus, aber die Lage ist schlecht, in enger Gasse. –

Minden, Sonntag, den 14. September

Nachmittag von Kassel nach Minden abgereist. Der Weg führt durch eine bezaubernd schöne Gegend, von einer

Waldhöhe herab an die Fulda, wo Minden anmutig liegt. – Am Tore von Kassel, bei dem Eintritt in und dem Austritt aus der Stadt, fragte mich der Korporal, nachdem ich meinen Namen und Doktorstand angegeben, ob ich *in Diensten* und in *welchen Diensten* stünde? – Schmitt Mautängste: er ging gern *Numero Sicher*. Er fürchtete sich nämlich, in Kassel das Plombierzeichen abzureißen. Ich sagte ihm, es gäbe nichts Unsicheres als Numero Sicher.

Wenn man körperlich stark ist, fallen Seelenleiden schwerer zu tragen; ein schwacher Körper dagegen saugt wie ein Schwamm einen großen Teil der Schmerzen ein.

Eimbeck, Montag, den 15. September

Der Freund müßte noch geschaffen werden, der mir nicht lästig wäre, wenn er mein Stubenkamerad wäre! Ein Zimmer ist nur ein weiteres Oberkleid, es mit jemand zu teilen, ist mir grade, als wollte ich noch einen fremden Arm in den Ärmel meines Rockes kriechen lassen. Schon in meinen frühesten Knabenjahren war es mein sehnlichster Wunsch und meine Schwärmerei, ein eigenes Zimmer zu haben. – Wie die Jugend eine Krankheit ist, so ist Kränklichkeit in reifen Jahren eine Art künstliche Jugend und Ersatz derselben (Gärung). – Mein Manuskriptenkasten, auf den Rücksitz des Wagens gebunden, oben mit Wachstuch überzogen, daß keine Wässrigkeit hineinkomme, damit zu meinem Verleger reisend ... (eine Szene, sich darüber lustig zu machen). In Göttingen Krone mittaggegessen. – In *Eimbeck* übernachtet im Kronprinzen. Guter Gasthof. Ich geschlafen im kleinen Kasino neben dem großen. (Die Gesellschaft ist Sommers in einem Garten.) Deutsche Kasinoorganisation. Gehäuse zur Ballotage für die Aufnahme neuer Mitglieder ins Eimbecker Kasino, das in meinem

Zimmer stand, aus grün lackiertem Blech: Gestalt eines kleinen freundlichen Landhäuschens. – Die Kasinos in Deutschland ernähren eigentlich sehr einen gefährlichen demokratischen Geist, und es sollte mich wundern, wenn Herr v. K. nie darauf geachtet hätte. Es *stimmen* in Deutschland wenigstens 2 Millionen Kasinomitglieder, mehr als je in Rom in den vereinigten Kurien gestimmt. Mein Zimmernachbar störte mich diesen Morgen sehr mit seinem Vogelsang (pfeifen), unter dessen Begleitung er sich anzuziehen pflegt.

Hannover, Dienstag, den 16. September

Vormittags trafen wir hinter Eimbeck eine Kutsche mit blühenden zufriedenen Gesichtern an, die unser Kasseler Kutscher höflich und freundlich grüßte. Er sagte uns, das wären die in Kassel wohnenden Spieler, die aus dem Bade *Neudorf* zurückkehrten. Spieler und Störche. Es ist bemerkungswert, was ich bemerkte, daß ein *hoher* Adel, der in Bädern mit dem *verehrungswürdigen* Publikum selten ein freundliches Wort spricht, mit Spielern (auch oft mit Juden) auf das brüderlichste umgeht. Mit Juden, das begreife ich – es ist ein altes ahnenreiches Volk; aber warum mit Spielern? – Im Hannoverischen fand ich die numerierten Chausseesteine mit Astern und andern Blumen ganz artig umpflanzt, auch oft die Bäume; *c'est pour égayer la matière*. Das Reisen nach Norden ist doch gar zu betrübt! Es ist, als hörte man mit dem Süden die Jugend auf.

Mittwoch, den 17. September

Es hat jemand ein Buch geschrieben, worin er behauptet, das Innere der Erde sei von Menschen bewohnt und der Eingang sei am Nordpol. Muß das Werk lesen. Drohende Gefahr, das Gleichgewicht Europas zu stören. Wer weiß, ob nicht die seit mehrern Jahren wiederholt veranlaß-

ten Expeditionen Englands nach dem Nordpole die Entdeckung und Besitznahme der Unterwelt zum Zweck hatten. Die Engländer sind Schelme, wie bekannt, ob sie zwar mit guten, einfachen Menschen (Österreich) auf vertrautem Fuße leben. Da Gott nur höchstens ein halbes Dutzend Menschen geschaffen, die fähig sind, Land und Leute zu regieren, wie will man diesen geplagten Auserwählten auch noch eine neue Welt zum beherrschen aufbürden? Sollte man nicht alle Bürgerliche in die Unterwelt schicken und einem hohen Adel die Oberwelt überlassen?

Beim Einfahren gestern in Hannover fragte mich ein Rotrock, nicht wie in Kassel: *in welchen Diensten?* sondern nur nach meinem Charakter. – Eingekehrt in die *Hasenschenke*. – Ein Jude kam diesen Morgen zu mir und empfahl sich zum Hühneraugenschneiden und ließ einen gedruckten Zettel zurück. – Auf der fahrenden Post hatte ich einen Wortwechsel mit dem Generalpostdirektor. Er ist ein Generalpost-Grobian und, wie ich später hörte von Hannoveranern, auch dafür bekannt. Die Postbeamten dort sollen alle grob sein. Ich hatte mich auf der Diligence nach Braunschweig einschreiben lassen und hatte meinen Koffer, auf welchen ich mit Mühe meine Adresse mit sieben Siegeln sehr schön befestigt, hingebracht. Der Generalpostdirektor, ehe er zu Verbalgrobheiten überging, fing mit Realgrobheiten an und riß mit seinem Zeigefinger auf eine sehr verächtliche Weise die Adresse ab und nannte meinen ehrlichen Namen und wohlerworbenen Doktortitel ein *Wisch:* Der Wisch hält nicht, sagt er. *Ich:* Aber ich bin ja dabei. *Er:* Sitzen Sie denn darauf? *Ich:* Aber was liegt daran, wenn ich mich dabei beruhige? Wenn der Koffer abhanden kömmt, zahlt mir die Post doch nur zehn Taler Entschädigung. Ich entsage aller Bürgschaft und Entschädigung der Post ... Er bestand aber darauf, die Adresse müßte

auf Leinwand haltbar geschrieben sein. Woher Leinwand nehmen? Ein Postbedienter übernahm es, den Koffer gegen ein Trinkgeld gehörig zu signieren. Ich hätte gern dem Postdirektor eine katilinarische Rede gehalten, aber ich fürchtete mich vor dem Rotrock, der im Posthofe mit der Flinte auf und ab ging und dem ein kleiner Zeitvertreib gewiß willkommen gewesen wäre. Die *habeas corpus*-Akte gilt nicht in Hannover. Ich hätte dem Direktor gern gesagt: „Eine Post ist keine Obrigkeit, sondern ein Gewerbe, eine Handlung, die am Publikum reich wird und gegen jeden, der ihr Geld zu verdienen gibt, ebenso artig sein muß, als es ein Kaufmann gegen seine Kunden ist. Wenn wir uns Plätze auf der Diligence nehmen, tragen wir die Kosten Ihres Gehaltes. Bedenken Sie das, Herr Direktor, und seien Sie künftig höflich!" ... Es ist doch sonderbar, daß alle schreibende Geschäftsleute sich ein Ansehen von Wichtigkeit geben. Das Schreiben muß eine Art Kultus sein, das die Menschen hochmütig macht, wie es die Verrichtungen des Gottesdienste bei den Priestern immer getan. Kömmt man zu einem Kaufmann in den Laden, ist er artig, kömmt man aber zu einem Bankier aufs Comptoir und holt Geld auf Kreditbriefe, woran er doch auch verdient, ist er einsilbig und stolz. Die Feder ist eine Art Szepter.

Monarchien, Aristokratien – Kongestionen der Staatskörper. Ich werde seekrank, sooft ich in die Residenz eines kleinen Staates komme und sehe, was der kleine untersetzte Staat für einen großen Kopf hat. Nichts als Hof, nichts als Soldaten und Regierung. Wo stecken die Untertanen? – (Heute mittag bei Tische vom Theater gesprochen und von Herbstmanövern.)

Braunschweig, Donnerstag, den 18. September

Mit der Diligence diesen Morgen um sechs Uhr abgereist, heute abend um halb sechs hier angekommen. Et-

wa eine Stunde von hier hört die Chaussee auf: eine wunderliche Art, die Nähe einer Residenz zu bezeichnen. [Randbemerkung:] (Ist dahin zu berichtigen, daß man mit Anlegung oder Ausbesserung der Chausse bis nach der Stadt eben beschäftigt ist, und daß einstweilen bezeichneter andrer Weg eingehalten wird). — Eingekehrt im *Hôtel d'Angleterre*. Man wies mir ein Hinterstübchen im zweiten Stocke an, das mit Steinen gepflastert war. Auf meinen bezeigten Widerwillen behauptete man, es sei alles besetzt. Ob wahr oder nicht — will ich nicht entscheiden. Ich kam mit dem Postwagen. Die deutschen Wirte wissen noch nicht recht, wie sie reisende Gelehrte behandeln sollen. Es wäre schön, wenn ein Leser dieses sie belehrte, daß reisende Gelehrte gar nicht sparsam sind, daß es ihnen auch nicht an Geld fehle, weil sie Reisebilder schreiben ... Als ich etwas barsch und bestimmt erklärte, ich würde in einen andern Gasthof ziehen, ward der Kellner höflicher und schwankender in seiner Behauptung und gestand endlich, es sei noch ein *kleiner Saal* da. Er dehnte den *kleinen Saal* bis zu seiner architektonischen Länge aus und sah mich prüfend dabei an, ob ich erschrecken würde vor der Gefahr der Kostspieligkeit. Ich erklärte, ich wollte den kleinen Saal haben, worauf der Kellner, nachdem er das bisherige Talglicht mit der größten Ruhe und Sichtbarkeit mit einem Wachslichte vertauschte, mich in den kleinen Saal führte. — Das vornehme Ansehen, das ich mir im Wirtshause gab, hatte gar keine Überteuerung, sondern nur die angenehme Folge, daß auf meine Rechnung *Hochwohlgeboren* gestellt wurde. — Beim Einfahren in Braunschweig las ich an der Straßenecke den Komödienzettel des vorigen Tages: *Die Teilung der Erde* oder *Demagogische Umtriebe*. Erschrocken wendete ich mich weg. In meiner guten freien Vaterstadt wird man gehenkt, wenn man *demagogische Umtriebe* nicht bloß treibt, sondern das Wort

nur drucken läßt. Ist der Herzog von Braunschweig nicht Mitglied des deutschen Bundes? – Abends ging ich in Bartels Garten, wo *beau* und andere *monde* versammelt war. Im Gartensaal rechts Parterre sah ich durchs Fenster viele schöne Frauen versammelt und einen Eßtisch artig gedeckt. Die Tür stand offen, ich wollte hinein gehen und munter mitessen, da sagte mir ein Aufwärter, es sei eine *geschlossene Gesellschaft*. Darauf wollte ich in den Gartensaal links gehen; wo viele Herren versammelt waren, da las ich an der Tür geschrieben: *vermietet*. In der Mitte des Gartens saßen etwa ein halbes Dutzend Menschen, wahrscheinlich exkommuniziert wie ich. Und das nennt man einen *öffentlichen* Garten. – Aus meinem kleinen Saal im Gasthofe sah ich in einen andern kleinen Saal, in dem ein Tisch stand, worauf mehrere Zeitungen lagen. Ich schmachtete sehr nach der Frankfurter Ober-Postamtszeitung und bat den Kellner, mich hineinzuführen. Der sagte mir aber, das sei eine *geschlossene* Gesellschaft. Hol der Teufel diese deutschen Schlosser alle! Um auf Reisen den Geist der Gesellschaften kennenzulernen, müßte man einen Dietrich bei sich führen! – In der Hamburger Zeitung las ich eine *humoristisch-deklamatorische Abendunterhaltung* von Saphir, dem Herausgeber der Berliner Schnellpost, angekündigt. Hat man ihn von Berlin vertrieben? Sie haben mir dort gesagt, er sei ein Unfried, ein Ruhestörer, und darum haben sie ihn exkommuniziert. Aber ich verstand das. Nur das Feuer, nicht das Wasser haben sie ihm versagt. Er war den Berliner Milchsuppen-Journalisten zu gepfeffert. Weil er ein Unfried und ein Ruhestörer ist, darum war er mir wert. Er hat etwas Leben in die Schläfrigkeit der deutschen Journale gebracht. – Ich hasse die Communen (Körperschaften) darum, weil Exkommunikationen deren notwendige Folge sind.

Freitag, den 19. September

Den jungen Vieweg besucht und mit ihm wegen der Herausgabe meiner aus Zeitschriften gesammelten Aufsätze gesprochen. In Küchen werden die Speisen, das Geflügel, erst ganz aufgetragen, und, was dann übrig bleibt, als Ragout zerhackt zubereitet. Deutsche Journalisten, die ihre Aufsätze sammeln, machen es umgekehrt. Nachdem ihre Gerichte in den Morgen- und Abendblättern zerhackt und gemischt genossen worden, sammeln sie den brauchbaren Rest später und tragen die Gerichte ganz auf. – Die Stadt hat sehr schöne Trottoirs von breiten Granitsteinen, nicht über das Pflaster erhöht, was mir zweckmäßig erscheint. Einige merkwürdige alte Gebäude. Der herzogliche Park und die neue Promenade, die sich um die Stadt zieht, sinnvoll und großartig angelegt. – Zu Nacht gegessen in Viewegs Garten mit angenehmer Gesellschaft.

Samstag, den 20. September

Die Stadt hat etwas Freundliches, Wohnliches, artige Brunnen, schöner Park, Spaziergänge rund herum, die sinnvoll, geräumig, großartig angelegt sind. Das Straßenpflaster ist gar nicht aristokratisch, der Fahrweg ist schlecht, aber für die Fußgänger ist durch Trottoirs von breiten Quadersteinen, die zweckmäßig nicht erhöht sind, auch in den engsten Straßen gesorgt. Mehrere alte und altertümliche Gebäude geben der Stadt ein *herkömmliches* Ansehen. Ich habe doch etwas von Fouqué in meinen urbanischen Neigungen: ich kann die neuen glückspilzartig aufgekommenen Städte nicht leiden, doch geht meine Liebe zum architektonischen Adel nicht so weit, daß ich wie jener *Neapel* verachte, weil es *Neustadt* heißt. – Vieweg aß mit mir auf meinem Zimmer. Sehr schlechtes Wirtshausessen hier und in Hannover. Ich finde mich meines schwachen Magens wegen sehr wohl

bei der Diät. In Hannover im ersten Gasthofe kam nicht einmal Obst als Dessert auf den Tisch; aber nach dem Braten kam eine Obsthändlerin in den Speisesaal und bot den Gästen die Früchte an; das scheint üblich zu sein. Ich begreife nicht, wie ein Wirt, ohne rot zu werden, es zusehen kann, daß ein Gast an seinem Tische sich für sein Geld ein Privatvergnügen macht. – Wieder in Barthels Garten gewesen, wieder im rechten und linken Saale zwei besondere gedeckte Tische gefunden. – Das Museum besucht. Gemälde, Statuen, künstliche Werke aller Art. Es schwindelte mir wie gewöhnlich. Man wird von der kurzen Zeit so gedrängt. Die aufpassendsten Aufpasser sind hier, die ich je getroffen, sie gehen einem nicht von der Seite. Ein fünf Schuh hohes und noch breiteres Gemälde, darstellend die schöne Esther mit dem garstigen Ahasverus, betrachtete ich so aufmerksam, daß ein Aufwärter auf den Gedanken kommen mochte, ich wollte die schöne Esther einstecken, denn er saß mir auf den Nacken. Als ich aus den Gemäldezimmern in die Antikengalerie zurückkehren wollte, fand ich die Türe verschlossen, und es dauerte lange, bis einer von außen kam, sie zu öffnen. Auch die Wache am Eingange des Museums scheint angewiesen zu sein, die Austretenden auf die Finger zu sehen, sie betrachtete mich sehr prüfend. Das Museum ist wöchentlich nur zweimal zwei Stunden lang geöffnet, und doch muß selbst jeder Einwohner eine auf seinen Namen ausgestellte und nur auf diesen Tag gültige Einlaßkarte haben. – Ein Kruzifix aus Elfenbein von Michelangelo, am Fußgestell in Silber getrieben von Benvenuto Cellini. Ich liebe den Elfenbein nicht. Es ist ein unedles und dabei kaltes und schroffes Material; es hat eine widerliche Krankenfarbe. Den Jupiter von Phidias kann ich mir nicht schön denken.

Hier sind eine Art Soldaten, schwarz wie die Leichen-

bitter gekleidet. Das gefiel mir. Soldaten sollten alle so malerisch gekleidet sein. Es ist nichts lächerlicher, als wenn solche Totengräber sich weiß, blau, rot und gülden anputzen, als seien sie Hochzeitgäste.

Sonntag, den 21. September

Ein einziges Mal in meinem Leben sprach ich mit einem Fürsten, der die viel gelobte, aber, meiner Meinung nach, gar nicht löbliche Sitte hat, jede Woche für seine Untertanen öffentliche Audienz zu geben. Ich überreichte ihm eine Bittschrift um Anstellung als Aktuar bei einem Amte und trug mein Gesuch auch mündlich vor. Nachdem ich fünf Minuten lang von der Sache gesprochen, sagte der Fürst: er sähe gar kein Hindernis ein, warum ich nicht *Accoucheur* werden könnte. Ich war ungewöhnlich fein, dankte für die genädigste Bewilligung, ließ meine Bittschrift zurück und ward bald darauf Aktuar. Im Theater gesehen: Rossinis Barbier. Sehr mittelmäßige Aufführung. Das Haus schön. – Neulich bemerkte mir eine Dame, nach Aussage der Ärzte wäre nur der *grüne* Tee den Nerven schädlich, der schwarze aber nicht.

Hannover, Dienstag, den 23. September

Heute abend von Braunschweig zurückgekommen. Ich nahm den Weg über *Peine*, fast fortwährend eine sandige Heide, die mir von der Lüneburger, die ich noch nicht kennen gelernt, eine traurige Vorstellung macht. Es gibt nichts, das trübsinniger machte, als eine baumleere Gegend. Menschenleere bildet lange kein solches Bild von Wüste und Einöde. Und die spärlichen Dörfer, „trocknes Brot und saures Bier". Welch ein freudenloses Leben führt das nordische Landvolk. Keinen Wein, schlechtes Bier. Nicht einmal guten Branntwein. Sie hatten ihn früher, erzählte man mir; aber seit der westfälischen Zeit wurde eine Branntweinakzise eingeführt,

die dessen Herbeischaffung aus dem Auslande nicht mehr gestattet. Hieronymus wurde vertrieben, die Akzise ist geblieben. Das Amt eines Pfarrers muß schwer sein in solche dürren grauen Gegenden. Wofür hätte das Landvolk dem Schöpfer zu danken? Das einfältige Volk, das Gott nur im Himmel sieht – kann es durch nordische trübe Wolkendecke den Blick zum Himmel erheben? Wir Städter, wir Gebildeten, welche fähig geistiger Genüsse, geselliger Freuden, in diesen einen Ersatz fänden für den Mangel sinnlicher Lust, wir schwelgen auch in diesen, entbehren auch diese schwer, und nie bedenken wir, und nie schmerzt es uns, daß das rohe Landvolk aller sinnlichen Freuden entbehrt und keinen Ersatz im geistigen Leben dafür hat. Städte sind nur größere Höfe, Städter untergeordnete Hof- und Edelleute, welche glauben, die Welt sei für sie allein gemacht, und nie unter sich auf den Bauer, nie hinaus auf das Land sehen. Ich möchte König sein, nur einen Tag – nicht um es besser zu machen; denn es wäre schrecklich, wenn es besser sein könnte und nur der Wille der Mächtigen fehlte – ich möchte nur König sein, um mich von der Notwendigkeit, von der Unabänderlichkeit des Übels zu überzeugen und um den peinigenden Gedanken los zu werden, daß es nur Gefühllosigkeit sei, welche das Leben des Landvolks so traurig bleiben läßt.

Donnerstag, den 25. September

Ich muß einmal eine Lobrede für die Gelehrten und Schriftsteller verfassen. Ihre Würde wird so wenig erkannt, sie sind in Deutschland so gering geachtet, so spärlich belohnt. Ohne sie gäbe es keinen Ruhm, keine Vergangenheit, ohne sie würde jeder Mensch die Schöpfung der Welt vom Tage seiner Geburt an rechnen. Die Schriftsteller endigten die Zeit der Fabeln und der Märchen, sie begannen die Geschichte. Sie erweitern unser

enges Dasein, indem sie uns entfernte Räume, entfernte Welten kennen lehren. Sie verlängern das kurze Leben, indem sie den Tod hinausrücken und verdienten Menschen Nachruhm verschaffen. Sie setzen die Geburt zurück, indem sie vergangene Zeiten nachleben lassen. Was vergangene Geschlechter gefühlt, was sie gedacht, lassen sie uns empfinden und denken. Durch sie genießen wir die Geistesfrüchte fremder Klimate, verschiedener Menschennaturen, die in unsrer eignen Temperatur nie gedeihen konnten. ... Ach! sie werden geringer geachtet als Pferde! Ich wohne hier beim Marstall und sehe die Pflege, die diese genießen. Sie haben nicht bloß reichliches und gutes Futter, nein, sie werden mit Aufmerksamkeit, mit Zartgefühl behandelt. Und keine Wochenarbeit. Die hunderte von Pferden sind nur für den König von England bestimmt, der nie hierher kömmt. Wieviel verdiente Schriftsteller und Künstler könnte man dafür unterhalten. Warum haben Fürsten keinen Apollostall für Gelehrte? ... Da sind acht milchweiße Pferde von ungemeiner Schönheit. Der Sonnengott dürfte sich ihrer nicht schämen... Im Stalle sah ich einen Pferdeknecht von Bildung, der stehenden Fußes, unbeweglich und verzückt wie ein Säulenheiliger, Claurens Mimili las.

Freitag, den 26. September

Diesen Morgen wurden zwei Mörder mit dem Schwerte hingerichtet. Ich sah sie hinausfahren zum Blutgerüste. Je einer hatte seinen eigenen Karren und seine zwei Geistlichen. Wie liebenswürdig ist die christliche Religion, wenn sie Verurteilte, die alles verlassen: die Freundschaft, das Mitleid, des Richters Barmherzigkeit, die Hoffnung, ach! und der innere Seelenfriede, begleitet bis an die Pforte des Todes; wie rührend ist es, wenn der Priester dem blutbesudelten verabscheuten Mörder den letzten Bruderkuß warmer Menschenlippe mit hinüber-

gibt in die kalte ewige Nacht! Es war der reinste blaue Himmel, die wärmste goldene Sonne schaute herab. Ach! man sollte keinen hinrichten an einem schönen Tage. Man sollte eine trübe, unfreundliche Witterung abwarten. – Der Übergang von grau zu schwarz ist minder trostlos, weniger schmerzlich. Es war schauerlich zu sehen, wie der Gerichtete, der rückwärts im Wagen saß, sich dann und wann umsah, zu erforschen, ob er bald an den Ort seiner Bestimmung angekommen. Er ward oft ohnmächtig im Wagen. Es muß ein schweres Geschäft sein, das die Geistlichen mit solchen Menschen haben. Ich sah, wie sie betend und tröstend dem armen Teufel zuweilen auf die Schulter klopften, ihm Mut einzusprechen. Es sah recht gutmütig aus; aber ich mußte doch lächlen. Den Richtplatz erreichte ich nicht. Ich fiel auf dem Wege in einen mit Schlammwasser gefüllten Graben bis an den Hals hinein und mußte schwer triefend nach Hause zurückkehren. Ich zappelte wie ein Frosch im Wasser. Hätte der Delinquent mich so wahrgenommen, vielleicht hätte er gelächlet in seiner schrecklichen Lage.

den 27. September

Wurde in das Museum eingeschrieben von Justizrat Vogt, den ich nicht kenne. Aloys Schmitt vermittelte es. Ein artiges Lokal. Der Sekretär, auf meine Erkundigung, welche Klasse von Einwohnern das Museum vereinige, antwortet wichtig: O es sind gar keine Bürger dabei, etwa ein paar nur, und wir haben zwei Minister ... Mein Barbier klagte mir, die Stände hier wären sehr geschieden. Der revolutionäre, liberale Barbier!

den 29. September

Man durchlese den ganzen Livius, alle die Kriege, alle die Schlachten, welche Rom je geführt und geschlagen,

ob einer ihrer zahllosen Siege so herzerhebend, ob je eine Siegslust, ein Siegstaumel so rührend gewesen als hier der Kampf und der Sieg, den die Sklaven für ihre Freiheit gefochten, für ihre Freiheit errungen! Und wie lebhaft hat ihn Livius geschildert, er, dem doch sonst überall Roms Unabhängigkeit für Roms Freiheit und Roms Allherrschaft für Roms Unabhängigkeit galt. So bewegt ist man nicht, wenn die Gallier in, wenn Pyrrhus vor Rom, wenn Hannibal in seiner Nähe steht. Die Freiheit der *Bürger*, nicht das, was man die Freiheit der Staaten nennt, erregt das Mitgefühl jeder menschlichen Brust als das höchste Gut!

Mittwoch, den 1. Oktober

Heute dem Professor *Zimmermann* in Hamburg einen Brief geschrieben betreffend die auf Subskription oder in Verlag herauszugebende Sammlung meiner Schriften. –

den 3. Oktober

Einen königlichen Garten besucht in der Herrnhauser Allee, genannt *Monbrillant.* Trauben gegessen. O wie wässrig! Warum haben alle fürstliche Lustschlösser französische Namen? *Sanssouci, Monbijou, Solitude, Fantaisie, Bellevue?* .. Welche grasgrüne Trauben werden hier auf der Straße verkauft! ... Neulich an der Wirtstafel machten sich Hannovraner Herrn lustig über die Südländer; was das Königreich Hannover wäre, das wüßten sie gar nicht bei uns ... Aber ist nicht südliche Natur eine adlige, ahnenreiche, begüterte, alte, geschichtsvolle, – nördliche aber eine bürgerliche, geschlechtslose, arme, heraufgekommene, und hat unser südliches Volk nicht das Recht, mit einigem Adel- und Naturfruchtstolze, Geldstolze, auf den Norden herabzusehen?

den 6. Oktober

Vom Professor Zimmermann Antwort auf meinen Brief vom 1. Oktober erhalten.

den 8. Oktober

Dem Professor Zimmermann geantwortet, hauptsächlich, wenn mir Campe nicht wenigstens 3000 Th. böte, könnte ich in gar keine Unterhandlung treten.

Wahrbehmen, Donnerstag, den 9. Oktober

Diesen Morgen mit einem Einspänner die Reise nach Hamburg angetreten. In Celle zu Mittag gegessen im *Hôtel d'Hannover.* „Kutscher! Ist Celle ein großer Ort?" – „s'ist ein kleines *Dinges.*" Aber das kleine Dinges kam mir artig und freundlich vor. In Wahrbehmen, dem nächsten Dorfe hinter Bergen (eine Stunde entfernt) übernachtet. Ich bat den Wirt um die Hamburger Zeitung. Er entschuldigte sich sehr, daß er mir sie nicht geben könne, ein Kommissär, den er im Hause habe, habe sie mitgenommen. Er bedauere es unendlich, die heutige Zeitung sei wichtig, die Russen hätten einen großen Sieg erfochten. „Ich habe aber ein Büchelchen, Münchhausen, es sind närrische Geschichten, aber lauter Lügen und Fabeln darin, wenn Sie es haben wollen." . . . O her damit. – Ist es aber nicht ärgerlich. Wenn ich diese Naivität des Wirts gedruckt erzählte, würden die Leser glauben, es sei erfunden, und dann wäre es freilich ein Spaß, der alt und dumm wäre. Aber als wahre Geschichte ist es schön.

Harburg, Freitag den 10. Oktober

Um acht Uhr abends hier angekommen. Unweit Harburg sah ich links Hamburg im hellen Lampenschein. Eingekehrt im weißen Schwanen. – Im Einspänner hatte ich heute folgende Gedanken. Das was *Sterne,* was die Humoristen rechter Art so liebenswürdig und gefällig

macht, ist die Nacktheit, in der sie Seele und Herz zeigen. Zum Humor gehört Unschuld. Der gesellschaftliche Anstand erfordert, daß die Seele, sei sie noch so wohlgebildet, bekleidet erscheine. Dieses ist im geselligen Leben nötig, daß man die häßlichen von den schönen nicht unterscheiden könne. Die Kultur verbessert das physische und verschlimmert das moralische Klima. Je feiner die Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft, je rauher die Luft, und man muß gegen Wind und Wetter, gegen Argwohn, Verleumdung, Mißverständnisse sein Herz schützen. Der echte Humor zeigt das Herz nackt aus Unschuld, der falsche aus Unverschämtheit. Der eine ist mutig, der andere frech.

Die gegenwärtige Krankheitskonstitution ist asthenisch, die vor dreißig Jahren war asthenisch. Die Zeit des siebenjährigen Kriegs war die [des] schlaffen Philistertums. Darauf besoffen sich die Menschen im Ruhm der französischen Revolution und überreizten sich. Guter Gott, wer hätte je gedacht, daß deutsche Nerven asthenisiert werden müßten.

Eine Zeit wird kommen, wo Fürsten und Pockennarben von gleicher Seltenheit sein werden. — Jetzt, da die Zentral-Untersuchungskommission in Mainz aufgehoben, darf ich wohl darüber eifern, daß in Deutschland kein allgemein gültiges Münzsystem eingeführt!

Hamburg, Samstag, den 11. Oktober

Um acht Uhr in einem *Ewer* von Harburg hierher gefahren. Wir hatten günstigen Wind, in einer Stunde machten wir den Weg. Das Schiff ging so schnell wie ein Dampfschiff auf dem Rhein. Unser Rhein ist doch ein Kinderwasser. Von diesem Segelsystem hatte ich gar keine Vorstellung. Hamburg, der Anblick, mit Altona zusammenhängend großartig. Der Hafen! Die Schiffe wie Elefanten, die kleinen Gondelchen wie Enten dazwi-

schen rudernd. – Eingekehrt im *Hôtel Belvedere* auf dem Jungfernstieg. – Die Pavillons, Kaffeehäuser an der Alster schön, nicht so hell wie in Paris. – Aus Reichard erfahren, wo die Freudenmädchen wohnen. Sehr richtig angegeben.

Sonntag, den 12. Oktober

Die Oper *Axur* oder *Tarar* gesehen. Musik von Salieri. Gute altmütterliche Musik. Konnte aber von den 5 Akten nur einen aushalten. Wenn ein Gott zur Oper die Musik machte, der Teufel schreibt immer den Text. Auf dem Textbuch steht: „nach dem Französischen und Italienischen des Beaumarchais und Abbate Casti von Schmieder." Der Tyrann *Axur* der, wie alle Opertyrannen im Basse singt, gegen die Natur und Erfahrung (ich wollte wetten, daß Don Miguel von Portugal ein feines Stimmchen hat) ergötzte mich sehr durch sein neues therapeutisches System. Die von ihm angebetete und ihrem Manne, dem Feldherrn Tarar geraubte Astasia, bekömmt im Serail vor Schrecken und Zorn eine Ohnmacht. Da donnert der wütende Axur singend seinen Eunuchen und Mädchen zu: „Ihr Elenden! macht, daß sich wieder ihre Augen öffnen! Eilt ihr zu Hülfe! Weckt ihr mir sie nicht wieder, so schwör ich's bei dem Schwerte, mein ganz Serail soll dann meine Wut empfinden." Das erschrockene Serail tut sein möglichstes, und die Ohnmächtige wird ins Leben zurückgerufen. Ach! stände hinter jedem Arzte so ein aufmunternder Axur! – – Das Haus geräumig, schön und mit edler Einfachheit geschmückt. Es tut einem ganz wohl, keine Hofloge zu sehen. Der erste Rang Logen nicht wie in Frankfurt mit Geldadligen gefüllt. Bescheiden bürgerlich sehen die Bankierfrauen aus.

Montag, den 13. Oktober

Der gelehrte Stand soll (nach v. Heß sehr gutem Buche) hier sehr wenig gelten. Wieviel Mark Banko ich hier wohl wert sein mag? – Ich habe mir den Eindruck verdorben, den London einst auf mich machen wird; denn so klein Hamburg auch dagegen ist, so ähnlich mag es ihm doch sein, und nicht das quantitativ, nur das qualitativ Neue überrascht.

Dienstag, den 14. Oktober

Hier gibt es: *1. Die Stadtpost. 2. Preußische Post. 3. Taxische Post. 4. Dänische Post. 5. Schwedische Post. 6. Hannoverische Post. 7. Mecklenburger Post. 8. Amerikanisches Posthaus.* Jede ihr besonderes Haus. An Tagen und Stunden, wo diese Posten nicht gehen, haben sie ihre Guckfensterchen zugeschlossen, und man kann keine Briefe abgeben und hat einen großen Weg umsonst gemacht. Die Zeit, die man braucht, alle die Tage und Stunden auswendig zu lernen, wo die Briefe nach den verschiedenen Orten abgehen, könnte man besser benutzen, etwas Chinesisch zu lernen. Warum haben diese Posten nicht wenigstens *ein* Haus? O Teutonia, was hast du für schwache Beine! — — Die Scheidemünze *scheidet* die deutschen Lande. — Mit dem jungen Maier nach *Eimsbüttel* gefahren. Die *schöne Mariane* (Wirtin) nicht zu Hause gefunden. Selbst ihr Zimmer, wo ihr Portrait hängt, war verschlossen. Aus dem Garten konnte man ins Zimmer sehen. Die schöne Mariane im roten Shawl lehnt sich an einen Stuhl. Im Zimmer Kupferstiche von Fürsten (die ihre Liebhaber gewesen). — Der junge Maier, im Fahren, sang in einem fort: Lott' ist, Lott' ist tot — Jule liegt im Sterben. — — Im Hafen mit Maier herumgefahren. Das Gondelchen tanzte allerliebst auf den stürmischen Wellen. Das Amsterdamer Dampfschiff bestiegen. Einrichtung der Betten. — Dann ein

amerikanisches Kauffahrteischiff bestiegen Mohr Koch. Den Mastbaum hinaufgeklettert; konnte aber wegen des heftigen Windes nicht bis zum Mastkorbe kommen. – Abends bei *Mandel* auf dem Valentinscamp. Hotel de Rome. Einer der sogenannten *Salons*, wo abends ehrbare Herren und unehrbare Mädchen sich versammeln. Ein Engländer, der nicht alt und nicht jung, ließ sich von allen Mädchen ins Buch schreiben. Ich weiß nicht, tat er es aus Humor oder zu seinem idyllischen Vergnügen; aber die Sammlung ist schön. Ein moralischer Reisebeschreiber, der gebildeten Lesern erzählt, hat es gar zu schlimm. Das Beste muß er verschweigen. Ich ließ mir von einer Russin einen Vers in mein Taschenbuch schreiben, darin keine Spur jener empfindsamen Stammbuchgedichte; die reine liebe Natur. Eine andere sagte mir: „Sie sind ein pfiffiger *Donjon* (Don Juan)" – – Amerikanische Captains, Pilots, ernsthafte Engländer, ach! und junge Leute von achtzehn Jahren, die nicht den Humor von der Sache haben, sondern etwas Schlimmeres.

Mittwoch, den 15. Oktober

Das vom Meer belagerte Land ... Das Meer, einst Herr der ganzen Erde, hat durch Rebellion einen Teil seines Gebiets verloren. – Einen Juden auf der Straße begegnet mit einem lieblichen Strauß von Tabaksblättern in der Hand. – Das Volk hier soll gut sein, aber prompt; man bekommt leichter Schläge, als man sie verdient. – Leute, die gut hören, sagen, man höre im Theater nicht gut. Ich kann nicht davon urteilen. – Heute mittag Prof. Zimmermann und Buchhändler Campe meine Gäste. Mit letzterem die Grundzüge unseres Verlagsvertrags (4000 Taler Honorar) entworfen. Zum ersten Male Hummern gegessen.

Donnerstag, den 16. Oktober

Diesen Morgen kam ein Herr ohne Hut in mein Zimmer. Er wohne neben mir und wolle gute Nachbarschaft halten. Es war der Deklamator v. Sydow. Er trat sehr leicht auf als Adliger und vom Gelde Unbeschwerter. – Gestern besuchte mich ein Jude Cohen, ein Zuckermäkler, der jährlich 100 000 Mark verdient. Er erzählte mir frohlockend, die Russen hätten Schläge bekommen, und machte sich lustig über die Griechenfreunde. Ja, da sprächen sie von den alten Göttern Griechenlands „bis zum Cadmus hinauf“. Der Jud' dachte wohl, Cadmus wäre ein Gott gewesen. Gut, daß Voss tot ist, aber was wird Creutzer dazu sagen.

Freitag, den 17. Oktober

Rat Ludwig, Redakteur der Liter. Blätter der Börsenhalle kennengelernt. – Campe bestellte sich eine Ankündigung zu meinen Schriften „so scherzhaft als möglich“. – Jude Michelis besuchte mich, Papierhändler, dem Rufe nach ein gebildeter Mann. Ich hatte ihn im vorigen Winter bei Beer in Berlin kennengelernt. –

Samstag, den 18. Oktober

Gestern abend bis Mitternacht mit Zimmermann, Campe und dem Handelsmann Merker [?] in *Unbescheidens* Austerkeller gezecht. Heine, in seinen Reisebildern, spricht vom *Signor Unbescheiden*. – Heute morgen wollten mich ein paar ungezogene Juden mit Gewalt in den jüdischen Tempel führen, um einen ihrer Prediger zu hören. Glücklicherweise hatte ich zu laxieren eingenommen, und ich konnte mich losmachen. – Mittag gegessen bei Cohen. Da hatten sie ägyptische Gerichte. –
Vormittag war zur Feier des 18. Oktobers große Parade des Bürgermilitärs auf dem Felde. Eine große Ebene. Senatorszelt. Zelte für Erfrischungen mit Flaggen. Die

Soldaten sangen im Chor kirchliche und vaterländische Lieder, was sich gut ausnahm. Dann war unendliches Vivatgeschrei. Erst die Häupter der Stadt, dann in absteigender Ordnung die der Offiziere, so daß jedes Korps, jedes Bataillon und Kompagnie ihre Offiziere leben ließen. Eine ungeheure Menschenzahl und die vielen Wagen und Reuter machten den Anblick schön. — Abends im Salon bei Ahrens. Mit Gas beleuchteter schöner Saal; illuminierter Saal mit Transparenten von der Völkerschlacht bei Leipzig. Die Mädchen im Garten seufzten über die Verwüstungen der grausen Völkerschlacht und suchten sie wieder gut zu machen.

Sonntag, den 19. Oktober

Heute morgen dem Deklamator Sydow einen Gegenbesuch gemacht. Er war in einen gelben Überrock gekleidet und trug eine weiße Nachtmütze. Mit einer großen Schneiderschere fand ich ihn beschäftigt, den Rand eines hiesigen Blattes (Harmonie) zu beschneiden. Es stand ein Gedicht von ihm darin an einen bayrischen Prinzen, der in Altona angekommen und dem er es überreichen wollte, „ihm eine kleine Aufmerksamkeit zu bezeugen". Er wollte eben hinausfahren.

Über die Befugnis, ob die Bader auch außerhalb den Badstuben in Hamburg scheren dürften, entspann sich zwischen ihnen und den Barbieren ein Rechtsstreit, der im Jahre 1603 ans Kammergericht ging und hier nach einundneunzig Jahren am 26. Oktober 1694 zugunsten der Barbiere abgeurteilt ward. (Von Heß. Hamburg.) — — Vor zwei [Jahren] feierten in einer kleinen mecklenburgischen Stadt die dortigen Advokaten (der gegenseitigen Parteien) das hundertjährige Jubiläum eines Prozesses!

Mittag gegessen beim Bankier Salomon Heine (Onkel des Schriftstellers) auf seinem Landhaus in Ottensee.

Abends war Altona illuminiert wegen der Anwesenheit eines jungen dänischen Prinzen. An allen Fenstern Lichter zwischen Blumen. Es ist recht angenehm, ein deutscher Prinz zu sein!

Montag, den 20. Oktober

Mittag zwischen zwei und drei versammeln sich täglich in einer Halle des Rathauses sämtliche Advokaten, um sich unter sich und mit ihren Klienten zu besprechen. Innerhalb dieser ist ein besonders abgeschlossener, mit einem Geländer umgebener Platz, wo sich die Advokaten aufhalten; diesen Platz sowie die Versammlung selbst nennt man das *Gehege*. Außer des Geheges ist ein Haufen allerlei Leute, mit bedecktem Kopfe. Innerhalb des Geheges aber muß man den Hut entblößen – Bänke zum Sitzen laufen innerhalb des Geländers, und Tische mit Schreibzeuge stehn bereit. Hamburg hat neunundneunzig Advokaten. Ich muß es ihnen zum Lobe nachsagen, sie sehen gar nicht pfiffig aus, sondern ehrlich und gut, und die Brillen, welche manche trugen, waren von aufrichtigem weißen Glase. An der Wand des Geheges hängt eine Tafel mit der Inschrift von goldnen Buchstaben

Libertatem quam peperere majores
Digne studeat servare posteritas.

Diese Inschrift befand sich sonst über einem der Stadttore. Das Gehege wird nur an den Tagen gehalten, wenn Ratsversammlung ist. Um drei Uhr treten die drei Oberhäupter der Stadt aus dem Sitzungssaale und gehen vor dem Gehege vorbei. Die betagten Senatoren sehen recht ehrwürdig, echt römisch aus. Ihnen voraus Platz machend, treten drei Ratsdiener. Man hätte sie für Liktoren halten können, ihnen fehlten nur die Fasces. Sobald die

Senatoren erscheinen, stehen die Advokaten auf und verneigen sich ehrfurchtsvoll.

Dienstag, den 21. Oktober

Den Turm der Michäliskirche hinaufgestiegen (575 Stufen). Die Kirche wurde von 1751 bis 1778 gebaut. Der Architekt war *Sonnin*, der 1794 im 83sten Jahre starb. Oben herrliche Aussicht. Obzwar das Wetter schön und es um Mittag war, verhinderte doch der Dunst, der sich auf der Stadt und Umgegend lagerte, die klare Aussicht. Das Steigen ist schwer.
Sydow, wenn ich zu ihm komme, liest mir Gedichte vor an alle mögliche Potentaten. In einem an den König von Dänemark heißt es: „Dichter wollen gern *empfahn*". Er sagte mir: „Ich habe neulich einen Witz gemacht. Ich sagte: ich wäre kein Freund von Höflichkeit, denn ich liebe die Sittsamkeit (*Sitz*samkeit)."

Mittwoch, den 22. Oktober

Nach Blankenese. Dort den Süllberg bestiegen. Unten im Kessel Blankenese. Rechts, links vor den Blicken die herrliche Elbe, groß wie die See, glänzend im Sonnenschein. Die unzähligen Schiffe mit ausgespannten Segeln. So b[e]lebt das Wasser, wie eine Landstraße von Kutschen. So sich allein zu fühlen auf dem Wasser, ohne Getöse, ohne Staub, nicht beengt! Rechts auf dem Kirchhof in Ottensee Klopstocks Grab. – Bei Dr. Halle in Gesellschaft mehrerer Advokaten zu Mittag gegessen.

Donnerstag, den 23. Oktober

Durch den Hafen gefahren. Der alte Schiffer, der mich in einer kleinen Gondel führte, war 14 Jahre Matrose in allen Weltgegenden. Welch ein Leben! Die Matrosen, wenn sie Waren ein- und ausladen, singen dazu, englisch, französisch. Plötzlich hören sie auf, sobald sich ihre

Arme nicht mehr bewegen. Es ist, als hätten sie ein Spieluhrwerk in den Armen. Hier wurde aus einem Schiffe, das von Bahia kam, Zucker ausgeladen. Dort nahm ein englisches Schiff Weizen ein. Hier lag ein Kahn voll schwarzer beteerter Tonnen, bestimmt, Trinkwasser einzuladen. Hier wurde Ballast in den Schiffsraum geworfen. Hier wieder lag ein ganzes Schiff voll holländischer Käse, die ungepackt im Schiffsraum liegen. Wie nur ein gutgearteter Junge von 14 Jahren, der an einem Hafen wohnt, sich enthalten kann, der Schule zu entlaufen! Welch ein herrliches Leben auf der See! Außer dem Staube, außer dem Gedränge, außer dem Getöse, fern von Theaterberichten, ohne Doktor und Apotheker, ohne Polizei! Was man in der Jugend von Seefahrten und Schiffbrüchen gelesen, wird uns so klar. Mohr auf dem Schiffe, welcher den Koch macht, lebendige Schweine.' – Die Aussicht auf den *Stintfang!* Elbpavillon, Baumhaus. — — Straßenkehricht in Hamburg heißt *Gassenkummer.*

Das Theater auf der Steinstraße besucht, ein Winkeltheater. So klein wie eine Marionettenbude. Bloß ein Parterre und eine Galerie von Logen. Dem Fridolin, den ich abzuwarten keine Geduld hatte, ging ein Stück vorher, *Der alte Narr* genannt. Ich glaube, es heißt, der *Schauspieler wider Willen.* Ein Haushofmeister auf einem gräflichen Gute und ein Schauspieldirektor, Vorsteher einer vom Grafen engagierten Truppe, treten darin auf. Der Schauspieldirektor hält unter allerlei Verkleidungen den Haushofmeister zum besten. Es war gar zu arg! Der Haushofmeister dampfte in der Natur seine Pfeife Tabak. Den Komödiant spielte ein Gastspieler „vom deutschen Theater in Gothenburg". Eine gute Schule! Einmal fragte er: Ist kein Theaterrezensent in der Nähe, daß ich [ihn] durchprügle? Und schwang dabei einen fürchterlich dicken und langen Knotenstock.

Das Haus ist so niedrig, daß er mich von der Bühne in meiner Loge mit der Spitze des Stockes hätte erreichen können. Ich zitterte, er möchte mich als Rezensent erkennen. Zum Glücke bin ich in Gothenburg nicht bekannt. Man hatte mich gewarnt, in diesem Theater über Dummheiten nicht ironisch zu lachen; man könne vom Volk, das die Sache ernst nehme, leicht Prügel bekommen. Ich merkte mir das, lachte gutherzig und ernsthaft und verließ ungeprügelt das Haus. An der Tür bat mich ein zwölfjähriger Bub, der seine Zigarre dampfte, um meine Contremarque.

Samstag, den 25. Oktober

Die Börse. Der Versammlungsort ist halb bedeckt, halb frei. Um halb vier Uhr wird durch eine Glocke das Zeichen zur Börse gegeben. Auf einem schwarzen Brette sind weiß die Namen der *mutwilligen und boshaften Failliten* von 1754 bis 1819 gemalt. Das scheint später abgekommen zu sein. Man sieht nur noch *kleine* Bankerotteure mit den Prozenten ihrer Tugenddividende auf vergänglichem Papiere geschrieben. Mäkler ziehen große Stücke weißen Zucker aus der Tasche und lassen ihn betrachten; andere an Faden gereihte Kandisstücke. Ich dachte anfänglich, Hamburger hustende Kaufleute wären artig und teilten sich Bonbons mit. Andere Mäkler bringen kleine Säcke voll Kaffee und Getreide zum Vorschein. Die Kauflustigen nehmen den Kaffee oder Weizen in die Hand, drücken ihn lange und inbrünstig an Mund und Nase und lassen ihn durch die Finger laufen. Ich bewunderte die Großartigkeit dieses Handels; manches Lot Kaffee fiel zwischen die Finger auf den Boden, und man achtete es nicht. Einen hörte ich mit Geringschätzung und Achselzucken sagen: „Es sind lauter lange Bohnen." Das muß also nicht gut sein. – Ich als ein Böhnhase zog ein langes Bleistift aus meinem Taschen-

buche, schrieb emsig in mein Buch und gab mir ein Ansehen. – Anzeigen von Auktionen. Eine *Partie* Kaffee. – Blumenverkäuferinnen winden sich zwischen die ernsten Handelsherrn und milderten deren Gesichter wie eine Rose an dem Knopfloche eines ehrwürdigen Bürgermeisters. – Von oben gesehen war das Gedränge das wahre Bild nicht einer *feierlich bewegten* Menge (wie Goethe sagt), sondern eines lächerlich bewegten Ameisenhaufens. Tausende, Mann an Mann gedrängt, und doch weiß jeder dem Suchenden zum Rendez-vous seinen Platz zu bestimmen. Der Himmel weiß, wie sie das anfangen! – – Aber, meine Herren Kaufleute, wissen Sie denn auch, woher das Wort *Börse* kommt? Sie wissen es nicht, ich aber weiß es. Schätzen Sie darum die Gelehrten etwas, wenn auch unter Pari, doch nicht gar zu tief. „Die erste Börse ward im Jahre 1531 zu Antwerpen gebaut. Auf der Stelle, wo sie angelegt wurde, stand ein altes Haus, woran das Wappenschild einer bekannten Familie zu sehen war, an welchem drei *Beutel (Bourses)* hingen, die gleichsfalls zum Wappen gehörten. Man hatte dieses Haus nur im gemeinen Leben die *Bourses* genannt. Dieser Name ward auf das Institut, den Versammlungsort der Kaufleute, übertragen. Als andere Handelsplätze dieses Gebäude in ihrer Mitte nachahmten, behielten sie eben diese Benennung bei, welche jetzt bei den meisten Nationen die nämliche ist. Diese Nachricht befindet sich in einem 1702 in Haag gedruckten Buche: *nouveau voyage d'Italie 4me édition. Tom 3. p. 131.*" (*Heß*. Hamburg. 2. Tl. p. 361.)

Sonntag, den 26. Oktober

Börsenhalle – „Armer Freund, guter Doktor, wieviel Mark Banko magst du hier wohl wert sein?" rief ich leise aus, als ich in den Plutustempel trat. Ich hatte das herzlichste Mitleid mit mir. Ich wollte meinen Ärger

mit Philosophie bestreichen, es half aber wenig. Ich dachte: die Herren haben ihr Geld doch nur für uns, für uns bemühen sie sich. Was der Handel Großes, Schönes schafft, die Hafen, schwachen Menschen göttlichen Mut, Erfindungsgeist, Ehevereine zwischen Völkern – wir genießen es allein. Ästhetisch genießt kein Kaufmann. (Ein sehr dicker Roastbeefmann sah mich so gutmütig ironisch an, als hätte er meine leisen Gedanken gehört.) Nur der Gelehrte genießt das Handelsleben und der Matrose im Rum. Ich griff in die Tasche; das ist eine andere Börse als deine, fühlte ich deutlich; das Gebäude ist großartig, wie ein überbauter Markt. Die Halle, besonders die Lesezimmer, sind abends trübe beleuchtet. An manchen Tischen kann man kaum die Zeitung lesen. Das muß wohl in deutscher Art liegen, helle Beleuchtung wenigstens nicht zu vermissen. Bei der großartigen Einrichtung der Börsenhalle, wobei nichts gespart wird, brauchte es bloß des geäußerten Wunsches einiger Mitglieder, um die Beleuchtung besser zu machen. Die schlechteste Schenke in Paris ist tageshell beleuchtet, und wäre sie es nicht, ging niemand hinein. Ich finde überhaupt, daß es in reichen Häusern an Licht fehlt. – In allem, was den Kaufmann zu wissen interessiert (doch nicht in allem, was ihn zu wissen interessieren sollte), kann er sich da unterrichten. Da liegt ein Buch für die eingeführten Fremden (jährlich 6000). Eines, worin die durch Privatkorrespondenz oder Zeitungen eingegangene politische Neuigkeiten gleich eingetragen werden. — Mehrere schwarze Bretter, die eine andere Bestimmung haben als die auf der Universität. Die Schiffsgelegenheiten sind darauf angeschlagen. Jede Weltgegend, Amerika, Westindien, Frankreich, England, die nordischen Länder, haben ihr besonderes Brett. Das heißt es: „Das schöne mit Kupfer beschlagene Schiff A. Kapitän N. angenehme Gelegenheit nach Lissabon." Was kümmert

sich das Meer um Kupfer? Es hat einen guten Magen, es frißt Holz, Fleisch, Eisen, Kupfer, was es erreichen kann. – Angenehme Gelegenheit für Passagiere nach Lissabon. Teufel! angenehme Gelegenheit, sich hängen zu lassen. Nein, mein guter Michel! Und wäre das Schiff mit Gold beschlagen, statt mit Kupfer, ich käme dir nicht nahe. Schöne Gelegenheit! In zehn Tagen aus dem naßkalten Hamburg in Bordeaux, Lissabon, Malaga! – Es scheint mir ein trauriges Los der Kaufleute, daß ihnen Furcht und Hoffnung so *bar* in das Herz kömmt. Es ist doch ein schöners Los, zu hoffen auf *Essen*, auf *Kutsche* und *Pferde*, zu fürchten, daß man *verhungere*. – Der Eigentümer verdient jährlich mehr als 100 000 Mark. 2000 Abonnenten, jährlich 40, 50, 60 Mark Beiträge, je nach der Länge oder Kürze des Abonnements. – Die *Börsenhalle*, eine Abendzeitung, hat 4000 Abonnenten. Literarische Blätter der Börsenhalle. Außer den unzähligen französischen und englischen Blättern, die das ganze Jahr hindurch zum Teile doppelt gehalten werden, werden die englischen Blätter im Winter mehrmals bestellt, über Holland und Cuxhaven, daß sie bei jedem Winde eine oder die andere eintreffen. – Das schlechte Papier zu den dänischen und schwedischen Zeitungen. Es ist fast blau.

Soltau, Montag, den 27. Oktober

Auf einen traurigen Brief, den ich gestern erhielt, mußte ich mich zur schnellen Abreise bestimmen. Morgens acht Uhr bestieg ich die Dampffähre nach Harburg. Ein jämmerliches Fahrzeug, mit einem Loche von Kajüte. Wir brauchten drei Stunden zur Überfahrt. Das Schiff ist nach einer neuen Art gebaut, so daß der Kessel nicht platzen kann. Es gibt nichts Langweiliger[es] als diese Sicherheit. Man platzte lieber. Um 12 Uhr Harburg Extrapost verlassen. Es war Mark[t]tag. Der von mir gejagte Postillon jagte die Pferde wie toll, riß unter Jammergeschrei zwei

Buden um, warf eine Frau um, die unter die Pferde kam, doch ohne Schaden zu nehmen. O Gott! Ich *freute* mich der Wirkung meines Trinkgeldes – ich lachte. O Mensch! o Geld. Ich war unglücklich. Glaubt es mir. Unglück macht schlechter als Glück. Man muß froh sein, um mitleidig zu sein. – Abends sieben Uhr in Soltau angekommen, in der Post. Alles sah so feierlich aus. Der Postmeister, die Frau, die Töchter im Sonntagsputze. Die Vorplätze im ganzen Hause beleuchtet. Es duftete nach Räucherkerzchen. In der Küche frohe Geschäftigkeit. Man wartete auf die Herzogin von Gotha. Sie war (ich erzählte es) diesen Vormittag auf ihrer Fahrt nach Harburg mit ihrem Schiffe auf den Sand geraten, kam darum später an. Ich hatte mein Schlafzimmer neben dem der Herzogin. Ich fürchtete mich zu husten. Ja, ich bin auch ein Hofmann, wenn es darauf ankam. Die armen Leute im Hause hatten ganz den Kopf verloren. Tee, Rum, Lichtputze, Brot, Butter, Pfeffer, Schinken, Messer, bekam ich nach angeführter Ordnung in Zwischenräumen von fünf Minuten. Um zwei Uhr nachts reiste ich wieder ab. Auf allen Poststationen mußte ich Rechenschaft geben, wenn die Herzogin komme. (Um ein Uhr mittags, Dienstag, den 28. Oktober kam ich in Hannover an.)

Hannover, vom 28. Oktober bis 15. November

Jammervolle Tage! Ich vertraute Gott, er half uns. Wir sind wieder ruhig und heiter geworden.

Sonntag, den 16. November

Ich zählte gestern 160 Pferde im Marstalle. – In den letzten Tagen meine Ankündigung der gesammelten Schriften in den Druck gegeben. – Abends Don Juan gesehen mit J. und Frau Medizinalrätin Köhler aus Celle, die seit acht Tagen zum Besuch bei Schmitt ist. Die Auf-

führung war sehr schlecht. Das Tempo, der Geist fehlte oft. Einige Sängerinnen sangen falsch. – Die königliche Loge wird seit länger als einem Jahrhundert erleuchtet, und die Etikette verbietet, sich hineinzusetzen, sie bleibt also leer. Der Eingang ins Theater, die langen, gepflasterten, düster beleuchteten Gänge machen glauben, man käme in eine Kaserne. Das Haus wird nicht geheizt, im strengsten Winter nicht. Wie die zarten adligen Weiber dies aushalten, ist unbegreiflich. Welche Todesstille, welcher Winterfrost im bürgerlich hannöverischen Zuschauervolke. Zwischen den Akten glaubte man in der Kirche zu sein. Neulich wurde Minna von Barnhelm aufgeführt. Eine Stelle darin, worin es ohngefähr heißt: Ein guter Christ müsse die Türken hassen, ging so ruhig wie ein kalter, unsichtbarer Komet an den Zuschauern vorüber, keiner streckte die Hand, keinen bewegte das Herz nach diesen Worten. O blödes Vieh!

den 17. November

Das Parkett oder der größere vordere Teil des Parterres ist meistenteils von Offizieren besetzt. Es sieht aus, als bewachen sie das bürgerliche Spitzbubenparterre. Den Offizieren kostet die Entree nur zwei Groschen. Aber sie müssen auch abwesend, selbst auf Urlaub befindlich, bezahlen. Das Geld wird ihnen von ihrem Solde abgezogen. Man will sie zu einer *anständigen* Zerstreuung *zwingen,* man will sie beschäftigen außer der Dienstzeit.

den 18. November

Die Pferde des Marstalls dürfen von keinem gebraucht werden, nicht einmal vom Generalgouverneur. Diesem sind zwei Gespann angewiesen, und will er mehr, muß er erst beim Oberstallmeister darum anhalten.

Mittwoch, den 19. November

Heute zum Abendessen bei mir gehabt: J., Alois Schmitt und Frau, die Musiker Elliot und Pott und den Kriegssekretär Winkelmann. Sie blieben bis 11 Uhr.

den 20. November

Man kann Gedanken ordnen wie die Naturkörper, sie stehen auf niederer oder höherer Stufe, wie Steine, Pflanzen, Tiere; Minerale, vegetabilische tierische Ideen. Den deutschen Ideen, so kostbar sie sind, fehlt es an *Leben*. Ein Demant ist mehr wert als ein Ochs; aber ein Ochs lebt. [S. Aph. 202]

den 21. November

Seit dem 14. November arbeite ich an der Kritik von Immermanns Trauerspiel in Tirol.
Habe im literarischen Konversationsblatte das Lob eines Ultra über die neue Ausgabe des Konversationslexikon gelesen, weil die früheren *liberalen* Artikel darin *gemildert* wären.

den 22. bis 24. November

Heute bekam ich von Hamburg meine Ankündigung gedruckt. – Besuchte den *Georg Harrys*, einem Muster von Handwerksjournalisten. Er hat ein Büro wie ein Staatssekretär. Sein Schreibtisch liegt voller Briefe, Kontrakten mit Buchhändlern etc. Ein langes schmales Haushaltungsbuch für die Journalkorrespondenz, betitelt *Abrechnung* etc. Ein altfranzösisches, kleines, dickes, untersetztes Anekdotenbuch war fest durchgestrichen, als Zeichen, daß die Anekdoten schon übersetzt und gebraucht worden sind. Er gibt ein Büchelchen gesammelter alter Sachen, den Bogen zu 8 Thl. bei F[. . . ?] in Leipzig heraus. Er nimmt 50 Exemplare an Zahlungsstatt. Neben dem Schreibtisch ein Papagei. Er klagte über die Ränke ge-

nannten Buchhändlers. Vor dem Fenster steht eine Glasglocke voll Wasser und Goldfischchen. Er las mir Gedichte und Einfälle und kleine satirische Aufsätze vor. Er arbeitet an 6 bis 8 auswärtigen Journalen und gibt vom neuen Jahre ein eignes Blatt heraus. Er hat einen Lesezirkel, ist Inspektor im Militärspital (pensionierter), entrepreniert im Winter Maskenbälle.

25. bis 30. November

Der Adel ist hier alles. Selbst Robbys (Konditors) schönes Ladenmädchen lächelt nur Edelleuten zu und sieht den barzahlenden Bürgerstand ernsthaft wie eine Parze an. – Heute die Kritik von Immermanns *Tiroler* geendigt.

Die künstlichen Insurrektionen, welche nicht aus der Tiefe des Volkes entspringen, sondern durch Staats- und Polizeimaschine geleitet und gehoben werden, gleichen den künstlichen mineralischen Wassern, die der Apotheker verfertigt. Die Ingredienzien dazu sind stärker, als sie die Natur genommen; aber die Wärme fehlt, der Geist der Heilsamkeit.

[Hier folgt im Original Aphorismus 25]

Frei zu machen und zu werden ist nun einmal der Deutschen Geschicklichkeit nicht; man kann nicht alles verstehen.

[Hier folgt im Original Aphorismus 142]

Montag, den 1. Dezember

In unserer Zeit waren viele vieles, aber nicht einer alles; auch Napoleon nicht. Der große Napoleon, so groß er war, war doch kein Gott. Er war der Hohepriester der Revolution, und als er so dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er sich um seine Priesterwürde und um seine Macht und ging unter. [s. Aph. 143]

[Hier folgt im Original Aphorismus 146]

Samstag, den 7. Dezember

Heute erstes abonniertes Konzert im Ballhofe. Saal matt und kleinstädtisch erleuchtet. Auf den Herzog von Cambridge wurde eine halbe Stunde gewartet. Der untere Teil des Publikums in geselliger und östeologischer Beziehung lärmte mit billiger Ungeduld (mit den Füßen). Dem Adel waren die vorderen Reihe[n] Stühle leer gelassen.

Mittwoch, den 10. Dezember

Heute den ersten Teil der Dramaturgischen Blätter zum Drucke nach Hamburg geschickt. – Diesen Abend um 8 Uhr, bei J. in Schm[itts] Haus auf dem Sofa sitzend, sagte ich ihr: wer weiß, ob wir heute übers Jahr auf den Hyèrischen Inseln sind!

Sonnabend, den 13. Dezember

Heute den Aufsatz: Gedanken über den sechsten Zinstaler in Deutschland geendigt. – Abends Konzert. Symphonie von Beethoven in A-moll. Konzert von Alois Schmitt. – Beethoven, triumphierende Musik. Sie gibt Mut, Übermut, man fühlt sich der Herr der Welt. . . *Mozart,* romantisch, christlich, man denkt an Gott, fühlt sich unterwürfig. Das selbst in Mozarts Freudenliedern. Der *Vogelfänger* – als wenn ein Engel lustig wäre! Don Juan[s] Champagnerlied . . . ist es nicht, als wenn das Weinen mit dem Lachen kämpfte, hört man nicht, daß Don Juan den Geisterruf seines Gewissens übertäuben will? Und es gelingt ihm nicht. Seine Angst tönt hervor. Lautet es nicht, als wollte er durch Singen seine Furcht vertreiben, als ginge er mit eilenden Schritten über die nächtlichen Schrecken eines Kirchhofs? Diese Arie hat mich immer gerührt.

den 16. Dezember

Las heute in der Postzeitung einen Bericht aus Göttingen, das Lob, den Flor der Universität, die Sittlichkeit

und den Fleiß der Studenten betreffend. Darin wird unter andern gemeldet, die bisher stattgefundenen Disputierübungen der Studenten über einzelne Theses würden aufhören und schriftliche Aufsätze an deren Stelle treten. – Ja so! Sie fürchten, den Leuten den Mund zu öffnen.

Donnerstag, den 25. Dezember

Gestern Abend Weihnachtsbescherung bei Schmitt. Ich bekam: Von J. eine Lichtschere, von Guste ein Fidibushalter, von Schmitt ein Schächtelchen englische Federn. Der Adel wollte in den 10 Weihnachtsferientagen, während welcher das Theater geschlossen ist, für sich einige Gratisvorstellungen bei dem Publikum geschlossenen Hause geben lassen. (Die Vestalin und Die vier Temperamente von Ziegler. Das Publikum, das es erfuhr, sprach sich aber so erbittert und höhnend über diese Anmaßung aus, daß man es nicht wagte, den Plan auszuführen.

Mittwoch, den 31. Dezember

Ich hörte: der Musikdirektor *Marschner* aus Leipzig, der gegenwärtig hier ist und seine mit Beifall aufgenommene Oper *Der Vampir* selbst dirigiert hat, habe um die erledigte Kapellmeisterstelle angehalten, sie aber darum nicht bekommen, weil er vorher sich in *Braunschweig* darum bemüht hatte, um die dortige Kapellmeisterstelle, die Gnade des Herzogs zu gewinnen suchte. (Herr *von Platen,* Direktor der hiesigen Theater, ist Schwager des Grafen *Münster*).
Man soll hier im Museum die Fremden überhaupt mit Grobheit begegnen. So wurde einer vom Lesetisch weg fortgeschickt, weil grade am Tage seine drei Wochen vorüber wären.

Donnerstag, den 1. Januar [1829]

Gestern abend Ball bei Hanstein. Sehr schöne Einrichtung. Um 1/2 11 Uhr zu Tische gegangen. *Breul*, Kaufmann. *Leopold*, Maler. Dr. *Gumprecht*, Unternehmer des Balles. Ein ganz gelähmter Mann, der keinen Fuß bewegen kann und sich auf einem Rollstuhle fortschieben lassen muß. Von diesem Stuhle aus leitete und regierte er alles, das Tanzen, Essen. Die Einrichtung war musterhaft. Gumprecht jovial, lebenslustig. Um 12 Uhr tönte in die Musik der Nachtwächter mit seinem Horn in den Saal hinein; es war wie die Posaune des Weltgerichts zum Jubel. – Junges schönes Mädchen. Schwer atmen. Während sie pausierte, tanzte ihr Auge, jeder Muskel. Um 12 bei Tische von den Herren Neujahrswünsche ausgeteilt. – Es war kein Offizier, kein Beamter noch Adliger auf dem Balle.

Sonntag, den 4. Januar

Gestern Abend im Konzert gewesen. – Heute besuchte mich ein junger Dr. *Schuhmacher*, Advokat. Ein Strebender, unzufrieden mit der Welt und seinem Stande. Will diesen aufgeben und sich dem Lehramte widmen. Hat Neigung zur Philosophie, sprach enthusiastisch von einem Dr. *Krause* in Göttingen, Herausgeber eines bekannten Werks über die Freimaurerei (soviel ich mich erinnere *Die drei ältesten Urkunden der Freimaurerei* genannt) und anderer philosophischer Schriften, Universitätslehrer in G. – Schuhmacher las mir eine Kritik eines von Krause neu erschienenen philosophischen Systems vor.

Diesen Abend in Gesellschaft beim Kaufmann Damian-Breul, Tabakhändler, gewesen. – Ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, diesen Mittag bei Tische, zeigte prahlend eine goldne altmodische Dose mit Brillanten vor. . .

Er sprach von den Juden und sagte: wenn er König von England wäre, ließe er alle Juden umbringen. Als ihm einer vorstellte, das wäre doch etwas zu hart, gestand er seine Übertreibung ein, meinte aber, dann ließe er sie wenigstens alle kastrieren.

den 5. Januar

Heute die zweite Lieferung meiner Werke (3. Teil) nach Hamburg geschickt.

Diesen Mittag hatte ich einen Wortstreit mit einem Fremden am Tische, einem Gutsbesitzer aus Nordheim, namens *Rumann*. Ein Kerl von 6 Fuß, rau, roh und mit einer Bärenstimme. Gestern Mittag zog er grausam gegen meine sehr lieben Juden los, sagte: wenn er König von England wäre, ließ er sie alle umbringen oder kastrieren. Ich schwieg dazu still. Heute, als das Essen anfing, schrie er, der neben mir saß, mit fürchterlicher Stimme: „Herr Doktor, nicht wahr, so ein Schürzenstipendium in Göttingen ist etwas Schönes?" – *Ich:* Das verstehe ich nicht. *Er:* Ich meine, Liebschaft mit Frauenzimmer. *Ich:* Das interessiert mich nicht. *Er:* Warum, sind Sie denn kastriert? *Ich:* Hören Sie, Sie schwätzen sehr dummes Zeug. Ich habe es gestern schon bemerkt. Nicht wahr, Sie wohnen auf dem Lande? *Er:* ja, ich wohne auf dem Lande. *Ich:* Man merkt es Ihnen an, daß Sie wenig in die Stadt kommen. *Er:* Ich mache ja bloßen Spaß. *Ich:* Ihre Späße gehen mich nichts an; wenn Sie aber Spaß mit mir machen, bin ich berechtigt, mich darum zu bekümmern. – Darauf knurrte er noch etwas leise, lief nach der Suppe fort und kam nicht wieder zu Tische. Er ging herunter zur Wirtin, sagte, das wäre ihm noch nicht geboten worden, und wenn er nicht Furcht hätte vor seinem Vetter, dem Stadtdirektor, würde er etwas anders tun.

den 8. Januar

Heute die Kritik von Hamlet geendigt.

Samstag, den 17. Januar

Gestern abend beim Eintreten in die Hansteinsche Restauration endeten gerade zwei Herrn, die speisend nebeneinander [saßen], ihr Gespräch mit den Worten *„kurz, es ist eine wahre deutsche Seele“*. Dabei aßen sie Hühnerfrikassee, und die Sauce schöpften sie mit Kaffeelöffeln, dann erzählten sie eine Geschichte vom Hunde *Packan*.
Heute Abend in Maurers Konzert. Sein Spiel und alle seine Kompositionen unerträglich langweilig.

Montag, den 19. Januar

Gestern die Vorrede zum ersten Band der Dramaturgie geendigt.
Heute dem Buchhändler Winter geschrieben und ihn zum zweiten Male (das erste Mal vorigen Sommer vom Rheine) gemahnt, mir den Betrag für die Schrift „Über die Berliner Jahrbücher“ zu übermachen.

Sonntag, den 25. Januar

In kalten Winternächten wird den armen Leuten in Hannover, in den Hofpferdeställen, eine Streu gelegt (über den gepflasterten Boden), um warm zu liegen. Wie nobel!
Die Bücher der Leihbibliothek sind von der Polizei gestempelt. Das Wappen ein *galoppierendes* Pferd.

Freitag, den 30. Januar

Gestern abend den Maskenball im Ballhofe besucht. – Herr Harrys entrepreniert sie jeden Winter. Es waren etwa 30 Menschen, darunter 10 Freudenmädchen. Schrecklich langweilig! Herr Harrys eiferte über den Verfall der schönen Literatur in Deutschland. – Diesen Morgen

reiste Alois Schmitt nach Gotha. – In vorigen Tagen die Kritik von Wilhelm Tell geschrieben.

Montag, den 2. Februar

Gestern die Kritik von Shylock geendigt. Im König von Preußen zu Mittag gegessen. – Gestern im *Hôtel d'Hannovre* gegessen. Heute zum erstenmal im Römischen Kaiser. Mein Barbier erzählte mir heute, die Landstände wären jetzt beisammen, und sie äßen um vier Uhr.

Sonnabend, den 7. Februar

Heute das Vorwort zum dritten Bande geendigt. Heute vor einem Jahr die Reise von Frankfurt nach Berlin angetreten; übernachtet in Gelnhausen.

Sonntag, den 8. Februar

Heute vor einem Jahr übernachtet in Fuld.

den 9. Februar

Heute vor einem Jahr übernachtet in Eisenach.

den 10. Februar

Heute vor einem Jahr in Weimar übernachtet. Logiert im Elephanten. Abends führte mich der damals dort sich aufhaltende von Holtei zur Frau von Schopenhauer. – Voriges Jahr am Geburtstage des Herzogs von Cambridge (24. Februar) wurde in seinem Palais Oper aufgeführt, wobei der Theaterdirektor v. Holbein, der Kapellmeister Sutor und Konzertmeister Maurer beschäftigt waren. Ersterer als Adliger wurde zum Souper dabehalten, die andern ließ man gehen.

den 11. Februar

Heute in Weissenfels übernachtet. Müllner besucht.

den 12. Februar

Heute vor einem Jahr in Leipzig übernachtet. Brockhaus besucht.

den 13. Februar

Heute zweiten und vierten Band der Werke, nebst Vorrede zum ersten und dritten Band nach Hamburg geschickt. – Heute vor einem Jahr in Wittenberg übernachtet.

den 14. Februar

Heute vor einem Jahr in Potsdam übernachtet.

den 15. Februar

Heute vor einem Jahr in Berlin angekommen. – Abends bei Robert.

den 17. Februar

Heute den ersten Aushängebogen von Nürnberg bekommen. Erst den 8. Februar begann der Druck.

den 18. Februar

Heute spazieren gefahren, nur um Luft zu schöpfen, der Wall, die einzige Promenade, lag seit mehreren Wochen, weil der Schnee in den Alleen nicht gekehrt wird, so unter Schnee und Wasser, daß ich seit mehreren Wochen nicht ins Freie konnte. So eine erbärmliche Straßenreinigung wie hier ist mir noch nirgends vorgekommen. In keinem polnischen Dorfe kann es ärger sein.

den 25. Februar

Gestern abend im Hansteinschen Saal auf einem Ball gewesen, der zur Feier des Geburtstags des Herzogs von Cambridge gegeben worden. Der Ballunternehmer Dr. Gumprecht wies mir eine junge Dame an, die ich zu

Tische begleiten muß, Mademoiselle *Grothende*, Kaufmannstochter. „Das Glück ist mir günstiger als Ihnen", sagte ich beim Niedersetzen. „Ich wüßte nicht inwieferne", antwortete sie. Es ging indessen doch besser, als ich erwartet. Es war ein gutes bürgerliches, nicht allzu langweiliges Mädchen. Herr Damian-Breul brachte mir bei Tische ein Papier mit Bleistift und bat mich, einen Toast (in Versen) auf den Dr. Gumprecht zu improvisieren. Es ging nicht. Wir Gelehrten haben doch niemals *Kleingeist* bei uns (gewechselter Verstand). – Die schönste Frau auf dem Balle, Madame T., die Frau eines winzig kleinen Advokaten, ging mit einem geliehenen schönen jungen Mann am Tische herum, für die Armen zu sammeln. Man hätte ihr sagen mögen, sie sollte sich nicht begnügen, herumzugehen mit mildtätigen Bitten, sondern mit einem guten Beispiele der Mildtätigkeit auch vorauszugehen. –

Neue Religionen, neue Herrschaften und neue Geister erwerben ihre Macht durch das Gute und befestigen sie durch das Schlimme, das sie an sich haben.

den 28. Februar

Heute kam die Nachricht vom Tode des alten Wohl, der [Guste] Schmitt Vater, hier an.

den 3. März

Gestern und vorgestern wegen Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. – Seit dem 1. meinen Tisch im Römischen Kaiser wieder verlassen. Das Essen war ziemlich gut; ich verlor aber die Geduld über das unglaublich langsame und ungeschickte Servieren der Kellner. Ein einziger Kellner besorgte das Zerschneiden der Speisen, war das fertig, wurde eine einzige vollgehäufte Schüssel, statt sie in viele kleine Teile zu verteilen und auf den Tisch

zu stellen, herumgetragen. Dieses ging so langsam, daß die eine Hälfte des Tischs schon gegessen hatte, als die andere Hälfte erst zur Schüssel gelangte. Auf den Kellner mit den Braten folgte ein anderer mit der Sauce, auf diesen ein anderer mit Salat. Da dieses aber mit ungleicher Schnelligkeit geschah, so kam die Sauce und Salat, als der Braten schon verzehrt war. Der Kellner, aus Furcht, mehr zu schneiden, als gebraucht wurde, schnitt immer weniger, so daß er zweimal mit dem Herumtragen einhalten mußte, um neuen Proviant zu holen. Der Kellner gab nie die Schüssel aus den Händen. Hatte jeder seinen Schnitt, stellten die Kellner das übrige auf den Anrichtetisch und ging[en] fort, und wenn man noch einmal von einer Schüssel haben wollte, war keiner da, es zu bringen. Diese Einrichtung war nicht bloß aus Ungeschicklichkeit, sondern gewiß auch aus Gewinnsucht des Wirts so getroffen, der einem das zweimalige Benutzen einer Schüssel erschweren wollte. Auch schien es eine Art Unhöflichkeit zu sein, noch einmal zu fordern, ich sah es nie einen Gast tun, höchstens geschah [es] zuweilen von einem der jungen Leute, deren Appetit zu gebieterisch war. Wie ganz anders im südlichen Deutschland. In Berlin im *Hôtel de Rome*, dem ersten Gasthofe, fand ich gleiche Knickrigkeit im Essen. Dort kostet der Tisch mit einem Schoppen Wein 1 Thlr. 1 gr.

den 16. März

Heute der Hofrätin Herz nach Berlin (Kronenstr. 58) auf ihren Brief geantwortet, den ich vor einigen Tagen erhielt, worin sie und gleichzeitig ihr Schwager, Buchhändler Nathusius in Berlin, mich bat, an einem in dessen Verlage erscheinenden belletristischen Blatte teilzunehmen. *Abgeschlagen* wegen der Zensur.

IX

Aus meinem Tagebuche

I.

Frankfurt, den 29. April 1830

Du närrisches weißes Buch, ich dachte nicht, dich je wieder zu sehen. Da bin ich, und jetzt plaudere ich wieder mit dir von alten und von neuen Sachen, und du hörst mich geduldig an und gibst mir recht wie immer.

Krank sein, gefangen und gefesselt schmachten und alles geduldig ertragen, bis der Tyrann müde geworden! Nein. Ein Mann von Ehre sollte sich schämen, krank zu sein länger als vier Wochen. Ich war es länger als ein Jahr. Wie lieben wir das Leben, das uns doch so wenig liebt und das wie ein gezähmtes wildes Tier seinen Herrn vergißt und hinausspringt ins Freie, sobald es den Käfig offen findet.

Und was gewinnt man dabei? Späte Leiden erfrischen die Seele nicht mehr. Es ist kein Gewitter, das den Durst der jugendglühenden Natur löscht – es ist der Herbstwind, der herabjagt, was noch grün an den Bäumen war; alles raschelt und ächzt wie die Brust eines Sterbenden, und die welke Erinnerung wird im Sturme zerstreut.

Einst in schönern Jahren ... ich hatte mich einer Rose genaht und mich tief verwundet an ihren Dornen – da rettete eine Krankheit meine Seele. Und als ich aufstand, war auch die Natur genesen. Weggeschmolzen war der Schnee, mein Schmerz und der Zorn. Ich hatte alles vergeben, alles vergessen. Meine Brust war offen, wie die Säulenhalle eines Tempels, und der Frühling lustwandelte in mir, wie ich in ihm. Und jetzt! die Genesung und der Frühling haben sich wieder begegnet; aber es ist ganz anders. Ich bin nur etwas munterer geworden, weil ich ein verdrüßliches Geschäft beendigt.

Sind das grüne Bäume? Ist das Himmelsblau? Ist das Abendrot? Ach ja, es ist ganz artig gemalt und auch sehr ähnlich; ich habe das Original gekannt.

Einst war mir die Nachtigall die Rose der Luft. Mir dufteten ihre Töne und blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich sie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Christgeschenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir, und ich war unentschlossen wie ein Kind, was ich zuerst genießen, zuerst mir aneignen sollte. Ich zögerte zu wünschen. Dort das Wäldchen, hier das Tal, den Berg drüben, die Mühle, den Wassersturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenrot, des Mädchens holder Blick – es ist nichts. Alles ist die Jugend. Die Welt ist ein Spiegel, was hineinschaut, schaut heraus. Er gibt euch nur zurück, was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtstrahle ärmlicher Zinse. Ja, wer ihn durchschauen könnte, wer es vermöchte, die Folie des Lichtes abzustreifen! Die Welt ist hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt ist nichts.

Die Jugend – es ist ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute sprechen es aus und verstehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche ist uns heller. Und gut, daß es so ist; gut, daß wir im Alter die Jugend vergessen, denn wäre es anders, es wäre schlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter bestimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unsere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für alle! Ja, so sollte es sein, aber so ist es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greise aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem seine Freiheit überreif geworden, sie endlich genießen und leben für das Leben, kömmt die

Religion und sagt: nicht so, alter Junge, die Schule ist noch nicht aus, das Leben kömmt erst nach dem Tode, der Sarg ist die Wiege deiner Freiheit. Die *Religion?* Nein, wir wollen nicht lügen und nicht heucheln. Die *Kirche* sagt's, diese Abenteuererin, die unter hundert Namen und Gestalten durch die Welt zieht und den Leichtgläubigen vorlügt, sie habe zwei Königreiche, eines da oben, die Freunde zu bezahlen, die ihr Geld geborgt, und eines unten, die zu züchtigen, die ihr hart und mißtrauisch kein Kredit gegeben.

Was berechtiget uns, das blanke Gold der Jugend dem blassen trügerischen Alter darzuleihen, das hohe Zinsen verspricht, weil es aller Schuldscheine lacht und sich nicht scheut, Bankerott zu machen?

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Konzert. Ein Wechsel wird mit dem anderen bezahlt; es ist eine Liederlichkeit ohnegleichen. Die Zinsen blasen das Kapital auf, und Toren, welchen nie das bare Geld des Lebens lacht, halten sich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch steigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du bist doch sonst so gut, rede einmal, sei nicht verschwiegen wie ein Diplomat, sage uns, wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt lesen: Von allen Menschen, die geboren werden, stirbt fast die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigsten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ernten anfängt, gelangt weniger als ein Dritteil, und dem Wohle dieses kleinen Dritteils werden zwei große Dritteile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt, und die Alten bewirtschaften, benutzen und beherrschen sie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, alle sorgen nur für die Hochbejahrten, und die Jugend ist verdammt, die Magd des Alters zu sein!

Die alten klugen Leute sprechen von der Leidenschaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenschaft, die jedem Alter angemessen, ist seine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu sein und sehen die Vernunft des verflossenen Alters als Leidenschaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich; denn sie lehrt uns nur die Ausnahmen von der Regel. Die Regel zu kennen, braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat recht, nur er ist glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt, ist ewig, euer Wissen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menschengesetzen ist nicht vernünftiger und gerechter als der Mensch in seiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünsche meiner armen Brüder schmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunsch, der sie gerufen, schon längst begraben ist.

Das Kind möchte herumspringen: es muß in der Schule bleiben und Lateinisch lernen. Der Jüngling darf hinaus ins Freie: da sitzt er in der Kammer beim Schattenrisse der Liebsten und seufzt. So lange wir reiselustig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, sind wir alt und bequem, wir spielen Boston und unser Kasino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unserer Nichten, herzen und küssen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf seine gichtischen Füße und stören ihn im Mittagsschlafe. Satanskinder! warum seid ihr nicht dreißig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch Neffe war, nach dem Essen nicht schlief, sondern trank und das Podagra nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß wie keinen seitdem. Es war ein Säbelchen, zum Tabaksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich

hatte eine schlaflose Nacht darüber. Jetzt könnte ich solcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüste, und ich möchte rasend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht später alle diese Sachen kommen, wenn sie mir gleichgültig geworden.
Robert, oder der Mann wie er sein sollte, verschaffte mir von meinem Hofmeister eine Ohrfeige, die ich heute noch spüre. Diesen Robert hatte ich mir zum Muster genommen; ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeltlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen *Klara du Plessis und Klairant* versäumte ich meine Übersetzung im Döring und mußte die Bank hinunterrücken, und über *die Leiden der Hardenbergischen Familie* habe ich mehr geweint als später über meine eigenen. Ach, seitdem hat kein Kummer, noch so groß, mein Brot benetzt, wie damals die Tränen den Apfel benetzten, an dem ich lesend aß und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich so glücklich, daß mir einer Ohrfeigen gibt, weil ich lese und liebe? Wer stört mich? doch still – ich verspreche es dir, guter Lafontaine, nie, nie will ich dich kritisieren!

II.

Frankfurt, den 30. April

Kostbar ist ein Brief, den Goethe auf einer Reise nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geschrieben. Wer ihn ohne Lachen lesen kann, den lache ich aus. Goethe, der an nichts Arges denkt und im Schoße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Residenz seines Lebens deutliche Spuren von *Sentimentalität*. Erschrocken und argwöhnisch, wie ein Polizeidirektor, sieht er darin demagogische Umtriebe des Herzens – demagogische Umtriebe, die, als gar nicht *real*, sondern

nebulistischer Natur, ihm noch verhaßter sein müssen als Knoblauch, Wanzen und Tabakrauch. Er leitet eine strenge Untersuchung ein. Aber – es war noch im achtzehnten Jahrhundert – nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reise nichts, gar nichts *„nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte“*, findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unschuldige wissenschaftliche Bewegung gewesen sei, die ein leichtes Kunstfieber zur Folge hatte. Die Gegenstände, welche das Blut aufgeregt, seien *symbolisch* gewesen. Für Zeichen dürfen sich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit gesetzt, versteht sich gegen Kaution, und es wird unter Polizeiaufsicht gestellt. Doch will Goethe die Sache nicht auf sich allein nehmen; er berichtet an Schiller, als seinen Justizminister, darüber und bittet ihn gehorsamst, das *Phänomen* zu erklären. Schiller lobt Goethe wegen seiner Achtsamkeit und seines Eifers, beruhigt ihn aber und sagt, die Sache habe nichts zu bedeuten.

Dieser Kriminalfall ist wichtig, und ich wünschte, Jarke in Berlin behandelte ihn mit demselben Geiste, mit dem er in Hitzigs Journal Sands Mordtat besprochen.

Die Briefe ergötzen mich bloß, weil sie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden sie mich entsetzlich langweilen. Wären sie gefällig, was wär's? Schiller und Goethe! Aber daß unsere zwei größten Geister in ihrem Hause, dem Vaterlande des Genies, so nichts sind – nein, weniger als nichts, so wenig – das ist ein Wunder, und jedes Wunder erfreut, und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Wasser in Likörgläschen! Ein Briefwechsel ist wie ein Ehebund. Die Stille und die Einsamkeit erlaubt und verleitet viel zu sagen, was man andern verschweigt, ja was man mitteilend erst von sich selbst erfährt. Und was

sagen sie sich? Was niemand erhorchen mag, was sie sich auf dem Markte hätten zuschreien dürfen.
Anfänglich schreibt Schiller: *„Hochwohlgeborener Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrat!“* Nun, diese Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Goethes Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehen Jahren ist er Mann genug, ihn *mein Freund, mein teurer Freund* zu nennen. Goethe aber vergißt nie seine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man sieht ihn oft lächeln über dessen Zimmerlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter genädig und herablassend behandeln. Er schreibt ihm: *mein Wertester, mein Bester.*
Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meister! *Quel bruit pour une omelette!* „Es sieht zuweilen aus, als schrieben Sie *für* die Schauspieler, da Sie doch nur *von* den Schauspielern schreiben wollen“ – tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeschenk annimmt. Bei Goethe aber finden sich immer nur Maitressen oder *hommes entretenus;* wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt sie nicht gelten. Der dumme Schiller! Ist nicht Wilhelm Meister ein bloßer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht?
Mich ärgert von solchen Männern das pöbelhafte Deklinieren der Eigennamen. Sie sagen: die *Humboldtin,* sprechen von *Körnern, Lodern, Lavatern, Badern.* Auch bedienen sie sich, am meisten aber Schiller, einer zahllosen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Not, wo das deutsche Wort viel näher lag. *Stagnation, convenient, avanciert, incalculabel, Obstakeln, embarrassieren, retardieren, Desavantage, Arrangements, satisfeciert, Apercüs, Detresse, Tournüre, repondieren, incorrigibel.* Und solche Männer, die in ihren Werken so reines Deutsch schreiben! Ist das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunst getrennt war, daß ihr Geist weit von ihrem Herzen lag?

Goethes Lieblingsworte sind: *heiter, artig, wunderlich.* Er fürchtet sogar sich zu wundern; was ihn in Erstaunen setzt, ist wunderlich. Er gönnt dem armen Worte die kleine Ehre der Überraschung nicht. Er scheut alle enthusiastischen Adjektive; – man kann sich so leicht dabei echauffieren.

Wie freue ich mich, daß der Konrektor Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern den neuen Goethe mit brühheißem Lobe übergossen, nicht mehr in Frankfurt ist, sondern in Bremen vergöttert. Er ist ein starker, kräftiger Mann, und wenn er mich totschlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

– – Mensch, du elender Sklave deines Blutes, wie magst du nur stolz sein? Du armes Schifflein auf diesem roten Meere, steigst und sinkst, wie es den launischen Wellen beliebt, und jede Blutstille spottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls ist der Hammer des Schicksals, womit es Könige und Helden schmiedet und Ketten für Völker und das Schwert, sie zu befreien, und große und kleine Gedanken und scharfe und stumpfe Empfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerstehen? . . . War ich doch gestern weich wie Mutterliebe, und heute spotte ich die deutschen Götter weg und schnarche in ihren Tempeln!

III.

Frankfurt, den 1. Mai

Ich lese in der Zeitung: *Prudhomme,* der älteste der französischen Journalisten, sei gestorben. Ich kannte diesen Mann, ich habe ihn oft besucht. Er sprach viel; aber weniger achtsam hörte ich auf das, was er sagte, als ich achtsam in seinem Gesichte las, das, kalt und grau wie ein Leichenstein, die verwitterte Inschrift trug: *gestorben 1794.* Im Anfange der Revolution schrieb er das

meistgelesene, meistverbreitete Blatt, *l'ami du peuple*, das in eine gefährliche Oktavform die ungeheuersten Grundsätze zusammendrängte. Wie er mir erzählte, wurden vierzigtausend Exemplare davon verkauft. Wenn Prudhomme von jenen Tagen sprach, wo die Freiheit jung und er ein Mann in seiner Stärke war, flackerte sein niedergebranntes Auge hoch auf, und seine zerbröckelte Stimme bekam wieder Fülle und Kraft. Redete er aber von spätern und von den neuesten Zeiten, dann sprach er so müde, verdrossen und schläfrig, daß es unbehaglich war, ihn anzuhören. Von Freiheit in einer konstitutionellen Monarchie hatte er gar keine Vorstellung, er war ein absoluter Republikaner. Der republikanische Absolutismus ist noch verderblicher als der monarchische; man kann diesem durch Ruhe und Gehorsam ausweichen, jenem aber nicht; denn die Ruhe, eine Tugend des Untertanen, ist ein Verbrechen des freien Bürgers. Aber der Republikanismus ist verzeihlicher als der Monarchismus; denn bei ihm ist nur Wahn, was bei dem andern selbstbewußte Schuld ist. Die Franzosen waren nach einer langen Wanderung durch heiße, dürre Jahrhunderte an das wilde Meer der Freiheit gekommen. Durstig und verschmachtend stürzten sie sich mit glühenden Adern hinein, tranken, erkrankten und ertranken. Aber der Despotismus erhitzt sich durch schnöde Lust auch in der blühendsten Landschaft, leidet an unauslöschlichem Durste und trinkt und trinkt, bis er Blut trinkt.

Auf folgende Weise hatte ich die Bekanntschaft des Prudhomme gemacht. Im Herbste 1819 kam eines Tages ein Herr zu mir, der sehr leicht und windig aussah. Er freute sich ungemein, einen *publiciste distingué* und *spirituel* gleich mir kennenzulernen, und machte mir die Mitteilung, man wünsche ein neues Journal zu gründen, das ich redigieren solle, und fragte mich, ob ich dazu geneigt wäre? Der Herr schien mir sehr wenig Bildung zu haben,

seine politische Religion kam mir nicht aufrichtig vor, und er war nicht arm, aber ärmlich gekleidet, was in Paris nicht ohne Bedeutung ist. Unter dem langen Mantel des Liberalismus glaubte ich den Pferdefuß der Polizei zu sehen. Das machte mir aber um so größern Spaß, mich mit ihm einzulassen. Ich sagte: so etwas würde ich mit Vergnügen übernehmen. Darauf erbot er sich, mich zu einem berühmten Journalisten zu führen, mit dem ich mich über die Sache näher besprechen solle, und er brachte mich zu Prudhomme. Dieser bohrte funfzig, hundert Fuß tief in meine Brust hinab, als wollte er einen artesischen Brunnen graben, und meine Gesinnung sprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geiste ich das Blatt zu schreiben gedächte? ich erwiderte: in liberalem. Da schüttelte er den Kopf und meinte, das sei nicht bestimmt genug. Man müsse sich genauer verständigen und die Grundsätze nett aufstellen – *nett,* das war sein Wort. Aber von dieser Nettigkeit war ich ehrlicher Deutscher kein Freund, und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch vielleicht nicht ernst gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich recht; ich verstand aber damals die Sache noch nicht. Die deutsche Ehrlichkeit ist groß, alt und unverwüstlich wie eine Pyramide; aber sie liegt in einer Wüste und ist die Wohnung des Todes. Der Deutsche denkt, auch im politischen Meinungsstreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu sagen, was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg ist wie ein anderer und daß nicht genug sei, für die gute Sache zu kämpfen, sondern daß man auch für die Mitstreiter sorgen müsse. Diese müssen angeworben, versammelt, ausgerüstet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Partei. Der Franzose lobt und begünstigt jeden, der auf seiner Seite, und tadelt und beschädigt jeden, der ihm gegenüber steht. Hierdurch vermehrt und verstärkt

er nicht bloß seine Partei, sondern er zwingt auch alle, die dieser heimlich entgegen sind, ihre Feindschaft offen zu erklären und selbst Partei zu bilden. Darum erreichen die Franzosen alles, und wir bringen es zu nichts. Eine Zeitung ist uns nur ein kritisches Blatt, für die politische Wissenschaft bestimmt. Eine politische Handlung, ein politisches Ereignis kritisieren wir wie ein Buch, ein für allemal, und schweigen dann still. Über die nämliche Sache täglich zu sprechen, das kömmt uns so langweilig und abgeschmackt vor, als wollten wir das nämliche Buch alle Tage von neuem rezensieren, und in unserer törichten Verblendung machen wir uns über die *„stereotype Polemik“* der französischen Journale lustig. Wir vergessen ganz, daß ein politisches Blatt eine Art Regierung übt, die nie stille stehen darf, wenn sie nicht gestürzt sein will. In solchen Irrtümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich sagte: ich würde loben, was löblich, tadeln, was tadelnswert ist, und ich tat mir auf meine germanische Tugend viel zugut. Man verlangte aber von mir, daß ich unsere Freunde loben, unsere Feinde tadeln solle, sie möchten tun, was sie wollten – und man hatte recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutscher. Im Befreiungskriege mit tausend andern zu gleicher Stunde geboren, war ich *Tausendling* erst fünf Jahre alt. Ach, von allen den Tausendlingen bin ich einer der wenigen, die übriggeblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden! Es ist recht betrübt.

Ob ich nun zwar den Zeitungsplan gleich und Prudhomme mich bald aufgegeben hatte, verließ mich mein Journalmäkler und politischer Kuppler darum doch nicht. Er besuchte mich ferner und führte mich mehrere Male zu einem Restaurateur, wo er für mich zahlte. Ich ließ mir das alles sehr gut gefallen und schmecken. Eines Tages lernte ich bei Tische einen Deutschen kennen, mit

dem ich mich unter andern auch von politischen Dingen unterhielt. Als dieser weggegangen war, machte mir mein Gastfreund die zärtlichsten Vorwürfe, daß ich so unvorsichtig sein könnte, an öffentlichen Orten, wo die Spione nie fehlten, über die Regierung zu sprechen. Es dürfte mich keineswegs sicher machen, wenn ich Deutsch spräche, denn es gäbe auch Spione, die Deutsch verständen. – Was! Spione unter den Deutschen! Deutsche unter Spionen! Das ist eine niederträchtige Verleumdung! – Ich hätte dem französischen Kerl die Flasche an den Kopf werfen mögen; aber gut, daß ich es nicht getan und daß ich diesen kleinen patriotischen Monolog bloß leise in mich deklamiert. Denn als ich einige Jahre später ein anderes Mal nach Paris gekommen, lernte ich manchen deutschen Spion kennen. Ein solcher, der mich oft besuchte, kam eines Tages zu mir, setzte sich vor dem Kamine nieder und wärmte sich behaglich. Er hatte kein Holz im Hause, er brauchte keines, weil er im Palais Royal Nr. 13, wo er spielte, Tag und Nacht freie Heizung hatte. Nachdem er sich durchwärmt, machte er ein kaltes Gesicht und sagte, er hätte etwas mit mir zu sprechen. Ich fiel ihm augenblicklich in das Wort und fragte ihn, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert Franken leihen könne? Ich wollte ihm nämlich zuvorkommen, weil ich vermutete, er habe die Absicht, Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden hatte, ob er mich zwar nie erschütterte. Aber er erwiderte: *Geld haben* sei bei ihm ein Verbum, daß im Indikativ keinen Präsens habe, sondern bloß ein Perfektum und Futurum. Er komme, mir einen Vorschlag zu machen. Die französische Armee wäre gegenwärtig in Spanien beschäftigt, und es sei jetzt der günstigste Augenblick, etwas auszuführen. Es lebten in Paris dreißigtausend Deutsche, zumeist tüchtige Handwerkspursche – er vergrößerte die Zahl nach bekannter Art der Verschwornen, um mich

zu locken und mir Mut zu machen. Wir, er und ich, wollten jetzt, da uns nichts hindern könne, an der Spitze der deutschen Handwerkspursche nach Deutschland ziehen und alles über den Haufen werfen, zuerst Preußen. Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, sondern bloß meinen Beistand, Preußen zu erobern, erheiterte sich mein finsteres Gesicht, und ich antwortete ihm vergnügt: Der Einfall sei herrlich, ich wäre dabei; an gutem Erfolge sei nicht zu zweifeln, da unsere Handwerkspursche zu fechten gewohnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicherweise einen starken Schnupfen, er solle einstweilen vorausziehen, ich würde mit der Mallepost nachkommen.

Stand dieser Narr und Schuft im Solde der französischen Polizei? Ich glaube es nicht; denn diese ist nicht so albern. Wahrscheinlich war er Spion einer deutschen Macht, die damals in Paris den Demagogen, oder die sie dafür hielt, sehr aufpaßte und manches schöne Tausend Taler auf solche Erbärmlichkeiten wendete.

IV.

Frankfurt, den 3. Mai

Wie ich im Jahre 1819 veranlaßt worden, nach Paris zu reisen, welchen Eindruck diese schöne und merkwürdige Stadt damals auf mich gemacht und wie ich dort aufgenommen worden, das will ich auch niederschreiben, ehe es meiner Erinnerung entschwindet. Sind doch meine Angelegenheiten nicht bloß die meinigen; sind doch meine Gesinnungen die von Millionen andern, die froh sind, wenn sich ein Fürsprecher findet, der sie ausspricht. Wie Frösche, Spinnen, Hunde und die Tiere überhaupt der Natur näher stehen als der königliche Mensch auf seinem Throne und darum das Wetter, ja die bedeutendsten Veränderungen und Krankheiten der Natur inniger

fühlen und, ehe sie noch eintreten, voraus empfinden und anzeigen: so gibt es auch Menschen, die gerade, weil sie niedrig stehen in der bürgerlichen Gesellschaft, mit der Geschichte inniger verbunden sind und die Witterung der Zeit, die Völkerstürme und Kriege von weiterer Ferne kommen sehen und sie früher fühlen, als es selbst die Herrscher, Vornehmen und Mächtigen vermögen, die, in ihrem Egoismus gefangen, nicht eher erfahren, was sich draußen begibt, als bis die Welt an den Pforten ihrer Selbstsucht pocht. Zu diesen Menschen gehöre ich auch. Was seit einer Reihe von Jahren mir geschah, geschah der Welt; was Staaten, Völkern, Fürsten begegnete, begegnete mir selbst. Die Geschichten betrafen mich nicht, sie brachten mir keinen Vorteil und keinen Schaden, sie erhoben mich nicht, warfen mich nicht um und rückten mich nicht vom Platze; aber ich spürte sie in meinen Nerven. Diese Sympathie gibt mir in politischen Dingen eine große Keckheit der Ansicht und einen Prophetenstolz, der mich lächerlich machen würde, wenn ihn die Leute kennten. Ich gehöre gerade nicht zu den Menschen, die sich auf ihren Verstand viel einbilden, ich halte mich für gar nicht pfiffig und gebe gern zu, daß jeder Schnurrjude mich zwanzig Male im Tage überlisten kann. Kömmt mir aber ein Minister und sagt, er wäre klüger als ich, so lache ich ihn aus. Seit funfzehn Jahren ist nichts geschehen, auch das Überraschendste nicht, das ich nicht vorhergewußt, das ich nicht vorhergesagt habe. Hätte ich meine Prophezeiungen dürfen drucken lassen, man würde mich angestaunt haben, ich wäre gewiß Hofprophet, vielleicht gar Simultanprophet der heiligen Allianz geworden, und diese hätte mich, um alles besser übersehen zu können, ohne Zweifel recht *hoch* plaziert. Den Tod der heiligen Allianz selbst hatte ich der Wäscherin eines Legationsrates auf das bestimmteste vorhergesagt und mich dabei nur um so viele Jahre geirrt, als

sie früher gestorben, als ich erwartet hatte. Das habe ich getan; die Staatsmänner aber haben nichts vorhergewußt. Dieses schließe ich nicht daraus, daß sie nicht davon gesprochen, keineswegs; denn sie verschweigen nicht bloß, was sie nicht wissen, sondern auch sehr oft, was sie wissen. Ich schließe es daraus: weil so manches unsern Ministern Verderbliche und Verhaßte, das eingetroffen, durch ihre tätigen Mittel und Ratschläge gerade herbeigeführt worden.

Minister sollten *feine* Kanaillen sein, die den Mantel nach dem Winde hängen; aber so sind unsere nicht. Sie sind vielmehr halsstarrige Catonen, die lieber das Dach über sich zusammenstürzen lassen, als daß sie baufällige Grundsätze räumten. Sie machen sich über die politischen Schwärmer und deren Buchprinzipien lustig und haben keine Ahndung davon, daß sie selbst solche Schwärmer und Ideologen sind, nur darin verschieden, daß sich jene für neue, sie selbst aber sich für alte Ideen begeistern. Welche Schwärmerei ist aber die gefährlichste, welche wird schlimmer getäuscht? Zukunft und Vergangenheit sind beide Nichtexistenzen; doch was nicht *ist*, kann werden, was *war* ist es für immer gewesen. Man kann einen Menschen, der noch nicht lebt, machen; aber einen Menschen, der gelebt hat, ruft keine Kunst, schleppt keine Gewalt aus dem Grabe zurück.

Und wenn auch unsere Staatsmänner einmal erkennen, was die Zeit will und daß sie darf und kann, was sie will, so macht sie das in ihrer Handlungsweise doch nicht klüger. Dem Unvermeidlichen suchen sie so lange als möglich auszuweichen, denn sie meinen: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die ihr gewinnt? Der junge Löwe wächst im Käfig wie im Freien, und kömmt einmal der Tag, daß ihr ihm die Türe öffnen müßtet, dann springt er um so größer, um so stärker, um so grimmiger heraus und wird es euch wahr-

lich nicht danken, daß ihr die Wärter seiner Jugend waret.
Was ist seit funfzehn Jahren durch unsere weisen Staatsmänner, diese Hochschüler der französischen Revolution, die beim Examen alle durchgefallen und keine Doktoren wurden, nicht alles Tolles geschehen! Sie haben Napoleon gestürzt – nicht im Rausche des Sieges, unter dem Durste der Rache, nicht von der günstigen Gelegenheit überrascht; nein, sie hatten zwei Jahre Zeit, zur Besonnenheit zurückzukehren, und sie ließen ihn untergehen. Ich hatte ihnen alle mögliche Unklugheit zugetraut, aber das überflügelte meine Einbildungskraft; es ist das Märchen von der Dummheit. Napoleon war *der letzte Monarch*, mit ihm ist die monarchische Regierungskunst ausgegangen, und jetzt herrschen die Naturelemente der bürgerlichen Gesellschaft so demokratisch, als es ein Jakobiner nur wünschen mag.
Griechenland ist frei, seine Freiheit und Unabhängigkeit sind anerkannt, und dieses haben die Griechen am meisten den Leidenschaften ihrer Gegner zu verdanken. Diejenige Macht, welche Rußlands Vergrößerung und darum den Sturz des türkischen Reiches am meisten fürchtet, hat am meisten getan, jene und diesen herbeizuführen. Sie intrigierten, sie zögerten, sie haben Zeit gewonnen. Der russisch-türkische Krieg hat den irländischen Katholiken und englischen Juden die Emanzipation und den Venetianern ihren Freihafen verschafft, welches letztere auch seine eigenen Folgen haben wird. Don Michel wurde belohnt und angetrieben, die Konstitution des Landes umzustoßen; ja, hätte ein Schneidergeselle die portugiesische Krone gestohlen – gegen das Versprechen, keine Freiheit aufkommen zu lassen, hätte man sie ihm auch verbürgt. Wenn aber Don Michel, was Gott verstatten möge, noch zwei Jahre regiert, und wenn der geflickte König von Spanien seinen absoluten Thron noch zwei

Jahre von Straßenräubern bewachen läßt, dann wird der konstitutionelle Geist in der Halbinsel größere Fortschritte gemacht haben, als es in zehen Jahren unter der Herrschaft der Cortes geschehen wäre. Tyrannen sind in unsern Tagen die gefährlichsten Freiheitsprediger. Und so findet sich – wie wunderbar! daß gerade diejenige Macht, die seit vierzig Jahren alles, was die Farbe der Freiheit trägt, mit düsterem, glühenden Hasse verfolgt, daß gerade sie für deren Entwickelung und Befestigung am meisten getan. Wir wollen unsere Feinde lieben, unsere Freunde haben uns oft beschädigt.

Wer *Gesichte* haben will, darf nicht sehen; der äußere Sinn tötet den innern. Die Staatsmänner wissen und sehen nichts voraus, weil sie zu viel wissen, sehen und hören. Sie bekümmern sich zuviel um das Einzelne, besonders um die *Einzelnen*. Das Trommeln und Schießen unserer kriegerischen Zeit betäubt die Horchenden; der Harthörige hört unter Geräusch am besten. *Hardenberg*, der einzige liberale Staatsmann, den Deutschland seit funfzehen Jahren hatte, war *taub*. Das hat wahrhaftig seinen Zusammenhang. Hardenberg war ein guter Staatsmann, weil er nicht zum Polizeiminister taugte. Die Polizei! Die Polizei!

V.

Frankfurt, den 4. Mai

Schiller wünscht die Chronologie von Goethes Werken zu kennen, um daraus zu sehen, wie sich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg sein Geist gegangen sei. Er spricht von dessen *analytischer Periode*. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomiert er seinen hohen Gönner kalt wie ein Prosektor, aber bei lebendigem Leibe, und hält ihm, unter dem Schneiden, Vorlesungen über seinen wundervollen Bau. Goethe ver-

zieht keine Miene dabei und erträgt das alles, als ginge es ihn selbst nichts an. Er schreibt seinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmeres Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen.“ Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange *seines* Geistes bekannt zu machen. Das alles ist um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie seine Geheimnisse, die wir anderen nicht kennen, noch ahnden. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, so sich selbst zu beobachten, so sich selbst nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie sei ein Kind, das gar nicht wisse, was es tut, gar nicht wisse, wie reich und glücklich es ist. Schiller und Goethe sprechen so oft von dem *Wie* und *Warum*, daß sie das *Was* darüber vergessen. Als Gott die Welt erschuf, da wußte er sicher nicht so deutlich das Wie und Warum, als es Goethe weiß von seinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geistes voll, wer, hineingezogen in den Kreis himmlischer Gedanken, sich für Gott den Sohn hält – weicht auch die feste Erde unter seinen Schritten –, der mag immer gesund sein, nur verzückt ist er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das ist Hochmut in seinem Falle, das ist Blödsinn. Nichts ist beleidigender für den Leser als eine gewisse Ruhe der schriftstellerischen Darstellung; denn sie setzt entweder Gleichgültigkeit oder Gewißheit zu gestalten voraus. So mit dürrem Ernste von sich selbst zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit, das scheint mir – ich mag das rechte Wort nicht finden. Wie ganz anders Voltaire! Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von so hohem Geiste um unser Urteil zittert, uns schmeichelt, zu gewinnen sucht.

Die Liebe hat die Briefpost erfunden, der Handel be-

nutzt sie. Schiller und Goethe benutzen sich als Bücher; es ist eine didaktische Freundschaft, ein wechselseitiger Unterricht zwischen ihnen. Unsere beiden Dichter haben eigentlich ganz verschiedene Muttersprachen. Freilich versteht jeder auch die des andern, soviel man sie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Goethe macht sich's wie ein Franzose immer bequem und redet mit Schiller seine eigene Sprache, und Schiller, als gefälliger Deutscher, spricht mit dem Ausländer seine ausländische. Von ihrer Freundschaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die sich bewirten: der Gast geht hungrig vom Tische, der Wirt, übersatt, lacht im stillen. Doch kommt Storch Schiller besser dabei weg, als Fuchs Goethe. Ersterer kann in Goethes Schüssel sich wenigstens seinen spitzen idealen Schnabel netzen; Goethe aber, mit seiner breiten realistischen Schnauze, kann gar nichts aus Schillers Flasche bringen.

Goethe schreibt: „Ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und lese nur indessen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thukydides, *an denen ich zum ersten Male eine ganz reine Freude habe, weil ich sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen lese*". Bei den Göttern! Das ist ein *Egoist*, wie nicht noch einer! Goethe ummauert nicht bloß *sich*, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerstückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und sperrt jede besonders ein, daß sie nicht heraus könne, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geschaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, sie gehörig zu *schematisieren;* hätte allen Tieren nur leere Felle gegeben, daß sie Liebhaber ausstopfen; hätte jede Landschaft in einen Rahmen gesperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf gesetzt, sie auf den Tisch zu stellen. Was in der Tat wäre auch *nebulistischer*, als das unleidliche Durcheinanderschwimmen auf einer Wiese! Goethes

Hofleute bewundern das und nennen es *Sachdenklichkeit;* ich schlichter Bürger bemitleide das und nenne es *Schwachdenklichkeit.* Alle Empfindungen fürchtet er als wilde mutwillige Bestien und sperrt sie, ihrer Meister zu bleiben, in den metrischen Käfig ein. Er gesteht es selbst in einem Kapitel der Wahrheit aus seinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und so es los geworden sei. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungesunde Zugluft scheuen! Lieber nicht leben, als solch einer hypochondrisch-ängstlichen Seelendiät gehorchen! Tausendmal lieber krank sein!

Goethe *diktiert* seine Briefe auch aus Objektivsucht. Er fürchtet, wenn er selbst schriebe, es möchte etwas von seinem Subjekte am Objekte hängen bleiben, und er fürchtet Sympathie wie ein Gespenst. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht, ist ihm der Tod. Das Licht zu schützen, umschattet er es. Was ist Form? Der Tod der Ewigkeit, die Gestalt Gottes... Ist Goethe glücklich zu nennen? Er ist so arm und so allein! Ihm kommt jeder Wunsch erst nach dessen Erfüllung, er begehrt nur, was er schon besitzt. Aber die Welt ist groß und der Mensch ist klein; er kann nicht alles fassen. Nur die Sehnsucht macht reich, nur die Religion, die, uns der Welt gebend, uns die Welt gibt, tut genug. Ich möchte nicht Goethe sein; er glaubt nichts, nicht einmal, was er weiß.

Ein Narr im *Gesellschafter* oder in einem andern Blatte dieser Familie ließ einmal mit großen Buchstaben drucken: *Goethe hat sich über die französische Revolution ausgesprochen.* Es war ein Trompetenschall, daß man meinte, ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurst. Und doch wäre Goethe, gerade wegen seiner falschen Naturphilosophie, der rechte Mann, die französische Revolution gehörig aufzufassen und

darzustellen. Aber er haßte die Freiheit so sehr, daß ihn selbst seine geliebte Notwendigkeit erbittert, sobald sie ein freundliches Wort für die Freiheit spricht. Er schreibt an Schiller: „Ich bin über des *Soulavie mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI.* geraten. . . . Im ganzen ist es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die sich nach Naturnotwendigkeit von vielen Höhen und vielen Tälern gegeneinander stürzen und endlich das Übersteigen eines großen Flusses und eine Überschwemmung veranlassen, in der zugrunde geht, wer sie vorhergesehen hat, so gut als der sie nicht ahnete. Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem, was wir Philosophen gern Freiheit nennen möchten." Goethe, als Künstler Notwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Ansicht von der französischen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er sie nicht bloß, sondern verteidigt sie auch, die er doch sonst so hasset. Er hasset alles *Werden*, jede *Bewegung*, weil das Werdende und das Bewegte sich zu keinem Kunstwerke eignet, das er nach seiner Weise fassen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunstphilosophen aber gibt es nicht Werdendes noch Bewegtes; denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, *ist* in diesem Punkte, und der schnelle Blick, der ein so kurzes Dasein aufzufassen vermag, wird es als Kunstwerk erkennen. Für den wahren Naturphilosophen gibt es keine Geschichte und keine Gärung; alles ist geschehen, alles fest, alles erschaffen. Aber Goethe hat den Schwindel wie ein anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das Drehen und Schwanken in der Vorstellung liegt und nicht in dem Vorgestellten.

VI.

Frankfurt, den 5. Mai

Das Lumpengesindel von Zeitungsschreibern hat sich durch unaufhörliches Sprechen von hohen, höchsten und allerhöchsten Personen so verwöhnt, daß sie das Wort *hoch* ohne Unterscheidung auch bei jeder andern Dimension anwenden. Es gibt für sie keine Flächengröße, keine kubische, sie kennen nur eine vertikale. Sie reden von *hoher*, statt von *großer* Wichtigkeit; sie sagen *hoch*wichtig statt *sehr* wichtig. Sie sagen von einer Burg, sie sei *tief*romantisch gelegen. O, das ist *hoch*dumm! Sie sagen auch *tief*blau statt *dunkel*blau. Ich glaube, Fouqué hat das erfunden. Gut für Fouqué: das ist seine Feudomanie. Die Lehensherrlichkeit des Hellblau über Dunkelblau wird freilich hochsinnig dadurch bezeichnet. Aber was geht das die anderen bürgerlichen Schriftsteller an? Warum ahmen sie ihn nach?

Der Berliner Korrespondent der Allgemeinen Zeitung – liest man seine Berichte, ist es gerade, als wollte man ins Wasser beißen: es sind zarte *méringues à la crème*, die man mehr trinkt als ißt – sagte neulich einmal: *Man spricht in den höhern Zirkeln von einem höchsten Reiseprojekt nach dem Norden.* Das will ich alter Primaner ins Französische übersetzen. Meidinger hilf!

Hoch, *haut.* – Höher, *plus haut.* – Der Höchste, *le plus haut.* – In höheren Zirkeln, *dans les plus hauts cercles.* Ich fürchte aber sehr, das ist falsch! Soviel ich mich aus den Zeiten Robespierres erinnere, wird, um im Französischen den Superlativ zu bilden, der Artikel vor den Komparativ gesetzt; *dans les plus hauts cercles* hieße also nicht in den höhern, sondern in den höchsten Zirkeln. Wie bringe ich aber das *höher* heraus? Ich weiß nicht. Zwar könnte ich mir helfen, wenn ich statt *hauts cercles: cercles élevés* sagte; das würde mir aber schöne Händel

zuziehen. Denn wenn man meine französische Übersetzung wieder zurückübersetzte ins Deutsche – und es gibt oberflächliche Menschen genug, welche niemals die Quellen studieren –, würde *cercles élevés* heißen: *erhabene* Zirkel. Bewahre mich Gott; das hieße ja so viel als Zirkel von fürstlichen Personen! Es ist eine kitzliche Sache. Still! Ich bin dabei, ich sage: *cercles qui sont plus que hauts*. Bravo! ... Spaßhaft bleibt es, daß hier im Deutschen der Komparativ *höher* weniger ausgedrückt als der Positiv hoch, denn wenn der Berliner Allgemeine, statt in höhern Zirkeln, in hohen Zirkeln geschrieben hätte, so würde das bedeuten: ein Zirkel von wenigstens Ministern. Nun weiter. Ein hohes Reiseprojekt – *un haut projet de voyage*. Ein höchstes Reiseprojekt – *un plus haut projet de voyage*. Das hieße aber ein *höheres* Reiseprojekt. Wie mache ich den Superlativ? Halt, so geht's. Ich sage: *un projet de voyage l'un des plus hauts*. Also im ganzen: *On parle dans les cercles qui sont plus que hauts d'un projet de voyage l'un des plus hauts au nord*.
Es ist mir sauer geworden, ich habe aber auch ein feines Stück Arbeit zustande gebracht. Wenn man sich auch im Himmel zankt, was ich sehr vermute, werden sich die Manen meiner beiden Lehrer der französischen Sprache um den Ruhm ihres irdischen Schülers streiten. Der eine war ein hochbejahrter deutscher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in seiner Jugend einige Jahre Bambusrohre auf dem *Pontneuf* verkaufte, *Wolf Pariser* nannte. Bald vierzig Jahre sind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von gestern, welche Mühe sich der alte Pariser gegeben, mir die richtige Aussprache des *ille in canaille, bataille, oreille* beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich sprach *oreille* ganz genau aus wie er selbst, nämlich *orehgelje*. Viele, viele Jahre sagte ich nicht anders als *orehgelje*. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der

selbst *oreille* vom Kopf bis zu den Füßen, mir die echte Aussprache dieses intriganten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unsere Freundschaft, die reiche Ernte aber entschädigte mich für den kurzen Sommer. Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein schwarzes grünbesäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das, um Hals und Brust hängend, die Uhr in der Westentasche festhielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit oder gesunde Badepolitik, – das Band mit dem Schnällchen hatte einen solchen Wurf und Hang, daß, wenn der Rock das halbe Geheimnis verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, suchte meine Bekanntschaft mit großem Eifer und machte sie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordensbrüderlich. Aber am dritten Tage knüpfte ich meinen Rock auf und zog die Uhr hervor, um zu sehen, ob die Stunde sei, an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes sei als ein seidener Galgenstrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle, sprach, sah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu sein, wich er mir soviel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick, und ich kann es nicht leugnen, er hatte nicht bloß Leibeigene, sondern auch schöne Kenntnisse. Seine Dicke, die ihm das Gehen sauer machte, gab mir Gelegenheit, mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Essen, wenn sich die Kurgäste zum Kaffee im Garten versammelten, setzte ich mich an den Tisch, der unter einer schattigen Linde und auf welchem das Windlicht stand, das zum Anbrennen der Pfeifen bestimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen dessen Eingang ich mit dem Rücken gekehrt saß, nahm er eine Zigarre zwischen Daumen und Zeigefinger und watschelte dem Leuchtertische zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der

Küche zu suchen, einen Weg von dreißig schattenlosen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optischen Täuschung mit dem Uhrbande schwer büßen. Ich lachte weniger, als er schwitzte, denn wahrhaftig, er dauerte mich.

Mein zweiter französischer Sprachlehrer hieß *Marx* und war ein emigrierter Geistlicher. Er bekümmerte sich wenig darum, wie ich *canaille* aussprach; aber *Voltaire, Voltaire* – dieses Wort konnte ich richtig sprechen lernen; denn es füllte fast die ganze Lehrstunde aus. Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verderben häufte er auf diesen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in seinem Zorne, daß er mit einem achtjährigen Knaben sprach, der damals von Voltaire noch gar nichts und von der französischen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken sprechen hören, und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samson manche aristokratische Fliege, die des Zuckernaschens verdächtig war. Guter Marx, wie wirst du erstaunt und erschrocken sein, als du auch Voltaire im Paradiese fandest! Mit welcher Gebärde des Unmuts wirst du gefragt haben: wo ist denn die Hölle? . . . Da nahte sich ein Engel des Lichts dem Throne Gottes und flehte: er ist soeben erst angekommen.

Wieder zu Ihnen, mein zarter Berliner. Wenn Sie mir gütigst erlauben wollten, Sie einmal wacker durchzuprügeln, das würde mich ungemein erheitern. Hätten Sie mir nicht alle diese saure Mühe, all dieses naseweise Geschwätz ersparen können, wenn Sie, statt von *einem höchsten Reiseprojekt nach dem Norden* zu reden, gesagt hätten: man spricht davon, *der Kronprinz werde nach Petersburg* reisen? Glauben Sie denn, wir wüßten solche Zeitungsrätsel nicht zu lösen? O, wir Bürgerlichen haben

auch Verstand! Erst kürzlich las ich im *„Ausland“* – eigentlich sollte es das Inland heißen, denn das Ausland ist das Inland der Deutschen, nur dort haben sie Bürgerrechte, in ihrem Vaterlande aber müssen sie sich, wie es Fremden gebührt, bescheiden nach den Gesetzen des Landes richten, müssen sehen, hören und schweigen – ich las: *„Von dem Tode des Kaisers P. von R.“* Was helfen aber die Punkte? Es dauerte keine acht Tage und ich hatte es herausgebracht, daß von dem Tode des Kaisers *Paul von Rußland* die Rede sei. In dem nämlichen Zeitungsberichte, o Allgemeiner! worin Sie von höhern Zirkeln und dem höchsten Reiseprojekte sprechen, erzählen Sie auch: das Berliner *Publikum* beschäftige sich viel mit den religiös-mystischen Umtrieben in Halle. Hier sagen Sie *Publikum*, denn Sie halten die Theologie für eine pöbelhafte Angelegenheit, die dem Publikum gehöre, ein höchstes Reiseprojekt aber, meinen Sie, sei ein großes eleusinisches Geheimnis, das nur in den höhern Zirkeln des Adels besprochen werden dürfe.

Ich bin nur froh, daß nicht der König selbst nach Petersburg zu reisen gedenkt; denn alsdann hätten Sie von einem *allerhöchsten* Reiseprojekt gesprochen, und damit hätte weder Meidinger noch Mozin, noch der Teufel selbst fertig werden können. Als die französische Sprache erfunden worden, da lebten die Franzosen noch im rohen Zustande der Natur, sie waren Wilde und Tieren ähnlicher als Menschen. Damals gab es noch nichts in in der Welt, was *allerhöchst* gewesen, nicht einmal Gott war es, denn – sagen die Druiden – Gott ist der Höchste; höher als das Höchste aber ist eine Unmöglichkeit. Nun ist zwar seitdem auch in Frankreich Gott herabgesunken und der Mensch gestiegen, und der Thronhimmel wurde höher hinaufgeschraubt als Gottes Himmel. Aber die allzu fertigen Franzosen haben ihre Sprache zu schnell unter Dach gebracht, und jetzt haben die Un-

besonnenen kein Wort für *Allerhöchst.* Wir Deutsche sind vorsichtiger gewesen. Wir ließen, um zu keiner Zeit bei unserm Hoch- und Höherbau gehindert zu sein, lieber in unsere Sprache hineinregnen und -schneien, ehe wir sie bedeckten, und so blieben wir auf alle Ereignisse gefaßt. Sollte einmal ein König der Könige sich erheben, ein zweiter Napoleon, aber ein legitimer, für den *Allerhöchst* zu wenig wäre und dem wir Komplimentenpriester ein *Aller-Allerhöchst* verehren möchten – das würde uns nicht in die geringste Verlegenheit setzen; wir wären mit unserer Deklination des Aller-Allerhöchsten gleich bei der Hand.

Aller-Allerhöchstdieselben.
Singularis.
vacat.
Pluralis.

Nom. Aller-Allerhöchstdieselben.
Gen. Aller-Allerhöchstderselben.
Dat. Aller-Allerhöchstdenselben.
Acc. Aller-Allerhöchstdieselben.
Voc. O Aller-Allerhöchstdieselben!
Abl. Aller-Allerhöchstdenselben.

VII.

Soden, den 6. Mai

Worte! – Und nur Worte? Gibt es denn etwas, das furchtbarer, das kriegerischer wäre als Worte? Die höchsten Wälle hat man erstürmt, die stärksten Mauern hat man umgeworfen, aber was sich hinter dem Worte verschanzt, das ist sicher und verhöhnt euer ohnmächtiges Toben: nur das alles zerwitternde Jahrtausend zerstört diese Feste. Das Wort ist der Zauberharnisch, mit dem bedeckt der Feige dem Tapfern trotzt; nie treffet ihr das Herz, ehe ihr nicht die eiserne Brust zerschlagen.

Gestern die Theorie, heute die Praxis. O! diesmal werden mir auch die Philister recht geben; denn wenn der Deutsche hungert, hat er Mut und spricht, wie er es denkt.

Der Wagen stand vor der Türe, um gepackt zu werden, und zum Tische war nichts vorbereitet. Ich rechnete darauf, bei einer Freundin zu essen, die in meiner Nachbarschaft wohnt. Ich schickte meinen Bedienten hinüber und ließ mich melden; aber er brachte mir die Antwort zurück: Madame bedauere unendlich, nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Mann sei verreist. Zu jeder andern Zeit wäre mir diese Scheu, mit mir allein zu sein, schmeichelhaft gewesen; aber ich hatte Hunger, brummte, zermalmte einen trocknen Zwieback und fuhr fort.

Den Abend kam eine gemeinschaftliche Freundin heraus, die mir mein Fasten erklärte. Mein sehr höflicher Bedienter hatte der Dame die schönsten Komplimente von seinem Herrn gebracht und ihr ausgerichtet: „*sie* (mit dem kleinen s) möchten bei *Ihnen* (mit dem großen I) zu Mittag essen". Die Dame aber hatte gehört: „Sie (mit dem großen S) möchten bei ihnen (mit dem kleinen i) essen", und da ihr Mann abwesend war, konnte sie natürlich die Einladung nicht annehmen.

O Ihr, Ihr! wenn ich nicht zornig wäre, wie wollte ich grob sein – das kommt dabei heraus, daß ihr Hochdiener und Plusmacher mit eurer verdammten Kriecherei und Untertänigkeit aus einem Menschen, der oft nicht einmal ein ganzer ist, viele macht!

– Als ihr hier angekommen, suchte ich gleich hinter den Häusern den blühenden Frühling; aber ich fand ihn nicht mehr. Es ist ein Wettlauf zwischen Blumen und Mädchen: wer ist schneller? Als Knabe sah ich stundenlang nach dem Himmel, einen Stern fallen zu sehen. Ich atmete – der Stern *war* gefallen; fallen sah ich ihn nie.

VIII.

Soden, den 9. Mai

Ich bin erst drei Tage hier, und schon ist mir die Zeit über den Kopf gewachsen. Lang, lang, lang! Ich war der erste und bin noch der einzige Brunnengast; ich bin der Kurfürst von Soden. In einigen Wochen nennt man mich den Nestor unter den Kurgästen. Doch was wird mir das nützen bei den künftigen Damen, flösse mir auch die Weisheit süß wie Honig von den Lippen? Man kann, gleich Mahomet, noch im vierzigsten Jahre ein Held werden und Länder erobern; aber nach der Ansicht aller weiblichen Historiker endet das heroische Zeitalter der Männer mit dem dreißigsten Jahre. Schlimm! Ich werde ein geistlicher Kurfürst bleiben.

Aus meinem Fenster übersehe ich den *Hof*, und zwar genauer und besser als andere Fürsten den ihrigen, und ich erfahre alles, was darin vorgeht, ganz der Wahrheit gemäß. Er hat einen großen Vorzug vor dem alten Hofe von Versailles: dieser hatte nur ein *Oeil de bœuf*, meiner aber hat viele. Er besteht übrigens, wie gewöhnlich, aus wenigen Menschen und zahlreichem Vieh. Unser Hofleben ist keineswegs ohne Abwechslung; außer dem Alltäglichen geschieht auch täglich etwas Neues. Ich passe sehr auf und werde, gleich St. Simon, Memoiren schreiben.

Gestern in der Nacht war der Hof sehr unruhig. Das große Tor wurde auf- und zugeschlossen, es wurde geschrieen und geflüstert, und viele Menschen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erst spät einschlafen. Heute morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher das Dorf die höchst erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt habe. Die hohe Kalbbetterin befindet sich so wohl, als es unter solchen Umständen möglich ist. Es ist keine Schmeichelei, wenn ich sie die *hohe* nenne. Sie ist eine Schweizerkuh und

so hoch und stattlich, als mir je eine vorgekommen; sie ist die Königin des Stalles. Ich wurde ihr gestern nach dem Diner von der Viehmagd präsentiert. Ich begnügte mich, sie zu bewundern, sprach aber nicht mit ihr, da sie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zu rechter Zeit ein, was vor zwanzig Jahren an einem Hofe, der später im Brande von Moskau zerstört worden ist, einem ehrlichen Deutschen von meinen Bekannten begegnet ist. Er wurde der Königin präsentiert, machte die üblichen drei Bücklinge und begann seine wohleinstudierte Rede mit sanfter Stimme herzusagen. Da trat der Zeremonienmeister hervor, fiel ihm in das Wort und sagte zurechtweisend: *on ne parle pas à la reine!* Daran dachte ich im Stalle.

Heute früh fand ein Zweikampf zwischen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe statt, die, obzwar nicht hoffähig, sich eingedrungen hatte. Die Hofgans packte die Zudringliche am Flügel, diese machte es ebenso mit ihrer Gegnerin, so daß die beiden zusammen ein Oval bildeten. Sie drehten sich einander festhaltend im Kreise herum und walzten auf diese Weise, Brust an Brust gelehnt, Haß atmend, miteinander. Der Staub wurde aufgewühlt, die Federn stoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelstunde lang. Endlich mußte die eitle Bauerngans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt, die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänse hatten natürlich die Partei ihrer Standesgenossin genommen. Es war ein Geschnatter, ein Gepfeife und ein Flügelschlagen, daß es gar nicht zu beschreiben ist. Besonders zeichnete sich eine alte Gans mit gelbem Halse durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; sie schnaufte vor Wut und kam dem Ersticken nahe. Sie schnatterte dabei mit solchen ausdrucksvollen Gebärden, daß ich, ob mir zwar die Gänsesprache fremd ist, jedes ihrer Worte verstehen konnte. Sie sagte: – versteht sich auf französisch,

denn eine Hofgans wird sich wohl hüten, anders als französisch zu schnattern – „*Ces petites villageoises effrontées avec leur petite mine de grands écus se glissent partout. Bientôt nous autres gentiloies n'aurons guères de privilèges ici, et la haute basse-cour sera aussi sale qu'une borne de rue. Violà les beaux fruits de la moderne philosophie! Voilà les funestes effets du libéralisme caressé par des pieds royaux! Notre gracieux maître le taureau a toujours été sourd aux sages remontrances de ses vieilles et fidèles servantes. Il est cosmopolite et philozone et court après les jeunes idées. Il périra et entraînera dans sa chûte, le trône, l'autel et la vieille volaille!* –“ Eine junge Gans, die hinter der alten stand, als diese sich so ereiferte, machte einen spöttischen Schnabel und kicherte verstohlen. Weil sie jung war, fürchtete sie *jeunes idées* nicht, und sie war darum weniger aristokratisch.

Was man sich seit einigen Tagen zugeflüstert, ist endlich laut und kund geworden: Der Hofhund ist in Ungnade gefallen und hat seine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Pension fort und kann sie verzehren, wo er will. Man begreift nicht, was er in seinem Amte verschuldet haben kann. Er hatte nichts zu tun, als, so oft einer kam und ging, zu bellen und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte zu begleiten. Er war gleichsam ein Oberzeremonienmeister. Einige behaupten, er habe ein Hühnchen gebissen; andere sagen, er sei der Lieblingsgans der Wirtstochter auf verbotenen Wegen begegnet und habe nicht zu schweigen gewußt. Mehrere sind der Meinung, er habe mit dem Reitpferde des Herrn einen Streit gehabt und sei durch dessen Einfluß gestürzt worden. Wieder andere wollen wissen, er habe treuloserweise einem fremden Hofe alles zugeschleppt, was er in dem seinigen erwischen konnte. Wohlwollende sagen dagegen, an dem allen sei kein wahres Wort; sondern der neue Wirt habe seinem Lieblingshunde die Stelle des

Hofhunds geben wollen und darum habe der alte Platz machen müssen. –

Ein liberales Rind hat mit seinem Kopfe ein Loch in die Mauer gestoßen, so groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch stecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeschränkte Brummfreiheit. Der Wirt, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochsen der Verstand nicht hinreicht, sich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbesorgt offen und bekümmert sich gar nicht um das Brummen.

Den ganzen Tag, von Morgen bis Abend, spaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft, ungemein kokett, den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgen ihr beständig, und vor Eifersucht und Ärger blähen sie sich auf und werden blau im Gesichte. Sie sind so argwöhnisch, daß keiner den andern nur einen Hühnerschritt vorausgehen und der Gebieterin näherkommen läßt. Diese sieht sich nie nach ihnen um, und als wollte sie ihre Liebe und Geduld auf die Probe stellen, geht sie nie gerade, sondern bewegt sich in den launenhaftesten Quadrillenfiguren. Aber die Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieser Truthähne vorkommt, das kann ich gar nicht beschreiben.

– Ach! Ach! Die Zeit wird mir erschrecklich lange. Wie einsam ist der Mensch unter Vieh! Doch wollte ich gern allen menschlichen Umgang entbehren, wäre nur wenigstens Adel hier.

Was ist ein Badeort ohne Adel?
Was der Zwirn ist ohne Nadel,
Was die Nähnadel, ohne Zwirn,
Was ein Kopf ist ohne Gehirn,
Was die Kartoffel ohne Salz,
Was Baden ist ohne die Pfalz.

IX.

Soden, den 16. Mai

Im September 1819, an einem trüben deutschen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt a. M. mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in schlechter Hoffnung berauscht, hatte zuviel getrunken von der verdammt geschwefelten Freiheit und mußte das alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der strafenden Götter nicht; es ist die *Reue des Magens.* Mir war jämmerlich zu Mute. Da beschloß ich, diese Jammerstätte zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, wo klügere und mutigere Bürger ihre Rechte besser kennen und verteidigen als wir und wo schelmische Wirte ihnen den blutroten Wein nicht unbemerkt, nicht ungestraft verderben können.

Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüsse gemacht werden. Das Blatt war gut, solange es frei war, und es mundete den Lesern. Da setzte man es unter Zensur, und ich gab es auf. Wenn Regierungen Furcht bekommen, sind sie furchtbar; sie werden übermütig aus Mangel an Mut.

In einem der letzten Blätter meines Journals stand ein Aufsatz, der mir aus dem nördlichen Deutschland zugeschickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr seines Inhalts und besitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß er mit Geist geschrieben war und von den Mitteln sprach, die man anwenden könne und solle, den Fürsten trotz den sie umlagernden Höflingen und Ministern die Wahrheit und die Not und die Wünsche des Volkes zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundestaggesandter habe sich von dem bezeichneten Aufsatze mehrere Exemplare holen lassen. Das kümmerte mich wenig; ich rief bloß, als hätte ich den Herren niesen hören: zur Gesundheit!

Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, bestellte man mich auf den andern Tag. Als ich den andern Tag wiederkam, bestellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgendeinem Vorwande wieder abgewiesen. Ich setzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatische Wißbegierde unter ihr Mikroskop gelegt hatte, und ich ward besorgt. Ich bedachte, daß unsere gute Frankfurter Polizei sich nicht eher um Politik bekümmert, als bis es ihr ein Minister oder Ministerchen befiehlt; daß sie dann aber nicht den Eulenspiegel nachahmt, der als ein guter Christ nicht mehr tut, als ihm befohlen ist, sondern daß sie aus Furcht, zu wenig zu tun, mehr tut, als ihr befohlen worden. Auf die neununddreißig Köpfe des deutschen Zerberus blickt sie mit unbeschreiblichem Grauen. Von der heilsamen Angst, welche eine gute Polizei den Spitzbuben einflößen soll, von dieser Spitzbubenangst hat die Frankfurter Polizei, als ihrem Kriegsmaterial, einen großen Vorrat. Ja, von der Furcht für Österreich allein besitzt sie ein ganzes Zeughaus voll. Sobald dieses befiehlt, vergeht ihr alles Hören und Sehen; sie wirft sich auf den Bauch, ruft Allah! Allah! gelobt sei Gott und Mahomet, sein Prophet! – und gehorcht.

Ich beschloß daher, ohne Paß und so leise als möglich mich aus meiner guten freien Vaterstadt zu schleichen, und ich tat es. Der Paß wurde mir später nachgeschickt; doch habe ich nie erfahren können, aus welchem Grunde er mir einige Tage lang vorenthalten worden. Ich glaube zwar nicht, daß diese Zögerung ein diplomatisches Belieben zur Ursache hatte; doch ist meine damalige Ängstlichkeit noch heute in meinen Augen gerechtfertigt, und ich würde im gleichen Falle auf gleiche Weise handeln. Vor der Revolution sagte ein kluger Franzose: „Wenn man mich beschuldigte, die große Glocke von Notre-Dame gestohlen und sie an meine Uhrkette gehängt zu

haben, ich würde vorläufig die Flucht ergreifen." So schlecht war damals die Kriminaljustiz in Frankreich. Nun, mit dem Stehlen, Rauben und Morden ist es in Deutschland so gefährlich nicht, und ich würde, wenn man mich eines solchen Verbrechens beschudigte, ruhig die Untersuchung abwarten. Nicht aber so bei politischen Vergehen. Käme morgen beim Frühstücke ein Freund zu mir und warnte mich: ich wäre in Verdacht geraten, auf der Frankfurter Börse dreihundert der tapfersten Juden angeworben zu haben, um an deren Spitze am nächsten *Ultimo* nach Mannheim zu ziehen, die Rheinpfalz zu erobern, eine Republik daraus zu bilden und so den monarchischen Streitigkeiten zwischen Bayern und Baden ein Ende zu machen – ich würde mir nicht die Zeit nehmen, meine Stiefel anzuziehen, sondern in Pantoffeln davonlaufen. Ich möchte nicht sagen, daß die deutschen Justiz- und Verwaltungsbehörden minder einsichtsvoll und gerecht wären als die englischen und französischen; aber sobald es sich um sogenannten Hochverrat handelt, verlieren sie die Besinnung, sie wissen nicht, was sie sehen, was sie hören, noch was sie tun; sie haben dann ihren Gott im Auge und sind unmenschlich. Sie beherrscht eine falsche oder eine überspannte Vorstellung von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterblichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzbarkeit einer Regierung. Ein politisches Vergehen ist ihnen auch eine Ketzerei, und die Glaubenswut trübt dann ihre Vernunft. Ja, je ehrlicher die Richter, je mehr sie gewohnt sind, ihre Pflicht streng zu erfüllen, umso gefährlicher werden sie dem Unschuldigen wie dem Schuldigen. Ich erinnere mich, daß ich vor mehreren Jahren mich gegen einen Diplomaten tadelnd ausgesprochen über die Art, wie die preußische Regierung in der Angelegenheit der demagogischen Umtriebe verfahren und wie mancher Unschuldige, unschuldig selbst in dem en-

gen Sinne, wie es die Regierung nahm, durch eine hinschleppende Untersuchung und lange Gefangenschaft so geängstigt und gequält worden, daß dieses ganz einer richterlichen Strafe gleich kam. Der Diplomat antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivetät: Ja, das wären unglückliche Zufälle, die nicht anders anzusehen, als wenn Ziegeln vom Dache fielen und die Vorübergehenden verwundeten. Aber zum Teufel auch! Eine Regierung soll kein Dach sein; und wenn ja ein Dach, eines uns zu schirmen, nicht uns zu verderben. Und sie soll ihre Ziegeln fest machen, daß nicht jeder Windstoß einer Begebenheit, daß nicht der Sturm jeder Leidenschaft sie herabschleudere auf die unten gehenden Bürger. Es ist doch gar zu traurig, wenn man ohne Kopfweh nicht vor einer Regierung vorbeigehen kann!

An einem heitern Oktobertage ging ich über die Sachsenhäuser Brücke, um durch Straßburg nach Paris zu reisen. Der Kriegsrat Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verstehen, einem jungen Menschen, der mit Nutzen reisen wolle, wären folgende Kenntnisse und Übungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1) Naturgeschichte; 2) Mathematik; 3) Mechanik; 4) Geographie; 5) Landwirtschaft; 6) Sprachen; 7) Zeichnen; 8) leserlich und schnell schreiben; 9) Schwimmen; 10) einige medizinische Kenntnisse; 11) schöne Künste, besonders Blasinstrumente, die man auseinanderlegen und sehr bequem in die Rocktasche stecken kann. Außerdem müsse ein reisender Jüngling mehrere spirituöse Dinge mit sich führen, als 1) eine Flasche Vierräuberessig; 2) eine Flasche französischen Branntwein; 3) eine Flasche Schußwasser oder peruanischen Balsam; 4) ein Fläschchen Ammoniaksalz gegen Ohnmachten; 5) ein Fläschchen Hoffmännsche Tropfen. Von allen diesen Kenntnissen besaß ich wenig, von den medizinischen und chirurgischen Flüssigkeiten gar nichts; sondern ich führte bloß ein zweites Hemd bei

mir, schon genannten Kriegsrat und eine kleine nette Ausgabe von den Dynastien des französischen Kaiserreichs: Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. bis Napoleon L. Als einst Napoleon I. in Danzig, nachdem er den Tag über mit den Deutschen gespielt hatte, abends mit seinen Generalen spielte, faßte er eine Hand voll Gold und fragte: *n'est-ce pas, Rapp, les Allemands aiment beaucoup ces petits Napoléons? – Oui, Sire, plus que le grand*, antwortete Rapp. Das hat der Kaiser einige Jahre später auch erfahren. Die Deutschen haben den großen Napoleon auf die Erde geworfen und haben die kleinen Napoleons, ob sie zwar der große alle geschlagen hat, behalten... Diesen Doppelgedanken hatte ich vor dem deutschen Hause.

Bis zur Sachsenhäuser Warte sah ich oft nach Frankfurt zurück; ich fürchtete immer, der Polizeiaktuar *Gravelius* und der lange *Gatzenmayer* würden mich verfolgen. In meiner Angst betrübte es mich besonders, daß ich aus der ganzen Reiseapotheke nicht wenigstens das Ammoniaksalz gegen Übelkeiten mit mir führte. Doch nichts kam hinter mir als eine kleine Kutsche, worin ein vergnügter Lotteriekollekteur saß, bei dem das große Los herausgekommen war oder der es selbst gewonnen hatte und der mit seiner Gattin eine Lustreise machte. Auf meine Bitte waren sie so artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Personen zu eng war. Als ich die Frankfurter Grenze zurückgelegt hatte, ward ich sehr heiter. Daß Deutschland, welches doch im Grunde ein ungeteiltes Ganze ausmacht, nur immer in Brüchen gezählt wird und daß man, statt zu sagen: *Österreich*, sagt: *der deutsche Bund*, nämlich $^{39}/_{39}$ – das hat mich zwar immer nicht weniger geärgert, als es den Armenadvokat Siebenkäs verdroß, wenn seine Frau sagte: es hat vier Viertel auf vier geschlagen. Doch fiel mir in Langen bei, daß

diese Verbalzerstückelung des Landes auch für kleine Spitzbuben nützlich sei; denn da eine Behörde oft schon für die zweite Meile Requisitorialien braucht, so kann, bis diese konzipiert und mundiert sind, ein Spitzbube schon einen guten Vorsprung gewinnen. Es kamen uns mehrere Boten entgegen, die im raschen Vorübergehen dem Kollekteur die in der Darmstädter Lotterie herausgekommenen Gewinste zuriefen. Fortuna auf der Chaussee kam mir wunderlich vor; aber der Kollekteur schien zufrieden. Als wir uns Darmstadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt hinter uns hätten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugestanden. Ich für meine Person bin zwar ziemlich hager; aber der dicke Passagier in meiner Rocktasche inkommodierte die schöne Kollektrice ganz ungemein. Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und ich schämte mich, in einer großherzoglichen Residenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz andern Grund. Ich wollte mich nämlich vor einem Gesandten verbergen, an dessen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahndete, meine geheime Gesinnung noch einmal dechiffrieren würde. Auch ist diese Ahndung einige Monate später eingetroffen, wie ich es in der Folge meinem neugierigen Tagebuche erzählen werde. Zwar ist die Geschichte alt und mein Gedächtnis schwach; doch in unsern Tagen braucht man kein Gedächtnis, um dumme Gewalttätigkeiten nicht zu vergessen.

In Mannheim, wo ich meinen Paß fand, setzte ich mich in den Postwagen und fuhr nach Straßburg. Wie wohl war mir, als ich die französische Grenze erreicht hatte! Ich fühlte mich frei. In diesem Lande, dachte ich, wird wohl ein ehrlicher Mann auch gehudelt; ist er aber nicht dumm oder feige, hudelt er die Hudeler wieder. Hier wird man auch geprügelt; aber man wehrt sich. Hier wird man auch geschimpft, aber es *beschimpft* nicht,

denn man schimpft zurück. Bei uns aber wird man gescholten und muß schweigen wie ein Bedienter; man wird geschlagen wie ein Hund und darf nicht heulen wie ein Hund! Bei Prügeleien kömmt es gar nicht darauf an, wer mehr Prügel bekommt, wir oder unsere Gegner; es kommt nicht auf die größeren oder geringeren Schmerzen, nicht auf die größern oder kleinern blauen Flecken an; sondern darauf, daß wir unsere Ehre behaupten und uns zur Wehre setzen. Auch weiß es ein bedächtiger Mann immer so einzurichten, daß er die erste Ohrfeige gibt.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht kam ich durch die Champagne. Der 18. Oktober wird in Deutschland nur noch von den freien Städten gefeiert. Es geschieht dies, um die Londoner Kaufleute portofrei zu benachrichtigen, daß alles noch gut für sie stehe, und um die hohen vergeßlichen Aliierten jährlich einmal an ihr Versprechen zu erinnern. Es war Weinlese, und die jungen Winzerinnen warfen Körbe mit Trauben in den vorübereilenden Postwagen, es wagend, ob man ihnen ein Stück Geld dafür zurückwerfen werde. Ich nahm und bezahlte einen großen Vorrat, und essend und vergessend kam ich an die Barrieren von Paris.

– Diesen Morgen fand ich am Saume eines waldigen Hügels unter einer Eiche eine junge Vagabundin gelagert, die auf dem Rücken in einem Bettelsacke einen goldgelockten Knaben trug. Das Kind war ihr ganzes Gepäck. Der Bube war seit seiner Geburt nicht gewaschen worden; aber durch die dunklen Wolken seines Gesichts blitzten feuerrote Wangen. Die Sonne schien so warm auf ihn herab, als wäre sie seine Mutter und er ein Königssohn. Sie hat ihn selbst gesäugt, und er wird stark werden. Gras und Bäume verneigten sich vor ihm; die Vögel des Waldes, flusternde Höflinge, zwitscherten um ihn, und ein sanfter Wind schmeichelte seinen launischen

Locken. Wie glücklich ist dieses Kind! rief ich aus. Sorgenlos von der sorgenlosen Mutter von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, von Wald zu Wald getragen! Es hat nichts zu verlieren, das Leben ist ihm ein Glücksspiel ohne Nieten, und kömmt nur seine Nummer heraus, muß es gewinnen. Vielleicht wird der Bube einmal gehenkt; aber das bringt keine Sorgen, das schafft sie weg. Wie langweilig und abgeschmackt ist es aber, ein Kind honetter Eltern zu sein und selbst ein ehrlicher Mensch zu werden und sein gutes Auskommen zu haben! Wir dummen Esel, statt frei umherzugrasen, wo sich eine Wiese findet, beladen uns mit Säcken voll Getreide, das nicht uns gehört, und schleppen es dem reichen Müller Tod zu, der es für den genädigen Herrn Wurm mahlt und siebt! Alles hat, wer nichts hat; wer viel, hat immer zu wenig. Hoch lebe die Lumperei! Und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!

Ähnliche Gefühle, als mir heute die so glückliche unbeladene Vagabundin einflößte, hatte ich, als ich frei und ohne Gepäck, wie sie, in Paris ankam. Hineingeworfen in dieses von ewigen Winden bewegte, tosende Meer, schwamm ich keck darin herum, als wäre ich in dem Elemente geboren; denn ich wußte gewiß, daß ich spezifisch leichter sei. An den drei französischen Mautgrenzen, die mich mit Stolz erfüllten, weil sie mich an den viel zolligeren Mautfuß meines geliebten Vaterlandes erinnerten, wurden alle Koffer, Säcke und Bündel der begüterten Passagiere bei Regenwetter von dem Postwagen herab auf die Erde geworfen, geöffnet und untersucht, und die armen reichen Leute mußten verdrüßlich alles selbst wieder in Ordnung bringen und waren unendlich besorgt, es möchte etwas herausfallen und verloren gehen, und waren geplagt wie die armen Teufel und jammerten, daß es ein Mitleid war. Ich aber sah dieses alles aus dem Fenster des Wirtshauses schadenfroh mit an, rieb

mir vor Vergnügen die Hände, und als absoluter Monarch meiner Zeit benutzte ich sie, teils nützlich, indem ich mich unter den Postillionen im Französischen übte, teils angenehm, indem ich die Weine des Landes versuchte, teils beides zugleich, indem ich meine Schlafbegierde stillte.
Im Pariser Posthause stieg mein Wohlbehagen und die Not meiner Reisegefährten erst recht hoch. Diese waren Provinzialen oder Ausländer, wie ich zum ersten Male in Paris, und wußten sich gar nicht zu helfen. Man schleppte ihr Gepäcke in die Mautstube, wo eine Verwirrung ohnegleichen herrschte. Nachdem die Koffer visitiert waren, luden sie Packträger auf den Rücken und trugen sie, unbekümmert um das Schreien der nachkeuchenden Eigentümer, die Straße hinauf oder hinab. Doch ich ging ruhig, kalt und eingewohnt wie ein alter Kondukteur im Hofe herum und rief: es lebe die Demagogie! es lebe die Polizei! es lebe die Lumperei! Um zehen Uhr morgens war ich angekommen, und erst nachmittags vier Uhr sah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, keine Adresse; aber nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais Royal in die Tuilerien, von den Tuilerien auf dem Vendômeplatz, von diesem auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Bastille. Ich sah gleich den ersten Tag die halbe Stadt. Nur etwas machte mir Sorgen. Der Postwagen war von Straßburg an drei Tage und drei Nächte fortgeeilt und hatte zum Nötigsten nicht die nötige Zeit gelassen. Ich ward auf dem Wege leichter mein Geld los als das, wofür ich es bezahlte. In Paris fand ich die nötige Zeit, nicht aber die nötige Gelegenheit, und ich wußte mir nicht zu helfen. Da trat ich in das erste beste Haus im Palais Royal, stieg eine Treppe hinauf, gebrauchte meine Sinne und suchte. Ich öffnete eine Türe, steckte den Kopf hinein, sah ein menschen-

leeres Restaurationszimmer, worin ganze Haufen von Silbergeräte auf dem Tische lagen, und zog mich eilig und erschrocken zurück. Ich stieg in den zweiten Stock, öffnete wieder eine Türe, sah in einem kleinen Zimmer einen alten Mann in Kupfer stechen, sagte: *pardonnez, Monsieur* und kehrte um. Im dritten Stocke öffnete ich gleifalls mehrere falsche Türen, hinter welchen bald ein Herr, bald eine Dame saß, sagte abwechselnd: *pardonnez, Monsieur, pardonnez, Madame* und setzte meine Entdeckungsreise fort. Endlich im vierten Stock gewahrte ich eine Türe mit einen kleinen runden Glasfensterchen; ich glaubte am Ziele zu sein und öffnete rasch – da trat mir ein junges schönes Mädchen entgegen. Ich brachte wieder mein *pardonnez, Madame* hervor: die *Notre-Dame* aber faßte mich am Arme, zog mich weiter vor und verriegelte die Türe hinter mir. *Reposez-vous, Monsieur* sagte sie mir artig. In meiner Eile war ich tugendhaft und legte, nur als Geschenk, ein Fünffrankenstück auf das Nachttischchen. Dafür machte mich das dankbare Mädchen mit der Topographie des Hauses bekannt. Ich mußte noch eine Treppe höher steigen. So hatte ich bis unter das Dach ein fremdes Haus durchkrochen und war mit einem bangen verlegenen Gesichte in alle Zimmer eingedrungen. Hätte ich kein Geld in der Tasche gehabt, ich wäre wohl zehen Male festgehalten worden; denn ich schlich und lauschte wie ein Dieb. Aber – es ist ein Wunder! man ahndete den unsichtbaren Gott in mir, sah mich für einen Heiligen an und ließ mich ungehindert auf- und absteigen.

Vom langen Umherstreichen hungrig und müde geworden, ging ich in ein Kaffeehaus, um zu frühstücken, mich auszuruhen und dann meine Wanderung fortzusetzen. Da der schwere Reichard in meiner Tasche mir etwas lästig fiel, bat ich die schöne Dame, die am Comptoir saß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vor-

übergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeschreiblicher Freundlichkeit schüttelte sie ihre schwarzen Lokken, wies das Buch zurück und sagte: *Oh, Monsieur!* Das verblüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tisch und bezahlte auf dessen Deckel meine Karte. Die Dame strich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit, als sie es früher abgewiesen, wieder zu sich, legte es in eine Schublade und sagte, es solle gut verwahrt werden. Erst fünf Minuten nachher wußte ich, was ich von dem Betragen denken sollte. Ganz gewiß glaubte die gute Französin, ich hätte kein Geld, mein Frühstück zu bezahlen, und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklassen. Sie nahm es nicht an und stellte sich, als merkte sie meine Verlegenheit nicht. Dieses machte einen sehr freundlichen Eindruck auf mich, und nichts ist mir früher oder später in Paris begegnet, was diesen ersten Eindruck wieder geschwächt hätte. Ich habe die Franzosen immer urban, immer menschlich gefunden – menschlich im schönsten Sinne des Wortes. Das ist nicht allein Menschlichkeit, daß man jedem in seiner Not, sobald er klagt, zu Hülfe komme – wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille zu? –, sondern daß man menschlich fühle und eines jeden Not errate und verstehe. Das vermögen die Franzosen, denn sie sind Totalmenschen; das vermögen aber die Deutschen nicht, die nur Stückmenschen sind und, kleinstädtisch selbst in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenossen verstehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett habe. Ich suchte mir ein Hotel heraus, das schön angestrichen war und viele Fenster hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirt fragte mich, ob er meine Sachen von der Messagerie solle abholen lassen? Ich antwortet kurz, ich hätte keine Sachen, die würden später nachkommen. Das mach-

te ihn etwas stutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interimsmantel von Biber, den ich in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Knie reichte, ein etwas ärmliches Ansehen. Indessen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir versuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirt von seiner verzeihlichen Ängstlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er schon ausgegangen, und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht sprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit selbst. Er hatte in den Zeitungen gelesen, ich wäre als politischer Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir sein ganzes Haus, seinen Tisch, ja seinen Geldbeutel an – ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutschland bekam, und so lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erst als meine Sachen angelangt waren und der Hausherr sah, daß ich nicht ohne Mittel sei, nahm er Bezahlung von mir an.

So betrug sich ein Franzose, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutschen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um die Erlaubnis, meine Koffer an ihn adressieren lassen zu dürfen, da ich nicht wisse, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde, und also keine sichere Adresse nach Hause schreiben könne. Der Mann war schon in Verlegenheit, als er mich sah; da ich aber um die Benutzung seiner Adresse bat, erschrak er und verwirrte sich, daß es zum Erbarmen war. Er beschwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verschonen, denn er habe in den heutigen Blättern gelesen, daß ich in politischen Händeln verwickelt sei, und in dergleichen lasse er sich

nicht gern ein. *Je suis père de famille*, jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zuviel zugemutet; er war nicht bloß ein Deutscher, sondern zugleich ein Jude, also ein Hase mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Minister können daraus lernen, daß, um mit ihren widerspenstigen Liberalen fertig zu werden, sie nichts Klügeres tun könnten, als sie alle beschneiden zu lassen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden sie folgsam wie die Schafe werden und würden, indem sie alle ihr Geld in Staatspapiere steckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Kaution leisten.

Vierzehen Tage lang sprachen die Pariser Blätter der verschiedenen Parteien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich bloß als Farbmaterial und zerrieben mich servil mit dem Stößer oder kochten mich liberal sanft auf – aber man sprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchste Person? Bin ich ein Kurier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubelierender Staatsdiener? Das alles nicht, und doch ist in den Zeitungen von mir die Rede! Was ist das für ein närrisches Volk! Insbesondere erinnere ich mich eines langen Artikels im *Journal des Débats*, worin teils mythologisch, teils biographisch von mir erzählt wurde, ich wäre ein Jude, Jakobiner und Mann von Geist und wäre von den deutschen Demagogen nach Paris geschickt worden, um von dem *Comité directeur* das *Mot d'ordre* zu holen. Aber – endigte der Bericht – ich wäre *„d'ailleurs un homme de bonne foi"*. Da das *Journal des Débats* damals ein ministerielles Blatt war, so dürfen loyale Deutsche darauf schwören, wie auf den österreichischen Beobachter und die preußische Staatszeitung, und sie dürfen, ohne zu untersuchen, annehmen, daß ich wirklich ein *homme de bonne foi* bin. Sie werden mir daher glauben, wenn ich sie versichere: daß ich nicht von deutschen Demagogen nach Paris geschickt worden bin;

daß ich nichts von einem *Comité directeur* erfahren; daß es nie ein solches gab und daß ich kein *mot d'ordre* geholt. *Mot d'ordre,* ich, der ich nur von mir selbst und meinem Arzte mir etwas vorschreiben lasse! Guter Gott! Ich bin kein solcher Narr.
Schon am ersten Morgen nach meiner Ankunft, noch ehe die Zeitungen von mir sprachen, wurde ich von mehreren Deutschen besucht, die ich alle nicht kannte, die mich aber versicherten, sie kennten mich recht gut – welches auch wahrscheinlich war. Gott weiß, woher sie meine Adresse wußten! Sie fütterten mich mit französischen Liebkosungen, zogen mich fort, nahmen mich in ihre Mitte, faßten mich unter den Armen, recht herzlich, recht Brust an Brust, recht nahe unter der Schulter, so daß unsere beiderseitige Achselhöhlen Kapseln bildeten, in welchen man Seifenkugeln hätte verwahren können. Sie fragten mich: wie sieht es im *lieben Vaterlande* aus? Ich erzählte wie ein Kind und ein Narr. Ich kann schweigen, wenn ich will; ich will aber nicht. Warum auch? Es kann sich eine Furche finden, in welche ein stilles Samenkorn fällt, das Wurzel faßt. *„Das arme Vaterland!“* – riefen sie aus und sahen einander an und suchten Wechseltrost in treuen Freundes Blicken. Ich hätte die Spitzbuben erwürgen mögen! Das währte so einige Tage lang, bis mein Mundvorrat erschöpft war; dann verschwanden sie, und ich sah sie nicht wieder. Der Teufel soll sie holen, wenn er sie, gegen alle Wahrscheinlichkeit, in diesen zehen Jahren noch nicht geholt hat!

X.

Soden, den 18. Mai

Ich war immer erstaunt, daß unsern zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: sie haben Adelstolz des Geistes und scheuen sich, da, wo sie öffentlich erscheinen, gegen den Witz, der plebejischer

Geburt ist, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hause, wenn sie keiner bemerkt, werden sie wohl witzig sein. Doch als ich ihren Briefwechsel gelesen, fand ich, daß sie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben als wenn den Degen an der Seite. Einmal sagt Schiller von Fichte: „Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt." Man ist erstaunt, verwundert; aber diese witzige Laune kehrt in dem bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Goethe und Schiller da am häßlichsten hervor, wo sie in ihren vertraulichen Mitteilungen Menschen, Schriftsteller und Bücher beurteilen. Es geschieht dieses oft sehr derb, oft sehr grob; aber es geschieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz ist Glut ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen ist nur, wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Ärger zu einem Kunstwerke. Ohne ihn ist Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Gesetzbücher der Ästhetik den Witz stellen; aber ohne Witz, sei man noch so großer Dichter, kann man nicht auf die Menschheit wirken. Man wird nur Menschen bewegen, Zeitgenossen, und sterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden seiner Brüder zu erraten, keinen Mut, für sie zu streiten. Er ist der Arm, womit der Bettler den Reichen an seine Brust drückt, womit der Kleine den Großen besiegt. Er ist der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und festhält. Er ist der unerschrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott *sieht*, wo ihn noch kein anderer ahndet. Der Witz ist das demokratische Prinzip im Reiche des Geistes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, sagt: *ich will nicht!*

Der Verstand ist Brot, das sättigt; der Witz ist Gewürz, das eßlustig macht. Der Verstand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält seine Kraft für alle Zeiten. Goethes und Schillers so verständige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt, und neues Wissen braucht neue Regeln. Auch Lessing und Voltaire haben gelehrt, die Kunst und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren sind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz ist ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geschichte zählt große Menschen, die sind *Register der Vergangenheit:* so Goethe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die sind *Inhaltsverzeichnis der Zukunft:* so Voltaire und Lessing.
— Ihr, die ihr nicht Menschen, nur Göttern glaubt: so hört doch einmal, was eure verehrten Orakel sprechen! Schiller, wo er an Goethe von dem schlechten Absatze der *Propyläen* berichtet, spricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums" ... Er schreibt: „Ich darf an diese Sache gar nicht denken, wenn sie mein Blut nicht in Bewegung setzen soll, denn einen so niederträchtigen Begriff hat mir noch nichts von dem deutschen Publikum gegeben" ... Er meint: „Den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen, als möglich." Ach! diese Wahrheit habe ich schon oft gesagt und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören, sie zu ärgern; das allein kann helfen. Man soll sie nicht einzeln ärgern – es wäre unrecht, es sind sogar gute Leute, man muß sie in Masse ärgern. Man muß sie zum Nationalärger stacheln, kann man sie nicht zur Nationalfreude begeistern, und vielleicht führt das eine zum andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seid keine Nation, Ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenschaftlich mit ihnen sprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der Verstand keine

Füße hat. Sie sind ganz Kopf – *caput mortuum*. Europa gärt, steigt, klärt sich auf; Deutschland trübt sich, sinkt und setzt sich ganz unten nieder. Das nennen die Staatschemiker: die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des Regierens.

Doch haben Goethe und Schiller das Recht, auf das Volk, dem sie angehören, so stolz herabzusehen? Sie weniger als einer. Sie haben es nicht geliebt, sie haben es verachtet, sie haben für ihr Volk nichts getan. Aber ein Volk ist wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es schelten, strafen; doch soll man nur streng scheinen, nicht es sein; man soll den Zorn auf den Lippen haben und Liebe im Herzen. Schiller und Goethe lebten nur unter ausgewählten Menschen, und Schiller war noch ein schlimmerer Aristokrat als Goethe. Dieser hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. *Der* Troß ist zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und sich unentdeckt in ihre Reihen mischen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem *Adel der Menschheit* an einem kleinen Tischchen, und den ungebetenen Gast warf er zornig hinaus. Und seine Ritter der Menschheit wissen das Schwert nicht zu führen, sie schwätzen bloß und lassen sich totschlagen; es ist ein deklamierender Komödiantenadel. Marquis Posa spricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor seiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen soll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch sein Anführer sein; einer Themis ohne Schwert wirft man die Waage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederschmettern das Gequieke der Menschlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzet und betet an, und wer angstvoll ist, hört und ist still und betet. Der Dämische aber verstopft sich die Ohren und hört nicht und betet nicht und betet

nicht an. Schiller, während der heißen Tage der französischen Revolution, schrieb in der Ankündigung der *Horen:* „Vorzüglich aber und unbedingt wird sich die Zeitschrift alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht.“ So spricht noch heute jeder Lump von Journalist, wenn er, um die Leser lüstern zu machen nach dem neuen Blatte, sie versichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte mitteilen, ohne alle garstige Legierung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als sein Volk. So sprach und dachte auch Goethe. Sendet *dazu* der Himmel der durstigen Menschheit seine Dichter, daß *sie* trinken, sie mit den Königen und daß wir, den Wein vor den Augen, den sie nicht mit uns teilen, noch mehr verschmachten? Und so denkend und so sprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in Jedermanns Hände finden sollte?“ Wie kann sich in Jedermanns Hände finden, wonach nicht Jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürgertum, nicht Jedermann angeht? Soll etwa das deutsche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher schwenken, wenn Goethe mit Myrons Kuh liebäugelt?

XI.

Soden, den 20. Mai

Ich habe Goethes und Schillers Briefe zu Ende gelesen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Gesundheit als Wasserkur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen, will ich mir die hochpreislichen Rezensionen zu verschaffen suchen, die über diesen Briefwechsel gewiß erschienen sein werden. Ich freue mich sehr darauf. Was werden sie über das Buch nicht alles gefaselt, was nicht alles darin gefunden haben!

Goethe hat viele Anhänger, er hat, als echter Monarch, es immer mit dem literarischen Pöbel gehalten, um die reichen unabhängigen Schriftsteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für sich hat sich immer vornehm gehalten, er hat nie selbst von oben gedrückt; er ist stehengeblieben und hat seinen Janhagel von unten drücken lassen. Nichts ist wunderlicher als die Art, wie man über Goethe spricht — ich sage die *Art;* ich sage nicht, es sei wunderlich, daß man ihn hochpreist; das ist erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernst und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrsamkeit die Geschichte seiner Entstehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man sammelt die Parallelstellen; man ist ein Narr. Ein Bewunderer Goethes sagte mir einmal: um dessen Dichtwerke zu verstehen, müsse man auch seine naturwissenschaftlichen Werke kennen. Diese kenne ich freilich nicht; aber was ist das für ein Kunstwerk, das sich nicht selbst erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakespeares Bildungsgeschichte und verstehe ich den Hamlet darum weniger, soviel man etwas verstehen kann, das uns entzückt? Muß man, den Macbeth zu verstehen, auch den Othello gelesen haben? Aber Goethe hat durch sein diplomatisches Verfahren die Ansicht geltend gemacht, man müsse *alle* seine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufassen; er wollte in Bausch und Bogen bewundert sein. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft Goethes Hinterlassenschaft nur *cum beneficio inventarii* antreten werde. Ein Goethepfaffe, der so glücklich war, eine ganze Brieftasche voll ungedruckter Zettelchen von seinem Gotte zu besitzen, breitete einmal seine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten, frommen Fingern darüber her und sagte mit Wasser im Munde: *„Jede Zeile ist köstlich!“* Mein guter Freund wird diesen Briefwechsel, der funfzigtausend köstliche Zeilen von

Goethe enthält, als ein *grünes Gewölbe* anstaunen: ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Briefsammlung ist es geschehen, daß Goethe einmal, ein einziges Mal in seinem langen Leben, sich zur schönen Bruderliebe wandte, weil er sich vergessen, sich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbstsucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Bayern, worin er diesem Fürsten für die von ihm empfangenen Beweise der Gnade dankt, gedenkt er Schillers, des verstorbenen Freundes, und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, sich solcher fürstlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm solche Huld zu Teile geworden. Goethe sagt: „Der Gedanke, wieviel auch er von Glück und Genuß verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Ew. Majestät höchster Gunst und Gnade, Teilnahme und Mitteilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmut über meine hohen Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte... Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorstellung geführt, daß auf Ew. Majestät ausgesprochene Gesinnungen dieses alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre; umso erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen, vermögsamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung."

Dürfen wir unsern Augen trauen? Der Geheimerat von Goethe, der Karlsbader Dichter, wagt es, deutsche Für-

sten zu schelten, daß sie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes, verkümmern ließen? Er wagt es, so von höchsten und allerhöchsten Personen zu sprechen? Ist der Mann jung geworden in seinem hohen Alter? Ach nein, es ist Altersschwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf gewesen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlasse so hervorgetreten – das verdammt ihn, weil wir jetzt sahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es getan. Er hat durch die wenigen Worte seines leisen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die festverschlossene, uneindringliche Amtsbrust eines deutschen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünfundzwanzigjährigen Frost der strengsten Verschwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl seines Herzens aufgetaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einst preußischer Minister, Goethes Anklage gelesen, als er bekannt machte: um den Vorwurf, den Goethe den Fürsten Deutschlands macht, daß Schiller keinen Beschützer unter ihnen gefunden, wenigstens von seinem Herrn abzuwenden, wage er, die *amtlich nur ihm bekannte Tatsache* zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, daß der König von Preußen Schillern, als dieser den Wunsch geäußert, sich in Berlin niederzulassen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitausend Talern jährlich und noch andere Vorteile gesichert hatte. Warum hat Herr von Beyme diesen schönen Zug seines Herrn so lange verschwiegen? warum hat er gewartet, bis eingetroffen, was kein Gott vorhersehen konnte, daß Goethe einmal menschlich fühlte? Daß der König von Preußen strenge *Gerechtigkeit* übt, das weiß und preist das deutsche Vaterland; aber seinen Dienern ziemte es, auch dessen *schöne* Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit sie die Nach-

ahmung erwecken, die unsern engherzigen Regierungen so große Not tut.

In den europäischen Staaten, die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrscher jede Geisteskraft, die ungebunden und frei nur sich selbst lebt, und suchen sie durch verstellte Geringschätzung in wirklicher Geringschätzung zu erhalten. Wo sie dieses nicht vermögen, wo ein Talent sich durchgeschlagen und sich Hochachtung erbeutet, da schmieden sie es an die Schulbank, um es festzuhalten, oder spannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Ist die Regierung voll und kann keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftstellern wenigstens die Staatslivree an und gibt ihnen Titel und Orden; oder man sperrt sie in den Adelshof, nur um sie von der Volksstadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräte als in Deutschland, wo sich doch die Höfe am wenigsten raten lassen. In Östreich, wo die Juden seit jeher einen großen Teil der bürgerlichen und alle staatsbürgerliche Rechte entbehren; in diesem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung gewesen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht sie zu Freiherrn, sobald sie einen gewissen Reichtum erlangt. So sehr ist dort die Regierung besorgt und bemüht, dem Bürgerstande jede Kraft, selbst den Reichtum und seinen Einfluß zu entziehen! Es ist zum Lachen, wenn man liest, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmstadt dem Großherzog von Weimar seine Räuber vorgelesen, ernannte ihn dieser zum *Rat,* der damalige Landgraf von Darmstadt ernannte ihn auch zum Rat; Schiller war also zweimal Rat. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn zum *Hofrat;* der deutsche Kaiser adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er *Professor* in Jena, er bekam Brot, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und seiner Würde angemessen in Weimar von der

Gunst seines Fürsten. Kein Zweiter übernahm die irdischen Sorgen dieses ätherischen Geistes, Gold hat ihm keiner gegeben. Doch ja – ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zusammengeschossen und haben *in Kompagnie* dem Dichter auf *drei Jahre* einen Gehalt von tausend Talern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der ist bei unsern regierenden Herren schlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmut, wenn deutsche Fürsten das Genie würdiger unterstützen, da sie doch die alleinigen und unbeschränkten Verwalter des Nationalvermögens sind?

Goethe hätte ein Herkules sein können, sein Vaterland von großem Unrate zu befreien; aber er holte sich bloß die goldenen Äpfel der Hesperiden, die er für sich behielt, und dann setzte er sich zu den Füßen der Omphale und blieb da sitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! *Dante,* Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürsten geliebt und gehaßt, beschützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunst und Tücke, und sang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und schuf eine neue, den Übermut der Großen zu bändigen und den Trug gleißnerischer Priester zu bestrafen. *Alfieri* war reich, ein Edelmann, adelstolz, und doch keuchte er wie ein Lastträger den Parnaß hinauf, um von seinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. *Montesquieu* war ein Staatsdiener, und er schrieb seine persischen Briefe, worin er den Hof verspottete, und seinen Geist der Gesetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. *Voltaire* war ein Höfling; aber nur schöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie seine Gesinnung auf. Er trug eine wohlbestellte Perücke, feine Manschetten, seidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Kot, sobald ein Verfolger um Hülfe schrie, und holte

mit seinen adeligen Händen schuldlos Gerichtete vom Galgen herab. *Rousseau* war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundschaft, selbst der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und stolz und starb als Bettler. *Milton* vergaß über seine Verse die Not seiner Mitbürger nicht und wirkte für Freiheit und Recht. So waren *Swift*, *Byron*, so ist *Thomas Moore*. Wie war, wie ist *Goethe?* Bürger einer freien Stadt, erinnert er sich nur, daß er Enkel eines Schultheißen ist, der bei der Kaiserkrönung Kammerdienste durfte tun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einst als Knabe ein Gassenbube Bastard schalt, und er schwärmte mit der Phantasie des künftigen Dichters, wessen Prinzen Sohn er wohl möchte sein. So war er, so ist er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für sein Volk gesprochen, er, der früher auf der Höhe seines Ruhms unantastbar, später im hohen Alter unverletzlich, hätte sagen dürfen, was kein anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchsten Regierungen“ des deutschen Bundes um Schutz seiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutschen Schriftsteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen lassen, ehe ich sie dazu gebraucht, um mein *Recht* zu betteln, und um *mein* Recht allein!

Goethe war glücklich auf dieser Erde, und er erkennt sich selbst dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber, und ewig sitzt die Nachwelt. Sie, die furchtlose, unbestechliche Richterin, wird Goethe fragen: Dir ward ein hoher Geist, hast du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht verteidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber du warst nur immer dein eigner Wächter! Glücklich hast du gelebt, aber du *hast* gelebt.

XII.

Soden, den 22. Mai

Ich fühlte mich wohl in Paris. Mir war, als würde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Atem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menschenstimme, das Geräusch des Lebens entzückte mich. Mich fröstelte nicht mehr unter Fischen; ich war nicht mehr in Deutschland.

Gute deutsche Freunde, die mein deutsches Herz besser kannten als wortfressende Rezensenten, welche mich für einen Feind des Vaterlandes erklärten, waren doch auch verwundert, mich Frankreich anpreisen zu hören. – Du und dieses Land der Untreue, des Unglaubens und der Unwahrheit! – Nein, nicht so, meine Freunde. – Die großen Vorzüge, welche wir den Franzosen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe, sind *innere* Güter, die jeder Deutsche mitbringen kann in jedes Land. *Äußere* Güter verlassen wir nicht im Vaterlande, und diese alle, die uns fehlen, finden wir in Frankreich. Sein eignes deutsches Herz kann man nur in Frankreich froh genießen. Dort ist es ein Ofen, der uns im kalten Lande wohltätig wärmt; aber im dumpfen Vaterhause mit seinen festverschlossenen Fenstern und Läden ist uns des Ofens Hitze sehr zur Last. Wozu die kindischen Abschiedstränen? Eine Obrigkeit, gebratene Äpfel und den Schnupfen findet man überall.

Ein alter griechischer Dichter, den Plutarch im Leben des Demosthenes anführt, sagte: „Das Notwendigste zum Glücke eines Menschen ist, in einer berühmten Stadt geboren zu sein." Da nun mehr ist *glücklich sein* als sein *Glück machen*, was der griechische Dichter meinte, so ist in unsern Tagen das Notwendigste zum Glücke eines Menschen, in *großen* Städten leben, die das sind, was in der alten Zeit die *berühmten* waren.

Wer kein Wasser in den Adern hat, oder wem keine gütige Natur ein rosenrotes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht ein Menschenfeind, oder noch schlimmer, ein Lästerer Gottes und ein Empörer gegen seine weise Ordnung. Unter einer spärlichen Bevölkerung treten die Menschen und ihre Schwächen zu einzeln hervor und erscheinen verächtlich, wenn nicht hassenswürdig. Große Verbrechen geschehen so selten, daß wir sie für freie Handlungen erklären und die Wenigen, die sich ihrer schuldig machen, schonungslos verdammen. Ein großes Mißgeschick kehrt erst nach so langen Zeiträumen wieder, daß wir es für eine Regellosigkeit, für eine Willkür der Vorsehung ansehen, und wir murren über die böse Kometenlaune des Himmels. Aber ganz anders ist es in großen Städten wie Paris. Die Schwächen der Menschen erscheinen dort als Schwächen der Menschheit; Verbrechen und Mißgeschicke als heilsame Krankheiten, welche die Übel des ganzen Körpers, diesen zu erhalten, auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort die Naturnotwendigkeit des Bösen, und die Notwendigkeit ist eine bessere Trösterin als die Freiheit. Wenn in kleinen Städten ein Selbstmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber gesprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Gewinnsucht, die Habsucht, die Genußsucht an; man tadelt die Verführung der Spielbänke, verdammt die Grausamkeit eigensinniger Eltern, welche Liebende zum Sterben gebracht. Liest man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geschehenen Selbstmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl derselben sich fast gleich bleibt; wie *so* viele aus Liebesnot sich töten, *so* viele aus Armut, *so* viele wegen unglücklichen Spiels, *so* viele aus Ehrgeiz – dann lernt man Selbstmorde als Krankheiten ansehen, die, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwind-

sucht, in einem gleichbleibenden Verhältnisse jährlich wiederkehren.

Das Kammermädchen einer deutschen Dame in Paris zündete sich aus Unvorsichtigkeit die Kleider an und verbrannte. Die Dame war in Verzweiflung über das *unerhörte* Unglück. Ich gab ihr die amtlichen Tabellen der Präfektur zu lesen, woraus sie ersah, daß jährlich sechzig oder achtzig in Paris durch Feuertod umkommen und daß diese Zahl sich fast gleich bleibt. Das tröstete sie viel. Das Schicksal in Zahlen hat etwas sehr Beruhigendes, den Gründen der Mathematik widersteht keiner, und eine Arithmetik und Statistik der menschlichen Leiden würden viel dazu beitragen, diese zu vermindern.

Wer ein beschauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee auf dem Tische, bequemer als ein Fürst in der warmen Loge seines Bücherzimmers sitzt, Könige vor sich spielen läßt, sie beklatscht oder auszischt und über das Narrenchor lacht, das ihnen gehorcht – dieser Glückliche wähle Paris zu seinem Wohnorte. Dort ist ein herrliches Schauspiel, wo alles dargestellt wird, was in allen Gegenden der Welt geschieht oder geschehen kann. Man bleibt in Paris so ruhig. Auch die schnellste Bewegung spüren wir nicht, weil alles, weil der Boden, auf dem wir stehen, und der Luftkreis, in dem wir leben, sich mit bewegt. Ruhe ist Glück. In diesem Sinne ist es ganz wahr, was Frau von Staël von Paris sagte: *C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur.*

Ruhe ist Glück – wenn sie ein *Ausruhen* ist, wenn wir sie gewählt, wenn wir sie gefunden, nachdem wir sie gesucht; aber Ruhe ist kein Glück, wenn, wie in unserm Vaterlande, sie unsere einzige Beschäftigung ist.

In Deutschland gehe ich aus, Bewegung zu suchen und finde sie nie; in Paris ging ich nach Hause, um Ruhe zu suchen und fand sie immer. Dort ist das Leben gesellig,

die Wissenschaft gesellig, und das Bürgertum ist es auch. Die Regierung ist offen und bildet keine geheime Gesellschaft, die mit dem Kinderspuke der Freimaurerei alle Schrecken eines Glaubensgerichts verbände – Schrecken, wenn auch nur gemalte; ja diese beleidigen umso mehr, weil sie uns für Kinder erklären, für welche das genug ist.

Nur in der Jugend ist man wahrer Weltbürger; die besten unter den Alten sind nur Erdenbürger. Auch ich war jung; aber seit ich das Land der Phantasie verlassen, seit ich Deutschland bewohne, habe ich die entsetzlichste Langeweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Sologeräusch. Auch wenn Paganini spielt, auch wenn *Sie* singt – ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge selbst für mich, auch noch so breit; aber auch keine über mir. Ich will unten sitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Wert des Lebens wird in Deutschland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falschmünzern ausgeprägt. Die, welche arbeiten, genießen nicht, und die, welche genießen, die, welche im Tageslichte das Werk dunkler Angst in Umlauf setzen und geltend machen, sie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Kuriers, in Deutschland das eines Postillions, der die nämliche Station immerfort hin- und zurückmacht und dem das Glück ein armseliges Trinkgeld reicht. Freilich ist uns auch jeder Stein auf unsern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe machen; wir haben so viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir *gründlich* sein.

Man nennt die Deutschen *fromm, bescheiden, freisinnig*. Aber ist man fromm, wenn man den Menschen, Gottes schönstes Werk, in Stücke zerschlägt? Ist man bescheiden, wenn man hochmütig ist? Ist man freisinnig, wenn man

dienstsüchtig ist? Man findet bei den Franzosen wohl auch Hochmut; aber er ist *persönlich*, seit dem alten Adam herabgeflucht, es ist kein *Gemeindehochmut*, wie bei uns; er ist nicht organisiert. Es gibt keinen Beamtenstolz, keinen Hofratsstolz, keinen Soldatenstolz, keinen Adelstolz, keinen Professorstolz, keinen Studentenstolz, keinen Kaufmannsstolz. In Paris, wie in der kleinsten deutschen Stadt, zündet sich jede Eitelkeit ihr Stümpfchen Licht an; aber der Lichtchen sind so viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umschwung des Lebens ist dort so rasch, daß die kleinsten Erscheinungen, durch die kürzesten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als schönes Feuerrad, wenn man sie im Kreise schwingt.

In Deutschland gibt es keine große Stadt. Von Wien ist gar nicht zu sprechen, und von Berlin nicht auf das beste. Zwar ist dort mehr Geist zusammengehäuft, als vielleicht in irgendeinem Orte der Welt; aber er wird nicht fabriziert, er kömmt nicht in den Kleinhandel, es ist nur ein Produktenhandel. Es gibt in Berlin geistreiche Beamte, geistreiche Offiziere, geistreiche Gelehrte, geistreiche Kaufleute; aber es gibt kein geistreiches Gesamtvolk. Das gesellige Leben ist dort ein Viktualienmarkt, wo alles gut, frisch, aber nur roh zu haben ist: Äpfel, Kartoffeln, Brot, auch schöne Blumen; aber das Herz soll kein Markt sein, durch die Adern der Gesellschaft sollen keine Kartoffeln rollen, sondern Blut soll fließen, worin alles aufgelöst ist und worin man Kartoffeln und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterscheiden kann. Der gesellige Umgang soll demokratisch sein, keine Empfindung, kein Gedanke soll vorherrschen; sondern alle Empfindungen und alle Gedanken sollen an die Reihe kommen. Und in der gesellschaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas, von dem alle sprechen, weil es

allen wichtig ist und das allen wichtig zu sein auch verdient. Der König ist gut, die Prinzen sind angenehm, das Theater ist schön, Rebhühner sind köstlich; aber immer vom Könige sprechen, immer von den Prinzen, immer vom Theater, *toujours perdrix* — man wird es überdrüssig.

Wenn in Deutschland selbst die großen Städte kleinstädtisch sind, so muß man, den Geist der kleinen zu bezeichnen, erst ein neues Wort erfinden. Wie in England die Teilung der Arbeiten, ist bei uns die Teilung der Vergnügungen auf das Äußerste getrieben. Man amüsiert sich homöopathisch: in einen Kübel Langeweile kömmt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich besitzt jede Stadt alles, was man braucht, eine angenehme Geselligkeit, einen freundlichen Herd zu bilden, um den man sich nach den Mühen des Tages versammelt, dort, nachdem man sich zu Hause die Hände gewaschen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns sind die Erfordernisse zu solcher Bildung getrennt und zerstreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit sucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier ist der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die feuerschlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Herd. Sie nennen das: Klubs, Kasinos, Ressourcen, Harmonien, Kollegien, Museen. Da gesellen sich die Gleichgesinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeschäftigten, die Standesgenossen. Da findet jeder nur, was er soeben verlassen; da hört jeder nur das Echo seiner eignen Gesinnung; da erfahren sie nichts Neues und vergessen sie nichts Altes. Eine solche Unterhaltung ist bloß eine fortgesetzte Tagesbeschäftigung, nur mit dem Nachteile, daß sie nichts einbringt und die Zeit rein verloren geht. In diesen Klubs herrscht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billardkugeln, Würfel und Dominosteine; nichts sieht man als Rauchwolken, die wie

Geister aus den Pfeifenköpfen steigen. Erst wenn neue Beamte gewählt oder neue Mitglieder aufgenommen werden sollen, besonders wenn die Vorgeschlagenen Gegner haben, kömmt Bewegung in den Tod, dann ist ein Leben, wie es auf dem altrömischen Forum war. So besteht jede deutsche Stadt aus funfzig kleinen Festungen, deren Besatzung auf nichts sinnt, als sich gegen die draußen zu verteidigen. Sie sterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß sie ihre Tore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen ist nicht die Vereinigung, sondern das Exkommunizieren. Wenn Polizeiminister, Diplomaten, Zentraluntersuchungskommissäre auf Urlaub mir versprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu sein, so will ich ihnen etwas Wichtiges mitteilen, etwas Demagogisches. Es gibt in Deutschland einige Tausend Kasinos, und eine Million Menschen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimmrecht. Zu welchem Zwecke? Die französische Regierung kann schon mit ihren achtzigtausend Wählern nicht fertig werden ... und so weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu tun, die schon wissen werden, was ich meine und was sie zu tun haben. Aber artig sein.

Wenn mechanische Kräfte von gleicher Größe mit gleicher Geschwindigkeit aufeinanderstoßen, halten sie sich wechselseitig auf und bleiben stehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geschwindigkeiten ungleich, treibt eine die andere fort, und alle kommen in Bewegung. So ist es auch mit Geisteskräften. Das ist das Geheimnis der Verdrüßlichkeit deutscher und der Annehmlichkeit französischer Gesellschaften. Wo nur Standesgenossen zusammenkommen, da wird immer die Langeweile präsidieren und die Dummheit das Protokoll führen. Kömmt man als Fremder in eine deutsche Stadt und möchte den Geist der Bevölkerung kennenlernen, so ist das gar nicht zu erreichen. Man müßte erst ein Jahr lang alle Klubs, Ka-

sinos und Gesellschaften besuchen und die Wahrnehmungen addieren, um zu einem Urteile zu kommen. Und auch dann würde man sich verrechnen; denn es ist mit den geselligen Stoffen wie mit den chemischen; vereinigt bilden sie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieses unbekannte Dritte fürchtet man in Deutschland wie den Bösen und sucht seine Entstehung zu verhindern. Als ich in Hannover in das dortige Museum eingeführt worden, fragte ich den Sekretär, aus welchen Klassen von Bürgern die Gesellschaft bestünde? Daß die Gesellschaft *klassisch* sein werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Sekretär antwortete mir mit triumphierender Miene: „Es sind gar keine Bürger dabei, höchstens ein paar, und wir haben zwei Minister." Das hannövrische Museum zu besuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Versehen einen Tag länger, was doch verzeihlich war, da schwangere Weiber sich in ihrer weit wichtigern Rechnung so oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Türe hinaus; aber man gab mir brieflich zu verstehen, man würde mich, wenn ich wiederkäme, mit Schmerz zur Türe hinauswerfen; die eingeführte Ordnung erfordere, daß man – grob sei. Die Ordnung! Ach und Weh über die *Nomomanie* der Deutschen. Man sollte diese lebendigen *Corpora juris* alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reise nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunschweig. Aus meinem Zimmer im Gasthofe konnte ich durch das Fenster eines kleinen Saales sehen, der menschenleer war und worin auf einem grünen Tische viele Zeitungen lagen. Ich schmachtete sehr nach der Frankfurter Didaskalia und sagte dem Kellner, er möchte mich in das Lesezimmer führen. Dieser antwortete, das ging nicht an, das Zimmer wäre zugeschlossen, und es wäre eine geschlossene Gesellschaft. Die Zeit wurde mir lang, es war ein schöner Tag, und ich fragte, wohin

die Leute spazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Ich ging in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, dessen Türe offen stand; ich trat hinein. Viele geputzte und schöne Damen waren da versammelt, und ein Tisch war gedeckt für mehr als hundert Personen. Ich nahm ein Messer, spießte zum Zeichen der Besitzergreifung des Gedeckes das darauf- liegende Milchbrot lotrecht an und bestellte provisorisch einen Schoppen Médoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte; denn ich dachte, sie wollten mich agacieren; aber sie waren ganz unschuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordischer Artigkeit, das wäre ein *bestelltes* Essen und eine *geschlossene* Gesellschaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenüber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Tabak rauchten, Billard und Kegel spielten und andere deutsche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als ich an der Türe einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchstaben *vermietet* geschrieben stand. Und das nennt man einen *öffentlichen* Garten. Ich setzte mich unter den Bäumen, wo noch sechs bis acht Gäste saßen, wahrscheinlich exkommunizierte wie ich. Bei dieser Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerte Ausnahme. Sonst pflege ich täglich nur morgens und abends zu beten: *Hole euch der Teufel alle miteinander!* Aber in Bartels Garten hielt ich dieses Gebet auch nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nämlichen Tage. Ich zahlte meine Bierkaltschale, sagte: *Hole euch der Teufel alle miteinander!* und eilte voller Zorn hinaus. Bäume sehe ich auf der Landstraße genug; ich war gekommen, Menschen zu sehen, und finde sie alle geschlossen wie die Spitzbuben.

Auf dieser nämlichen Reise übernachtete ich in *Eimbeck*, einem Städtchen zwischen Minden und Hanno-

ver. O ihr armen Eimbecker, wenn ihr wüßtet, welch eine greuliche Missetat ich damals gegen euch verübt, ihr würdet jammern, daß sich das Straßenpflaster erbarmte! Am 15. September 1828 bin ich nicht bloß in euerem Kasino gewesen, ohne Mitglied oder eingeführt zu sein, sondern ich habe auch darin geschlafen und habe mit dem Allerheiligsten, was sich in einem Kasino nur findet, einen sträflichen Unfug getrieben. Ich kehrte in den *Kronprinz* ein. Der Kronprinz schien gut wie die meisten Kronprinzen, doch hielt er, was er versprochen. Man schlug mein Bett in einem großen Saale auf. Das Mädchen erklärte mir auf meine Verwunderung: alle Zimmer wäre besetzt, dieses wäre der Kasinosaal, und im Sommer versammelten sich die Herren vor der Stadt in einem Garten. Ich ging im Saale auf und ab, und als Ehrenmitglied des Kasinos hielt ich es für Pflicht, stark zu rauchen. Auf dem Tische stand ein Gehäuse von grün lackiertem Blech, das ich anfänglich für einen Vogelbauer hielt, bei näherer Untersuchung aber als das Stimmgehäuse des Kasinos erkannte. Es war sehr zierlich und hatte die Form eines Gartenhauses. Auf dem Giebel des Daches stand statt der Wetterfahne eine dicke goldne Flamme. Im oberen Stocke war ein rundes Fenster, ein *Oeil de boeuf*, so groß, daß man die Hand hineinstrecken konnte. Aus diesem Loche führten zwei verschiedene Gänge in zwei Schubladen, die im untern Geschosse waren und die Haustüre vorstellten. Über der einen Schublade stand mit goldnen Buchstaben *Ja*, über der andern *Nein* geschrieben. Ich untersuchte die Schubladen und – was fand ich? Die guten Eimbecker werden schändlich betrogen und ahnden es nicht. Beide Schubladen stehen hinten durch ein geheimes Loch in Verbindung, so daß der Stimmsammler, wenn er die Hand in die Schublade bringt, die Stimmkugeln herausziehen, unbemerkt jede Kugel aus Ja in Nein und aus

Nein in Ja werfen kann. Hierdurch wird die Stimmfreiheit trügerisch, und der Kasinopräfekt hat die Wahlen ganz in seiner Gewalt. Im Eimbecker Kasino wird aber nicht mit Kugeln gestimmt, sondern mit hölzernen Eicheln, vom Posamentier mit grüner Seide überzogen. Ich steckte eine von den Eicheln ein, sie mit auf Reisen zu nehmen. Die Nacht schlief ich sehr unruhig; ich fürchtete, der Geist des beleidigten Gesetzes würde vor mein Bett kommen und mich erwürgen. Die gestohlene Eichel ließ ich in Hamburg auf eine grüne seidene Mütze nähen, welche Mütze ich ein Jahr später, da sie alt geworden war, einem Kutscher in Mainz schenkte. Wie schauerlich sind die Wege des Schicksals! Eine Stimmeichel aus dem Kasion von Eimbeck auf der Nachtmütze eines Mainzer Lohnkutschers! Und der Mensch jammert, daß er sterblich ist?

Giace l'alta Cartago, a pena i segni
De l'alte sue ruine il lido serba.
Muoiono le città, muoiono i regni,
Copre i fasti e le pompe arena ed erba;
E l'uom d'esser mortal par che si sdegni?
O nostra mente cupida e superba!

XIII.

Soden, den 25. Mai

Eine Anekdote darf nie zu Fuße gehen, sie muß sich zu Pferde setzen und im Galoppe davoneilen. Aber es gibt Menschen, die brauchen längere Zeit, ein Geschichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht, es geschehen zu lassen. Das sind die Generalpächter der Langeweile, die nicht dulden, daß ein anderer, der nicht von ihrer Gesellschaft ist, auch nur das kleinste Langeweilchen einführe.

– Der Bionom *Butte* gibt der Menschheit eine Lebensdauer von zwanzigtausend Jahren, welches nicht sonderlich großmütig ist. Hätte es Herrn Butte etwas gekostet,

sie zwanzigtausend Millionen Jahre leben zu lassen? Was nützt es uns übrigens, die Lebensdauer der Menschheit zu kennen, da wir darum doch nicht wissen, wie weit sie noch vom Tode hat, weil wir ihre schon verlebten Jahre nicht gezählt haben? Die Frau Menschheit ist gewiß älter, als sie gesteht, ob man zwar, da sie eine echte Schwäbin ist, glauben sollte, sie wäre noch keine vierzig Jahre alt. Herr *Gruithuisen* in München ist doppelt so freigebig als Herr Butte. Nach ihm würde der Mond in dreißig und etlichen tausend Jahren der Erde einen Besuch machen; es muß also angenommen werden, daß alsdann die Menschheit noch leben wird. Ließe sich denken, daß der Mond ein ausgestorbenes Haus besuchen oder eine so weite Reise machen sollte, bloß um eine Träne am Grabe der Menschheit zu weinen? Nimmermehr. Diese etliche und dreißigtausend künftigen Jahre, mit den schon verlebten zusammengerechnet, machten also vierzigtausend. Wer hat nun recht, Herr Butte oder Herr Gruithuisen? Das ist eine Sache, worüber wir vernünftigen Leute nicht urteilen können; diese Frage gehört vor das Tollhaus.

— *Bonifaciopolis* nannte ein Kirchenrat Petri die Stadt *Fuld* in einem Liede, das er der abgereisten *Landesmutter* bei einem „*Natur- und Staatsfeste*" nachgesungen.

Landesmutter und Kirchenrat,
Bonifacius, Natur und Staat,
Geistlicher, betrunkene Gäst –
Sprich! wie reimt man das am best'?
Bonifacius kam aus England;
Landesmutter ist verbannt;
Kirchenräte treiben Tand;
Dem Staate ist zur linken Hand
Natur getraut in manchem Land;
Woher viel Übel stammen. –
So reimt sich das zusammen.

– Das Leben *Carnots* von Körte, das ich in diesen Tagen gelesen, hat mir die alte Überzeugung verjüngt, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ein tugendhafter Mann dem Staate durchaus keinen Vorteil bringt. Carnot war ein edler Charakter, im reinsten antiken Stile gebildet; er war uneigennützig, jeder Regung seines Herzen, jeder eignen Meinung entsagend; er gehorchte immer den Gesetzen, er gehorchte selbst jeder Obrigkeit, sobald diese sich der Macht bemächtigt und vom Volke anerkannt war; er hatte mehr das Vaterland im Auge. Und doch muß man sich gestehen, daß, wenn Carnot seinem Vaterlande gute Dienste geleistet, er dieses nicht *durch* seine Tugend, sondern *trotz* ihr getan, und daß jeder Schurke von Talent das gleiche mit gleichem Nutzen für die öffentliche Sache hätte vollbringen können. Es ist eigentlich selbst in unseren Tagen nicht das *Wesen* der Tugend, das man gering schätzt, sondern nur ihr *Schein*, weil er, mit allen Einrichtungen im Widerspruche stehend, sich lächerlich darstellt. Auch der reinste Ton klingt widerlich, wenn er sich in eine Harmonie mischt, die ihm fremd ist. Wenn Carnot, da er einst als Kriegsminister mit einer Lieferantengesellschaft einen Kontrakt für den Staat abgeschlossen, wenn dieser das in Frankreich bei solchen Anlässen immer üblich gewesene Geschenk nicht annimmt, einen Beutel mit dreitaußend Louisdors zurückgibt und man die Spitzbuben von Lieferanten ins Fäustchen lachen sieht, – wenn er ein anderes Mal unter der räuberischen Direktorialregierung von einer Summe, die ihm zu einer Amtsreise gegeben worden, nach seiner Rückkehr dasjenige Geld in den Staatsschatz zurückschickt, das ihm übriggeblieben – muß man dann nicht bei aller Bewunderung solcher Tugend etwas spötteln? Ein tugendhafter Bürger, der heute der öffentlichen Sache dienen will, bedarf einer größern Entsagung als

im Altertum, denn er muß ein Opfer bringen, das selbst der Tugend zu schwer fällt; er muß seine Ehrlichkeit mit der Maske der Spitzbüberei bedecken. Den erhabensten Charakter eines guten Bürgers und wie ihn die alten Zeiten nicht hatten, hat uns *Cooper* in seinem *Spion* aufgestellt. Viele andere haben für das allgemeine Wohl einen schmerzlichen Tod erduldet; aber Coopers Spion allein hat für sein Vaterland ein schmerzvolles Leben geführt!

Wie verzweifelnd die Lage Napoleons nach seiner Rückkehr von Elba gewesen, zeigt sich in nichts mehr, als daß er Carnot zum öffentlichen Dienste verwendete und ihn lieben und achten lernte. Aber solche Zeit der Not kann für alle Fürsten eintreten, und es wäre daher sehr weise, wenn sie in ihrem Schatze, unter ihren Kronjuwelen auch einige Seltenheiten von ehrlichen Menschen aufbewahrten und neben ihren geheimen Räten auch geheime *Widerräte* besoldeten. Die Höfe haben so viele Sinekur-Stellen – warum errichtet man nicht auch ein Ministerium der tugendhaften Angelegenheiten?

– Das Herz kömmt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und abends ist es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, schmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, es wäre besser ein Krebs sein, als Mensch und unter Menschen leben!

– Eine Kutsche fährt in den Hof; darauf ein Turm von Schachteln gebaut. Das ist ja prächtig, es sind Frauenzimmer! Ich lag mit meiner langen türkischen Pfeife am Fenster des ersten Stockes und klopfte mutwillig mit dem Pfeifenkopfe auf einen Hutsarg. Da war es mir, als flüsterte eine Geisterstimme zu mir hinauf: ich räche den Frevel! Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelstunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war zum Sterben vor Ungeduld. Man klopfte an meiner Türe,

ich wendete mich um, und als ich wieder hinaussah, war der Wagen leer, und der Nachzug eines grünen Schleiers schwebte ins Haus hinein. Wie heißt sie? frug ich den Wirt. – Madame Molli. – Wer ist ihr Mann? – Sie ist Witwe. – Witwe! sehr schön; aber eine Madame! Das ist schlimm. Ich besitze funfzig Komödien von Scribe, die ein vollständiges Linnéisches System von allen Witwengattungen in der Natur aufstellen. Aber Scribes Witwen sind alle von Adel: Frau von Coulanges, Gräfin von Rozières, Marquise von Depre. Wer lehrt mich mit einer bürgerlichen Witwe umgehen? Ich versuche es. Bin ich doch jetzt der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige interessante melancholische Züge in meinem Gesichte zurückgelassen, und die Weiber trösten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübsinnig mit verschränkten Armen, ohne zu grüßen, an ihr vorübergehen. Ich fülle meine Taschen mit Kreuzern und verteile sie rechts und links an die Dorfarmut. Ja, ich kann in einiger Entfernung von ihr meine Uhr unter dem Rocke hervorziehen, sie küssen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne, und sie wird es wohl für ein Medaillon ansehen. – Eine abwesende Geliebte? Oder ist sie tot? – O, das wirkt! Bei Weibern ist die Liebe so oft eine Tochter als die Mutter der Eifersucht. Und vor allen du, mächtige Göttin, siegreiche Langeweile – du zauberst ihr wohl etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vor. Aber wer mag die andere sein? Ihre Tochter? Nicht möglich. Warum nicht möglich? Ich weiß schon nicht mehr, was ich spreche. Ihre Schwester, ihre Cousine, ihre Freundin – gleichviel. Zwei, umso besser. Ich muß mich heute noch sehen lassen. Ihr Fenster geht nach dem Garten. Ich sitze in der Laube, lese Pfisters Geschichte der Deutschen und streiche eine Träne aus meinen Augen. Das Buch ist hellblau gebunden und kann etwas Romanti-

sches vorstellen. Sie bemerken mich gewiß. Heute sprechen sie von mir, morgen über mich, übermorgen mit mir, in drei Tagen zu mir. Schließ deine Rechnung mit dem Himmel, Witwe; dein Herz ist mein; kein Gott kann dich retten!

XIV.

Soden, den 27. Mai

Wo Weiber einkehren, da folgt auch bald Vokalmusik. Schon frühe morgens hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen *Conrad, Conrad* durch das Haus tönen. Die eine Stimme betonte die letzte Silbe und rief Con*rad*, die andere die erste und rief *Con*rad. Wie ungeduldig! Wenn das die Stimme der Witwe ist, wird sie mir viel zu schaffen machen. Ich bin aber auch für mein Alter noch ziemlich dumm. Ein erfahrner Mann würde eine Witwenstimme von hundert andern Stimmen unterscheiden; denn sie hat gewiß etwas Eigentümliches.
– Nein, Madame Molli ist nicht die Heftige. Ich begegnete ihr im Gange. Eine edle schlanke Gestalt mit etwas blassem Gesichte. Das ist eine schöne Blässe! Das schüchterne Blut meidet die freien Wangen; aber im häuslichen Herzen, da zeigt es sich freudenrot und liebeswarm.
Sie hat eine Art sich zu verneigen, die mir ungemein gut gefällt. Es ist, als wenn ein Lüftchen sich beugte, es ist, als wenn uns eine Blume begrüßte.
– Während die Frauenzimmer ausgegangen waren, trat ich in das offenstehende Zimmer, worin das Mädchen säuberte. Dreizehn ausgeleerte Wasserflaschen standen umher. Ich stellte sie in Reihe und Glied vier Flaschen hoch, und die dreizehnte als Lieutenantin voraus. Kämen sie nur zurück und sähen die Parade!
Sie haben auch Bücher. Die Stunden der Andacht. Was schadet's? Der Tag hat vierundzwanzig Stunden und Zeit für alles. Heines Reisebilder. Ossian. Volneys Rui-

nen, aus der Leihbibliothek. Ist das Ernst oder glaubten sie, es sei eine Räubergeschichte? Abraham a Sancta Clara. Das wunderte mich etwas von Frauenzimmern, die dreizehn Flaschen Wasser verbrauchen: jeder Humor hat doch etwas Unreinliches. Laßt die Toten ruhen, von Raupach. Uhlands Gedichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, so laß ich mir es gefallen! Das ist auch alte Zeit; aber sie ist kindlich, nicht kindisch; sie ist heiter, keift nicht mit der Jugend, sondern spielt mit ihr. Das ist auch süße Minne; aber süß wie Zucker, nicht wie Sirup. Das sind auch treue Bürger; aber demütig sind sie nicht. Das sind auch mutige Ritter; aber hochmütig sind sie nicht. Das ist auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie kalte Sterne, er strahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigste Hütte. Golden und warm ist Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand.

– Habe Goethes westöstlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit *Verstand* lesen; mit *Herz* habe ich es früher einmal versucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Aulischen Werther ausgenommen, den er geschrieben, sich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein beispielloses Glück mußte sich zu dem seltenen Talente dieses Mannes gesellen, daß er sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben!

Nein, das sind keine Weingesänge, das sind keine Liebeslieder! Das sind keine losen, das sind feste Gedichte. Wohl anmutig säuselt die Luft durch Zweige und Blätter und schüttelt sie freundlich; aber den starren Stamm bewegt sie nicht. Was wurzelt, ist halb der Nacht, halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientalisch dichten? Gefangene sind jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinaussingen in

die kühle Luft. Das Lied ist leicht, das Herz ist schwer. Selbst Salomon seufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie mochten erst seine Sklaven lieben und trinken!
Von den Orientalen stammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe war in ihren despotischen Herrschern ihnen näher geführt als den freien Abendländern. Ihre Poesie ist kindlich, weil aufgewachsen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindisch aus Furcht.
Das zahme Dienen trotzigen Herrschern hat sich Goethe unter allen Kostbarkeiten des orientalischen Bazars am begierigsten angeeignet. Alles andere *fand* er, dieses *suchte* er; Goethe ist der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.
Goethes Stil ist zart und reinlich: darum gefällt er. Er ist vornehm: darum wird er geachtet – von andern. Ich aber untersuchte, ob die so glatte Haut Kraft und Gesundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Goethe hat etwas Würdiges, aber diese Würde kömmt nicht von seiner Herrlichkeit, sondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König hat er schlau und wohlbedacht alles berechnet und angeordnet, statt *Ehrfurcht*, dieses ursprüngliche Gefühl, welches die gottentsprungene Macht erweckte, *Ehre* und *Furcht* zu erzwingen. Genug für die, welchen solche Huldigung genug ist; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch, wenn es uns um die Augen flittert, lassen wir uns doch nicht verblenden; stutzen wir auch, wenn machtgewohnte Mienen und Worte uns engegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo ist das Recht?
Goethe spricht langsam, leise, ruhig und kalt. Die dumme scheinbeherrschte Menge preist das hoch. Der Langsame ist ihr bedächtig, der Leise bescheiden, der Ruhige

gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es ist alles anders. Der Mutige ist laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Entschiedene schnell. Wer auf dem schwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancierstange der Überlegung; doch wer auf dem festen Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängstlich seine Schritte ab und schweift mit seinen Gedanken nach Lust umher. Seht euch vor mit allen, die so ruhig und sicher sprechen! Sie sind ruhig aus Unruhe, scheinen sicher, weil sie sich unsicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden und zweifelt, wenn man Glauben gebietet. Goethes Lehrstil beleidigt jeden freien Mann. Unter allem, was er spricht, steht: *tel est notre plaisir;* Goethe ist anmaßend oder ein Pedant, vielleicht beides.

Goethes Gedanken sind alle ummauert und befestigt. Er selbst will, sein Leser kann nicht mehr hinaus, sobald er in sie eingedrungen. Das Tor schließt sich hinter ihm, er ist gefangen. Goethe, weil er beschränkt ist, beschränkt. Das Umflattern der Phantasie, der eigenen wie der fremden, belästigt ihn; er stutzt sie, und der flügellahme Leser preist einen Dichter hoch, zu dem er sich nicht zu erheben braucht, weil er so gütig ist, auf gleichem Boden mit ihm zu stehen.

Goethe verbietet, ja selbst dem Eigenwilligsten verhindert er das Selbstdenken. Und sage man nicht: es geschieht, weil er den Gegenstand bis auf den Grund ausschöpft, weil er der Wahrheit höchste Spitze erreicht. Der menschenliebende, gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf seine feurigen Flügel hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann senkt er sich, auch seine andern Kinder zu heben; uns aber zieht die Sonne an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, so ist es, weil er den irdischen Dunstkreis nicht verließ. Der wahre Dichter schafft seinen Leser zum Gedichte, das ihn selbst überflügelt. Wer nicht dieses vermag, dem

ist nichts gelungen. Ein Gesell zieht er Gesellen an; aber er ist kein Meister und bildet keinen.

XV.

Soden, den 30. Mai

Was mich in Paris am meisten ansprach, war die Vermischung der Stände. Ich sah in *einem* Glase alle Bestandteile der bürgerlichen Gesellschaft vereinigt: das zog sich an, stieß sich ab, gärte, zischte, schäumte, und am Ende mußte jeder von seiner Natur etwas ablassen und von der fremden etwas annehmen. Ich sah das Leben einmal auf dem nassen Wege, ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht bloß dieser chemische Prozeß machte mir Freude, sondern auch so mancher unauflösliche Deutsche, der daran keine Freude fand. Von den vielen unter uns, die keinen neben sich dulden können und die, wenn sie keinen Herrn vor sich und keinen Diener hinter sich haben, sich für verlorne Menschen halten und wimmern – traf ich mehrere in den Pariser Gesellschaften. In ihrer Angst, die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirrwarre aufzufinden, wußten sie gar nicht, wo sie sich hinwenden sollten, und gleich einer vom Wasserstrudel ergriffenen Nußschale drehten sie sich um sich selbst und kamen nicht von der Stelle. Diesen gefiel es gar nicht in Paris, und sie waren recht froh, als sie wieder nach Hause kamen, jeder in seine heimatliche Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Es trat einmal ein deutscher Freund noch spät abends mit lautem Lachen in mein Zimmer und erzählte mir: er habe bei Lafitte zu Mittage gegessen und unter den Fremden wäre auch ein halbes Dutzend Frankfurter Bankiers gewesen, zur Hälfte christlichen, zur Hälfte jüdischen Glaubens. Lafitte dachte seinen Frankfurter

Gästen keine größere Artigkeit erzeugen zu können, als wenn er sie alle nebeneinander setzte, und so kam durch eine fürchterliche Erderschütterung ein Frankfurter christlicher Kaufmann neben einem jüdischen zu sitzen. Die Christen verloren alle Haltung, rutschten auf ihren Stühlen unruhig hin und her und bekamen Zuckungen in den Ellenbogen. Zuletzt aber brach die auf Lebenszeit eingesperrte Artigkeit gegen Juden in der Verzweiflung durch und warf alles vor sich nieder. Der eine Jude, ein neckischer Mensch, versuchte mehrere Male seinen christlichen Nachbar zur Besinnung zu bringen und ihn durch das einfache Mittel, daß er ihn um den Schinkenteller bat, gelind daran zu erinnern, wer sie beide eigentlich wären und was sie unterscheide. Aber es half alles nichts, die Christen in ihrem Taumel blieben höflich den ganzen Abend. Ja nach dem Essen nahm jeder seinen jüdischen Landsmann unter den Arm, ging mit ihm im Kaffeesaale auf und ab und erkundigte sich auf das freundschaftlichste nach dem Befinden der *Kanzen* und *Restanten*.

Ein anderes Begegnis hatte ich in Paris mit einem deutschen Baron. Zwischen Edelleuten und Bürgerlichen alles gleich gesetzt: Herz, Geist, Bildung, Sitte, ziehe ich den Umgang des Edelmanns dem des Bürgerlichen vor, wie den Sonntag dem Wochentage. Beim Bürgerlichen ist alles Geschäft, selbst das Vergnügen; beim Edelmanne alles Vergnügen, selbst das Geschäft. Ich hasse daher keinen Edelmann, ich hasse nur *alle* Edelleute, und nicht wegen ihrer Fehler, die wir Bürgerlichen ja auch haben, sondern wegen ihrer schönen Eigenschaften, die sie ihren Vorrechten verdanken.

Jemand lieb' ich, das ist nötig;
Niemand hass' ich; soll ich hassen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Hasse gleich in ganzen Massen.

Aber jenen Baron hasse ich nicht bloß massiv, sondern auch insbesondere. Er war ein Prototyp von Hochmut, und dem Hochmute gegenüber bin ich ein Prototyp von Ungeduld. Ich lernte ihn in den Bädern von Ems kennen, und er mich. Bei Tische häufte er einmal Knochen auf einen Teller, rief seinen Bedienten herbei und befahl ihm laut vor zweihundert Menschen, er solle das dem Hunde bringen. Der junge Bauerssohn hatte mehr Ehre als der Edelmann und ward rot vor Scham. Ich ward blaß vor Ärger, häufte auch von meinen Resten einen Teller voll, reichte ihn dem Bedienten und sagte: Ich hoffe, der Hund werde auch bürgerliche Knochen nicht verschmähen. Der Baron schwieg ganz still. *„Il n'y a pas de réparation"* – hörte ich einmal im Konzerte zu Frankfurt eine alte Gräfin zu einem jungen Gesandtschaftsattaché sagen, als er ihr mit Lachen erzählte, es habe ihn soeben jemand einen Schlingel geheißen, weil er einen Stuhl habe wegziehen wollen, auf den sich *„sa bourgeoise"* gelehnt.

Zu gleicher Zeit befand sich ein Hofrat in Ems, der die närrische Leidenschaft hatte, nach den Wappensiegeln aller adeligen Familien zu jagen. Er drängte sich an jeden Edelmann und kroch so lange an ihm herum und bettelte, bis ihm der gnädige Herr sein Petschaft rot oder gelb abdruckte. Er nannte jeden Edelmann einen Baron, jeden Baron einen Grafen, zu jedem Grafen sagte er Ew. Erlaucht, und zu jeder Erlaucht Ew. Durchlaucht. So kam er auch in meiner Gegenwart zum Baron, der von alter Familie war, fragte ihn nach den Verzweigungen seines Geschlechts und bat gehorsamst um ein Siegel. Der Baron sagte es ihm mit Vergnügen zu, worüber ihm aber seine Zigarre verlöschte. Der dankbare Großsiegelbewahrer flog nach dem Lichte und brachte einen brennenden Fidibus zurück. Bei dieser Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, mich etwas über adlige Wappen lustig

zu machen und fragte unter andern: woher es käme, daß meistens Vieh darauf vorkomme? Man sollte glauben, meinte ich, die Stifter der edlen Familien seien alle Viehhändler, Jäger oder Menageriewärter gewesen. Das wäre wohl leicht möglich – bemerkte ein anderer Plebejer, der noch naseweiser war als ich. Der Baron nahm uns das sehr übel; aber sprach kein Wörtchen. Was wollte er tun? *Il n'y a pas de réparation* zwischen einem Bürger und einem Edelmanne.

Der Baron war sehr kränklich und für seine Gesundheit noch ängstlicher besorgt, als nötig war. Er scheute die freie Luft, den Wind, die Sonne, die Nähe des Flusses, war jeden Abend um sieben Uhr schon in seinem Zimmer und schloß die Fenster präzise mit Sonnenuntergang. Er war besonders auf seinen Kopf bedacht, den er selbst bei Tische mit einem roten ledernen Jakobinermützchen bedeckt hielt und mit dessen schwarzer Troddel er etwas kokettierte. Nun geschah es, daß der Herzog von Clarence, der damals in Ems war, zu Ehren einer jungen und schönen Prinzessin ein kleines Fest im Freien gab. Alle Edelleute unter den Badegästen waren dazu eingeladen. Meinen Baron hatte man vergessen, er war in Verzweiflung. Als endlich um zwei Uhr mittags noch keine Einladung gekommen, ging er in den Garten zum Badekommissär, der die Einladungsliste für den Herzog verfertigt hatte, und fragte ihn, warum er allein zurückgeblieben sei? Der Kommissär entschuldigte sich, und als gerade ein Lakai des Herzogs die Straße heraufkam, ging er ihm entgegen, zog den Hut vor ihm ab und bat ihn höflichst, gegenwärtigen vergessenen Baron nachträglich zu seiner Hoheit einzuladen. Der Lakai fragte nach seiner Wohnung, der Baron erwiderte, er ginge eben nach Hause, ging wirklich dahin, und der Lakai folgte ihm. Als er unter der Türe seiner Wohnung gekommen, blieb er stehen, drehte sich um und ließ sich einladen. Ich

bewunderte die chinesische Geistesgegenwart sowohl des Lakaien als des Barons.
Die Gesellschaft des Herzogs wurde im Garten der *vier Türme* gehalten, der zwischen der staubigen Landstraße und dem zugluftigen Flusse liegt. Ich unter vielen andern Maulaffen stand vor der Gartenmauer und sah der Herrlichkeit zu. Es war lauter edler Pathos und keine einzige *phthisis ignobilis* dabei. Ich konnte mir gar nicht erklären, wie eine hochgeborne Brust die Schwindsucht bekommen könne, und der vorübergehende Brunnenarzt, dessen Weisheit ich in Anspruch nahm, sah sich erschrocken um und fragte mich, ob ich des Teufels wäre? Der Herzog hatte den Hut auf, alle übrigen Herren, selbst kleine regierende Fürsten waren unbedeckt, mit dem Hinterkopfe der sengenden Julisonne, mit dem Vorderkopfe der windigen Lahn bloßgestellt. So standen sie zwei Stunden lang regungslos wie die Hermen; sie machten keinen Schritt. Die Prinzessin, eine liebenswürdige und lebhafte Dame, ging umher und wechselte einige Worte mit den Gästen; aber an unseren Baron kam diese Ehre nicht. Ich war vor Erstaunen außer mir, daß ein so kranker und ängstlicher Mensch seine Gesundheit und Ruhe einer fruchtlosen Eitelkeit aufopfern und sich in eine Gesellschaft einbetteln mochte, in der er so wenig bemerkt wurde als ich, der ich außen stand. Aus Schadenfreude drückte ich den Hut recht fest in den Kopf hinein und hielt das Schnupftuch vor dem Munde, um an die Gefahr des Staubes und des Windes zu erinnern. Der Baron stand hinter der Gartenmauer, mir ganz nahe, bemerkte meine diätetischen Maßregeln und sah mich mit neidischen und kummervollen Blicken an. Den andern Tag war er krank, ernsthaft oder in der Einbildung, und blieb im Bette.
Diesen Baron fand ich in Paris in der Abendgesellschaft einer Herzogin. Als ich bei meiner Runde ihn bemerkte,

ging ich artig, ja freundschaftlich auf ihn zu, wie man sich in der Fremde immer freut, auch dem gleichgültigsten Bekannten zu begegnen. Er aber, als wäre er in einem deutschen Bade, wo sich die Adligen von den Bürgerlichen absondern, als hätten sie die Krätze – sie oder sie – wendete sich um und wollte mich nicht gesehen haben. Ich kam gerade aus dem *Varietés* und war voll der schönsten Malicen. Ich machte eine halbe Tour um den Baron, bis ich seinem Gesichte gegenüber kam, reichte ihm die Hand und sagte: *mon cher Baron*, ich bin ungemein erfreut, Sie hier zu finden. Dann *moncherte* ich ihn den ganzen Abend sehr laut und wich ihm nicht von der Seite. Als die Partien arrangiert wurden, zwang ich ihn, Ecarté mit mir zu spielen. Die Herzogin kam auf einige Minuten an unseren Tisch. Ich stand auf, nahm den Baron bei der Hand und sagte: Ich empfehle diesen Freund und Landsmann Ihrer Güte; er ist nach mir der liebenswürdigste aller Deutschen. „Sie sind sehr bescheiden“ – erwiderte die Herzogin Ich durfte mir aber schmeicheln, daß dieser Fächerschlag dem Baron gegolten und nicht mir. Der Baron war so entzückt und verwirrt, als die Herzogin mit ihm sprach, obzwar deren Adel zwanzig Jahre jünger war als sie selbst, daß er, ohne es zu bemerken, mit dem Arme eine seiner vier Marken wegschob. Dadurch überholte ich ihn im nächsten Spiele, und er verlor die Partie, welches mir große Freude machte.

X

Kritiken und Aufsätze nach 1830

1.

Rettung

[Auteuil 1834]

Es war im Mai, an einem jener schönen Tage, wo der Mensch und die Natur ihre Schwüre wechseln, die geschmückte Braut uns mit tausend Reizen umschlingt und die Sorgen von der Stirne, den Kummer aus dem Herzen schmeichelt und unsere Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt und mit Blumen unsre Zukunft. Jeder Atemzug ist ein Kuß, zurückgegeben vom Balsamhauch der Luft. Der Himmel regnet sein Licht herab, und die warmen goldnen Tropfen fallen von den Bäumen auf die Erde nieder, und tausend Gräser und Würmchen, tausend Käfer und Blumen laben sich daran.
Ich saß unter einer Eiche im Gehölze von Boulogne. Der alte Baum, ein erfahrner, geschwätziger Nestor, sagte mir viele weise Dinge und erzählte mir viele traurige und lustige Geschichten von andern Menschen, die zu seinen Füßen gelegen, geliebt und gescherzt, geweint und gesungen, und von einem Betteljungen, der in seinem Schatten jauchzend einen gefundenen Pfefferkuchen verzehrt und dann König geworden und sorgenvoll von goldenen Schüsseln gespeist. Ich horchte der Weisheit und der Erfahrung. Aber die Nachtigall im Gebüsche spottete bald mit ihren blühenden Liedern die welke Vergangenheit fort, und ich verließ die Weisheit und die Erfahrung und folgte der Schönheit und der Hoffnung.
Kinder mit rosenlächelndem Gesichte spielten in meiner Nähe zu den Füßen ihrer Mutter, Wanderlehrlinge, und so oft ihre kleinen Schritte schwankten, war es wie Blumen, die der Wind bewegt.

Jetzt jagten schöne stolze Frauen auf mutigen Pferden von huldigenden Männern begleitet durch den Wald. Reitet schnell, denn die Freude ist noch schneller als das Pferd; bald überholt sie euch!
Aber ein altes dürftiges Weib sah den Reitern mit ihren angelaufenen gläsernen Augen nach und seufzte. Sie saß auf einem Erdhügel vor dem großen Kamine des Frühlings, in dem die Sonne brennt – seit sechs Monaten das erste Feuer, das sie nicht mit Hunger bezahlt. Ach! so lange die armen Leute ihren Frost stillen, schreit ihr Hunger; sie verbrennen Brot, die armen Leute! Muß denn das so sein?
Muß denn das sein? . . . Ich hob das Buch von der Erde auf, das meinen Händen entfallen war, ein neues Buch, erst an diesem Tage erschienen, das man mir aus der Stadt geschickt. Und indem ich beschäftigt war, seine Blätter aufzuschneiden, kam mir etwas in den Sinn, das zugleich lächerlich und traurig war. So sitzt der Mensch auf der Erde, mit dem Buche des Schicksals in seinen Händen, das am ersten Tage der Schöpfung schon geschrieben war. Und der Mensch trennt dessen zusammengefalteten Blätter und liest darin, und jede Seite ist ihm ein Jahr, jeder Band ein Jahrhundert, und was er gelesen, ist seine Vergangenheit, was noch nicht, seine Zukunft. Und lesen nennt er leben, und das Buch glaubt er selbst geschrieben, die Geschichten darin selbst getan zu haben; und er ist stolz und dünkt sich groß und dünkt sich weise, weil er – lesen gelernt. Es wäre kindisch; aber ach! das Buch ist mit Blut geschrieben, und das Schneidemesser [ist] ein Schwert, und der Mensch ist ein Teufel.
Wie gütig ist die Natur, wie kurz ihr Zorn, wie schnell ihre Versöhnung! Und sie zürnt nur, um ihre Liebe zu würzen. Wie bald schmilzt ihr rauher Frost in den Tautränen des Frühlings hin! Es sind wenige Tage, da stürmte

noch der Himmel und fuhr den Menschen hart an; und jetzt lächelt er ihm wieder und bittet dem Menschen alle Kränkungen ab, die er – von ihm empfangen!
Aber der Mensch! Wann kömmt der Mai der Völker? Hier zürnt ein König schon viele Tage, und immer düsterer wird der Himmel, immer nächtlicher der Tag dieses Landes. Dort geifern erboste Fürsten schon fünf Jahreszeiten, und sie drohen immer noch, strafen immer noch nicht, froh ihrer schleichenden Rache, froh der bangen Erwartung. Und sie wetzen immer noch ihren Haß und finden ihn immer noch nicht scharf genug.
Der Himmel, auch wenn sein Herz erkaltet, schneit seine leichte[n] Flocken, eine nach der andern, auf die Erde nieder, daß er seinen Menschen nicht zu wehe tue; aber die Fürsten, diese Affen des großen Gottes, häufen tükkisch Flocke auf Flocke, bis sie zur Lawine werden, dann stürzen sei ihren Zorn herab, und Völker werden darunter begraben.
Wende deinen unschuldsvollen Blick von mir, du holdes Kind; ich kann nicht mehr lieben, noch nicht. Ihr Nachtigallen, singt dem Schäferknaben; euere goldne Töne finden keinen Widerklang in meinem Ohr; es horcht nach dem Donner der Schlacht. Säuselt mir keine Ruhe herab, ihr Wipfel! Ich kann nicht rasten, ich habe keinen Frieden, solange die Würger der Menschheit aufrecht stehen.
Dort auf der Landstraße kommen von St. Cloud her des Königs rote Lanzenreuter. Staubwolken umwirbeln den langen Zug, und wenn durch eine geöffnete Wolke der rote Schein der Röcke dringt, ist es wie der Blitz des Geschützes durch Pulverdampf. Nebel und Blut, Trug und Gewalt!
Im Frühlinge werden alle Söldlinge in den Waffen geübt und gemustert. Die Fürsten wissen, es wird eine Zeit kommen, wo sie wieder hassen und morden – sie kennen

ihr Herz. Königen blüht kein Frühling, ihnen singt keine Nachtigall, sie haben keine Kinder, sie haben nur Erben und Sklaven.

Wann kömmt der Mai der Völker? Wie lange noch wird ihr Winter dauern?

Ich verzweifle nie, zweifle selten. Nie lästerte ich, wie viele: es ist keine Hülfe! Nie fragte ich: wird Hülfe kommen? Aber ich frage oft: woher kömmt uns Hülfe? Auf welchem Wege naht sie uns?

Und sie kam, die Hülfe, und der Weg ward mir gezeigt, auf dem sie nahte, und schon ihr fernes Licht erwärmte mich, und mein Herz jubelt maitrunken. Und ich küßte das Buch, das uns Gott gesandt: „*De Lamennais* Worte eines Gläubigen", und der Zeiten gedenkend und der Zeit vergessend, las ich das Buch zu Ende. Die Sonne sank, der Abend dämmerte, und je tiefer die Sonne sank, je höher stieg meine Hoffnung, und je dunkler der Abend dämmerte, je heller ward es in mir.

Die Wehen der Zeit wurden immer stärker, und als es not war, daß ein Geburtshelfer käme, schickte ihn uns der Himmel.

Wahrlich, dieses Buch ist ein goldner Schlüssel, der tausend stillstehende Herzen in Bewegung setzen, tausend abgelaufenen Geistern wieder Leben gegeben wird. Und was edle Menschen geträumt, werden sie erwachend als wahr erkennen und es fassen. Und was gute Menschen geglaubt, wird ihnen zum Wissen und mit Zahlen, Maß und Gewicht ihr bestimmtes, sicheres, zu schätzendes Eigentum werden. Und das kalte, bleiche, tote Wissen der Schriftgelehrten wird sich aus seinem Buchsarge erheben und, von der Liebe angehaucht, zu Fleisch und Blut werden und lebend unter den Lebendigen umherwandeln und nicht länger als ein Gespenst die Unwissenheit und den Aberglauben erschrecken.

Gepriesen sei *De Lamennais*, der uns den Nervenlauf

der menschlichen Leiden gezeigt und den kranken Völkern eine weise Lebensordnung vorgeschrieben. Gepriesen sei er, daß er uns die listigen Geheimnisse des großen Schachspiels aufgedeckt und das Volk belehrt, wie es nur eines leichten Griffes mit seiner breiten Hand bedürfe, das tote Königsspiel über den Haufen zu werfen und dann auf befreiten Feldern Korn, Früchte und Blumen zu säen.

Jetzt faßt nur eure gewaltigen Beschlüsse, ihr weisen Fürstneräte in Wien! Mit der Vollmacht des Himmels in der Hand, werden wir mit euch rechten, und mit unserm Rechte in der Hand gegen euch kämpfen. Ihr habt des ersten und des zweiten Testaments gespottet, dieses dritten lacht ihr nicht.

Das aber wird das Schicksal dieses Buches sein, und so wird es kommen. Wenn sein Licht in die dunklen Gewölbe der Klöster, zwischen die Mauern der lichtkargen Kirchen, in die Schlafzimmer der Fürsten und Staatsmänner dringt, werden die Fledermäuse und Eulen aufflattern, und die schlafenden Völkerwächter werden erwachen und erbost sein, daß man sie aus dem Schlafe geweckt. Dann werden sie nach ihren Nachtwächtern senden, daß sie das ruhestörende Buch gefangen nehmen. Die Mächtigen und die Reichen, die das Buch gelesen, werden es verwünschen. Der Adel der Gelehrten wird es verspotten. Manchen unter den Gebildeten würde es gefallen, wäre nur keine Religion darin; aber mit etwas Glauben ist ihnen auch das kostbarste Wissen zu teuer bezahlt. Nach einiger Zeit wird man nicht mehr von dem Buche sprechen und es vergessen. Und jezt beginnt seine Wirkung. Es wird in das Volk dringen, sich unter dem Volke verbreiten, von Hütte zu Hütte, von Hand zu Hand. Und sein Wort wird von Mund zu Mund, seine Lehren von Ohr zu Ohr, sein Licht von Aug zu Auge wandern. Und Millionen werden erstaunen, daß sie erst

jetzt erkennen, was seit Jahrhunderten unter ihren Augen gewesen. Und Millionen werden erstaunen, daß sie erst jetzt bedenken, was sie schon längst gewußt. Und dann wird sich ein Herz an das andere, eine Hand an die andere ketten. Und die Kette wird immer länger und länger werden, bis das Volk seinen Riesenkreis geschlossen und ihr umringt seid. Dann rettet nichts mehr:

Das Tier, das von Fleisch und Blut lebt

und die Welt atmet frei.

2.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde

[Auteuil 1835]

Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängstigten?

Goethes Prometheus

Die mißtrauische Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging sogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geständnis der Verfasserin las, daß sie an orthographischen Fehlern leide und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wisse. Bei einer gebildeten Frau ist die Unorthographie die Blüte weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder anderen Sprache geschrieben, selbst in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur der Engländer und Franzosen würden diese Briefe eines Kindes die höchste Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutsches Werk sind sie von noch größerer Bedeutung. Ist es doch das erste Mal, daß wir deutschen Geist, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offener See, bei günstigem Winde, mit geschwellten Segeln stolz dahin fahren sehen! Soll uns das nicht freudig überraschen,

uns, die wir die deutschen Schiffe nur immer im Hafen sahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos? Und Goethe ist der Anker dieses Schiffes! Bettine würde sagen: er ist mein Polarstern, mein Magnet und mein Steuermann. Geschwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Goethe ist der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, schwere und träge Eisen, sooft das Schiff ausgeschlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewisse, getragen von dem Schwankenden, unter sich den Abgrund, hinter sich die Launen des Windes; und alles ohne Ramen, ohne Farbe, ohne Gestaltung!

Betet dieses Kind an, denn der Himmel ist in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettine ist nicht Goethes Engel, sie ist seine Rachefurie.

Einst vor vielen Jahren schmolz wieder einmal der Schnee in unsrem rauhen Lande, und die Herzen wurde wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen sprossenden Geistern einer hervor, mit tausend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter sprachen: Diesen Dichter wollen wir ehren durch unsre Gunst, denn er wird uns verherrlichen, uns und sein Vaterland, und sein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch seiner gedenken in unsrer Höhe. Sie sendeten dem Dichter einen ihrer vertrautesten Geister herab, ein holdes zaubrisches Wesen, das sich in irdischer Gestalt ihm näherte. Die schönsten Blumen, die süßesten Früchte brachte sie ihm. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte und sang ihm vor mit Harfenstimme von ihrem Heimatlande, wohin sie ihn zu führen versprach. Goethe fühlte sich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Goethe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulnis war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber

liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Hasse erkannte er allein das Leben.
Goethe schlug Mignon tot mit seiner Leier und begrub sie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den schönsten Liedern. Die Tote versprach er sich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit und Umständen, und so oft ihn die Optik, Karlsbad und seine gnädigste Herrschaft nicht in Anspruch nähmen.
Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte sie, dann ließ sie ihre Hülle sinken und entschwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief sie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunst der Götter verschmäht! Du hast mich nicht geliebt als Jüngling, so sollst du mich lieben als Greis; du hast mich nicht umarmt in den Tagen deiner Kraft, so sollst du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du hast mich von dir gestoßen, da ich deine Lust wollte sein, du sollst mich an deine Brust drücken, wenn ich deine Qual werde sein. Lebe nur fort in Hochmut und Todesfurcht, einst erscheine ich dir wieder.
Und wie sie gedroht, vollstreckte sie. Nach vierzig Jahren kam sie wieder und nannte sich Bettine. Sie liebte ihn, und er glaubte, sie spotte seiner; er liebte sie, und sie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war sehr unglücklich.
Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer solchen, wie sie in Deutschland keiner findet; dort, wo für jede Loge ein eignes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlte es ihr, sonst wären ihre Briefe den interessantesten französischen Memoiren zu vergleichen, und wir hätten eine deutsche Sévigné, nur verschönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüts, welche die deutsche Nation über die französische erheben. Die Verfasserin hat ein merkwürdig[e]s Talent zu porträtieren, sowohl Zeiten als

Menschen, welches sich mit ihrem nationellen Talente zu idealisieren gar wohl verträgt. Es wäre gut, sie gründete eine Unterrichtsanstalt für die historischen Professoren der deutschen Universitäten, welche die Kunst besitzen, sehr gute Geschichtsbücher zu schreiben, aber nicht die Kunst, sie lesen zu machen. Es wäre eine Kochschule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Viktualien der deutschen Literatur alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben sei, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.
Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie eine in Frankfurt Geborne diese Freiheit des Geistes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflösung des Rätsels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, sie gehörte zu den unterdrückten Volksklassen, sie war also Weltbürgerin, und dieses bewahrte sie vor der Engherzigkeit und der Philisterei, von der sich der Protestant Goethe, dessen Familie zur herrschenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Goethe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant und seine Familie war ratsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niedern Leidenschaften der Talbewohner — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrecht, und er geiferte gegen die *„Humanitätssalbader“*, die den Juden das Wort sprächen. Ja, der Gott ärgerte sich und geiferte, und das Kind Bettine mußte ihm weiche Umschläge auf sein gichtisches Herz

legen und ihn beschwichtigen wie einen leidenden mürrischen Onkel!

Bettine liebte Goethe wie einst Petrarca seine Laura; sie liebten beide nur die Liebe. Bettine kniete nicht vor Goethe, sie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Goethe war König, nicht der gemeinen, noch der vornehmen Geister, sondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literarischen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoisten; verschmähend alles, was allen, hassend das, was den Besten gefiel. Er beschützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ sich von ihr bewachen.

Er schrieb dem Kinde: „Dein Malen des Erlebten samt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was Dir Dein witziger Dämon eingibt, sind wahre Originalskizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verleugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich Dir danke." Wenn Goethe für *Originalskizzen* dankt, kann niemand an der Aufrichtigkeit seines Dankes zweifeln. Wären diese Briefe nicht Originalskizzen gewesen, sondern an alle geschrieben, gedruckt, dann hätte sie Goethe unleidlich gefunden. Daß er sie, selbst in ihrer ausschließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verstanden, mußte er in seinem Geiste, wir zweifeln nicht daran, sie als *orientalische Poesie* angesehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieser Vorstellung begreiflich und verzeihlich. Diese Weise der Anschauung und des Urteils war begründet in Goethes innerster Natur. Feuer, das nichts verzehrte, Licht, das nichts beleuchtete, Wärme, die nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der Kälte, die sondern und sperren, sah er allein das Leben. Stoffloses

Feuer, farbenloses Licht waren seinem Herzen unverständlich und seinem Verstande, seiner Wißbegierde nur als eine Seltsamkeit wert, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sévigné, als einst Ludwig XIV. einen Menuett mit ihr getanzt, rief begeistert aus: es ist doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Personen Goethe groß gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er einen Briefmenuett mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eiteln Enthusiasten gehörte Bettine nicht; sie hatte ein zu großes Herz um eitel zu sein. Aber wie konnte sie Goethen lieben und bewundern? Es ist das Geheimnis der Apokalypse, man kann hundert Auslegungen versuchen, und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettine hatte einen bewunderungswürdigen Höhesinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Goethen hinauf wie an Türmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte, die Höhe hätte sie geschaffen.

Es geschah gar nicht selten, daß Bettine von ihrer Begeisterung für Goethe herabstürzte, aber nach ihrer Katzennatur fiel sie immer auf die Beine, und sie tat sich nicht zu weh.

Da ihr Herz heller auf loderte so oft Goethe es berührte, wähnte sie, von ihm käme seine Glut. Und doch war es nichts anderes, als daß er Wasser in ihre Flamme sprützte. Wenn aber der Kälte zuviel kam, die Glut dämpfend statt anzufachen, dann kam Bettine zur Besinnung, und sie erkannte Goethen, und sie pochte mit ihrer Kindeshand zornig an seine eiserne Brust.

Wem hätte Goethe nicht wehe getan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tausende er-

quicken, wenn sie folgendes lesen, was Bettine, überwältigt von ihrer sich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Goethe schrieb. Kinder sagen die Wahrheit und Narren verbreiten sie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit diesem Kinde, ein Narr mit dieser Närrin?

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde; die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, hab' ich aufgeschrieben für Dich. Die Leute sagen, Du wendest Dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern ist, gerne ab; wende Dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie grade im letzten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Bei der Hand möchte ich Dich nehmen und weit wegführen, daß Du Dich besinnen solltest über mich, daß ich Dir in Deinen Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem Du nachspürst, wie z. B. einem Intermaxillarknochen, über den Du Dein Recht in so eifriger Korrespondenz gegen Sömmering behauptet; sag mir aufrichtig, werde ich Dir so wichtig sein als ein solcher toter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meister sagen: Komm, flüchte Dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tirolern, dort wollen wir unser Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergessen, und alle Deine Liebsten müßten denn mit ihren Prätensionen und höhern Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wiederkommen, so wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht sein und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor Deinem sonnenverbrannten Marsantlitze schaudern."

„Ja, ich glaub's, daß ich Dir lieb bin, trotz Deinem kalten Brief; aber wenn Deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging und Du bliebst ohne Kunst und ohne feines

Taktgefühl, so ganz wie Dich Gott geschaffen hat, in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankömmt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn getan hab."

„Ach, Du hast einen eignen Geschmack an Frauen. Werthers Lotte hat mich nie erbaut. So geht mir's auch mit Wilhelm Meister; da sind mir alle Frauen zuwider, ich möchte sie alle zum Tempel hinausjagen."

„Ach Goethe, laß Dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, Du müßtest sie verstehen und würdigen; ergib Dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit Deinem Begriff. Was willst Du alles Göttliche ordnen und verstehen, wo's herkömmt und hinwill?"

„Ja, das hat Christian Schlosser gesagt: Du verstündest keine Musik, Du fürchtetest Dich vor dem Tod und habest keine Religion." Und in einem langen herrlichen Briefe über Musik erzählt Bettine, sooft sie spiele oder singe, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteste, freudendurchdrungenste Mitgefühl. Dann spricht sie fortfahrend zu Goethe: „Diese beiden kleinen Tierchen haben sich der Musik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem sie ihre Existenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und Du, der sich bewegt fühlt durch die ewige[n] Wellen des Göttlichen in Dir, Du habest keine Religion? Du, dessen Werke, dessen Gedanken immer an die Muse gerichtet sind, Du lebtest nicht im Element der Erhöhung, der Vermittelung mit Gott!"

„Du bist ein koketter zierlicher Schreiber, aber Du bist ein harter Mann; die ganze schöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung – das alles rührt Dich nicht, so freundlich Du bist, so kalt bist Du auch."

Einmal schickte Bettine Liebesäpfel an Goethe. Darauf

schrieb er ihr: er habe sie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, ans Fenster in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angestellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte diesen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch so gern Geschenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er so gern Geschenke nahm, ja oft erbettelte; Goethe war der ärmste Mann seines Landes und seiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er besaß, und er besaß nur, was unter seinen Augen stand, was er mit den Händen fassen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantasie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnsucht, keine Gläubigkeit. Gott selbst hätte ihm einen Wechsel auf eine Million, zahlbar in vier Wochen, ausstellen können, er hätte den Wechsel für einen Dukaten verkauft.

Wie konnte aber ein so gottloser Mann einen so reich begabten Geist haben, da aller Geist nur von Gott kömmt? Goethe hatte sich dem Teufel verschrieben.

Kein erhabener Mensch, kein großer Fürst, kein Gott hat je eine seelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als sie Goethe von Bettinen empfing. Ihre Briefe sind Gebete des Geschöpfes an seinen Schöpfer, jedes Wort zu seiner Verherrlichung. Ein Gott selbst hätte solche Lobpreisungen nur mit Rührung und Demut aufgenommen und gesagt: ich will werden, was ich scheine. Wie aber nahm sie Goethe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann schickte er sie ihr gekocht zurück. Die Prosa ihrer Briefe putzte er in Poesie, machte Sonette daraus und besang und verherrlichte sich selbst mit der erstaunenswürdigsten Sachdenklichkeit. Bacchus, obzwar Herr des Weins, wird doch oft sein Diener und berauscht sich selbst; aber Goethe hat einen starken, felsenfesten Kopf; er kann Fässer seines Lobes austrinken und es schwindelt ihn nicht und er wankt nicht!

Goethe hatte weder Sinn noch Geist für edle Liebe, er verstand ihre Sprache nicht, noch ihr stummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kömmt; und selbst in dieser galt ihm nur geliebt *werden*, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Goethe müde war vom Stolze, ward er eitel sich auszuruhen. Man mustere die liebenden Paare, die durch seine Dichtungen streichen, loses Gesindel, das in allen Reichsstädten dem Konsistorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe ist ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecherischer Wunsch. Sinnlichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen sind Maitressen, seine geliebten Männer Günstlinge – und bezahlt. Die Liebeswirtschaft in Wilhelm Meister hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele gewesen.

Goethe fürchtete sich vor der Liebe, denn alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Gespenst. Er schlug sie tot auf seine gewohnte Weise. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtschaft. Er stellte die Liebe in gut verstöpselten Gläsern in sein Laboratorium, und da war ihm wohl.

Bettine erzählt Goethen von seinen Kinderjahren, was sie von seiner Mutter gehört: „Einmal stand jemand am Fenster bei Deiner Mutter, da Du eben über die Straße herkamst mit mehrern andern Knaben; sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Geradehalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest Du, und später werde ich mich noch mit allerlei auszeichnen."

Knaben, die sich gerade halten, werden Männer, die sich bücken, und darin hat sich Goethe ausgezeichnet, er hat

sich tief gebückt vor allen, die sich noch gerader gehalten als er.
Seine Mutter erzählt weiter: „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Überrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe usw. Auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Gala."
Goethe war stolz und hochmütig, aber alle seine große[n] Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze, denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Mut und Seelengröße. Und ist man ein Dichter ohne Mut? Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Wasser gehen, über einen Draht reiten um sie zu erlösen. Aber Goethe ist auch kein Dichter; die Muse war ihm nie vermählt, sie war seine Dirne, die sich ihm hingab für Geld und Putz, und Bastarde sind die Kinder seines Geistes.
Ja wahrlich, Goethe mußte, um seine Freundin erträglich, um sie nur begreiflich, und in seinem Naturalienkabinett ein Schubfach für sie zu finden, sie als seine Hofnärrin betrachten.
Wenn Bettine ihre schöne Begeisterung für die Treue, den Heldenmut der Tiroler und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod Goethen anvertraut und von ihm Verständnis, Erwiderung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närrische Kind, das seiner Puppe seine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein so bedeutender Mann als Goethe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondrische Ein-

bildung hat, das Herz wäre von Glas und müsse brechen von einer heftigen Berührung? Ja wahrlich, Goethe hatte eine fixe Idee, so traurig als man nur je eine im Irrenhause fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Mensch; aber für Goethe galten die Futterale selbst als Kleinodie; innen die Kostbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er sie als eingeschlossene Diebe, die seinen Schatz bedrohten. Goethe hatte eine lächerliche Schachtelwut; er nannte das Kunstliebe, seine Verehrer nannten es Kunstkennerschaft, Sachdenklichkeit. Aber das war eine betrübte Kunstliebe, eine lächerliche Kunstkennerschaft und eine wahnsinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunstwerk ist der sterbliche Leib eines unsterblichen Gedankens, die Versinnlichung des Übersinnlichen. Aber für Goethe war ein Kunstwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas sich darin rühren, floh er entsetzt davon, ihm schauderte vor der lebendig begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimnisse mehr. Goethes ehemalige Minister und Günstlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach dessen Tode nicht verraten; aber mögen sie schweigen so tief sie wollen, wer errät es nicht, daß Bettine Goethes Quälgeist war, und daß sie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Besuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeisterung, ihrer Schwärmerei, ihrer schattenlosen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternschuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantasie konnte Goethes Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in seiner Gemäldegalerie, nicht in seinem Naturalienkabinette wollte sie still halten, ja aus dem festesten unterirdischen Gedichte wußte sie zu entspringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Trostlosigkeit auf kurze Zeit schützte, war, daß er sie wie Sand auf eine Glastafel streute und sie zu Chladnischen Klangfiguren formte. Aber wie lang

half das und wie wenig! Hatte sie anschwindelnd getanzt bis zur willkommenen Gestaltung – ein Lüftchen, und sie stäubte wieder auseinander.
Nach einer langen Reihe von Briefen, worin sie mit Goethe von Musik, von Liebe, von der schöpferischen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode gesprochen, schrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun Deinen letzten Brief zu den andern lege, so finde ich abermals mit diesem eine interessante Epoche abgeschlossen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwischen philosophischen, historischen und musikalischen Ansichten hast Du mich zu dem Tempel des Mars geleitet." Um den Lichtwechsel und den launischen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er sich das Herz als einen englischen Garten vorstellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Priester des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig schlafen konnte!
Goethe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verstanden, das Unendliche und die Ewigkeit verstand er nicht; aber unsterblich ist nur, wer die Unsterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt als Gott und Teufel, wie sie Goethe in seinem viel gepriesenen Faust dargestellt; Goethe hat Gott und Teufel nach seinem Ebenbilde geschaffen. Dort ist Gottes Weisheit fünf grade sein lassen; und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr ist.
Hätte Bettine die schöne Musik ihres Herzens vor rohen Ohren hören lassen, vor einem Philister ihrer Vaterstadt, vor einem Sachsenhäuser, der aus dem Apfelwein seine Begeistrung schöpft – es hätte uns gewundert aber nicht verdrossen. Wir hätten gedacht: sie ist ein Sonntagskind, die einen edlen Geist da erkennt, wo wir Wochenmenschen nur die rohe Hülle sehen. Aber daß sie sich Goethen zugewendet, der seinen ganzen Schatz an den Koffer ver-

wendet, der bei andern großen Geistern den Schatz einschließt; den jeder Alltagsmensch begreift, nach seinem vollen Werte schätzt, weil er nichts zu erraten übrig läßt, weil er sein eigener Hintergrund ist — das betrübt uns.

Goethe hat nur verstanden, was tot war, und darum tötete er jedes Leben um es zu verstehen. Nicht die Natur, nicht den Menschen faßte er. Er zerstückelte das Leben in seine Glieder, in seine einzelnen Organe und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet Ihr alles in seinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber setzt sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn Ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, Ihr macht nie einen Himmel daraus. Goethe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig; denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr teilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Bettine ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das wir lieben und verehren müssen. Sie ist glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die *Sprache der Stille*, der Goethe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Märchen. Goethes Nachwelt ist auch die ihre, sie richtet beide. Wird Goethe verurteilt, ist Bettine freigesprochen, wird Goethe freigesprochen, ist Bettine schuldig. Goethe nannte sie eine Närrin, und er mußte wohl; denn Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen."

Goethe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nektar selbst ge-

mischt und ihn wie Arznei getrunken, ängstlich in Maß und Zeit.

Bettina besiegte Goethen, aber nicht wie die Liebe besiegt: er floh vor ihr, und so eilig und angstvoll, daß er nicht einmal seinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht bloß mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter sein: süß dem Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Goethe war nur das erstere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Tränen.

Goethe hat nur immer der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt; darum lieben ihn die Lieblosen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet sein könne, freisinnig und ohne Vorurteile und doch ein Selbstling; wie man alle Laster haben könne ohne ihre Roheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geist rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anstand sündige und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine schöne Kunstform veredle. Und weil er sie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Goethe hat sich mit wenigen Worten treffender und wahrer geschildert, als es irgend ein anderer vermöchte. Er sagt in seinem Leben: „*Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen.*“ So war Goethe immer und überall, so hat er sich gezeigt in allen seinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menschen sich gegen ihre böse, tyrannische Natur empören, sich von ihr frei zu machen suchen, war es Goethes Weisheit, sich ihr zu unterwerfen mit Lakaiendemut. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunsttötende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechselte, wie alles wechselt, und von dem Starken zu dem Schwachen,

von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitätsnarr, und die Bequemlichkeit war seine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum festgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, sein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach seinem Tode; denn über seine Leiche muß es schreiten, will es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen.
Blind ist jede Liebe, aber blinder hat sie sich noch nie gezeigt als bei Bettine. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Goethes, hat seine Blöße gezeigt, hat seine geheimsten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettine rieb sich die Hände wund ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; sie hat ihm manchmal den Kopf gewaschen, aber das Herz konnte sie ihm nicht waschen. Wäre die Liebe nicht blind, hätte sie statt *zu* Goethe *für* ihn gebetet, gebetet mit seinen eignen schönen Worten:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

3.

(Der deutsche Bauernkrieg)
La Guerre des Paysans en Allemagne
au temps de la Réforme
Par Wachsmuth

[Réformateur, 29. April 1835]

Vers la fin du moyen âge l'état des paysans fut beaucoup plus misérable en Allemagne que dans les pays méridionaux de l'Europe. Là ils n'étaient tourmentés que par

leurs maîtres immédiats, mais en Allemagne le pays étant partagé entre d'innombrables petits et grands dominateurs, et le souverain et le seigneur se trouvant par là souvent réunis en une même personne, les paysans étaient doublement chargés et vexés, d'abord comme serfs, et ensuite comme sujets; il leur fallait contenter à la fois et la cupidité du propriétaire et l'orgueil du souverain. Les villages étaient collés aux murs des châteaux comme des nids d'hirondelles et perpétuellement menacés par les aires de vautours placées au-dessus de leurs têtes. L'Allemagne était en arrière d'un siècle de la civilisation de la France, comme celle-ci était en arrière de la civilisation de l'Italie. Les arts et les sciences n'y avaient pas encore pénétré, et la corruption des mœurs, qui, en dégradant l'homme, adoucit par compensation sa férocité naturelle, avait encore eu peu d'accès auprès des princes et seigneurs allemands. C'étaient des ivrognes à têtes lourdes qui passaient leur vie à guerroyer, à chasser, à boire et à jouer. Leurs plaisirs les endurcissaient autant que leurs occupations, ce qui les rendit sauvages, cruels et inaccessibles à la pitié.

Plusieurs changements survenus vers la fin du quinzième siècle dans l'état politique et moral de l'Allemagne, ajoutaient encore à la misère des campagnards. L'empereur Maximilien Ier réussit enfin à ce que ses prédécesseurs avaient vainement tenté, à abolir les guerres particulières des petits souverains et seigneurs dont le pays fourmillait, et à les contraindre d'assujettir leurs querelles aux tribunaux nouvellement établis dans ce but. Par ces sages mesures, la famille nobiliaire de l'Allemagne fut pacifiée. Mais à l'égard des valets de la maison, des paysans, l'empereur ne s'inquiétait pas plus que ses ancêtres de les protéger contre la vexation, la rapine et les violences de leurs seigneurs territoriaux. On ne leur accorda pas le droit d'avoir recours aux tribunaux contre

la force brutale. Donc les seigneurs, forcés de se soumettre aux lois de l'empire et de renoncer à l'ancien droit du plus fort, dirigeaient leur rage oisive et leur cupidité affamée, dès lors sans partage, contre leurs serfs.
Les légistes de ce temps furent ce qu'ils sont en tout temps, les prêtres de l'injustice, auxquels on doit cette vénération stupide envers des lois injustes, qui, plus que les armes, a rendu les despotes si puissants. Les docteurs du droit romain qui, après la renaissance, fut introduit des universités de l'Italie dans celles de l'Allemagne, n'ont pas peu contribué à empirer la situation déjà si malheureuse des campagnards. Ils tâchaient, avec tout le fanatisme d'une nouvelle doctrine, d'appliquer les maximes de l'esclavage de l'antiquité à l'état de servitude des paysans, de manière que ce qui n'était qu'une suite de la féodalité, c'est-à-dire de la guerre, de la conquête, de la force brutale, fut dès lors regardé comme sanctionné par d'anciennes lois, et ennobli par des mœurs antiques. Le droit romain et son enseignement exercent encore de nos jours l'influence la plus funeste sur l'Allemagne. Les professeurs de ce droit, dans les universités, sont les adversaires les plus prononcés de toute réforme politique, et ils communiquent leurs opinions à leurs disciples, parmi lesquels se recrute la classe des avocats, des juges, des administrateurs, enfin de cette foule de gens qu'en Allemagne on appelle *serviteurs de l'état*, quoique en réalité ils en soient les maîtres. Dans ce malheureux pays on n'a pas encore appris à enterrer les mœurs, les lois, les institutions mortes. Tout le passé se putréfie en plein air et fait plus de ravage après avoir cessé d'exister, qu'il n'en fit dans la vigueur de son existence.
En même temps que ces causes et plusieurs autres non mentionnées aggravaient la situation des paysans, certains rapports politiques, suite d'événements récents, réveillaient leur sensibilité et aiguisaient le sentiment de

leur misère. Au nord de l'Allemagne, de simples paysans sans discipline et sans chefs militaires, mais soutenus par l'amour de la patrie et guidés par leur bravoure avaient repoussé l'invasion du roi de Danemark et défait son armée bien disciplinée et formidable. Au midi, les pâtres de la Suisse continuaient avec le plus heureux succès d'étendre et d'affermir leur liberté, et ils vainquirent les plus puissants souverains de leur temps. Tout cela devait faire sortir les paysans allemands de leur léthargie séculaire et les remplir de tristesse et d'envie.

Mais l'espérance leur vint en même temps. Les savants et les fous, qui vivaient alors aux cours des rois, avaient démontré à leurs maîtres qu'un cheval était un animal récalcitrant, que l'homme était d'une espèce plus docile et plus propre à l'obéissance passive, cette âme de la guerre et de la domination: ils leur avaient donc conseillé de mettre une portion du peuple en uniforme, pour l'opposer d'un côté au peuple en haillons, de l'autre à l'aristocratie centaure. Cette doctrine sourit aux princes, et pour s'affranchir des services impérieux que leurs vassaux leur prêtaient dans leurs guerres, ils introduisirent de l'infanterie dans leurs armées, sous le nom de *lansquenets*. Cette institution des *lansquenets*, qu'on recrutait parmi les paysans, éveilla dans cette malheureuse classe de nouvelles idées et de nouveaux sentiments; ils commencèrent à se croire des hommes, à comprendre que la force était de leur côté, qu'ils n'étaient pas créés seulement pour être volés et assassinés, mais qu'ils avaient autant que les plus grands seigneurs tous les talents requis pour être voleurs et assassins à leur tour; enfin ils sentirent qu'ils valaient quelque chose, et cele releva leur courage abattu par de longs siècles d'esclavage et de misère.

Survint la réforme de Luther. On sait que la révolution religieuse du seizième siècle fut occasionnée, comme la

révolution française, par un déficit de finances. Le pape Léon X manquait d'argent pour achever le temple de Saint-Pierre et pour subventionner la toilette et les galanteries d'une sœur aimée. Pour remplir son trésor, il vida le purgatoire et peupla le paradis. C'était un trafic fort innocent, qui ne faisait tort à personne. Le souverain pontife envoya des commissionnaires dans tous les pays de la chrétienté et surtout chez les bons et crédules Allemands; ils offraient des indulgences pour les pécheurs vivants et des lettres de grâce ou des commutations de peines pour les pécheurs morts et condamnés. Ces commis-voyageurs étaient d'habiles charlatans, ils vantaient leurs marchandises avec une éloquence irrésistible, et toutes les bourses se déliaient. Ils tiraient des sommes énormes de l'Allemagne, surtout de la Saxe, la patrie de Luther. Ces gaillards fréquentaient les cabarets et jouaient aux dés, contre un verre de brandevin, les âmes des défunts qui furent réclamées par leurs parents. Aux fidèles pauvres ils vendaient à crédit. Tout le monde fut content. Mais Jupiter Luther fronça les sourcils, et le monde trembla, et les peuples s'entr'égorgèrent dans des guerres prétendues religieuses, et un déluge de sang couvrit le monde pendant cent cinquante ans, et les rois ricanèrent.

La réforme n'a profité qu'aux princes et aux savants. Le peuple n'y a rien gagné en son bien-être matériel, et y a beaucoup perdu en son bien-être moral. Après tout, la puissance sacerdotale n'était qu'une puissance morale. Les peuples s'appauvrirent pour enrichir l'Église, comme on se ruine pour sa maîtresse, quand on est trop faible ou trop passionné pour résister à ses bouderies et à ses caresses. Mais, après la réforme, les princes s'étant emparés des biens et des revenus de 'Église, l'impôt remplaça les dons gratuits, et le code pénal du fisc le purgatoire. Luther ôta au peuple le paradis et lui laissa l'enfer, il lui

ôta l'espérance et lui laissa la crainte. Il prescrivit le repentir pour être absous de ses péchés, mais le repentir ne se commande pas. Il exigea de bonnes œuvres au lieu du culte extérieur, mais les bonnes œuvres ne devinrent pas plus fréquentes depuis cette doctrine.
Les mœurs devinrent austères: au dehors, tout fut propre et sans tache; mais ce n'était que des vices rentrés qui ravageaient les parties cachées de ce corps social; les ruses et les friponneries remplaçaient les violences et les crimes; les fêtes religieuses furent diminuées, les jours ouvrables, et par là les peines du peuple furent augmentées. Le service divin, sous le catholicisme, la consolation et en même temps l'opéra et le délassement des malheureux, fut converti en une école de morale, où les fidèles s'ennuyaient et s'endormaient; la théologie, autrefois un art divin, devint une science inaccessible à l'intelligence du peuple; la vie publique cessa tout-à-fait. Il n'y avait plus de peintres, de poètes, de fêtes pour le peuple; on ne bâtit plus d'édifices publics; l'égoïsme provincial et domestique remplaça l'esprit national; le peuple allemand, autrefois si jovial, si spirituel, si ingénu, fut changé par la réforme en un peuple triste, lourd et ennuyeux. En Allemagne, c'est une véritable vie de carême qui dure depuis trois siècles, et ce bon peuple germanique est encore loin de ses pâques.
Luther était un grand homme, mais avant tout il était homme et partageait tous les vices et toutes les faiblesses de cette malheureuse espèce. Plébéien parvenu, il haïssait et méprisait l'état d'où il ètait sorti, et préférait être le protégé des princes que le protecteur de ses semblables. Ces princes le flattaient parce qu'ils le craignaient. Luther fut touché de leur crainte, et tant étourdi de leurs caresses, qu'il n'aperçut pas que les princes n'avaient embrassé sa doctrine que par ambition et par cupidité et qu'ils se moquaient de son enthousiasme religieux et phi-

losophique. Luther a fait beaucoup de mal à son pays. Avant lui, on ne trouvait chez les Allemands que la servitude, Luther les dota encore de la servilité. Les peuples du Midi, restés catholiques, craignent leurs maîtres, mais ils ne les aiment ni ne les vénèrent; ils réservent leur amour et leur vénération pour Dieu et son vicaire.

C'est pourquoi, dès que les peuples catholiques commencèrent à se sentir en force contre leurs tyrans, ils s'affranchirent de leur joug, ou du moins tentèrent leur émancipation avec plus ou moins de succès. Mais chez les peuples de la réforme, où, avec le consentement et le conseil des réformateurs, les princes s'étaient emparés du pouvoir moral de l'Église et l'avaient réuni au pouvoir matériel, leurs sujets leur portaient comme impôt l'amour et la vénération qu'ils donnaient autrefois à l'Église. Ce n'est que chez les peuples du nord que l'on trouve cet amour stupide et aveugle et cette vénération superstitieuse pour les princes, qui dégrade tant la dignité de l'homme et qui retient ces malheureux peuples dans les fers. Ils n'osent pas les briser, ils n'osent pas le vouloir; ils ne s'effaroucheraient pas du prétendu crime social, mais ils s'effarouchent du sacrilège. Les prêtres catholiques n'ont jamais prêché l'obéissance passive comme les ministres réformés; et le prétendu droit divin des princes, bien qu'antérieurement réclamé par eux, n'à été sanctionné par les peuples que depuis la réforme.

Luther aurait pu épargner aux peuples de l'Europe trois siècles de souffrances et un siècle de combats sanglants pour leur liberté; s'il eût voulu, s'il eût seulement laissé faire, l'Europe serait république depuis le seizième siècle; mais il ne l'a pas voulu: il préférait la renommée de philosophe, de savant et d'auteur à la gloire d'avoir sauvé le monde.

Luther était le prototype d'un philosophe allemand, avec

toutes les vertus et tous les défauts de sa nationalité. D'un esprit profond, d'une vaste érudition, spirituel, perçant d'un regard d'aigle les ténèbres de son temps, persévérant, vertueux, incorruptible, sachant résister aux faveurs plus qu'aux caresses des grands, il osa défier, pauvre et obscur moine qu'il était, la puissance colossale des pontifes romains. Mais il n'était pas homme politique; il n'avait aucune connaissance du monde réel: il ne comprit ni les ruses, les passions et l'entêtement des classes supérieures de la société, ni le bon sens, les vertus et les intérêts des classes inférieures. Il méprisait souverainement le peuple, qui, seul, bon et vertueux, tâche toujours de convertir ses opinions en sentiments et ses sentiments en actions.

La vocation de Luther était plus une œuvre de science que de conscience. Oubliant que Dieu lui-même, avec sa toute-puissance, devait créer un monde réel pour révéler sa divinité; oubliant que toutes les idées s'enchaînent, que les intérêts moraux et matériels se confondent, et qu'on ne peut pas remuer les uns sans mouvoir les autres, Luther maudit le peuple qui voulait matérialiser les nouvelles idées. Le diable le visita un jour dans sa solitude pour le tenter ou l'effrayer; Luther lui jeta son encrier à la tête, et le diable se sauva par la fenêtre. Parce que cette manière de faire la guerre lui avait réussi contre un pauvre diable, il croyait que l'encre était le meilleur projectile contre la violence, le despotisme, l'ambition et la rapine des puissants de la terre. Cette artillerie luthérienne n'a pas été perfectionnée depuis, et les philosophes, les moralistes et docteurs en politique allemands se contentent encore aujourd'hui d'écrire contre les tyrans, qui, comme de raison, se moquent d'eux et de leurs encriers.

Les payans, dans les prisons obscures desquelles l'émancipation intellectuelle effectuée par la réforme religieuse

avait fait entrer le jour sans en ouvrir les portes, se sentaient plus malheureux depuis qu'ils voyaient clair. Ils firent des remontrances à leurs oppresseurs, et exposèrent leurs griefs avec une modération remarquable. Ce n'est pas qu'ils méconnussent la plénitude de leurs droits; ils savaient très bien que selon la liberté chrétienne, expression par laquelle on désignait alors les droits de l'homme, ils étaient les égaux des riches et des puissants. Mais, par modestie, ils ne voulaient pas importuner leurs maîtres par la demande d'une réparation complète. Le peuple allemand est fait comme cela. Bon, généreux, magnanime, oubliant facilement les offenses, il est toujours embarrassé pour réclamer auprès de ses tyrans, et quand, poussé à bout, il prend les armes pour se faire justice lui-même, il est presque honteux d'une victoire remportée sur ses maîtres, et en leur rendant volontairement la moitié des droits conquis, il se démet du pouvoir nécessaire pour défendre l'autre moitié, qu'il désirait garder.

Les princes se moquaient des remontrances des paysans. Alors ces derniers se soulevèrent, se rassemblèrent en troupes et commencèrent la guerre; mais inexpérimentés, indisciplinés, sans centre d'opérations et délaissés ou trahis par les chevaliers et seigneurs qui s'étaient offerts à eux comme chefs et qui, ne combattant que pour leurs propres intérêts, stipulaient leur paix particulière avec les princes, ils furent bientôt vaincus.

Les vainqueurs exerçaient des cruautés et des vengeances horribles contre eux. Des corps entiers, qui s'étaient rendus avec la réserve d'avoir la vie sauve, furent, après avoir déposé les armes, impitoyablement massacrés. Le prince – évêque de Wurtzbourg, fit crever les yeux à quatre-vingt-cinq de ses sujets, qui, dans une bouderie d'enfants, lui avient fait dire qu'ils ne voulaient plus le regarder. A d'autres, traités moins sévèrement, il fit couper les

doigts de la main droite. Plusieurs des chefs d'insurgés furent brûlés vifs. On les attachait par de longues chaînes à un arbre, autour duquel on entassait, dans un vaste cercle, du bois qu'on allumait, de sorte que ces malheureux étaient lentement rôtis. Et ce furent des généraux, des seigneurs, des princes souverains qui apportèrent eux-mêmes sur leurs épaules le bois qui servit à cette infernale exécution! Les cruautés commises antérieurement par les paysans n'approchaient pas de beaucoup de la férocité de leurs princes. D'ailleurs dans cette chaîne de vengeances mutuelles entre les opprimés et les oppresseurs, ce sont toujours les derniers qui ont forgé le premier anneau.

Un siècle plus tard, les arrière-petits-fils de ces mêmes paysans révoltés reprirent l'œuvre de leurs ancêtres. Sous le prétexte de la religion, ils ravageaient le pays d'un bout à l'autre; ils pillaient, incendiaient et égorgaient tant de monde qu'à la fin de la guerre il ne restait que quatre millions de toute la population de l'empire germanique. Mais comme alors les paysans ne combattaient pas pour leurs propres intérêts, mais par ordre et pour le compte de leurs maîtres dont ils portaient la livrée, on ne les appelait pas des brigands, mais des soldats; et pour leurs chefs qui portaient épaulettes, panaches ou couronnes, on ne les appelait pas chefs de voleurs, mais des héros. C'étaient les Mansfeld, les Braunschweig, les Tilly, les Wallenstein, les Gustave-Adolphe. Et cette guerre du dix-septième siècle, on ne la nomma pas avec dédain une guerre de paysans, mais on lui donna le nom respectable de guerre de Trente Ans.

L'esprit dans lequel M. Wachsmuth a composé son ouvrage, si esprit il y a, est cet esprit blême et décharné d'un érudit casanier, qui sait bien lire dans les livres, mais qui ne sait pas lire dans les âmes; qui n'aperçoit que ce qu'il voit, ne voit que ce qui passe sous ses fenêtres, mais

qui ne sait jamais rien deviner. M. Wachsmuth comprend parfaitement bien les intérêts et les peines de sa caste, de la classe aisée, lettrée, fainéante et philosophe; mais son cœur ne lui trahit jamais les joies et les douleurs du peuple. Il sent tout le malheur d'un homme contraint de courber son âme, sa croyance et son intelligence sous la doctrine despotique d'un pape, de croire et de faire croire, d'apprendre et d'enseigner ce qu'il sait être faux ou absurde; mais il ne sympathise pas avec un malheureux paysan, que le mépris couvre comme une lèpre, avec la douleur et la cuisante envie d'une mère qui voit marcher ses enfants exténués, pieds nus dans la neige, au moment où les marmots du seigneur de village passent en bottines fourrées devant eux et leur jettent à la tête des cornets de bonbons vidés et des écorces d'orange.
Quand, après des siècles de souffrances, poussés enfin à ce terme de misère où l'homme n'a plus la force de souffrir et devient fort par faiblesse, courageux par découragement, les paysans allemands prennent les armes pour demander justice et réparation de leurs oppresseurs. M. Wachsmuth épuise contre eux tout le vocabulaire de la haine et du mépris. Il les appelle des coquins, des voleurs, des brigands, des fous, des assassins, des incendiaires; il parle de *l'aspect sauvage de la révolte, de la rage de destruction, de la furie de la rébellion;* enfin, il nous fait entendre ses paroles bouillantes et écumantes qui sont si familières aux ennemis de la liberté. Sourtout, M. Wachsmuth ne peut pardonner aux insurgés d'avoir vidé les caves des moines et de s'être servi des in-folios qu'ils trouvaient dans les bibliothèques des monastères pour en paver des chemins impraticables. Il compte même la perte de nombre de livres et de manuscrits, probablement précieux, parmi les suites les plus funestes de la guerre des paysans. M. Wachsmuth ne paraît avoir écrit son histoire que dans le dessein d'inspirer la haine

et l'horreur du peuple aux gouvernements, aux nobles, aux riches et aux savants de son pays.
L'auteur, en parlant des prestations féodales sans nombre auxquelles les paysans étaient assujettis, fait la remarque qu'en ceci l'essentiel n'était pas dans la grande variété de ces prestations onéreuses, tant personnelles que réelles, ni dans la nature *réputée* avilissante et honteuse de certaines prestations personnelles, comme l'obligation de battre les étangs durant la nuit, pour empêcher les grenouilles de troubler le sommeil du seigneur du château, comme l'octroi que les seigneurs avaient établi à la porte de toute chambre nuptiale, mais que l'inconvenance était dans la tension trop forte des cordes... Voilà un échantillon du langage circonspect d'un professeur de Leipzig, qui, sans danger, ne pourrait oublier qu'en Saxe une grande partie de ces abus du moyen âge existent encore aujourd'hui dans toute leur vigueur!
Cependant on ne doit pas croire que M. Wachsmuth taise les injustices et les cruautés dont les princes allemands s'étaient rendus coupables envers leurs sujets; nullement: mais quand il en fait mention, ce n'est que par vanité d'auteur. Il aurait honte de se rendre suspect d'ignorance; il craint ces reproches d'une critique rigoureuse ou malveillante, de n'avoir pas connu tous les faits et documents de l'histoire du seizième siècle et de n'être qu'un historien élégant et superficiel, qui n'a pas puisé dans les sources. Ainsi l'auteur parle encore des excès des princes commis envers les paysans, mais il en parle comme d'un événementqui est dans l'ordre des choses; il ne les blâme pas ou ne les blâme que poliment. En un mot, il raconte les méfaits des grands avec le sang-froid et l'impartialité d'un historien postérieur de trois siècles aux événements; tandis qu'il raconte les méfaits des paysans avec toute la chaleur et la partialité d'un adversaire contemporain. Aussi M. Wachsmuth est trop avisé pour ne pas comprendre que

l'histoire de la guerre des paysans est une histoire toute contemporaine et qu'un professeur royal saxon doit discerner ce qui est bon à dire de ce qui est bon à taire.

M. Wachsmuth, tout luthérien qu'il est, grâce à la civilisation moderne, qui a tout poli et adouci et même sucré les injures, n'a su égaler son maître dans sa véhémence contre les paysans insurgés. C'est une horreur de lire les persécutions que Luther exerçait et les féroces imprécations qu'il vomissait contre eux. S'il s'était contenté d'apaiser leur emportement, de leur faire des remontrances, de leur prêcher la soumission aux autorités quand-même, de leur démontrer que par la révolte, ils empiraient leur situation, qu'ils étaient trop faibles, trop désunis vis-à-vis des princes à la tête de tous les égoïsmes du pays; alors, du moins, on aurait pu pardonner à sa bonne volonté, son manque de courage, de sagesse et de prévoyance. Mais non, Luther ne fit rien de cela.

Il exhortait les princes à la vengeance, il disait qu'il n'y avait plus de démons dans l'enfer, qu'ils étaient tous entrés dans les corps des paysans, qu'on devait assommer comme des chiens enragés; que ce n'était pas la longanimité, la pitié, la grâce, mais bien la colère, l'épée et la vengeance qui convenaient aux princes; qu'ils pouvaient plus facilement gagner le paradis en versant du sang que par des prières. Lorsque quelques seigneurs bien intentionnés demandaient l'avis de Luther, si les corvées et autres obligations et services dont leurs paysans étaient chargés, n'étaient pas contraires aux principes de l'évangile, et si par conséquent ils ne devaient pas les abolir, il leur répondait que les paysans deviendraient insolents dès qu'ils ne seraient plus courbés sous les charges; que les ânes exigeaient des coups et que le peuple voulait être gouverné avec violence et dureté. Luther était fils de paysan et avait endossé l'uniforme des parvenus, c'est tout dire.

Les historiens allemands ont la maxime raisonnable de ne pas confondre les siècles, en appliquant des institutions et des mœurs modernes aux temps anciens; ils évitent avec grand soin d'émettre des sentiments et des opinions anachronistiques. Mais M. Wachsmuth s'oublie quelquefois dans son ouvrage et enfreint cette règle. En racontant que Luther, à l'arbitrage duquel les bourgeois de la ville d'Erfurt, d'accord avec leur magistrat, avaient soumis un projet de constitution municipale, où les droits des citoyens étaient garantis contre l'envahissement des autorités, s'était moqué de cette constitution représentative, par laquelle l'autorité consentait à se laisser surveiller, guider et gronder comme un enfant et à rendre compte de ses actions à ses sujets, M. Wachsmuth fait la remarque que cette opinion politique de Luther serait applicable aux circonstances analogues de nos jours. Une autre fois, en parlant de Thomas Munzer, l'un des chefs des insurgés, il dit que ce monstre avait uni les sentiments d'un Robespierre au langage d'un Marat. M. Wachsmuth sacrifie sa gloire littéraire à sa tranquillité. Les écrivains allemands, d'ailleurs si honnêtes, si sincères, si consciencieux, tâchent maintenant l'impossible: d'accorder l'amour de la vérité avec l'amour de leur repos et la crainte de Dieu avec la crainte de la police. Ils tremblent devant le comité du salut public, qui s'est formé depuis deux ans dans le sein de la diète de Francfort, quoiqu'en vérité les membres dont il est composé, ne soient vis-à-vis de Marat, de Danton et de Robespierre que des Croque-Mitaines à faire peur aux enfants. Mais ces savants sédentaires et hypocondriaques sont très accessibles à la crainte, et de nos jours ils ne se mettent jamais à la fenêtre que coiffés d'un bonnet blanc, en manifestation publique de leur haine contre le bonnet rouge des jacobins et de leur amour pour la monarchie blanche et pure.

Les érudits allemands n'aiment pas à être troublés dans

leur douces et paisibles études, et à être rappelés de la Perse lointaine et du beau siècle d'Alexandre le Grand, pour retourner au dix-neuvième siècle et rentrer en Saxe, leur patrie. Par ce motif, ils haïssent très cordialement les révolutions populaires. Ce n'est pas que, méconnaissant les droits des peuples et les devoirs des gouvernements, ils en condamnent le but, mais ils condamnent les moyens. Ils prétendent que la raison ne devrait jamais sortir de la logique et se fâcher et que le droit ne devrait jamais jeter sa plume pour prendre l'épée. Ils exigent, avec une naïveté vraiment admirable, qu'on commence toute révolution par une constitution, c'est-à-dire qu'on ne commence la guerre qu'après le traité de paix. Ils oublient qu'un peuple n'a jamais fait la guerre à son gouvernement qu'après l'avoir déclarée; qu'il ne l'a jamais déclarée qu'après des négociations infructueuses qui ont duré des siècles.

Le livre de M. Wachsmuth, considéré comme œuvre d'art d'écrire, est détestable, c'est-à-dire il ressemble à toutes les œuvres historiques des Allemands. C'est la chose la plus curieuse du monde que la manière d'écrire l'histoire en Allemagne. Si vous demandiez à un tailleur un habit bleu ou noir et que celui-ci, au lieu d'un habit bleu ou noir, vous offrît un mouton blanc, en vous disant: voilà votre affaire; sans doute vous penseriez que cet homme est fou ou qu'il veut se moquer de vous. Eh bien! c'est précisément ce qui pourrait vous arriver auprès d'un historien allemand. Demandez-lui une belle et bonne histoire de la Grèce, de la révolution française, de la réforme, de la guerre des paysans, alors il vous conduit dans son vaste magasin littéraire, où se trouvent entassés des documents, des procès-verbaux, des chartes diplomatiques, des lois, des ordonnances, des chroniques, des traités, des manifestes, des chansons populaires, des fragments de monuments d'architecture, des inscriptions, des monnaies,

des médailles, et puis il vous dit: Prenez votre histoire, la voilà! Gardez-vous bien de vous fâcher et de lui répondre: Mais, Monsieur, je n'ai [ne sais] que faire de ces matériaux bruts, je demande une histoire toute confectionnée.
Alors il vous dit des injures, il vous appelle un homme superficiel qui ne sait pas puiser dans les sources. *Puiser dans les soucres,* c'est l'expression technique et banale des historiens allemands. Dans tous leurs ouvrages, la partie des notes est le mets, et le texte est le plat dans lequel on le sert. Peu d'ouvrages historiques font exception à cette règle, et alors que cela arrive, c'est un événement dont on parle dans tout le pays. Il y a quarante ans que Schiller composa son histoire de la guerre de Trente Ans. Elle était écrite avec clarté, avec élégance, avec vivacité, enfin c'était un véritable tableau historique. Toute la nation était émerveillée de ce phénomène, et les naturalistes ne savaient qu'en penser. Schiller lui-même, tout poète qu'il était, eut un peu honte d'offrir un livre lisible comme une œuvre d'érudition et de conscience, et par modestie, il le fit imprimer en un humble format portatif, et le publia sous ce titre: *Almanach des dames pour l'an 1791.* A cette époque, on trouva l'histoire de la guerre de Trente Ans, lecture peu galante, reliée en satin rose et dorée sur tranche, dans les boudoirs de toutes les petites maîtresses du saint empire germanique.
M. Wachsmuth nous promet une série d'esquisses historiques du siècle de la réforme, et ensuite une autre série à laquelle les événemens de la révolution française fourniront des sujets. Mais nous craignons fort que si l'auteur se trouble déjà en regardant de loin le tumulte du seizième siècle, il ne perde entièrement la tête quand il se trouvera sur le champ de bataille même, des révolutions de son temps, et que ses tableaux historiques ne se ressentent de son effroi et de sa pâleur.

4.

De l'Allemagne

par Henri Heine

[Réformateur, 30. Mai 1835]

Tous les écrits de M. Heine sont précédés de magnifiques et éblouissantes préfaces. Cette fois l'auteur fait son entrée suivi des empereurs Othon et Charlemagne, de deux évêques et d'un comte, cortège respectable, mais qui a l'inconvénient de trop éveiller l'attention et la curiosité. On ne croirait pas combien une belle préface peut nuire au livre qui la suit; il fallait tout le génie de Rossini pour faire réussir un opéra tel que la *Gazza Ladra*, dont l'ouverture commence par un roulement de tambours.

Par des raisons graves, je n'entrerai pas dans les détails de l'ouvrage de M. Heine; je me bornerai à en examiner l'esprit, c'est-à-dire l'esprit de l'auteur en général. D'abord, mes connaissances de la philosophie et de la littérature allemandes, dans leur ensemble et dans leur développement historique, sont très superficielles, et quoiqu'en cela lecture peu galante, reliée en satin rose et dorée sur je ne diffère de M. Heine que par la franchise de mon aveu, l'honnêteté m'oblige à me déclarer incompétent à juger de telles affaires. Ensuite le cœur me manque de m'opposer trop ouvertement à la Providence qui a chargé M. Heine, comme M. Heine nous l'assure, de faire connaître l'Allemagne à la France. Ce serait une entreprise pas trop hasardeuse, surtout depuis que la Providence de M. Heine s'est mise sous la sauvegarde d'un ministre influent. Je ne veux pas me brouiller avec elle.

Quand M. Heine parle de la mission que la Providence lui a donnée, c'est, bien entendu, qu'il s'agit d'une mission auprès de Paris; car, pour une mission auprès de la France, M. Heine aurait eu honte de l'accepter. Il s'ex-

plique nettement là-dessus: „Par la France, dit-il, j'entends Paris et non pas la province; car ce que pense la province importe aussi peu que ce que nos jambes·pensent. C'est la tête qui est le siège de nos pensées.“ Nul doute que M. Heine n'ait noté ces mots superbes, lorsque après une soirée passée chez un bourgeois gentilhomme, il venait de rentrer chez lui et n'avait pas encore ôté ses gants glacés. Sa phrase a la senteur incomparable de cette eau de mille impertinences dont les salons du juste-milieu sont seuls parfumés. Mais, vraiment, cela passe la plaisanterie. Les grandes choses que la France a faites depuis cinquante ans, est-ce qu'elles ont été imaginées et exécutées par des Parisiens? Est-ce que Necker, Mirabeau, Sièyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pétion, Roland, Robespierre ont été des Parisiens? Carnot, Dumouriez, Hoche, Kléber, Moreau, Desaix, Masséna, Ney, Napoléon enfin, n'ont-ils pas été des provinciaux? Non, Paris n'est pas la tête de la France, il n'en est que le chapeau, et si la province venait jamais à avoir trop chaud, elle ne balancerait pas longtemps à mettre chapeau bas.
Serait-il possible que cette phrase glacée de M. Heine soit l'expression fidèle des sentiments des Parisiens? Alors, malheur à eux! Un jour, il pourrait entrer dans l'esprit de tous les Français que Paris est la Bastille de la France, et ce jour serait horriblement chaud. Les Parisiens ne devraient pas toucher cette corde. S'ils sont parvenus à remplacer Versailles et l'ancienne cour et à transformer la Bourse en œil-de-bœuf, ils devraient en silence jouir de leur suprématie et ne pas hautement s'en vanter. Est-ce qu'ils ne frémissent pas à l'idée qu'un jour on pourrait voir planté sur le terrain de la Chaussée-d'Antin une verge portant l'écriteau: *Ici l'on pleure*?
M. Heine, dans ses écrits publiés en langue française, fait l'agréable auprès de la France et la flatte d'une

manière vraiment peu flatteuse. Il la traite en coquette et lui conte des douceurs, mais des douceurs à faire envie à la rue des Lombards. Il dit aux Français, c'est-à-dire aux Parisiens, que, quoiqu'ils ne soient plus des païens, ils n'en continuent pas moins d'adorer la belle déesse Venus et de sacrifier aux Grâces. Il vante leur gentillesse et leur sagesse; il leur sourit gracieusement; il les applaudit de leur insouciance à l'égard de Dieu et du Diable et de n'avoir plus que des souvenirs obscurs de ces *deux personnages* qui vivent encore dans les croyances populaires de l'Allemagne. Je sais fort bien qu'un diplomate doit être insinuant; mais il faut qu'il le soit toujours avec dignité; mais de telles flagorneries ne sont pas dignes d'un missionnaire de la Providence; elles sont encore moins dignes de la nation à qui elles sont adressées et qui a assez de vertu pour savoir se passer de flatteries. Pour tout homme d'honneur, il n'y a qu'une seule manière de reconnaître l'hospitalité qu'une nation étrangère lui accorde, c'est de s'en montrer digne. Du reste, il doit quelquefois avoir le courage de ne pas plaire à ses hôtes et de mieux aimer mériter leurs suffrages que de les obtenir.

C'était vraiment chose très facile à nous autres écrivains patriotes de rester fidèles à nos principes, lorsque nous étions encore en Allemagne. Dans notre patrie, nous n'avions aucunes séductions à combattre, ni les séductions du beau monde, qui n'y est pas encore créé, ni celles du grand monde, qui là nous dédaigne, ne nous laisse jamais entrer dans sa sphère céleste, ne nous tient aucun compte de notre envie de lui plaire et qui, ne s'inquiétant pas le moins du monde de nos opinions, ne cherche pas à nous gagner par des cajoleries ou par des moyens plus substantiels. En Allemagne, ils n'ont pas besoin de ces médicaments constitutionnels; ils ont la censure pour prévenir et les cachots pour réprimer nos indiscrétions. Paris a son *Marché des Innocents*; Vienne, Berlin, Munich

savent s'en passer; là-bas, on n'achète pas l'innocence; on la saisit, la pauvre bête, et on la met en fourrière.

Mais en France, notre situation change et devient à la fois plus douce et plus dangereuse. Dans ce pays, les hommes de lettres comptent pour quelque chose, et il ne leur faut pas de beaucoup tout l'esprit de M. Heine pour obtenir les attentions d'une société, même en présence d'un diplomate allemand. Dans ce pays, les pouvoirs matériels n'ont aucune force sans l'alliance des pouvoirs moraux, et le vice lui-même doit rechercher la protection de la vertu. C'est ici que nous pouvons montrer la constance de nos opinions et notre courage à les défendre; c'est ici que nous pouvons prouver que ce ne fut pas dans des intérêts personnels que nous avions combattu pour la liberté. Jetés, innocents et sans expérience dans le tourbillon de Paris, de cette ville aimable et impie, le paradis des diables et l'enfer des anges où l'on est parvenu à rendre inodore toute corruption, jusqu'à la pourriture même, c'est ici que nous devons aspirer à la gloire que notre patrie mette la perte de notre appui au nombre de ses malheurs.

Exilés en pays étranger, notre langue maternelle qui nous y a accompagnés est regardée elle-même en exilée, en réfugiée, et mise comme nos personnes sous la surveillance de toutes les polices du continent. A nous défense d'agir, à elle défense de parler, même de loin, contre les despotes de l'Allemagne. Or, abandonnés à la discrétion de la langue française, cette langue façonnée et corrompue depuis deux siècles par les rois, les diplomates et les aristocrates de toute l'Europe; à cette dangereuse langue qui est polyglotte pour le mensonge et bègue pour la vérité, nous devons veiller à ce que la facilité de tromper ne nous donne jamais l'envie de tromper.

Au service de la vérité, il ne suffit pas de montrer de

l'esprit, il faut encore montrer du cœur. Ce n'est pas assez que de jeter quelques phrases malicieuses à la tête de la diète de Francfort et de présenter de temps en temps un bouquet avec un beau compliment à la liberté de l'Allemagne; ce ne sont que de ces petites réjouissances dont la vanité rhétorique d'un écrivain se régale, mais qui ne réjouissent pas nos malheureux compatriotes gémissant sous les toits de plomb de l'inquisition tudesque, et ne peuvent servir à leur cause. Encore dans l'exil nous pouvons combattre pour notre patrie en combattant le principe du mal, qui est le même par tout le monde, bien que plus ou moins développé, selon les obstacles que les mœurs et les institutions publiques lui opposent. Ce mauvais principe c'est l'aristocratie, c'est la coalition des égoïsmes. Nous ne devons pas nous accommoder avec ces aristocraties, nous ne devons pas caresser en France ce que nous avons repoussé en Allemagne. Ma foi, il ne valait pas la peine de nous avoir fait bannir de notre patrie par la hardiesse de nos opinions et la rudesse de notre libéralisme pour ensuite nous apprivoiser en pays ètranger, faire là le complaisant envers le beau monde et échanger notre peau d'ours contre une peau de renard. Cela ne valait pas les frais de voyage, cela ne valait pas la peine qu'il nous coûte de cultiver nos pensées et sentiments indigènes dans la serre chaude d'une langue étrangère; cela ne valait pas notre embarras de voir sourire de nos naïfs germanismes les dames de comptoir des cabinets de lecture et les charmantes habituées du passage des Panoramas.

La critique la plus agile, la plus rusée, la plus chatte ne réussira pourtant jamais à attrapper M. Heine qui est encore plus souris que la critique n'est chatte. Il s'est ménagé des trous dans tous les coins du monde moral, intellectuel, religieux et social, et tous ces trous ont des communications souterraines entre eux. Vous voyez sortir

M. Heine d'une de ses petites opinions, vous le pourchassez, il y rentre: vous l'assiégez; attrappé vous-même, voilà qu'il s'échappe d'une opinion tout opposée. Résignez-vous, vous perdez vos peines et vos ruses. Vous lisez telle page de M. Heine, où vous trouvez une assertion fausse, absurde, ridicule; ne vous pressez pas à la réfuter, tournez la feuille, M. Heine a tourné et il se réfute lui-même. Si vous ne savez pas apprécier de tels esprits chatoyants, tant pis pour vous, vous n'êtes pas à la hauteur de la cuisine rhétorique; il n'y a rien de plus délicieux que ces macédoines d'opinions.

Je l'ai déjà dit, je n'ose pas lutter contre le grand savoir philosophique de M. Heine, rendu encore plus formidable par le soutien de la Providence. Par cette raison, je n'examinerai pas si l'exposition des différents systèmes de la philosophie allemande que M. Heine a fait à l'usage du foyer de l'Opéra est vraie ou fausse; mais je ne peux me défendre de critiquer la manière leste et agréable avec laquelle M. Heine traite les sujets les plus graves. Cet aimable écrivain parle de l'amour à propos de Kant, de chemises de femme à propos du christianisme et de lui-même à propos de tout. Quant à moi, elles ne me plaisent guère, ces guirlandes de roses et de violettes dont M. Heine a la coquetterie d'orner les plats solides et nourrissants de la science allemande. Cette purée de littérature, cette crème de philosophie, ces beefsteaks à la vanille ne sont pas de mon goût.

Les Français ne doivent pas savoir bon gré à cet homme de lettres des efforts qu'il fait en leur faveur pour aplanir les difficultés qui précèdent l'intelligence de la littérature allemande. En écartant les embarras du chemin, il écarte le but, car ce n'est que dans la peine elle-même que se trouve la récompense de la peine. On n'entre pas dans cette vie allemande à peu de frais. Les Allemands eux-mêmes, les Allemands nés, n'accomplissent qu'avec beau-

coup de fatigues la destination de leur nationalité et n'arrivent qu'après de grandes souffrances à cette profondeur de l'âme qui donne aux sentiments la paix et la sécurité du tombeau, et à cette béatitude de l'esprit qui les console de leur malheureux état social. La vie allemande ressemble à une contrée de Hautes-Alpes: elle est grandiose, majestueuse, la couronne de la terre qui étincelle de ses éternels glaciers! A l'Allemagne, la lumière la plus pure, aux autres pays la chaleur du soleil. Ces hauteurs stériles ont fécondé le monde à leurs pieds. C'est là que se trouvent les sources et des grands fleuves de l'histoire et des grandes nations et des grandes pensées. Aux Allemands le génie, aux Français le talent: aux uns la force productive, aux autres la force industrielle de l'esprit. C'est du sol germanique que sont sorties toutes ces grandes idées qui ont été mises en œuvre et utilisées par des nations ou plus habiles ou plus entreprenantes, ou plus heureuses. L'Allemagne est la source de toutes les révolutions de l'Europe; elle est la mère de ces découvertes qui ont changé la face du monde. La poudre, l'imprimerie, la réforme religieuse sont sorties de son sein, filles ingrates et maudites, qui ont épousé des princes et ont bafoué leur mère plébéienne.

Pour gagner ce point de vue élevé de la vie allemande, vous ne devez pas vous faire porter en litière douce et bien fermée, car alors ce ne serait que votre chambre à coucher mise en mouvement, et vous ne sortirez jamais de votre région de vie. On ne doit pas craindre les fatigues, on ne doit pas se lasser, on doit s'endurcir contre le froid, le chaud et le vertige. Il faut savoir monter, grimper, sauter, se frayer un chemin à travers les neiges. Mais soyez sûrs que la récompense ne manquera pas à vos peines, car là-haut se trouve la vie intellectuelle des Allemands.

Les Français se plaignent souvent et se moquent quelquefois de ce brouillard qui enveloppe les intelligences

germaniques. Mais ces nuages qui interceptent la vue aux Français ne sont qu'aux pieds des Allemands, qui s'en élèvent de toute leur grandeur et respirent sous un ciel bleu et dans un air pur et rayonnant. Mais le jour avance, encore quelques heures historiques, et ces brouillards qui séparent deux nations se dissipent. Alors nous nous reconnaîtrons; les Français montent, les Allemands descendent pour se donner les mains tachées d'encre, et alors ils mettront leurs plumes aux mains rouges de leurs rois pour s'en servir à écrire, sur les bords du Missouri, le dernier chapitre de leur règne.

La religion sert d'escarpolette à M. Heine et le christianisme de cheval-balançoire. Il le caresse, il le gronde, il le fouette, il le pousse de ses talons; il est vrai qu'il n'avance jamais; mais est-ce que M. Heine veut jamais avancer? Il ne veut que se balancer et se donner du mouvement. N'offensez pas M. Heine en le croyant capable d'une tendance sérieuse, d'une croyance, d'une conviction; M. Heine sait aussi bien que qui que ce soit, que ne rien craindre, ne rien espérer, ne rien aimer, ne rien vénérer et n'avoir aucun principe, sont les traits constitutifs d'un grand caractère.

Mais par malheur pour l'imperturbabilité de l'âme de M. Heine, voilà que le directeur de ce théâtre des folies dramatiques, que nous appelons le monde, l'a destiné à tous les premiers rôles, sans même lui donner un double. Le répertoire de M. Heine est immense; une centaine de comédiens ordinaires du roi n'y suffirait pas. Il joue l'Anti-Christ, tandis que Voltaire, ce grand auteur, n'a joué que saint Jean-Baptiste, le précurseur de l'Anti-Christ. «Voltaire, dit M. Heine, na fait que blesser le corps du christianisme.» Mais à lui-même, pauvre homme, est tombé en partage la besogne pénible d'anéantir l'essence intérieure du christianisme. «L'idée fondamentale du christianisme, dit encore M. Heine, est l'anéan-

tissement de la vie sensuelle.» Mais pour lui, il a reçu de la Providence la mission de revendiquer les droits de la chair. Rendons grâce à la Providence qu'elle ait créé, et tout exprès en faveur de M. Heine, une nouvelle chaire de droits, pour l'enseignement des droits de la chair!

Mais ce ne sont pas seulement les droits de la chair que M. Heine revendique, il plaide encore pour la réhabilitation de toute la matière. Voilà un morceau de son plaidoyer superbe:

«Kant a enlevé le ciel d'assaut et passé toute la garnison au fil de l'épée. Vous voyez étendus sans vie les gardes du corps de Dieu; lui-même nage dans son sang; il n'est plus désormais de miséricorde divine, de bonté paternelle, de récompenses futures pour les privations actuelles; l'immortalité de l'âme est à l'agonie, on n'entend que râle et gémissements.

L'humanité soupire après des mets plus solides que le sang et la chair du Christ. L'humanité sourit de pitié sur les rêves de sa jeunesse . . ., et elle devient virilement pratique. L'humanité sacrifie aujourd'hui au système d'utilité terrestre . . ., et puis, il faudra offrir encore à la matière de grands sacrifices expiatoires pour qu'elle pardonne les vieilles offenses. Il ne serait pas même mal qu'on instituât des fêtes sensualistes et qu'on indemnisât la matière pour ses souffrances passées, car le christianisme, incapable de l'anéantir, l'a flétrie en toute occasion. Il a rabaissé les plus nobles jouissances, les sens furent réduits à l'hypocrisie, il y eut partout mensonge et péché. Il faut revêtir nos femmes de chemises neuves et passer toutes nos pensées à la fumée des parfums comme après les ravages d'une peste.»

Ainsi soit-il, et que les lingères et les parfumeurs s'en réjouissent! Voilà donc M. Heine nommé par la Providence procureur de la matière, tuteur de la matière mineure. Mais qu'il prenne garde à sa pupille! La nuit

porte conseil aux filles, et passé les trente-cinq ans, il vaut mieux être spiritualiste que gardien de la matière.

A un homme de conscience qui ne se serait égaré qu'en cherchant la vérité, je dirais: Non, le christianisme n'a pas rendu malheureux les hommes, il les a trouvés tels lors de son apparition et il les a consolés et aidés dans leur misère. Le christianisme a été le médecin du monde romain, tombé malade par ses passions effrénées et ses débauches brutales. Maîtres et esclaves furent alors également coupables, les uns nageaient dans le sang, les autres croupissaient dans la fange de la servilité; le christianisme purifiait les uns et relevait les autres. Il prescrivait à tous un régime salutaire de l'âme et du corps, et ce régime sévère a sauvé la vie au monde et l'a guéri. Le christianisme n'a pas aboli les droits de la chair, il n'a jamais demandé le sacrifice des jouissances sensuelles, il les a seulement assujetties à la tutelle de l'âme pour les rendre plus pures et plus durables. Aucune religion n'eut jamais tant d'indulgence pour les faiblesses humaines que n'en avait la religion chrétienne.

Le catholicisme, loin d'avoir énervé les peuples, leur a rendu la force et l'énergie qu'ils avaient perdues sous la domination romaine et que les peuples modernes, qui se sont séparés du catholicisme, ont perdues pour la seconde fois. Le seul peuple du nord qui, depuis trois siècles, n'a cessé un seul jour de se remuer pour la liberté, c'est le peuple polonais, qui est resté catholique. Le catholicisme n'est pas un culte „sombre et décoloré", comme dit M. Heine; c'est la religion la plus sereine et la plus joyeuse qui ait jamais existé. Non, les sens n'ont pas été réduits à l'hypocrisie par le christianisme, cette religion ne demande qu'un voile pour les réjouissances des sens, elle n'exige que la pudeur.

La pudeur est la seule divinité que même les hommes les plus corrompus n'osent jamais dénier, et c'est de son

culte que M. Heine se moque comme d'une superstition et qu'il appelle l'hypocrisie des sens. Je sais bien que ce n'est pas sa pensée intime et sérieuse, mais voilà où un homme honnête et délicat, comme M. Heine, qui se vante de n'avoir jamais fumé, ni jamais mangé de la choucroute et qui met dans ces qualités ses plus beaux titres à l'estime de la France: voilà où il peut être conduit par une malheureuse phraséomanie. M. Heine a mille fois célébré l'amour: il l'a chanté en vers, il l'a crié en prose; il doit savoir mieux que personne que le mystère est le dieu de l'amour et que la pudeur est sa religion.

Est-ce donc chose si difficile que d'être chrétien? Au moins ce n'est pas aussi coûteux que M. Heine le pense. Quiconque aime est chrétien. Et tout homme, même par amour-propre, doit aimer et adorer quelque chose qui n'est pas lui-même. C'est un égoïsme bien entendu que de déposer une partie de sa fortune dans le tout qui ne peut pas être volé, et de confier son âme à l'éternité qui est toujours solvable. Tel homme adore l'honneur, tel autre la gloire, tel autre la vertu, ou la bravoure, ou la fidélité, ou la liberté, ou la vérité, ou l'amour ou l'amitié. Eh bien! le christianisme est le Panthéon de toutes ces divinités. Entrez au temple, agenouillez-vous devant l'honneur ou devant la liberté, vous adorez le même Dieu, vous êtes chrétien.

On n'est jamais heureux sans croyance, on vit de sa journée et l'on s'inquiète du lendemain. Le croyant est nourri par les soins maternels de la Providence; l'incroyant est un mendiant qui vit des aumônes de la Fortune. La foi est la racine de la science; séparé d'elle, le savoir n'est qu'morceau de bois, qui ne porte ni fleurs ni fruits. Sans foi on n'a pas de cœur, et les grandes pensées, les pensées vivifiantes viennent du cœur. On peut bien, sans cœur, avoir des talents, mais ce ne sont que des fruits confits qui n'apaisent pas la soif. On peut bien avoir de

l'esprit sans cœur, mais ce n'est que de l'esprit plaqué, qui ne résiste pas aux injures du temps et qui rougit au moindre frottement de la critique.

Le protestantisme, dit M. Heine, fut pour moi plus qu'une religion, ce fut une mission; et depuis quatorze ans, c'est pour ses intérêts que je combats contre les machinations des jésuites allemands. Quatorze ans, c'est deux fois la guerre de Sept-Ans, qui a immortalisé un grand roi. M. Heine doit être fatigué de sa gloire, qu'il fasse sa paix de Hubertusbourg avec les jésuites. Voilà donc une nouvelle mission sur les épaules de M. Heine; vraiment c'est une rude corvée que d'être le favori de la Providence, et un autre n'y saurait tenir. M. Heine est depuis sa naissance à la tête de tous les mouvements de l'Allemagne; il est le tambour-major du libéralisme, le parrain des nouvelles écoles littéraires auxquelles il donne son nom, le protecteur du protestantisme, la terreur des républicains, des aristocrates et des jésuites. Il a tout prévu, tout prédit, tout dirigé; telle chose il a dite, telle autre il a faite, lui, le premier, entre tous les Allemands, M. Heine demanderait volontiers un brevet d'invention du monde, si malheureusement la Sainte-Ecriture n'était pas là, avec des preuves incontestables, que le monde a été créé avant la naissance de M. Heine.

Mais qu'est-ce qui donne cette suffisance à M. Heine? Il nous l'explique lui-même. «Oser dit-il, est le secret de la victoire en littérature comme en amour.» En amour c'est malheureusement vrai, et des femmes innocentes et inexpérimentées sont souvent les dupes d'une noble assurance. Il est bien vrai qu'elles n'en sont dupes qu'une seule fois, mais cela ne corrige pas les oseurs, qui, se reposant sur la discrétion féminine des offensées, changent de maîtresses et osent toujours de nouveau; mais comment, en littérature, la hardiesse peut-elle suppléer à la vigueur? cela se conçoit difficilement.

M. Heine met de l'amour en tout, en science, en littérature, en politique, en philosophie, en théologie, en amitié. Il n'y aurait rien à redire, si cela se faisait avec modération, mais M. Heine ne garde pas de mesure. Nous lui rappelons ce sage précepte, qu'un cuisinier célèbre a donné à élèves. «Surtout, mes amis, ne portez jamais le poivre jusqu'au fanatisme.»

De même qu'en politique, M. Heine est en désertion continuelle entre les opinions opposées, courant çà et là sur le champ de bataille, qui les sépare, s'approchant tantôt de l'une, tantôt de l'autre; de même en matière de religion, il est en continuelle désertion entre le déisme et l'athéisme. C'est que M. Heine n'est qu'un fournisseur de phrases, qui en offre à tout le monde avec l'impartialité la plus mercantile. Il ne s'inquiète jamais du droit, de la justice d'une cause; il ne se soucie que de son commerce de paroles, et à peine l'espérance de gagner l'a-t-elle attiré vers un parti, que la crainte de perdre le repousse aussitôt vers l'autre parti. Tantôt il déprécie, tantôt il exalte le christianisme; c'est suivant que l'un ou l'autre lui offre une occasion favorable de placer avantageusement ses phrases brodées; car le ciel et la terre ne servent à M. Heine que de canevas pour y figurer ses jolis petits ouvrages à l'aiguille, qui plaisent beaucoup regardés par devant, mais qui perdent leur beauté et leur valeur dès qu'on les retourne.

M. Heine rirait de bon cœur si je m'avisais de lui reprocher son incrédulité; mais il prêtera la plus sérieuse attention à mes pieuses exhortations, quand je lui ferai observer que l'impiété est une mode surannée, qu'il n'y a plus de mérite à combattre la superstition religieuse, depuis qu'on n'est plus décrété [de prise] de corps pour de telles hardiesses, et qu'on ne brûle plus les livres impies; que les d'Holbach et les Lamettrie du dix-neuvième siècle ne sont que les don Quichotte de l'athéisme; que les Pari-

siens, comme il faut, ne se servent plus de l'ancienne devise de Voltaire: *Ecrasez l'infâme,* mais qu'ils ont adopté la nouvelle devise: *Ecrasez la canaille;* qu'enfin, toutes ces diatribes contre le christianisme sont furieusement *rococo.*

M. Heine prétend que «le dix-huitième siècle a si complètement écrasé le catholicisme en France, qu'il l'a presque laissé sans signe de vie.» C'est une erreur que cet écrivain partage avec bien d'autres. Quant à nous, nous pensons, au contraire, que le dix-huitième siècle, loin d'avoir écrasé le catholicisme, l'a préservé de sa ruine. Voltaire et ses disciples ont échenillé la religion. D'ailleurs, peu importe à quoi ces philosophes ont visé; il faut voir ce qu'ils ont atteint par leurs efforts. Quand la Providence (M. Heine me pardonnera ce plagiat) a quelque dessein, elle se sert toujours des hommes qui sont les adversaires de ses desseins; c'est le plus court chemin pour arriver au but. Ce sont les rois qui fondent les républiques; ce sont les incrédules qui rétablissent la religion. De même que la révolution française n'avait point de tendance à bouleverser la société politique et à faire cesser le règne de la loi, comme ses adversaires le prétendent, mais qu'elle n'avait d'autre but que de donner une meilleure constitution à l'Etat; de même, le mouvement en apparence anti-religieux du dix-huitième siècle n'a tenté que de changer la constitution de l'Eglise, de monarchique qu' elle est en une constitution populaire. Dès qu'il n'y aura plus de pape, ni d'évêques mangeurs de budgets, ni d'armées permamentes de moines, ni de gendarmerie noire; dès que le peuple élira lui-même ses administrateurs spirituels et que l'Eglise sera gouvernée pour et par le peuple, le catholicisme recouvrera sa splendeur et sa force primitive.

Les tendances politiques et religieuses du siècle marchent de front, et ce n'est qu'ensemble et en même temps qu'el-

les atteindront leur but. Les peuples, pour être libres, doivent être religieux; les peuples les plus libres, les Suisses, les Anglais, les Américains du Nord, sont les peuples les plus religieux. Leur religiosité n'a pas suivi, mais elle a précédé leur liberté; il faut craindre Dieu pour ne pas craindre les hommes.

A entendre M. Heine se lamenter pitoyablement des jésuites de l'Allemagne, on croirait qu'ils dominent le pays; mais il n'en est rien. Il est bien vrai qu'en Allemagne comme partout où il y a une guerre entre le despotisme et la liberté, les jésuites affluent à chaque combat, comme les corbeaux qui ont le vent des corps morts, volent au-dessus des champs de bataille: mais ces corbeaux qui mangent les cadavres des deux armées avec impartialité ne décident pas de la victoire. Les jésuites monarchiques ne nous feront plus aucun mal, ils sont trop fins pour ne pas s'apercevoir de la prochaine fin des rois: c'est des jésuites populaires qu'il faut nous garder maintenant. J'accorderai volontiers à la frayeur de M. Heine que les jésuites ont beaucoup d'influence à Munich; mais ce n'est que parce que le roi de Bavière est jésuite lui-même et que ses serviteurs et ses flatteurs, comme cela se fait toujours, portent la livrée de leur maître.

On ne doit pas en trop vouloir à ce bon roi, de s'être fait jésuite; il ne s'est jeté dans les bras des moines et des saints que depuis que les dieux de l'Olympe l'ont trahi et raillé de la manière la plus cruelle. D'abord, Apollon inspira au bon roi de Bavière des vers tellement détestables, qu'on ne peut les débiter publiquement sans faire aboyer tous les chiens à deux lieues à la ronde; puis Vénus, puis Mercure; bref, c'étaient des tours à faire enrager l'homme le plus doux. Aussi le bon roi de Bavière en a perdu la tête, sans compter les autres pertes; et depuis ce temps, il ne sait plus ce qu'il fait, ni ce qu'il veut, ni ce qu'il peut. Dans ce malheureux état de son âme et de son corps, il

a fait emprisonner les plus honnêtes gens de son royaume et les tient depuis deux ou trois ans dans des cachots affreux, sans accusation publique et sans jugement. Ce bon roi a institué jusqu'à cinquante monastères dans son petit royaume, et il les augmente encore tous les jours. Le gouvernement bavarois est un des chefs-d'œuvre de la politique de M. de Metternich. Cet habile homme d'état a persuadé au roi de Bavière de faire élever sur son propre territoire, et à ses propres frais, une muraille chinoise flanquée de couvents et gardée par des capucins, pour défendre les frontières de l'Autriche contre l'invasion des lumières du côté du midi de l'Allemagne.

C'est ce même roi de Bavière que M. Heine a appelé «l'un des plus excellents et des plus spirituels princes qui aient jamais orné un trône», et puis, pour se reposer de ses efforts pindariques, il se laisse tomber de tout son poids sur les jésuites inférieurs et leur fait des contusions considérables. Mais est-ce que tout cela nous regarde? C'est une affaire toute personnelle entre M. Heine et les jésuites, avec laquelle le salut du peuple allemand n'a rien à démêler; qu'ils vident leur différend comme ils peuvent. M. Heine se plaint de ce que les jésuites l'ont persécuté à Munich et l'ont poursuivi jusqu'à Paris; que là ils sifflent autour de lui comme des serpents et que l'un de ces serpents jésuites l'a mordu au talon, lorsqu'il se promenait au boulevard Montmartre. M. Heine ne dit pas précisément cela; il n'en parle qu'en général, il dit qu'on pourrait se promener joyeusement au boulevard Montmartre et inopinément sentir au talon la morsure d'un jésuite. Mais comme les appréhensions de M. Heine sont toujours historiques, c'est indubitablement lui-même qui a été mordu par un jésuite.

Que M. Heine prenne courage, et quoique je ne haïsse plus les jésuites, depuis que leur ambition a tant dépéri qu'ils se contentent de persécuter un innocent homme de

lettres, je me réjouirais pourtant si M. Heine sortait victorieux encore de ce dernier combat. Il n'y a pas encore deux ans qu'il s'est lamenté des cruelles persécutions qu'il eut à essuyer de la part des aristocrates et des républicains coalisés contre lui. Dans son dernier ouvrage, M. Heine ne parle plus ni des aristocrates, ni des républicains, preuve certaine qu'il les a anéantis. Eh bien! il écrasera aussi les jésuites, et peut-être le jour n'est pas loin où M. Heine pourra se promener en toute paix et sécurité au boulevard Montmartre sans avoir à craindre la morsure d'un petit Loyola bavarois.
Nous ne sommes jamais plus contents de M. Heine que quand il se trouve dans l'erreur, mais malheureusement ce cas est très rare. M. Heine est rarement dans l'erreur, parce qu'il cherche rarement la vérité. Il est aussi insouciant de s'en écarter que de s'en approcher, de la trouver que de la manquer. M. Heine ne cherche que l'expression la plus belle possible; la chose à exprimer lui est indifférente. Mais qu'il l'avoue franchement, qu'il le déclare une fois pour toutes, c'est qu'en écrivant il n'a jamais d'autre but que de publier un dictionnaire de beaux et bons mots, en livraison de deux volumes, et alors nous n'aurons plus rien à lui reprocher. Nous trouverons tout simple que M. Heine mette le *oui* dans la lettre O et le *non* dans la lettre N, et que *Dieu* soit placé plus bas que le *diable;* enfin, nous accorderions volontiers à M. Heine, que la belle plume fait le bel oiseau.
Encore quelques passages extraits de l'ouvrage de M. Heine pour rendre palpable pour tout le monde de quelle manière cet écrivain se joue non pas des mots qui lui sont sacrés, mais des choses. Il est souvent si impatient et pressé de se contredire lui-même et d'annuller sa pensée primitive, qu'il ne se donne pas le temps de l'achever, et se coupant la parole à lui-même, amène de suite l'opinion opposée.

«Les Benthamistes, dit M. Heine, les prédicants de l'utilité, sont des esprits puissants qui ont saisi le véritable levier avec lequel se peut remuer John Bull. John Bull est né matérialiste; son spiritualisme est en grande partie une hypocrisie de tradition ou même seulement une résignation stupide; sa chair se résigne, parce que l'esprit ne lui vient pas en aide.» Que l'esprit de M. Heine vienne à l'aide de la chair de John Bull; qu'il se hâte, pour lui former le cœur et l'esprit, d'ouvrir son cours des droits de la chair; mais qu'il n'impute pas à John Bull des défauts contradictoires; l'alibi est là pour le disculper de l'un ou de l'autre crime. Si John Bull est matérialiste, il ne peut être en même temps spiritualiste, et s'il est spiritualiste par hypocrisie, il ne l'est pas par stupidité. Si M. Heine veut faire du galimatias, que du moins il le mette en ordre alphabétique, comme nous venons de dire plus haut.

Et voyez le méchant aristocratisme de M. Heine; voyez un peu comme il méprise l'honnête John Bull. Lui, premier amant, adorateur, tuteur, protecteur et professeur de la matière, s'en dégoûte dès qu'il aperçoit que le peuple se mêle aussi de matérialisme. Quel affreux bouleversement de l'ordre public! Jacques Bonhomme veut être électeur et matérialiste! On n'y saurait tenir, c'est par trop fort! Vraiment, de nos jours, on doit s'attendre à tout; nous verrons encore les temps où la canaille allait décrotter ses souliers sur les tapis rouges des couloirs du théâtre italien; et le lendemain d'une représentation demander tout bonnement sa part des fonds secrets de la Providence! O temps! ô mœurs!

En un autre endroit, M. Heine dit: «De même qu'à Wittemberg on protestait en prose latine, à Rome on protestait en pierre, en couleurs et en octaves rimées. Les énergiques images de maître Michael Angelo, les riantes figures de Giulio Romano et l'ivresse voluptueuse, la joie

de vivre qui règne dans le vers de messire Ludovico Ariosto, n'est-ce pas là une opposition protestante au vieux, sombre et décoloré catholicisme?» Violà un raisonnement à faire pâlir les sophistes les plus endurcis et les plus intrépides. Par de pareilles raisons, on peut appeler le blanc noir, en faisant envisager sa blancheur comme une protestation contre sa noirceur; on peut appeler un honnête homme un fripon, en désignant son honnêteté comme une protestation contre sa malhonnêteté! Et voulez-vous savoir le secret de ces contradictions? M. Heine avait quelques mots sonores au bout de sa plume, et ne pouvait se résigner à les réserver pour une meilleure occasion.
Si M. Heine, à son rare talent de la parole, osait encore ajouter le talent de faire respecter son indépendence, d'avoir des opinions, des sentiments, des pensées à lui; d'avoir une conviction quelconque, mais une conviction ferme et inébranlable, qui résistât aux caprices impérieux des vents, comme aux folâtreries plus dangereuses des zéphirs; si M. Heine voulait ne s'inquiéter que du suffrage des gens honnêtes et éclairés et de l'assentiment de sa propre conscience et ne pas rôder jour et nuit autour de tous les marchands de réputation, il serait alors un écrivain parfait.

5.

Scènes de mœurs et de caractères

au XVIIIe et au XIXe siècles;
par Mme Augustin Thierry
[Réformateur, 1835]

Avec peu de fils et quelques couleurs simples, l'auteur de ce volume a su faire des tissus de grand prix admirablement gracieux. Il est beaucoup à regretter que les contes de Madame Thierry ne puissent servir de modèles qu'aux ouvrages dans ce genre qui n'ont pas encore paru.

Ils se distinguent par une noble simplicité de récit, par la pureté, on dirait la chasteté du style, et par des caractères correctement dessinés et qui ne se démentent jamais. Les paroles et les actions des personnages ont une clarté et une transparence qui laissent apercevoir les moindres mouvements de leur cœur. L'auteur n'a jamais recours à ces ornements oiseux et à ces couleurs éblouissantes qui servent si souvent à cacher ce qui est laid et difforme dans un ouvrage d'art. Ce sont des passions prononcées, simples, sans cette complication qui déroute l'observateur le plus exercé, et qui ont leurs symptômes clairs et non équivoques. Rien de ces vapeurs de l'âme, rien de ces douleurs hypocrites qui lassent la patience de l'homme le plus indulgent et le plus compatissant. Rien de ce pouls nerveux et capricieux à l'état duquel le médecin du cœur le plus habile ne sait juger la maladie.
Il y a cependant quelque chose dans le premier conte qui me fait trembler pour l'auteur: ce sont trois sœurs, jeunes, belles et bien élevées qui ont l'habitude de s'agenouiller et de faire leur prière du soir avant de se coucher. C'est une hardie innovation par le temps qui court. Mais j'espère que les lecteurs effarouchés se réconcilieront avec Mme Thierry quand ils apprendront à la fin que les trois sœurs succombent à leurs passions malgré leur piété.
On aime à trouver encore dans les ouvrages d'art et d'esprit des femmes les sentiments paisibles, les joies calmes et les douleurs tempérées qui conviennent à leur sexe. Aux hommes appartiennent les passions orageuses et la peinture de ces passions. A eux cet élément dangereux où le cœur fait naufrage en cherchant le bonheur. De cette mer salée et amère la nature n'a accordé aux femmes que des gouttes, ce sont les larmes; qu'elles s'en contentent. Les mouvements violents, tant de l'âme que du corps, déparent les femmes. L'équitation, les tragédies, la peinture d'histoire, les poèmes épiques, la colère,

la gloire, les satires, la politique appartiennent aux hommes. Les femmes n'y réussiront jamais: et quand elles y réussissent, c'est tant pis pour elles; nous les recommandons pour épouses à tout le monde, excepté à nos amis. O femmes! ne faites, n'écrivez et ne lisez pas des romans convulsifs, épileptiques, déchirants, suffocants, ensanglantés. Fuyez le genre terrible; ne vous tourmentez pas à deviner les énigmes de la vie, bornez-vous à en donner à vos époux et à vos amants, sphinx que vous êtes. Ne cherchez pas les dangers; nous avons assez à trembler et à combattre pour nous-mêmes, n'augmentez pas nos soucis et agréez qu'on vous mette en sûreté.
Dans l'intérêt des dames légitimistes, qui depuis cinq ans boudent Paris et habitent la campagne, je finirai par deux moralités que j'ai tirées de l'ouvrage de Madame Thierry. Premièrement: on ne doit jamais élever ses filles loin du commerce des hommes aux qualités matrimoniales; secondement: quand une telle éducation champêtre est une nécessité en France, où les éruptions populaires et les tremblements de rois sont si fréquents, on ne doit jamais amener à ses trois filles, dans leur solitude, un seul cousin; mais toujours trois cousins à la fois. Mères légitimistes, lisez le conte des trois sœurs et tremblez d'être fidèles et de n'avoir qu'un seul cousin à votre disposition.

6.

Introduction

[La Balance, 1836]

La diversité des langues est une funeste suite de la malédiction de la tour de Babel; ce que personne ne peut plus ignorer aujourd'hui, depuis qu'on porte la Sainte Écriture, imprimée sur papier satiné, à domicile, périodiquement et en feuilles, tout comme le *Charivari* et le *Corsaire*.

Dieu qui n'aime pas les centralisations, les systèmes de doctrines exclusifs, les règnes monarchiques dans les actions vitales de l'humanité, a confondu la langue des hommes pour empêcher leur union et leur uniformité et pour les conduire à se disperser sur toute la surface de la terre, à la parcourir dans toutes les directions et à y chercher leur fortune par des voies différentes. Mais, dès que les desseins de la Providence seront accomplis, quand l'œuvre de Dieu sera achevée, alors les instruments de travaux seront brisés, et il n'y aura plus qu'une seule langue dans le monde, au plus grand déplaisir des interprètes assermentés et de la noblesse allemande, qui sera honteuse de parler la langue des bourgeois et de savoir l'orthographe plébéienne.

La division des travaux, ce grand principe de l'économie politique, a été appliquée à l'homme dès sa création. Les travaux de l'humanité ont été distribués entre les différents peuples et les différents pays. Mais il serait trop fastidieux de développer ici au long cette thèse; nous n'en voulons pas faire le siège régulier, nous la prendrons d'assaut.

Dans les ateliers de l'humanité, il y a deux peuples auxquels la Providence semble avoir donné la tâche de surveiller et de diriger les travaux de tous les autres peuples, de leur assigner leurs journées et de leur payer leur salaire; ce sont le peuple français et le peuple allemand. Au premier fut confiée la direction des travaux pratiques, des arts et des manœuvres, à l'autre la direction des travaux théoriques, des sciences et des spéculations.

La théorie est craintive et temporisante, la pratique est irréfléchie et précipitée; de là le désaccord entre elles, de là l'incompatibilité d'humeurs et d'esprits entre la nation allemande et la nation francaise, qui malgré qu'elles se touchent par les frontières, sont séparées par un espace moral immense.

C'est la tâche des Français de détruire, de démolir le vieil édifice social délabré, de déblayer et de niveler le terrain; c'est la tâche des Allemands de fonder, d'élever le nouvel édifice social. Dans les guerres de la liberté, la France sera toujours à la tête des autres pays; mais au congrès futur de paix, où tous les peuples de l'Europe se rassembleront, ce sera l'Allemagne qui aura la présidence.
L'histoire de la France et de l'Allemagne n'est depuis des siècles qu'un continuel effort de se rapprocher, de se comprendre, de s'unir, de se fondre l'une dans l'autre. L'indifférence leur a toujours été impossible, il fallait s'entre-haïr ou s'entre-aimer, s'allier ou se faire la guerre. Ni le sort de la France ni celui de l'Allemagne ne pourront jamais être fixés et assurés isolément.
Il importe de rendre clair cet instinct obscur des deux nations, il importe de trouver un principe à des faits et à des opinions en apparence contradictoires.
L'Allemagne et la France se trouvent partout entremêlées, sans jamais se confondre. Celui-là serait un habile diplomate qui réussirait à négocier la paix entre les deux nations, en les conduisant à ne former qu'un nouveau composé homogène sans sacrifier leurs qualités constituantes.
Les hommes âgés des deux pays devraient avoir soin de lier, par une amitié et une estime réciproques, la nouvelle génération de la France à la nouvelle génération de l'Allemagne. Qu'il sera beau le jour où les Français et les Allemands s'agenouilleront ensemble sur les champs de bataille où jadis leurs pères s'étaient entre-égorgés, et prieront en s'embrassant sur leurs tombeaux communs.
L'amitié inaltérable et la paix éternelle entre toutes les nations, sont-ce donc des rêves? Non, la haine et la guerre sont des rêves dont on s'éveillera un jour. Que de malheurs l'amour de la patrie n'a-t-il pas déjà causés à l'humanité! Combien cette vertu mensongère n'a-t-elle

pas surpassé en sauvage férocité tous les vices avoués! Est-ce que l'égoïsme d'un pays est moins un vice que celui d'un homme? Est-ce que la justice cesse d'être une vertu, dès qu'on l'exerce envers un peuple étranger? Quel honneur que celui-là qui nous défend de nous déclarer contre notre patrie, quand la justice est contre elle!

J'aime l'Allemagne plus que la France, parce qu'elle est malheureuse et que la France ne l'est pas; du reste je suis autant Français qu'Allemand. Quant à moi, Dieu merci, je n'ai jamais été dupe du patriotisme, je ne me suis jamais laissé prendre à ce leurre de l'ambition, ou des rois ou des patriciens ou des peuples.

La vie sociale et intellectuelle des Allemands est affectée de maux et troublée par des chagrins, que les Français n'ont jamais sentis ni compris ou qu'ils ne sentent plus et qu'ils ont oubliés. Cette circonstance pourrait quelquefois entraver nos efforts et rendre notre situation très pénible. Les nations ne sont pas moins égoïstes que les individus; elles font ordinairement bon marché des maux des autres nations, et elles s'ennuient facilement de leurs doléances. Elles sont toujours prêtes à attribuer leur propre bien-être à leur courage, à leur persévérance, à leur adresse; et la mauvaise fortune des autres peuples, à leur faiblesse, leur inconstance ou leur balourdise. Peut-être qu'en France on ne trouverait plus de bon ton de fronder la noblesse ou de se moquer d'elle; on trouverait peut-être fastidieuses les plaintes des Allemands sur leur justice criminelle secrète, leur stupide censure et les offenses insolentes auxquelles leur liberté individuelle est à tout moment exposée. Si cela m'arrivait, si malheureusement je ne réusissais pas à gagner la sympathie des Français pour ma patrie, alors je m'adresserais à leur égoïsme et à leur intérêt, en leur prouvant que leur liberté et leur prospérité ne sont que précaires, tant que celles de l'Allemagne ne seront pas établies et que ce n'est pas

sur la place de la Bastille, mais bien au bord de l'Elbe, que la colonne de la liberté française trouvera un solide fondement.
L'Allemagne forme la chaîne de montagnes qui sépare la civilisation de la barbarie, les Français des Cosaques. La France n'aime pas la république, on le dit; mais assurément elle aime encore moins les Cosaques, et elle a trop de sentiments d'honneur pour ne pas préférer l'éloquence sanguinaire d'un Danton à la rhetorique insolente d'un hetman couronné. Eh bien! ce n'est que l'Allemagne qui peut sauver la France du triste choix entre le despotisme populaire et le despotisme monarchique; mais malheureusement cet état de choses a été méconnu par les Français de toutes les opinions et de tous les partis, depuis près de cinquante ans.
L'Allemagne a combattu la révolution française dès son origine et entravé la liberté de la France, d'abord par des menaces, ensuite par la guerre ouverte. L'Allemagne a porté la tête d'un roi bienveillant sur l'échafaud; c'est elle qui a contraint les Français à des crimes et qui a été ou le prétexte ou l'excuse de la terreur, Napoléon a succombé et a entraîné la France dans sa chute, parce qu'il jugeait mal l'Allemagne, parce qu'il prenait la fièvre de domination et l'attachement mercenaire de ses princes pour de l'enthousiasme envers sa personne, et qu'il ne voyait plus tard, dans l'enthousiasme du peuple allemand pour l'indépendance de son pays, qu'une fièvre d'insubordination. Il ignorait que les princes de l'Allemagne ne règnent pas par eux-mêmes, qu'ils ne sont que le jouet de l'aristocratie, et, aveuglé par cette erreur, il se laissa bercer dans une funeste sécurité par l'alliance de l'Autriche, comptant s'être attaché le souverain en s'attachant le père de son épouse.
La Restauration a toujours été sous la tutelle de l'Allemagne, et l'histoire racontera un jour à nos neveux com-

bien les menaces, les promesses et les intrigues des cabinets allemands out eu de part à l'allure contre-révolutionaire de Charles X. Jamais assurément ce malheureux roi n'eût osé les ordonnances de juillet, s'il n'eût compté sur l'assentiment et l'assistance des princes allemands.
L'Allemagne monarchique est l'avant-garde de la Russie contre la France, et l'Allemagne populaire est l'avant-garde de la France contre la Russie. Les princes allemands n'ont réellement aucune sympathie personnelle pour le czar moscovite; car ils n'ont pas l'humeur tyrannique, ils sont trop éclairés et trop humains pour cela. Il n'y a rien à leur reprocher que ce despotisme paternel qui ne va plus ni à leur vieillesse ni à l'âge viril de leurs peuples. Mais cette omnipotence domestique, cette vieille habitude de jouir d'une domination non contrariée et de rencontrer toujours une obéissance aveugle, c'est le côté faible des princes allemands par lequel l'aristocratie nobiliaire les prend et les dirige. C'est elle, c'est cette aristocratie insolente et ingnorante, qui voudrait venger sur le peuple allemand les affronts et les pertes que ses camarades et amis ont essuyés dans la révolution française; c'est elle qui entraînera toujours les princes allemands à l'alliance avec la Russie, aussi longtemps que le peuple allemand sera trop faible et trop peu encouragé pour contrebalancer son influence sur les gouvernements.
La France et l'Allemagne unies peuvent tout faire et tout empêcher. Une guerre entre la Russie et l'Angleterre ne pourrait sérieusement troubler la paix de l'Europe, tant que la France et l'Allemagne resteraient neutres, et ni l'Angleterre ni la Russie ne seraient dangereuses pour la France, si l'Allemagne ne leur prêtait son appui. De l'union de la France et de l'Allemagne ne dépend donc pas seulement leur propre fortune, mais encore le sort de toute l'Europe.

Mais tous les efforts de la France et de son gouvernement, tous les égards et toutes les prévenances possibles envers l'Allemagne seraient inutiles; la France ne gagnera jamais l'amitié sincère de l'Allemagne officielle, de l'Allemagne gouvernée par l'aristocratie nobiliaire, qui adore dans l'autocrate de la Russie le prophète de Dieu et qui, sept fois par jour, tourne la vue vers la Mekka du Nord. Le prix impudent que cette Allemagne officielle met à son alliance, non pas seulement à l'égard de la France, mais encore à l'égard de tout autre pays, savoir: le sacrifice de la liberté et de l'honneur du peuple, au nom duquel on traite avec lui, effaroucherait tout gouvernement, quel qu'il fût, et lasserait la complaisance la plus infatigable.

C'est l'Allemagne nationale dont la France devrait rechercher l'alliance, celle-là seule lui est avantageuse, et, pour l'obtenir, elle n'a pas à sacrifier son honneur, elle n'a qu'à abandonner quelques préjugés.

La nationalité allemande, où réside-t-elle? où la trouver? Par quelle expression fait-elle connaître sa pensée et sa volonté? Où est son unité d'action? Quels sont ses organes et ses représentants? Qui est-ce qui traite en son nom? En vérité, tout Allemand doit être un peu embarrassé à répondre à ces questions. Si les reponses n'étaient pas satisfaisantes, elles pourraient bien prêter au ridicule, et pour être satisfaisantes, elles exigent de si longues discussions et de si grands développements, qu'à force d'être complètes elles cessent d'être précises. Cependant nous espérons acquitter les dettes que nous contractons; qu'on nous accorde seulement des facilités pour payer, le crédit nous est indispensable.

La France, qui s'amuse depuis près de cinquante ans à faire aller le monde comme une toupie, a bien le droit de demander à tout peuple qui lui offre son alliance: qu'avez,vous fait? A quoi pouvez-vous nous servir? Quels

secours nous portez-vous, quelle garantie nous donnez-vous? Pour dire la vérité, l'Allemagne n'a rien fait depuis trois siècles, et elle a patiemment enduré tout ce que d'autres ont voulu lui faire. Mais, par cette raison même, les travaux, les passions et les jouissances n'ont pas encore usé les cœurs vierges et les chastes intelligences de l'Allemagne; elle est la réserve de la liberté qui décidera de la victoire. Son jour viendra, et, pour l'éveiller, il ne faut que bien peu, un moment de bonne humeur, un sourire du hasard, une rosée du ciel, une débâcle, un fou de plus ou un fou de moins, un rien; la clochette d'un mulet suffit pour faire tomber l'avalanche. Alors, la France qui ne s'étonne plus de rien, cette France qui, en trois jours, a improvisé l'œuvre laborieuse d'un siècle et qui a cessé de s'étonner d'elle-même, elle s'étonnera du peuple allemand, et ce étonnement ne sera pas seulement de la surprise, ce sera de l'admiration.

La France devrait enfin apprendre à connaître l'Allemagne, cette source de son avenir; elle devrait enfin se persuader qu'elle ne se suffit pas et qu'elle n'est pas seule maîtresse de son sort. Combattre pour la liberté, ce n'est pas être libre, ce n'est que montrer qu'on est digne de l'être. Un peuple qui est obligé de surveiller jour et nuit sa liberté, n'en jouit pas, comme un homme qui est obligé de surveiller sa santé, n'est pas en bonne santé. La France a usé en moins de cinquante ans la vie de cinq siècles; elle est grande et admirable, mais sa gloire et restée stérile.

La France a toujours mal jugé l'Allemagne; et qui pis est, elle ne l'a pas jugée du tout, elle ne s'en est pas inquiétée. L'Allemagne, au contraire, a toujours eu les yeux tournés vers la France, sans pour cela l'avoir mieux comprise. D'abord ce fut l'admiration, ensuite la haine et en dernier lieu un certain dédain bien ridicule, qui aveuglait son jugement. Les Allemands, qui n'avancent

pas, ne sont jamais dans le cas de reculer, et voilà, qu'ils reprochent aux Français de rétrograder si souvent!
Quand les Français jugent mal les Allemands, c'est par la stabilité de leur savoir, par l'ignorance des faits nouveaux; quand les Allemands jugent mal les Français, c'est par la stabilité de leurs sentiments, dont ils n'aiment pas à se débarrasser, pour faire place à de nouvelles impressions.
Pour un honnête homme, c'est un tourment que d'être obligé, par la vérité, de mal parler de sa patrie; les compatriotes, les étrangers eux-mêmes, n'y voient qu'une coupable trahison. Mais est-ce que la franchise et l'impartialité cessent d'être des vertus, quand on les exerce envers les objets de son amour? Les Allemands, depuis qu'ils ont combattu avec succès la France, ont gagné une vanité nationale, dont ils étaient exempts antérieurement. La susceptibilité nationale des Français a du moins été précedée par la gloire; sans doute la gloire ne manquera pas un jour aux Allemands, mais jusqu'à ce jour ils n'ont pas encore assez fait pour être sûrs que leur fierté ne sera pas prise pour de la vanterie. En vainquant la France, l'Allemagne n'a fait que remplacer un joug de bois étranger par un joug de bois indigène et changer le brillant despotisme de Napoléon contre la petite monnaie de ses chétifs tyranneaux. Puis, n'y a-t-il pas quelque chose de puéril et même d'insensé dans toute vanité nationale? Un individu peut s'excuser d'être susceptible sur ce qu'on pense et dit de lui, car l'individu ne vaut que ce qu'il est estimé; mais le prix d'une nation étant toujours égal à sa valeur réelle, la vanité de sa part est gratuite et n'est que de la pusillanimité. Du reste, il serait très facile de démontrer que souvent ce que les différents peuples ont fait de grand, ils ne l'ont fait que par leurs défauts, et ce que d'autres peuples ont souffert, ils ne l'ont souffert que pour leurs vertus; il y a donc, dans tout éloge d'un

peuple, quelque chose pour modérer sa satisfaction et dans tout blâme quelque chose pour adoucir la honte.
La franchise n'est pas seulement un droit, elle est encore un devoir; mais quand même elle ne serait qu'un droit, aucune délicatesse ne nous empêcherait d'en largement user. Les hommes qui craignent de dire leurs pensées secrètes, sont ordinairement ceux qui, infatués de leur importance et de la supériorité de leur esprit, se croient les seuls dépositaires de certaines vérités. Mais des hommes qui sont plus modestes ou mieux avisés comprennent qu'ils n'ont pas exclusivement la science du vrai, que bien d'autres en sont inspirés; ils ont donc le courage de la franchise, sachant que leurs opinions sont partagées par beaucoup de personnes et qu'ils ne manqueront pas d'assistance dans la lutte contre les opinions opposées.
En comparant l'Allemagne et la France, ce n'est aucunement notre dessein de constater les qualités supérieures ou inférieures de l'une ou de l'autre, car cela ne servirait à rien. On a l'habitude de sermonner les hommes et les peuples, comme s'il leur était possible de changer de caractère, mais en vérité cela n'est pas. Ni les individus ni les nations ne peuvent réunir toutes les vertus; il y en a qui sont incompatibles, et il y a certaines bonnes qualités qui sont nécessairement accompagnées de certains défauts. L'enseignement vraiment utile à donner aux peuples, ce serait de leur montrer comment, dans les cas extraordinaires ou pour agir ou pour résister, il leur faudrait de bonnes ou de mauvaises qualités qui leur manquent, ils devraient les aller chercher chez d'autres peuples et s'en servir pour leur salut.
La France et l'Allemagne, pour être fortes et indépendantes, doivent se renforcer l'une par l'autre et dépendre l'une de l'autre. Les servies qu'elles doivent se rendre mutuellement sont faciles à formuler. En général, le caractère prédomine chez les Français et l'esprit chez les Allemands; il

appartient donc à ceux-ci de décider ce qu'on doit faire, et à ceux-là de statuer sur la manière dont on doit agir.

L'expression la plus fidèle et la plus complète de l'état social, moral et intellectuel de toute nation civilisée est dans sa littérature, qui est le sang de son âme, et plus expressive que son histoire même, car celle-ci ne nous fait connaître que ce qu'une nation a été, elle ne raconte que le passé et l'accompli, tandis que la littérature, à la fois racine et fruit, nous enseigne ce qu'une nation a été et encore ce qu'elle peut devenir. La littérature est le résumé le plus complet de toutes les différences par lesquelles les peuples se distinguent entre eux. Elle est la mer, qui en même temps sépare et unit les pays. L'histoire politique d'un peuple est la biographie de son égoïsme, mais sa littérature est l'histoire de sa vie humanitaire. Elle ne s'arrête ni devant les bornes légales ni devant les frontières géologiques, elle saute par-dessus les lois, les traités, les douanes, les antipathies et les préjugés.

Rapprocher l'Allemagne de la France, tel est notre but: et la comparaison de la littérature française avec la littérature allemande est notre point de départ. Le choix de ce point de vue est volontaire par rapport à la France; mais, par rapport à l'Allemagne, il est forcé. Les Français sont un peuple actif; sa littérature est le fruit de sa vie d'action, et ce fruit renferme la graine qui perpétue l'activité nationale. Pour caractériser la France, on est donc libre de monter de la racine aux fruits ou de descendre des effets aux causes. Mais les Allemands sont un peuple passif; sa littérature est un arbre qui portera un jour des actions, mais ses fruits ne sont pas encore mûrs. Pour faire connaître l'Allemagne, il n'y a donc d'autre moyen que de s'élever de la cause aux effets, c'est-à-dire de caractériser sa littérature. Mais cette inertie des Allemands est en elle-même un fait matériel, important, qui a la plus grande influence non pas seulement sur la si-

tuation de l'Allemagne, mais encore sur celle de la France et de toute l'Europe.
En Allemagne, la littérature a toujours servi de soupirail à la politique; les architectes de Francfort ont maintenant le dessein de boucher encore cette unique ouverture, afin de rendre au pays toute respiration impossible. Nous verrons alors jusqu'où va l'impassibilité des Allemands, et s'il aiment mieux mourir dans l'angoisse de la suffocation ou d'un coup de feu expéditif.
Les Allemands ne forment une nation que par leur littérature qui, depuis trois cents ans, est la seule expression de leur vie sociale, et toute leur action de vie est dans la critique. Tout homme est né juge. Juger c'est se placer hors de soi-même, c'est penser avec les pensées, vivre avec la vie des autres. Juger et être jugé, c'est la destination de l'homme. Mais que voulez-vous que les Allemands jugent, sinon les livres et leurs auteurs, les artistes et leurs œuvres, les comédies et le jeu des acteurs? La discussion des affaires publiques leur est interdite. Ils paient des impôts, ils sacrifient le sang de leurs fils sur l'autel de la patrie, comme chantent les poètes, mais cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On les emprisonne, eux, leurs pères, leurs fils, leurs frères, pour de prétendus crimes d'état; on tourmente leur âme et leur corps par des injures et des privations, jusqu'à ce qu'ils en perdent l'esprit ou la vie; on refuse cruellement aux prisonniers malades la consolation de voir leurs parents avant d'expirer; ils rendent l'âme dans le désespoir, et on les fait enterrer avant le lever du soleil par des sbires et des geôliers. On les interroge et on les juge en secret, on ne les juge pas du tout, on les condamne à une instruction à vie; mais tout cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On vole leurs pensées, on assassine leurs sentiments, on engraisse avec la sueur de leurs mains des espions affamés, qu'on envoie en France et en Suisse, à la trace

de leurs compatriotes exilés; mais cela ne les regarde pas du tout, c'est de la politique. Combien de fois les hommes de lettres allemands n'on-tils pas déchiré un innocent livre et son auteur plus innocent encore, seulement pour se soulager du dégoût que leur inspiraient leurs stupides maîtres, seulement pour exhaler leur colère! Otez la critique aux Allemands, et vous leur ôtez la vie.

Les Allemands sont les grands maîtres de la critique; ils servent à tout ce qui s'imprime par tout le monde, ou d'avocats, ou de juges; leurs ouvrages originaux mêmes ne sont souvent que des plaidoyers ou des actes judiciaires. Comme ils ont inventé l'imprimerie, ils croient avoir le droit de surveiller l'usage qu'on en fait. Ils sont des jurisconsultes qui connaissent à fond les lois et coutumes qui régissent les sciences et les arts dans tous les pays et les changements que ces lois et coutumes ont essuyés dans le cours des siècles. Ils portent dans leur critique beaucoup de sévérité, mais en même temps une grande loyauté. Quand [il] leur arrive de mal juger, c'est plutôt par entêtement que par ignorance ou partialité. Mais cependant il faut convenir que la sévérité que les Allemands mettent dans leur jugement littéraire est quelquefois farouche, que les œuvres de la critique sont trop souvent des hautes-œuvres et leurs auteurs des bourreaux. Si des Français lisaient par hasard un de ces articles véhéments et impitoyables, ils seraient effrayés; ils prendraient l'auteur pour un homme altéré de sang, pour un exécrable tyran, un véritable Raoul Barbe-Bleue. Mais il n'en est rien, c'est l'homme le plus doux, le plus modeste, le plus poli, le plus timide même. Faites sa connaissance, entrez dans sa famille, informez-vous auprès de son épouse sur les humeurs de son mari, et elle vous racontera en souriant certaines particularités qui vous feront sourire vous-même, et vous ne sortirez pas de chez lui sans avoir serré la main au brave homme.

Il faut que les Français n'ignorent pas cela pour apprécier à leur juste valeur les jugements que les hommes de lettres allemands portent de temps en temps sur leur propre littérature comme sur la littérature et les affaires publiques de la France. Si le blâme n'est pas toujours libre d'expressions inconvenantes, s'il y a une certaine rigidité choquante, ce n'est jamais la suite d'un manque d'égards ou le signe de sentiments haineux, ce n'est que la froide impassibilité d'un magistrat qui parle du haut de sa chaire curule.

En France un homme d'esprit a l'esprit de tous les hommes d'esprit, et un fou a la folie de tous les fous. Quand on lit quelqu' ouvrage français, quel qu'il soit, on croit l'avoir déjà lu. C'est qu'en France l'esprit est constitué, il forme un corps social qui a ses lois, son administration, sa justice; les folies sont des délits et les écarts de l'imagination des contraventions aux lois du bon goût. En Allemagne, c'est tout différent. Là règne, dans la littérature comme dans la vie privée, une démocratie absolue, et les ennemis de cette forme de gouvernement auront autant de raison que jamais de l'appeler anarchie. Chacun y est spirituel ou fou, d'après sa manière particulière. Les Allemands s'impatientent facilement des royautés littéraires, ils se moquent des courtisans du bon goût et ne cèdent jamais le pas à l'aristocratie intellectuelle. Ce n'est pas que les grands écrivains, les philosophes, les poètes et les artistes du premier ordre, ne jouissent pas de toute l'estime qui est due à leur mérite, et qu'ils soient sans influence dans la société intellectuelle, aucunement; mais le respect qu'on leur porte n'est que volontaire et individuel, et l'on ne se soumet jamais à leur suprématie que conditionnellement et temporairement. On ne leur reconnaît aucun droit, aucun pouvoir légitime. Quand Goethe a écrit de mauvais livres, on les a critiqués sans hésitation et sans le moindre scrupule. Les ouvrages des

grands écrivains ne jouissent pas d'une faveur héréditaire et obligatoire; chaque ouvrage est examiné et apprécié séparément, et le nom célèbre d'un auteur ne décide jamais du sort de ses productions.
En France, où l'état intellectuel a toujours eu une constitution aristocratique, on aura peine à se faire une juste idée d'une société intellectuelle, telle qu'elle existe en Allemagne. Figurez-vous une démocratie, mais comme il n'en a jamais existé une, ni dans les siècles de l'antiquité, ni dans les siècles modernes, une démocratie, où non seulement la souveraineté, mais encore le pouvoir législatif et judiciaire réside dans le peuple, et non pas seulement dans le peuple collectif, mais dans les individus, sans distinction de fortune, d'éducation, d'âge et de sexe; enfin où il n'y a pas de lois, où chacun fait, dit et écrit ce qu'il veut et comme il l'entend: voilà l'état de la littérature en Allemagne. Pour la bien apprécier, il ne suffit pas de connaître les auteurs célèbres et les ouvrages distingués, il faut encore se familiariser avec la littérature commune, il faut fréquenter les marchés littéraires et se mêler dans la foule des auteurs du dernier ordre. C'est seulement là où l'on trouve le caractère national de la littérature allemande et cette originalité, cette fierté et cette indépendance qui la distinguent de toutes les autres littératures du monde.
L'Allemagne ne manque pas de grands écrivains justement célèbres, mais elle n'en a pas en aussi grand nombre que plusieurs autres pays. Le mérite et la gloire de Schiller et de Goethe n'égalent pas ceux de Shakespeare, de Calderon, de Dante, de Voltaire et de Rousseau. Il est même impossible qu'il s'élève jamais en Allemagne des écrivains de cette considération universelle et séculaire. Voltaire et les autres écrivains nommés étaient comme les foyers où se concentraient toutes les lumières de leur siècle; ils n'étaient pas seulement riches de leur propre

esprit, mais encore de l'esprit de leur pays; ils étaient des rois qui représentaient la communauté intellectuelle. Mais en Allemagne où, il y a trois cents ans, la réforme religieuse a émancipé toutes les intelligences, nivelé le terrain de la sience et morcelé les biens intellectuels, les sommités littéraires ne peuvent plus s'élever à une hauteur considérable, et les grandes fortunes de l'esprit ne peuvent pas facilement s'accumuler et ne se soutiennent pas longtemps. On ne tient compte aux grands écrivains que du mérite qui leur est propre, on ne leur accorde pas une gloire représentative des autres gloires, et lors même qu'ils ont ouvert de nouvelles routes aux sciences et aux arts, on oublie leur mérite, dès que ces nouvelles routes ont été rendues praticables pour tout le monde.

L'esprit n'a pas de résidence en Allemagne, il n'y a pas de capitale intellectuelle comme la France en a une pour son malheur. Tous les établissemens scientifiques, les académies, les universités, les librairies, les journaux, les tribunaux littéraires sont répandus par tout le pays. La plupart des hommes de lettres et des savants du premier ordre habitent de petites villes. Pour l'ordinaire ils ne se connaissent pas entre eux, ce qui sans doute n'empêche pas toute jalousie de métier, mais ce qui du moins en écarte les influences personnelles, et ces égards réciproques des auteurs qui, par politesse ou bienveillance envers une seule personne, trompent tout le monde et offensent la vérité.

Ces mille foyers intellectuels, ce manque de centralisation donnent à la littérature allemande un mouvement plein de vie et la préservent de cette monotonie et de cette uniformité qui sont l'inévitable suite de tout règne monarchique. La mauvaise littérature même n'èst ni sans intérêt ni sans importance, comme rien n'est indifférent de ce qui résulte de la liberté et de ce qui l'entretient. En Allemagne les mauvais écrivains surveillent les bons et

les empêchent d'abuser de leur influence et d'usurper un pouvoir despotique. D'ailleurs tous les hommes sensés savent apprécier les mauvais livres, car ils n'ignorent pas combien on y peut trouver d'amusement et combien les écarts de l'esprit sont instructifs.

On s'ennuie aux mauvais ouvrages français, il arrive même qu'on s'ennuie aux bons: qui est-ce qui n'a pas d'esprit en France? mais la raison des hommes d'esprit est toujours si normale, si droite, si bien faite, qu'on lui souhaiterait quelquefois une déviation de la taille qui, pourvu qu'elle soit légère et qu'elle ne tombe pas dans le domaine de l'orthopédie, n'est pas sans charmes ni pour les corps ni pour les âmes. En France, les mauvais livres naissent et meurent dans l'obscurité et sont ensevelis dans une fosse commune. Il y a à Paris des faubourgs littéraires, où toute une population d'auteurs-ouvriers végète misérablement. En Allemagne, tout petit écrivain a sa petite ville dont il est le Voltaire, et ni la considération ni la nourriture ne lui manquent. Il marche la tête haute, et il a une heureuse confiance en lui-même, car il se sent l'égal de Goethe et de Schiller, non pas de fait, mais de droit; il est juré et juge les plus grands auteurs.

Les fous originaux qu'on ne rencontre en France que dans les petites maisons, on les rencontre en Allemagne dans les petites villes. La folie y est souvent femme de chambre de la philosophie, et elle connaît tous les défauts cachés et tous les secrets de toilette de sa noble maîtresse. Quand on est fatigué de la haute dame, on se délasse en causant avec sa jolie suivante. Que cela est confortant et rafraîchissant! Combien de fois depuis que j'habite Paris, le dégoût pour le bon goût ne m'a-t-il pas ôté tout appétit de la lecture et de la conversation! Combien de fois alors n'ai-je pas langui après une fraîche et savoureuse sottise allemande! Je me rappelle, qu'à une de ces soirées

les plus amusantes du monde, où l'on se meurt de plaisir, de soif, de chaleur et de politique, je me jetai pâle et défait dans un fauteuil et essayai de me remettre en suçant le sucre d'orge que j'avais apporté et en repassant dans mon souvenir la lecture récente d'un ouvrage d'un certain professeur à l'université de Halle, où le savant déplore les suites désastreuses d'une population toujours croissante et propose comme remède à ce malheur public certains moyens à la fois simples et ingénieux. J'éclatai de rire, au beau milieu d'une contredanse, et j'eus la force d'âme de refuser à la plus jolie femme de la société le secret de ma grande satisfaction.

Dans l'article que nous allons finir, nous n'avons voulu qu'esquisser quelques principes qui, dans une série de considérations sur les principaux ouvrages de la littérature allemande et française, se développeront d'eux-mêmes. Mais tout ne dépend pas de nous; il est quelquefois plus difficile de faire sentir certains besoins que de les contenter. Il vaut mieux semer les vérités qu'on croit utiles que de les implanter avec leurs racines; il vaut mieux faire naître des idées que de les offrir en leur croissance. Il faut commencer par éprouver si le terroir est propre ou non à telle culture. Un journal n'est pas un monologue, c'est une conversation, un enseignement mutuel; c'est à l'auteur à faire le premier pas, mais c'est aux lecteurs à aller à sa rencontre: quand il ne les voit pas s'approcher de lui, il doit s'arrêter. La sympathie se rend, on ne la prend pas. En publiant la *Balance,* nous n'avons d'abord voulu qu'annoncer sa publication, ses premières livraisons serviront de prospectus. Nous espérons être encouragés à continuer de la part des Francais comme de la part de nos compatriotes; mais si, contre notre attente, cet encouragement nous allait manquer, ce ne sera pas notre amour-propre qui se serait trompé dans son calcul, mais notre amour de la patrie, confondu

avec notre amour de la France, et nous penserions alors que l'opinion vraie ou fausse, que la gloire et la prospérité des deux pays sont intimement liées ensemble, n'est qu'une conviction à nous, qui n'est partagée ni par les Français ni par les Allemands.

7.

Béranger et Uhland

[*La Balance*, Januar 1836]

On a dit et souvent répété, que la littérature est l'expression de l'esprit public; mais c'est une question à débattre. Selon nous, la littérature est l'expression du temps passé ou du temps futur, c'est-à-dire de l'opinion publique d'autrefois ou de celle de l'avenir, mais elle n'exprime jamais l'esprit public contemporain. Et voici par quelle raison. L'esprit public, formé par les opinions et les sentiments de la majorité d'une nation, est en guerre continuelle avec l'esprit privé, formé par les opinions et les sentiments de la minorité. Du côté de l'un est la force, du côté de l'autre est le pouvoir. La minorité, sentant sa faiblesse, y supplée par l'association, l'organisation et la discipline; elle a sa langue convenue, ses mots d'ordre, ses signes de reconnaissance, ses points de ralliement; elle est armée. Tout cela manque et manquera toujours à la majorité. Celle-là ne pourrait jamais s'associer et se discipliner, parce qu'elle manque d'un lien solide et durable. La minorité a un intérêt matériel assez fort pour étouffer en elle le cri de la conscience qui appelle tout homme à l'amour de l'humanité: l'intérêt de dominer la majorité, c'est-à-dire de vivre et de jouir à ses dépens. Mais la majorité ne peut pas avoir cet intérêt, car les dépouilles de la minorité partagées entre des millions d'hommes donneraient une part trop minime à chacun

d'eux. Par conséquent, la majorité, jusqu'aux temps éloignés où elle deviendra unanimité, où toutes les exigences de l'humanité seront accomplies, aura toujours à lutter contre la minorité.

Or, les écrivains du parti de la majorité n'ont ni le loisir ni le calme d'esprit nécessaires pour cultiver avec succès la littérature et les arts; car, défenseurs et interprètes de l'opinion publique, ils doivent faire la guerre contre l'ennemi commun, et comme chefs et comme combattants. Par cette raison, les écrivains et les artistes du premier ordre se sont trouvés dans tous les temps parmi les membres de la minorité, parmi les partisans du pouvoir, qui, jouissant des loisirs de la paix, n'étaient pas troublés dans l'exercice de leurs talents par des mouvements, des affaires et des passions étrangères à leurs études.

Mais bien que la littérature n'appartienne jamais à l'opinion publique vivante, il y a cependant toujours eu, pour le bonheur et la consolation du genre humain, des écrivains isolés qui étaient les miroirs de leurs contemporains et réfléchissaient fidèlement leurs besoins, leurs joies et leurs douleurs. Quand ces écrivains unissent un noble caractère à un beau talent, alors ils sont des demi-dieux, les héros et les sauveurs de leur pays; ils sont les grands-prêtres d'un temple, où tout un peuple se presse pour offrir au ciel ses craintes et ses espérances, et où les opprimés respirent avec ravissement l'air de la liberté et mêlent de joyeuses chansons au cliquetis de leurs chaînes.

Parmi ces heureux mortels Béranger est placé au plus haut sommet de la fortune, et on ne sait pas si l'on doit plus envier son sort ou celui de la France qui compte un tel homme parmi ses enfants. Non, la liberté ne périra jamais en France; Béranger est l'arc-en-ciel que Dieu, après de déluge de la restauration, a mis dans les nuées, en signe de son éternelle alliance.

Le noble et excellent poète Uhland étant aussi populaire

en Allemagne que Béranger l'est en France, la comparaison de ces poètes nationaux devra faire ressortir la différence entre l'esprit public, le caractère et l'état social de la nation allemande et celui de la nation française. Mais, en comparant la popularité d'Uhland à celle de Béranger, il se présente dès ce premier rapprochement une différence notable entre les deux pays. La popularité en Allemagne est tout autre qu'en France; elle est moins étendue et moins profonde. Les Allemands exercent une noble justice envers tout ce qui est grand et beau, dans tous les genres, dans tous les pays et dans tous les temps, et ils partagent leur amour et leur admiration entre tous les mérites avec une sévère et admirable impartialité. Par ces raisons, la popularité de qui que ce soit doit toujours être restreinte. Les Français, au contaire, aiment à accumuler leurs sentiments sur une seule personne, et vraiment on les soupçonnerait d'avoir le cœur et l'esprit très monarchiques. Ensuite, ce qu'on appelle *peuple*, a, en France, tout un autre sens qu'en Allemagne. Le peuple, en France, en attendant qu'un autre Sieyès le déclare pour nation est le *quatrième état*; il compte le dernier, mais enfin il compte; on ne respecte pas sa volonté, mais on s'en informe et on s'en inquiète. Mais dans cette signification il n'y a pas encore de peuple en Allemagne. Là, le peuple c'est le tiers-état, qui ne descend pas même jusqu'aux petits industriels, qui forment en France le mur de clôture de la bourgoisie.

Uhland a moins de lecteurs que Béranger, quoique l'instruction soit aussi répandue et descende plus bas en Allemagne qu'en France. Mais là on n'écrit pas encore pour le peuple. Les écrivains, les poètes, n'ont ni la bonne volonté ni le talent d'instruire ou de divertir les classes inférieures; ils ne tâchent que d'instruire les classes instruites et d'amuser ce grand monde qui a déjà abondance de distractions.

Les chansons d'Uhland sont composées pour les yeux, celles de Béranger pour les oreilles.

Vos orateurs parlent à qui sait lire,
Toi, conspirant tout haut contre les rois,
Tu marias, pour ameuter les voix,
Des airs de vielle aux accents de ta lyre.

Le poète français devra donc avoir plus d'auditeurs que le poète allemand n'a de lecteurs. L'esprit de gens instruits est dans leurs yeux, l'esprit des gens du peuple est dans leurs oreilles. Les premiers jugent par la vue ce qu'ils ont entendu, les autres ne voient bien que ce qu'ils entendent; ils ne s'effraient que du tonnerre, ils ignorent que c'est l'éclair qui frappe.
Dans les poésies d'Uhland et de Béranger se trouve le plus haut perfectionnement des deux langues. Le poète français ne s'est pas laissé entraver par ce langage conventionnel et cette étiquette de mots qui, souvent en France, repoussent les plus nobles pensées et les plus riches sentiments, quand ils ne sont pas habillés à la mode du jour. L'habillement que Béranger donne à ses inspirations est large, adapté à la température des sentiments, et gracieux de cette grâce toujours fraîche, qui ne dépend pas des caprices d'une modiste et qu'on ne trouve pas au Longchamps des poètes.
Les Français, qui se familiarisent avec les poésies d'Uhland, apprendront à aimer une langue pour laquelle jusqu'alors ils n'ont eu peut-être qu'une estime de curiosité. Depuis le balbutiement d'un enfant jusqu'à l'éloquence d'un orateur, depuis les simples accents d'une jeune villageoise jusqu'aux cris passionnés d'une reine en colère, depuis les refrains vermeils du moyen âge jusqu'aux dictons ridés des temps modernes, Uhland a rassemblé tout ce que la langue allemande a eu dans tous les siècles de beau, de riche et de grand. Grâce, flexibilité, dou-

cœur, force, sublimité, profondeur, unies à une liberté sans borne, vous trouverez tout cela dans la langue qui obéit à Uhland. Ni Goethe ni Schiller ne suffisent pour faire connaître aux étrangers le goût et la richesse de la langue allemande. Le style de Goethe est froid, lapidaire, il n'est pas pittoresque. Goethe n'aime pas que vous soyez trop familiers avec lui: il vous défend de l'approcher en ce joyeux tumulte du cœur, qui est toujours excité par la véritable poésie. Il est ordonné de par le roi des poètes d'entrer dans son palais, comme les Parisiens entrent aux spectacles; la foule de vos sentiments est parquetée dans d'étroites galeries, formées de lourdes poutres; ils sont placés deux de front, des gendarmes les surveillent, et puis ils entrent les uns après les autres. *Calme et ordre poétique*, c'est la devise de Goethe: aussi la garde nationale de la littérature bourgeoise l'a nommé son commandant. Le style de Schiller a le défaut contraire; il est trop philosophique, trop fondu, ses dessins manquent souvent de correction. Goethe et Schiller sont des poètes d'un plus vaste génie que Uhland; mais dans son genre, Uhland est plus grand que l'un et l'autre.

Béranger plaît au peuple quoiqu'il soit sublime. Je ne m'exprime ainsi que pour être compris de tout le monde. Si cela n'était pas, je dirais: Béranger plaît au peuple, parce qu'il est sublime. Uhland n'a pas cette élévation d'âme qui, comme le ciel, entoure tout ce qui est au-dessus de nos têtes, en même temps que tout ce qui est au-dessous de nos pieds. Ses pensées et ses images sont plus brillantes et plus nobles que celles du poète français; mais dans cet éclat, il y a quelque chose de faux diamants, et dans cette noblesse il y a beaucoup d'une noblesse de naissance. En Allemagne, certaines idées et certains sentiments ont un pouvoir héréditaire; ils nous imposent, ils nous entraînent, nous les respectons, et leur obéissons par habitude. Mais quand nous scrutons leurs droits et leur

force réelle, nous avons un peu honte de notre faiblesse, de notre timidité et de notre superstition. Dans les chansons d'Uhland, il y a beaucoup de douleurs et de joies factices, il y a des sentiments trop raffinés et un luxe de cœur qui appauvrit l'âme. Tout cela est doux, soyeux, mais a l'air maladif. Toutes les images du poète ont quelque chose d'angélique, qui nous remplit d'un saint frissonnement, mais qui nous fait peur, et nous sommes à notre aise si un chien aboie ou si notre voisin passe et nous dit: bon soir.

Béranger chante comme une alouette qui, en saluant les premiers rayons du soleil, éveille les hommes par ses cris d'allégresse et les appelle aux travaux, aux combats et aux plaisirs. Uhland chante comme un rossignol dans l'ombre des bosquets, qui nous invite au repos et aux rêveries: une douce léthargie frappe nos sens, et nous voudrions dormir, éternellement dormir. Les chansons de Béranger vivifient, celles d'Uhland assoupissent.

Dans les chansons de Béranger, la douleur est pleine de vie, car elle est pleine d'espérance; même à la plus profonde mélancolie se mêle encore un peu de gaieté. Béranger est un poète païen, Uhland est un poète chrétien; chez le dernier, les plaisirs mêmes ont l'air abattu; ce sont les joies d'une mère qui est dans les douleurs de l'enfantement. La céleste musique de Mozart vous a souvent enchantés; dans ses airs les plus joyeux, ce n'est pas une joie terrestre qui résonne, ce sont les plaisirs et les folâtreries d'un ange. Quand don Giovanni, ivre de vin, d'amour et d'allégresse, chante des airs frivoles, est-ce que nous ne sentons pas sur le cœur une oppression que nous désirerions soulager par des larmes? La musique de Rossini vous ravit également; quand on entend ses chants plaintifs de l'amour malheureux ou ses chants héroïques de combats et de carnage, est-ce qu'ils vous remplissent de tristesse ou de terreur? Non; notre cœur ne palpite

pas, il danse; nous ne pouvons pleurer, nous rions de plaisir.

Quand Béranger pleure, il ressemble à Rossini; quand Uhland sourit, il ressemble à Mozart.

Les hommes de Béranger sont pleins d'allégresse et d'espérance, ce sont des Titans qui escaladent le ciel en poussant des cris de joie. Les hommes d'Uhland sont pleins de tristesse et de désespoir, ce sont des anges tombés qui pleurent le paradis perdu. Le poète allemand nourrit son peuple affamé d'aïeux, avec les souvenirs du moyen âge. Le moyen âge était la jeunesse des Allemands, comme de toutes les nations modernes; mais les peuples sont maintenant tous dans un âge avancé, et il y a vingt ans lorsqu'on vit les Allemands, après leur délivrance de la domination française, se cramponner au moyen âge, on était souvent tenté de railler ce ci-devant jeune peuple, comme on raille le ci-devant jeune homme sur la scène française.

Aux yeux des Français et de leur poète tout est terrestre: le bon Dieu lui-même est notre voisin, et ses anges sont nos camarades de plaisir. Aux yeux des Allemands et de leur poète tout est céleste, tout est saint. Uhland chante la sainteté de la jeunesse, du printemps, du vin, de l'amour et des femmes. Pour les Français, l'amour est un amusement; pour les Allemands, c'est un culte, et les baisers sont des prières. La divinité d'Uhland est la fidélité, la sainte fidélité; la divinté de Béranger est l'infidélité.

Si les hommes étaient toujours heureux, Béranger serait leur apôtre, et ses chansons leur serviraient d'évangile. Si les hommes étaient toujours malheureux, Uhland serait leur prophète, et sa morale poétique leur servirait de sainte écriture. Mais comme la vie est mêlée de plaisirs et de douleurs, il faut vénérer et Béranger et Uhland, s'édifier alternativement par la lecture de leurs ouvrages,

tantôt être Français, tantôt Allemand, aimer Dieu et Lisette. Au printemps de la vie et aux beaux jours du premier amour, on suffoque d'être Allemand; mais quand le temps est froid, vos cheminées et vos sentiments humides ne vous donnent qu'une chaleur optique. Qu'alors vous trouveriez bienfaisant un poêle et un cœur allemand!

La jeunesse allemande devrait lire les chansons de Béranger, et la vieillesse française les chansons d'Uhland.

Béranger est aimable, et Uhland est respectable: ils sont de leurs pays; les Français sont libres et heureux, et les Allemands méritent de l'être. Il serait à désirer que les Français fussent quelquefois moins aimables et que les Allemands fussent un peu moins respectables. Si, un jour, les Allemands, trompés par les mensonges et les ruses de leurs princes, la puérilité de leurs poètes et l'ignorance de leurs savants, s'animaient une seconde fois d'une haine suicide contre la France, la lecture des chansons de Béranger éclaircirait et désarmerait leur colère. Si les Français étaient poussés de nouveau par leur vanité nationale ou par l'ambition d'un chef belliqueux contre l'Allemagne, qu'ils lisent alors les chansons d'Uhland, pour apprendre qu'une nation qui met sa gloire dans la justice et à laquelle le droit sert de bouclier, ne peut jamais être subjuguée et que son amitié est plus avantageuse que la victoire même.

Le vin allemand est grave, froid et âpre; il ne sourit pas; mais sous son air grondeur, il cache une âme de feu. Ce n'est pas un plaisir que de boire du vin allemand, mais on est heureux après l'avoir bu. Le vin de France est babillard, aimable, caressant; mais sans vérité et sans persévérance. Boire, c'est pour les Allemands une affaire, une étude, un service divin; pour les Français, boire est un plaisir, un amusement. Le Français sait nager dans le vin, l'Allemand n'a pas ce talent, et quand la bouteille

est profonde, il s'y noie facilement. L'Allemand ivre perd la tête, le Français ivre perd le sentiment. L'ivresse qui rend les Allemands sincères et intraitables, rend les Français doux et condescendants. Quand l'Allemand a bien bu, il a une patrie, il a des sentiments publics; les anciens Germains tenaient leurs assemblées nationales dans l'ivresse. Si tous les Allemands étaient ivres trois jours de suite, ils seraient libres pour toujours; si tous les Français l'étaient trois jours seulement, ils perdraient leur liberté pour longtemps. Dans l'ivresse, les Allemands oublient leur amour pour leur dominateurs et les Français leur haine contre eux.

Les chansons à boire des deux nations diffèrent entre elles comme leurs vins. Dans celles des Allemands, c'est l'homme déjà ivre, dans celles des Français, c'est l'homme buvant qui chante. Quand un Allemand chante: versez-moi à boire! il a déjà trop bu. L'Olympe de Béranger est un caveau, l'air même y est ivre; mais les Dieux, accoutumés à cette atmosphère, ne chancèlent jamais et sont toujours polis. La *Bacchante* de Béranger elle-même n'est pas ivre, elle feint seulement de l'être pour avoir un prétexte et une excuse à ses exigences et à ses facilités amoureuses.

Les poésies d'Uhland n'ont que deux chansons à boire. L'une est âpre comme le vin qui l'a inspirée, l'autre est pleine de feu, mais sauvage. Patrie, liberté, honneur, combats, tempêtes sur mer, le plaisir bruyant de la chasse, le dernier jugement, la résurrection, et une confusion de vertus et de voluptés, tant mâles que chrétiennes, y résonnent et font un tintamarre épouvantable. Mais on ne doit pas boire pour se sentir homme, on doit boire pour oublier qu'on est homme.

De l'amour du vin à l'amour de Dieu le pas n'est pas aussi immense qu'on le penserait. Le vin dégage les corps de l'homme de sa gravitation, il brise les chaînes de la

personnalité; la religion ouvre à l'âme de l'homme le cachot de son individualité et la rend à l'air et la lumière de l'immensité.

Si Béranger est le miroir fidèle de l'esprit public de sa patrie, il faut convenir qu'il n'y a presque plus de religion en France. L'école philosophique de Voltaire, dans laquelle les hautes classes de son temps puisaient la science antireligieuse, est descendue par degrés, jusqu'à ce qu'elle soit devenue une école primaire, où s'instruit le peuple du dix-neuvième siècle. Tout ami de la France doit s'attrister de cette observation. Le bonheur domestique est le fondement du bonheur public; mais sans religion, il n'y a pas de bonheur domestique. Le même lieu qui attache l'homme au ciel, l'attache à sa famille. Mais en pleurant ce malheur public de la France, il y a une compensation qui nous console. La religion, chez un peuple aussi peu instruit que le peuple français, ne serait que superstition, qui fournirait de dangereux instruments aux despotismes sacrés et profanes. Il vaut mieux encore être sans religion que sans liberté.

La nation allemande est éminemment religieuse, et vous trouvez dans Uhland cette douce et aimable piété qui est l'amie du plaisir et la confidente de l'amour. De même que les lois sont le plus respectées dans les états où la justice n'est pas représentée par des hommes, de même la religion est le plus respectée dans les pays où Dieu n'est pas représenté par des hommes. Chez tous les peuples de l'Europe, le zèle pour la religion est en rapport avec les distances des différents pays à Rome.

Béranger était petit-fils et élève d'un tailleur, il est sorti du peuple, et il aime à se rappeler sa noble origine avec une juste fierté. Dans la patrie et dans la jeunesse du poète le peuple était roi et faisait trembler le peuple des rois. Comme Franklin Béranger se destina à la typographie et apprit à manier ce plomb mortel aux tyrans et

à leurs ruses. Uhland est né dans l'aisance; fils d'un savant, il se destina au barreau et devint avocat. Dans la patrie du poète allemand, les grands sont tout, le peuple n'est rien, et les bourgeois sont quelque chose. Mais comme le peu est plus près du tout que du rien, la classe moyenne, en Allemagne, sympathise plus avec ses supérieurs qu'avec ses inférieurs, et elle a autant de froideur et de dédain pour les derniers, quelle a d'amour et de vénération pour les premiers. Uhland, quoique grand poète, a des sentiments parfois très prosaïques. Le peuple est la source inépuisable de toute poésie, car il représente la nature pure dans l'état social factice; il est d'une éternelle jeunesse, tandis que celui-lá grandit et vieillit. Quand on ne comprend et qu'on n'aime pas le peuple, on peut être un poète estimable et estimé de ses contemporains, mais on ne sera jamais un poète immortel.
Dans les poésies de Béranger et d'Uhland retentissent les chansons dont a bercé leur enfance. Le fils du tailleur chante au seuil des chaumières:

Ma muse et moi nous portons pour devise:
Je suis du peuple ainsi que mes amours.

Il chante pour les pauvres, pour les petits, pour les mendiants, il pleure et rit avec eux. Il les console, les caresse, les égaie:

Au toit du pauvre il répand l'allégresse.

Il flatte leur misère et même leurs vices. Est-ce que les vices du peuple ne font pas partie de sa misère? Est-ce que ses crimes ne sont pas les œuvres des riches? Les vols, les brigandages, les meurtres, ne sont-ils pas exécutés par les bras décharnés des malheureux affamés? Et le sang versé sur les échafauds ne se mêlera-t-il pas au sang versé dans l'ombre de la nuit et des forêts pour demander vengeance à la justice éternelle contre la justice des hommes? Le noble Béranger est l'ami du braconnier, du contre-

bandier, il pleure avec la veuve du pauvre Jacques; mais il ne verse pas seulement des larmes de pitié, il verse aussi des larmes de colère sur l'insensibilité des riches et des puissants.

Uhland, le fils du savant, chante le soleil, les rois et les héros; tout roi est un soleil sans tache, et tout héros un roi sans couronne. Il ne se lasse pas d'admirer les actions héroïques des princes et des nobles chevaliers, il chante leurs plaisirs, leurs amours et leur prête les plus heureux mots, les plus fines railleries. Malheureusement, Uhland n'est pas toujours l'Homère des Achille, des Hector, et des Agamemnon; quelquefois il ressemble à un poète de cour et nous montre l'exaltation sincère, mais servile, d'un courtisan, favori à l'égard de son maître. Tous ces princes sont si humains, si excellents, si majestueux, qu'on se jetterait par terre pour baiser le chemin où un roi a passé. Les tyrans mêmes sont sublimes. Les princesses ressemblent aux perles et répandent une douce clarté de lune; les princes ressemblent aux rubis, et leur lumière est effrayante comme celle de l'aurore boréale.

Tous les personnages du poète allemand qui ne sont pas princes ou nobles, sont d'un bas commun et ridicule; ils sont vilains et très-vilains; et quand ils sont malheureux, il y a en eux une lassitude de vivre, un assoupissement, un lâche désespoir, qui fait mal au cœur et repousse la pitié. Comparez *la chanson d'un pauvre* d'Uhland, avec le *Jacques* de Béranger. Le pauvre français maudit la voracité du fisc, l'impôt sur le vin, sur la viande, sur le sel, qui l'ont plongé dans la misère. Le pauvre allemand ne sent pas moins son malheur et le pleure amèrement; mais il essuie ses larmes et rend grâce à Dieu de tous les biens qu'il a voulu lui accorder; savoir: l'église qui appartient au pauvre comme au riche; le soleil, la lune et les étoiles qui luisent pour le mendiant comme pour le roi;

le tombeau, cette chambre à coucher commune; et enfin le paradis. Et ce bon pauvre allemand est si bon, qu'il ne ferme pas même le paradis aux riches, qui cependant leur a été défendu par notre Seigneur miséricordieux. Cette stupide résignation suce comme un vampire le sang et le courage des Allemands, pendant qu'ils dorment et rêvent. L'imbécile mendiant est si heureux avec son église, ses étoiles, son tombeau et son paradis, qu'on hésite à lui donner l'aumône de peur de troubler sa félicité.

Uhland qui a puisé ses inspirations dans les histoires et les mœurs du moyen âge et qui a fait broder sur sa bannière en lettres d'or et de perles: *féodalité et fidélité,* ne peut s'imaginer rien de beau et de grand, qui ne soit associé à un prince ou à un héros. Vraiment, quand on est plébéien et qu'on se sent du peuple, on ne peut voir sans envie et sans dépit le roi régnant des poètes verser toutes ses faveurs et toutes les richesses de sa brillante imagination sur les nobles et leurs alentours. Pas une goutte, pas une seule pauvre goutte ne nous est réservée pour rafraîchir notre vanité bourgeoise. Est-ce que le peuple allemand du moyen âge, est-ce que nul plébéien n'a jamais rien fait de grand, qui méritât d'être chanté et célébré?

Dans les poésies d'Uhland il y a beaucoup d'amours et de mariages, mais les cœurs sont toujours bien assortis; jamais une mésalliance pour rompre la triste monotonie de l'étiquette. Une seule fois nous espérons nous être trompés sur l'inflexible aristocratisme du poète, et nous sommes prêts à lui demander pardon de nos jaloux soupçons. C'est dans la chanson *le Jeune Roi et la Bergère,* dans cette délicieuse chanson qui exhale l'haleine la plus suave de l'amour et que nous voudrions presser contre nos lèvres. Tout y est *Wonne* et *Seligkeit.* Mais hélas! mes joyeux Français, vous n'avez ni ces mots dans

votre langue, ni ces sentiments dans vos cœurs. Que Dieu vous bénisse et vous donne bientôt les uns et les autres!
– Voilà que dans la saison des fraises et des rossignols, Sir Goldmar, un beau jeune roi, passait à travers une riante vallée. Un manteau de soie rouge lui tombait des épaules, et il portait une couronne d'or sur la tête. Le prince descendit de cheval, l'attacha à un tilleul et fit prendre le devant à sa brillante suite. Il y avait là dans un frais buisson une limpide fontaine; là les oiseaux chantaient à ravir, là les fleurs brillaient de tout leur éclat. Pourquoi chantaient-ils aussi clair? Pourquoi brillaient-elles avec tant de splendeur? C'est qu'auprès de la fraîche source était assise la plus belle des bergères.
Sir Goldmar perce les haies, les feuilles frémissent, les agneaux s'effarouchent et fuient vers la bergère. – Bonjour, ma belle enfant, est-ce que tu as peur? Vraiment, cela me ferait de la peine. Oh que non! je n'ai pas pâli, je te le jure, je pensais que c'était un léger oiseau qui passait à travers le buisson. – Veux-tu bien me rafraîchir dans ta cruche, je t'en remercierais comme de la plus grande faveur?
La bergère se baisse et donne à boire au roi, qui, vaincu par l'amour, lui dit: Que tu es belle, on dirait que tu viens d'éclore avec les autres fleurs! – Il met son manteau de soie autor de ses blanches épaules, il met sa couronne d'or dans ses cheveux châtains. – Et lorsqu'elle lui rend en riant ses ornements royaux, il jette la couronne au fond de la source. – Je te confie ma couronne en gage de mon cordial amour, jusqu'à ce que je te retrouve après bien des peines. Un roi est enchaîné dépuis seize longues années, son pays a été envahi par ses ennemis. Je vais sauver son pays avec le secours de mes fidèles chevaliers; je vais briser ses chaînes, enfin qu'il revoie le printemps. J'aurai de chaudes journées. Parle, voudras-tu me récréer après la victoire dans cette fraîche fontaine? – Je

puiserai pour toi tant que la source suffira, et tu recevras ta couronne aussi luisante qu'elle est aujourd'hui.
Voilà donc un roi qui est homme, qui s'incline devant la majesté de l'innocence et qui n'est pas effronté avec une fille du peuple! Voilà donc une bergère qui ne se trouble pas à la vue et aux paroles d'un prince et qui se joue avec sa couronne! Merci, bon et aimable poète!
– Sir Goldmar était le premier des héros auprès des femmes comme sur le champ de bataille. Il escalada le château, y arbora sa bannière victorieuse, et le vieux roi quitta son sombre cachot souterrain.
On célébra la civtoire. Le royal vieillard dit à Goldmar: Je donne un tournoi, et le vainqueur recevra ma couronne des mains de la plus belle des reines. – Sir Goldmar renversa tous les vaillants combattants. – Le vieux roi leva le voile de sa fille. Sir Goldmar ne voulait pas même la regarder; il baissa les yeux et dit: Aucune reine, aucune couronne rayonnante ne me tentera jamais; je soupire après la bergère du vallon. J'y retourne, que Dieu vous garde!
Enfin voilà un roi fidèle! voilà une bergère remportant la victoire sur une reine! Merci, bon et aimable poète!
– Mais quelle douce voix résonne à l'oreille de l'amoureux prince? Il croit entendre chanter les oiseaux auprès de la fontaine, il croit voir briller les fleurs de la vallée. Hélas! le ciel a voulu récompenser son dévouement en ne l'acceptant pas. Sir Goldmar leva les yeux, sa bien-aimée bergère, ornée de riches joyaux, et la brillante couronne dans ses mains, était devant lui.
«Sois le bien-venu dans la maison de mon père, très méchant que tu es, parle: est-ce que tu veux encore descendre dans la verte vallée? Reprends donc d'abord la couronne que tu m'as laissée en gage; je te récompense avec usure, elle règne maintenant sur deux pays.»
Quel désappointement! quelle mortification; que Dieu vous pardonne, noble poète!

La muse d'Uhland a une seule fois dérogé en mariant un noble chevalier à une fille bourgeoise, mais le poète a réparé de son mieux ce grand malheur. Voyons.

Un gentil chevalier entre dans la boutique d'un orfèvre. – Mon cher orfèvre, faites-moi une jolie petite couronne pour ma douce fiancée. – Lorsque la couronne fut achevée, Hélène, la jolie fille de l'orfèvre, étant seule, la suspendit à ses bras et dit tristement: Heureuse la fiancée qui portera cette couronne! Que je serais pleine de joie, si mon bien-aimé me donnait seulement une couronne de roses! – Le chevalier revint une autre fois. – Mon cher orfèvre, faites-moi une petite bague d'or, garnie de diamants, pour ma douce fiancée. – La bague faite, Hélène la mit à son doigt et dit avec tristesse: Bienheureuse la fiancée qui portera cette bague; si mon bien-aimé ne me donnait qu'une boucle de ses cheveux, je serais trop heureuse!

Peu après, le noble chevalier rentra dans la boutique. Il dit: Je suis content de vos ouvrages, mon cher orfèvre; mais afin que je sache comment cela va à ma douce amie, approche, belle Hélène, que j'essaie sur toi les ornements de ma financée, tu es aussi jolie qu'elle. – C'était un dimanche matin: Hélène avait mis sa plus belle parure pour aller à l'église. Rougissante de pudeur, elle se plaça devant le chevalier, qui lui mit la couronne d'or sur la tête et la bague au doigt, et dit: Assez plaisanté, c'est toi qui es ma douce fiancée; tu as grandi entre l'or, les perles et les diamants; c'est ce qui te devait servir de présage que tu entrerais dans les grands honneurs avec moi.

Fleur de la chevalerie! très noble et très plaisant seigneur! la Lisette de Béranger vous aurait ri au nez et se serait moqué de *l'honneur grand* que vous lui faites en voulant l'épouser.

Les Français ont la patrie dans leurs maisons; leurs sentiments domestiques se confondent avec leurs sentiments

patriotiques, et les mêmes chansons les animent à table et sur les champs de bataille. La patrie des Allemands est dans la rue; le patriotisme est pour eux une affaire; et rentré dans sa maison, l'Allemand n'est plus citoyen, il est père de famille. Le père, le mari, l'amant n'étant jamais avec le citoyen, les hymnes patriotiques des Allemands sont froids et secs, c'est la partie officielle d'une gazette d'État, mise en musique par le maître de la chapelle du prince et chantée par des conseillers de la cour. Gloire, patrie, liberté, ces austères et sombres déesses, qui demandent à ceux qui prient devant leurs autels de sanglants sacrifices, l'enchanteur Béranger ne les a-t-il pas changées en de souriantes grâces, qui n'exigent d'autres offrandes de leurs adorateurs que des chants, des danses et des fleurs? Oui, certainement, l'aimable poète a flatté la France; mais il ne l'a flattée que dans l'infortune. Il n'a pas célébré la France victorieuse et dominatrice, ni la liberté sanguinaire, ni la patrie frivole et égoïste; il a chanté le courage malheureux, la liberté en deuil et la patrie humiliée.

Dans les poésies d'Uhland, la gloire, la patrie et la liberté sont des déesses sévères, chagrines, aux sourcils froncés. On se prosternerait à leurs pieds pour baiser le bord de leurs robes grises; mais jamais on n'aurait ni l'envie ni le cœur de leur sauter au cou. La liberté, c'est une charte vermoulue, *le vieux bon droit;* la gloire, c'est la justice, la légalité, la soumission muette aux lois aveugles; la patrie ... Mais qu'est-ce que la patrie du poète allemand? Tantôt c'est le petit royaume de Wurtemberg, qui n'a pas deux millions d'habitants, tantôt c'est l'empire de Charlemagne, tantôt, et par capitulation, c'est l'ancien empire germanique, dont l'Alsace, la Lorraine et la Bourgogne faisaient partie. Il faut connaître à fond l'histoire et la géographie du moyen âge pour être un bon patriote allemand, d'après Uhland.

En France, la gloire est roturière, c'est le beau et fier refrain de toutes les chansons de Béranger. Napoléon ne fut que le premier dans un peuple de héros, avec lequel il partagea en butin l'honneur de la victoire. En Allemagne, la gloire est un droit régalien, religieusement respecté par Uhland. Quand le peuple allemand a vaillamment combattu la France, c'était pour venger les affronts de ses princes. On ne lui défend pas d'assister aux réjouissances de la victoire et de s'amuser en silence aux spectacles royaux, dont il a payé l'entrée avec son sang, mais jamais il ne paraît en acteur sur la scène triomphale.

La vanité nationale des Français, c'est d'avoir la puissance; la vanité nationale des Allemands, c'est d'avoir la justice de leur côté. Quand Béranger, dans ses touchantes élégies, pleure la défaite des Français lors de la chute de l'empire, il est trop fier pour faire valoir les forces supérieures des ennemis, l'alliance de tous les princes de l'Europe contre la France comme la cause du malheureux succès de ses armes. Il préfère s'en prendre à la colère du ciel, à la trahison, à l'or de l'Angleterre:

L'or que pour vaincre ont mendié les rois.

Les Allemands, au contraire, quand ils se vantent de leurs victoires remportées sur les Français, aiment à parler de la justice de leur guerre et se complaisent à faire l'énumération de tous les peuples qui, convaincus de cette justice, avaient embrassé leur cause et les avaient assistés contre Napoléon. Ils ne songent pas, qu'en comptant le grand nombre de leurs alliés, ils rabaissent leur propre gloire. Juste jusqu'à l'injustice, c'est la devise de ces honnêtes Allemands. Et quand tous leurs princes eurent trahis la France, en rompant leur alliance pendant la guerre, et quand plusieurs d'entre eux eurent déserté le

drapeau français sur le champ de bataille même, ils n'y trouvèrent jamais rien à redire.
Dans le poème *Vorwaerts!* (en avant), l'un de ces chants dits patriotiques, où une piété filiale envers les puissances de la terre, plus encore que les ciseaux de la censure, avait coupé les ailes à l'imagination du poète, Uhland avait varié ce refrain guerrier, ce cri d'alarme et de combat, que tous les peuples de l'Europe, l'un après l'autre, avaient élevé contre la domination française. L'avalanche qui s'était détachée de la région glaciale de la Russie, roula de pays en pays, jusqu'à ce qu'en tombant elle écrasa l'empire. Le cri *en avant* résonna de peuple à peuple, fut traduit de langue en langue; Uhland, quoique Allemand, accorde à la Russie la glorieuse initiative. Ce n'est que justice, car, en vérité, la Russie fut, après l'Espagne, le premier pays qui donna l'exemple d'une résistance populaire à une agression monarchique. Mais Uhland ne devait pas rappeler à l'Allemagne qu'elle ne s'était pas suffi à elle-même. Il est beau d'être juste, mais la justice ne sied bien qu'à un peuple fort, libre et indépendant, qui aurait le pouvoir d'être injuste.

Uhland chante:

En avant! et sans repos!
La Russie dit ce fier mot:
En avant!

En avant! résonne l'écho,
La Prusse entend le joyeux mot:
En avant!

De cette manière le poète envoie ce mot de peuple à peuple jusqu'à ce qu'il arrive enfin aux Espagnols et aux Anglais.

En avant l'Espagne, l'Angleterre,
Donnez la main à vos frères,
En avant!

Et remarquez que le poète ne s'adresse pas aux Allemands formant un corps de nation, mais seulement aux peuples divers qui composent la nation; et qu'il ne s'adresse pas même à ces peuples, mais seulement à leurs provinces. Il ne dit pas: Prussiens, Autrichiens, Saxons, Bavarois, mais il dit: la Prusse, l'Autriche, la Saxe, la Bavière. C'est qu'à ses yeux les peuples n'ont de valeur que par leur existence individuelle monarchique.

Uhland envoie ce cri de guerre *en avant!* même à l'Alsace, à la Lorraine et à la Bourgogne. C'était, il y a vingt ans, la folie des Allemands, alors antiquaires passionnés. Le peuple s'est depuis guéri de cette folie; mais dans les chambres obscures de la puérile diplomatie les ombres de ces folles chimères amusent encore aujourd'hui la haine des princes du Nord contre la France et leur envie de sa liberté et de sa prospérité.

Dans une autre chanson patriotique: *le Dix-huit octobre,* Uhland a voulu célébrer l'anniversaire de la bataille de Leipsick. Cette journée de Leipsick fut regardée alors par les Allemands comme leur 14 juillet, comme leur prise de la Bastille. A cette époque, tout le monde rêvait liberté. Les hommes studieux et observateurs, qui ont l'habitude de se lever de bon matin, furent éveillés de leurs songes, aussitôt après minuit par le chant du coq; les dormeurs furent éveillés un peu plus tard, par le chant des alouettes. Aujourd'hui personne ne rêve plus en Allemagne. La chanson du *Dix-huit octobre* commence par la strophe qui suit et dont une pâle traduction ne pourrait jamais rendre fidèlement la vigueur.

«Si aujourd'hui descendait un esprit, à la fois poète et héros, un de ceux qui sont tombés dans la sainte guerre sur le champ de la victoire, il chanterait sur le sol germanique un chant tranchant comme un glaive, non pas tel que moi je le chanterai, non, mais fort d'une force céleste, pareille à la foudre!»

Eh bien! le poète qui se sentait inspiré d'une si céleste inspiration, n'avait pas le courage d'accomplir sa mission divine et de manifester toutes ses pensées. Il baisse ses ailes et dit d'une voix larmoyante, comme du haut d'une chaire, aux princes allemands: «Est-ce que vous avez oublié cette journée où vous tombâtes à genoux pour offrir vos hommages à la suprême puissance? quand les peuples ont vengé votre honte, quand vous avez éprouvé leur fidélité, il ne vous sied pas de leur donner des espérances; il faut accomplir vos promesses.» Mais ce n'est pas de cette manière-là qu'on doit parler aux puissants quand ils sont injustes; alors on ne doit pas leur parler du tout, il faut leur imposer et les effrayer, car la crainte est leur seule justice et la peur est toute leur morale.

Et puis, après avoir réprimandé ainsi les princes qui avaient manqué à leur parole, Uhland se met à dire aussi au peuple ses vérités. C'est le jeu de bascule favori du plus grand nombre des écrivains libéraux de l'Allemagne. Ils tiennent d'une main tremblante la balance de l'impartialité entre le pouvoir et le peuple; mais ce n'est que la crainte de faire tort au premier, qui les fait trembler. Par cette raison, dès qu'ils ont jeté une poignée de vérités dans le bassin des souverains, ils en jettent aussitôt une poignée dans le bassin de sujets. Ces bonnes gens oublient que le poids n'étant pas égal originairement entre les deux, l'équilibre ne pourrait jamais être rétabli par une égale répartition des reproches et des réprimandes.

Les Français n'ont pas souvent haï leurs rois, mais en tous temps ils se sont moqués d'eux, de ceux même qu'ils aimaient. Cet esprit de raillerie est une précieuse garantie, autant pour le pouvoir que pour le pays. Quand le pouvoir est juste, la moquerie le fortifie, comme les injures de l'air rendent les corps sains plus robustes encore; quand il est injuste, la moquerie le rend circonspect et

le fait réfléchir. Les Allemands ne se moquent jamais de leurs maîtres, même quand ils les haïssent; car, aux yeux des Allemands, toute autorité est une émanation de Dieu, chose sainte, et même la haine contre l'autorité a quelque chose de religieux, qui défend toute plaisanterie. Uhland chante:

L'Allemand vénère plein de foi
De ses princes le saint emploi.

Dans la langue allemande, c'est beau, mais en français c'est ridicule, et cela serait digne de servir à une devise de bonbons.

Cette disette de bonnes plaisanteries dans les manifestations politiques du peuple allemand peut un jour rendre la situation de ses princes très périlleuse. Comme il n'y a pas de transition apparente entre la défaveur et la haine, comme on ne trouve ridicule l'autorité qu'après l'avoir trouvée haïssable, le pouvoir sera un jour surpris par un mécontentement général et irrésistible, qu'aucun signe n'aura présagé.

Les Allemands aiment cependant la plaisanterie passive; ils ne se moquent pas de leurs oppresseurs, mais ils aiment à se moquer d'eux-mêmes et de leurs infortunes. Ils ne sont jamais plus gais, que quand, après une étourderie, ils ont été bien fustigés par leurs maîtres. Mais qu'on se garde bien d'y voir un signe de pusillanimité, c'est au contraire l'un des traits les plus touchants et les plus nobles du caractère allemand. Les Allemands sont si pieux et si humbles de cœur, que dans l'adversité ils aiment mieux accuser leur maladresse que l'injustice du ciel.

Les Allemands, quand ils sont irrités par l'arbitraire et la violence de leurs maîtres, ont plus de courage à agir qu'à parler contre eux. L'exaspération leur délie plus facilement les bras que la langue. N'est-ce pas chose très

remarquable, que les Allemands, aussi vaillants sur le champ de bataille que le plus vaillant peuple du monde, et qui pourraient appeler les plus braves en témoins de leur bravoure, soient si timides devant les grands et si embarrassés pour s'expliquer en hommes de cœur avec leurs supérieurs?

Tous les pays conquis autrefois par les anciens peuples germaniques, l'Angleterre, la France, l'Espagne ont brisé peu à peu leurs fers, effacé les honteuses traces de la servitude et recouvré enfin leur liberté. Mais les peuples conquérants eux-mêmes, les peuples germaniques, sont restés jusqu'à ce jour sous une domination absolue. L'Italie a, de notre temps, du moins essayé sa délivrance, et l'on peut prédire qu'elle sera libre avant l'Allemagne. D'où vient donc, que le peuple qui a renversé la domination romaine et subjugué le monde alors connu, n'a pas su renverser la tyrannie qui le domine lui-même et s'est laissé subjuguer dans sa patrie?

Montesquieu a dit que la liberté était sortie des forêts de la Germanie, c'est vrai, mais elle n'y est pas rentrée depuis. Un ancien chroniqueur, cité par M. Thierry dans son excellente histoire de la conquête d'Angleterre, fait une remarque curieuse qui se rapporte à notre sujet. «Tous les Gaulois, sans exception, dit cet historien, même dans les rangs les plus bas ont reçu de la nature une grande volubilité de langue et une extrême assurance à répondre devant les princes et les grands; les Italiens et les Français paraissent avoir la même faculté, mais on ne la trouve ni chez les Anglais de race, ni chez les Saxons de la Germanie, ni chez les Allemands. On alléguera sans doute pour cause de manque de hardiesse chez les Anglais leur servitude actuelle, mais telle n'est point la vraie raison de ces différences, car les Saxons du continent sont libres, et l'on remarque en eux le même défaut.»

Nous croyons qu'on peut résoudre de la manière suivante ce problème, qui, comme nous venons de voir, a déjà occupé l'intelligence d'un observateur du moyen âge. Les peuples des pays conquis doivent naturellement haïr leurs oppresseurs. Or, la haine est éloquente et d'autant plus que le pouvoir d'agir et de se venger lui manque. Mais cette éloquence d'un peuple opprimé forme un assemblage et une association formidable de toutes les pensées, de toutes les douleurs et de toutes les plaintes individuelles, qui, avec le temps, doit se changer en agression matérielle. Puis, quand la résistance d'un peuple opprimé a tout à fait cessé, quand la paix est rétablie dans les pays conquis, quand la spoliation est consommée, la violence, la rapacité et l'esprit de domination des conquérans, manquant d'autres objets d'action, s'exercent contre les conquérants mêmes. Le roi opprimera les hauts barons, les barons opprimeront leurs vassaux, et tout inférieur sera vexé par son supérieur. Alors, les faibles, les opprimés d'entre le peuple conquérant, feront cause commune avec les opprimés d'entre le peuple conquis, et ils s'associeront avec les anciens habitants du pays pour s'opposer à la tyrannie. C'est ce qui est arrivé en Angleterre, où les barons, c'est-à-dire les anciens conquérants, se sont alliés avec les communes, c'est-à-dire avec les descendants du peuple subjugué, pour restreindre le pouvoir royal.

Mais chez les peuples conquérants dans leur propre pays, le seul lien qui attache l'un à l'autre, les inférieurs aux supérieurs, et ceux-ci à leur chef de guerre, c'est la discipline. Or, la discipline est muette. Dans un tel pays le despotisme peut tout oser, car les opprimés, façonnés à une obéissance passive, ont appris à regarder la plainte seule comme une rébellion. Là, on appelle la discipline fidélité. Quand même le mécontentement serait universel, il ne pourrait pas éclater, car les citoyens ne parlant

et ne se plaignant jamais publiquement, chacun croit être le seul mécontent, et il ignorera toujours que ses opinions personnelles sont celles de tout le monde. En outre, les mécontents ne trouvent pas, comme les conquérants dans les pays conquis, des alliés parmi les opprimés originaires, de sorte que, manquant de courage et manquant d'encouragement, ils ne sauront pas secouer leur joug.

C'est précisément le cas des Allemands modernes. Ce sont d'anciens soldats, licenciés, il est vrai, mais qui n'ont pas encore perdu l'habitude de la discipline. Quand un vieux soldat, quoique rentré dans la vie bourgeoise, voit passer un officier, il se tient droit et le salue à la façon militaire, même sans y penser. Tout Allemand voit dans son supérieur un officier. Il pourrait le tuer dans la colère; mais il ne se permettra jamais une raillerie familière avec lui.

Uhland lui-même est sujet à cette funeste illusion des cœurs allemands. Il ignore qu'en chantant ce qu'il appelle fidélité, il ne chante que les devoirs violemment imposés, accablants et peu poétiques de la discipline militaire.

Combien les chansons de Béranger ne doivent-elles pas avoir rafraîchi les exilés français, altérés de leur patrie! Combien ceux-ci, aux lointains rivages, ne doivent-ils pas s'être réjouis, en voyant leurs méchants et stupides ennemis exposés aux persiflages de tout un peuple, depuis le grave législateur jusqu'aux gamins de Paris! Mais le sort disgracieux n'a pas voulu accorder de tels adoucissements aux peines des Allemands expatriés. Leurs compatriotes, conscrits réfractaires de la liberté, en aimant cependant le butin de sa victoire, se sauvent dans l'Amérique du Nord ou soupirent après la lune, où ils espèrent, après leur mort, goûter la plus grande félicité politique et jouir des douceurs de la liberté de la presse avec accompagnement. Ils manquent ou de courage ou

de loisir, pour consoler des hommes de cœur dans leur adversité, et qui ne souffrent que pour leur amour de leurs ingrats concitoyens.
Béranger chante les malheureux et les vaincus, et quand il chante les victoires, ce sont des victoires remportées par la liberté; Uhland chante les héros et les vainqueurs, et il ne chante que les victoires des rois. Mais ne croyez pas que cela soit par manque de généreux sentiments, dont personne au monde n'est plus riche que Uhland, ou que cela soit par une basse flatterie et un vil intérêt, aucunement. En Allemagne, le génie est chaste et vertueux, et l'on n'y réussit à corrompre que les écrivains qui ne valent pas le prix de la séduction. Mais Uhland, et, comme lui, la plupart des esprits du premier ordre en Allemagne, ne trouvent grand et admirable que ce qui a été grand depuis des siècles et ce qui a été admiré par une suite de générations. Tout ce qui est moderne, ils le dédaignent comme éphémère; et s'ils eussent assisté à la création du monde, ils se seraient moqués de l'œuvre de Dieu comme d'une innovation, d'une mode du jour. Ils ne vénèrent que la grandeur et la gloire anciennes, héréditaires, et même la liberté qui n'est pas traditionelle, n'a aucune valeur à leurs yeux. On a beau leur représenter que les grandeurs de leur prédilection sont des chênes effeuillés, ébranchés, mutilés par les siècles et les orages, morts enfin, ils secouent la tête en nous montrant leurs racines profondes et étendues, en nous vantant la patrie souterraine encore solide d'un édifice en ruines.
Ces poètes et ces écrivains que nous venons de désigner, ont une déplorable influence sur l'esprit public du peuple allemand. Ils ne comprennent pas leur sainte mission de travailler à l'éducation du peuple et de le préparer à sa vie d'avenir. Ils prennent part à ses jeux d'enfance, ils rient et ils pleurent avec lui; mais ils rient d'une joie folle et puérile, et ils pleurent comme des femmes. De braves

gens ne doivent pas jouer en ce sérieux siècle, ne doivent pas rire dans un temps aussi triste; ils ne doivent pleurer que de colère et ne point verser de douces larmes d'attendrissement poétique.

Les temps d'ailleurs dont Béranger et Uhland ont, dans leurs poésies, représenté l'opinion publique, sont passés. Les Français, faute de satisfaction actuelle, jouissent encore des espérances que Béranger leur a données; les Allemands, faute d'espérances, se plaisent encore aux souvenirs que Uhland leur a offerts. Mais en Allemagne on n'aime plus le moyen âge, et en France on ne hait plus les jésuites et les mirmidons; l'amour là, la haine ici, ont changé d'objet.

Dans ses ballades et romances Uhland n'est surpassé par aucun autre poète de l'Allemagne, et il n'y est égalé que par Goethe, et pas même toujours. Les paroles sont si harmonieuses, les stances si mélodieuses, qu'en les lisant on est presque contraint de les chanter. Les cordes de la lyre d'où résonnent ces incomparables stances, ressemblent aux rayons dorés et ardents d'un soleil de juillet. Quand la littérature allemande n'aurait d'autre fortune que les seules poésies d'Uhland, même alors, la peine d'étudier une langue qui a pu suffire à la plus brillante des imaginations et aux largesses du plus généreux des cœurs, serait encore richement récompensée. Nous traduirons une de ses admirables ballades, non assurément avec l'espérance d'en donner une fidèle silhouette, mais seulement en signe de traité, pour arrhes, qui doivent engager les Français à les lire dans la langue originale.

La Malédiction du Troubadour

On voyait aux vieux temps un château élevé et superbe, qui luisait au loin sur tous les pays, jusqu'à la mer bleue; et tout autour une couronne de jardins odorants, où jaillissaient de fraîches fontaines en couleurs de l'arc-en-ciel.

Là résidait un roi fier, riche en terres et en victoires. Il était assis sur son trône, sombre et pâle, car ce qu'il médite est terreur, et son regard lance la fureur, et ses paroles sont des fléaux, et ce qu'il écrit est du sang.

Un jour, deux nobles troubadours s'acheminèrent vers ce château; l'un aux boucles dorées, l'autre aux cheveux blancs; le vieillard, avec sa harpe, montait un gentil destrier, son beau et jeune compagnon marchait à ses côtés.

Le vieillard dit au jeune homme: Maintenant, sois prêt, mon fils! médite nos airs les plus graves, choisis les accents les plus sonores, rassemble toutes tes forces, tes joies et tes douleurs; il nous importe aujourd'hui de toucher le cœur de roche du roi.

Les deux troubadours sont debout entre les colonnes de la salle voûtée, et sur le trône était assis le roi avec sa compagne; le roi terrible et magnifique comme le rouge sanguin de l'aurore boréale, la reine douce et bénigne comme le sourire de la pleine-lune.

Le vieillard toucha les cordes, il les toucha merveilleusement, les sons s'enflaient et montaient de plus en plus vers l'oreille. Puis, s'éleva comme une source jaillissante la voix céleste et claire du jouvenceau; le chant du vieillard s'y maria comme la voix sourde d'un chœur souterrain.

Ils chantent le printemps, l'amour, les jouissances de l'âge d'or, liberté, vertu, fidélité et sainteté. Ils chantent tout ce qui est doux et ce qui agite le sein de l'homme, ils chantent tout ce qui est grand et tout ce qui élève le cœur des mortels.

La foule des courtisans à l'entour oublie toute raillerie, les guerriers hautains du roi s'inclinent devant Dieu; la reine, pénétrée de douleur et de joie, détache la rose de son sein et la jette aux pieds des troubadours.

«Vous avez séduit mes gens, et vous séduisez encore mon épouse?» s'écria le roi en fureur; il tremble de tout son

corps, il lance son épée flamboyante, qui perce le sein du jouvenceau, d'où jaillit, au lieu des chants d'or, un rayon élevé de sang.
Et comme dispersée par l'orage est la foule, l'adolescent expire entre les bras de son maître; celui-ci jette autour de lui son manteau, et le met sur le cheval: il l'y attache debout, ferme, et quitte avec lui le château.
Mais devant la tour élevée, là s'arrête le vieux troubadour, là il saisit la harpe, la gloire de toutes les harpes, il la fracasse contre une colonne de marbre, puis il s'écrie d'une voix qui retentit effroyablement à travers le château et les jardins:
«Malheur à vous, portiques superbes! que jamais doux sons ne retentissent dans vos espaces, ni cordes, ni chants, non! rien que des soupirs et des gémissements et de craintifs pas d'esclaves, jusqu'à ce que le génie de la vengeance vous brise et vous réduise en boue et en poussière.
Malheur à vous, jardins odorants, colorés par les doux rayons de mai! Je vous montre les traits défigurés de ce mort; que sa vue vous dessèche, que toute source tarisse, qu'aux jours futurs vous soyez incultes et déserts.
Malheur à toi, atroce assassin! exécration des chantres et des poètes! que tu aspires en vain aux couronnes d'une gloire ensanglantée, que ton nom soit oublié, plongé dans une éternelle nuit, qu'il expire comme un dernier râlement dans l'air vide.»
Le vieillard a maudit, le ciel l'a entendu, les murs sont renversés, les portiques en ruines; une seule colonne élevée atteste la splendeur disparue, celle-là même, déjà crevassée, peut tomber d'ici à demain.
Et tout autour, au lieu de jardins odorants, s'étend une déserte bruyère, nul arbre ne répand l'ombre, nulle source ne perce le sable, aucune chanson, aucune tradition héroïque ne rappelle le nom du roi; disparu et oublié! c'est la malédiction du troubadour.

— Ceux des lecteurs d'Uhland, qui sont peut-être fatigués de la muse immaculée du poète, peuvent se délasser en lisant la romance: *le comte d'Eberstein*. Après l'avoir lue ils diront: mais cependant il est des nôtres!

8.

Gallophobie de M. Menzel

[*La Balance*, Januar 1836]

M. Menzel, de Stuttgart, est l'un des littérateurs les plus distingués de l'Allemagne. Sans compter quelques œuvres d'imagination justement estimées, cet auteur s'est fait une réputation méritée par la publication d'une *Histoire des Allemands* et d'une *Histoire de la littérature allemande*. Dans la première l'auteur a montré qu'il savait maîtriser un sujet récalcitrant et donner une unité épique à des événements éparpillés et à des époques incohérentes. En même temps il a eu l'art d'orner par une narration pure, chaleureuse et souvent brillante le résultat de ces recherches laborieuses, minutieuses et arides qu'on exige en Allemagne avec tant de rigueur de tout historien. Aussi son ouvrage est le plus populaire et le plus répandu de toutes les histoires de l'Allemagne. Par son *Histoire de la littérature allemande*, M. Menzel a répondu à un besoin généralement senti, mais avec tant de succès, qu'il n'aurait pas eu à craindre la rivalité qui lui a manqué. Tous les autres ouvrages dans ce genre sont ou incomplets, en ne traitant que quelques époques ou quelques branches de la littérature, ou ne sont que des aperçus chronologiques sans âme et sans vie. M. Menzel a été le premier et est resté jusqu'à ce jour le seul, qui ait tracé un tableau animé de la littérature de sa patrie, représentant fidèlement l'image de la nationalité germanique. Tout étranger qui s'applique à la littérature allemande, doit lire et étudier l'excellent ouvrage

de M. Menzel, dont une nouvelle édition a paru il y a peu de temps.

Le même écrivain rédige depuis plusieurs années une *feuille littéraire,* qui exerce une grande influence sur l'opinion publique et qui décide souvent du sort des auteurs et de leurs œuvres. La critique en Allemagne est depuis trente ans ou dans les mains de la populace plumassière, qui se met au gage des libraires et qui sans instruction, sans goût et sans conscience accueille les nouvelles productions par des injures ou par de folles acclamations et les juge au gré de ses caprices ou de ses passions; ou bien elle est dans les mains des hauts barons de la littérature, qui avec leur impassibilité officielle et leur froideur diplomatique ne se soucient pas de répandre les connaissances, mais seulement de les accumuler dans leur classe et de les concentrer dans l'étroite sphère des savants. Cette critique aristocratique consiste à écrire sur de grands livres inintelligibles de petits livres plus inintelligibles encore; loin de servir à diriger le jugement des lecteurs, elle ne sert qu'à le confondre; elle dégoûte des études les classes illettrées et n'ajoute absolument rien à la richesse intellectuelle du pays. Ces grands juges de la littérature ne déposent jamais leur morgue doctorale et ne daignent parler même d'un roman que dans un style de chancellerie.

Par sa *feuille littéraire* M. Menzel a changé la face de la critique en Allemagne. Voilant son érudition sous le bon goût d'un homme du monde et le langage d'un poète, il a servi de modèle à un grand nombre d'imitateurs plus ou moins heureux. Depuis lors la connaissance de ces lois du beau et du vrai qui ont toujours servi de règles aux jugements littéraires, mais qu'un style de barreau avait rendues énigmatiques pour la plupart des lecteurs, est devenue accessible à tout le monde. En même temps M. Menzel a donné l'exemple d'une rare impar-

tialité. Il n'a jamais abusé de sa position et de son influence, il n'a jamais ménagé ses amis ni accablé ses adversaires; la justice, ou ce qui lui a paru tel, l'a toujours guidé dans ses jugements.
En parlant du mérite de M. Menzel, nous n'avons voulu, quant à présent, que faire sentir combien les opinions d'un tel savant doivent avoir d'influence sur ses compatriotes, et constater, que nous nous comptons parmi ses appréciateurs et qu'il doit nous en coûter beaucoup de lui reprocher des défauts, qui sans doute n'annulent pas ses bonnes qualités, mais qui en absorbent une grande partie. Nous parlons de sa haine aveugle contre la France, de cette funeste passion qui enveloppe son brillant esprit d'une légère vapeur de niaiserie. On ne trouve qu'en Allemagne de ces hommes qui sont en même temps spirituels et imbéciles.
Si cette passion haineuse de M. Menzel n'était qu'une passion politique, alors il n'y aurait pas nécessité, du moins il n'y aurait pas urgence à la combattre. Tout le monde a appris depuis quarante ans à calculer l'effet que l'esprit de parti exerce sur les opinions même des plus honnêtes gens. Mais cette haine de M. Menzel est une passion scientifique, philosophique, religieuse et même mystique, d'autant plus dangereuse, que celui qui en est animé a la conscience pure et qu'il ne soupçonnerait jamais qu'on voulût exploiter sa doctrine pour faire réussir des desseins funestes à sa patrie.
M. Menzel, quand il juge la France, est en arrière de vingt ans par rapport à l'état social de ce pays et en arrière d'un demi-siècle en ce qui regarde son état moral. Il ne connaît d'autre France politique que celle de l'empire et d'autre France intellectuelle que celle de Voltaire. Nous aimons à croire que c'est cette ignorance qui trompe sa religion. Mais son aveuglement est tel, que peut-être il ne s'est pas aperçu lui-même que c'était sa haine contre

la France qui l'avait guidé dans sa polémique violente, injuste et insensée contre la *Jeune Allemagne*. Cette affaire de la *Jeune Allemagne* est l'un des événements les plus importants et les plus significatifs, qui se sont passés en Allemagne depuis vingt ans. Dès que cette sottise politique aura atteint une certaine maturité, nous en parlerons au long dans une de nos livraisons. Les journaux français s'en sont occupés, et, à cette occasion, notre étonnement a été grand de voir que même les journaux ordinairement si méfiants envers le pouvoir et qui devaient avoir appris à comprendre l'argot de police de tous les pays, s'étaient contentés de répéter les journaux censurés de l'Allemagne, en racontant à leurs lecteurs que la *Jeune Allemagne* était une association secrète. Il n'en est absolument rien. En Allemagne, toutes les fois que trois personnes émettent les mêmes opinions, la terreur s'empare aussitôt des trente-quatre princes et des quatre-vingt-dix ministres, dont Dieu a gratifié ce pays; ils rêvent association, conspiration, révolution et subversion, et ils s'arment de tout leur pouvoir pour dissoudre la trinité dangereuse. M. Menzel n'a pas à se glorifier de sa victoire remportée sur la *Jeune Allemagne*, la dénonciation du plus insignifiant de tous les agents de police aurait suffi pour éveiller les soupçons de ces malheureux trembleurs, que la conscience de leur trahison et de leur parjure ne laisse jamais dormir en repos.

Nous donnerons quelques petits échantillons des principes de M. Menzel et de sa manière d'envisager les rapports sociaux entre l'Allemagne et la France. Nous les tirons de la *feuille littéraire* rédigée par lui. Mais il faut observer d'abord, que nous sommes en doute si M. Menzel est l'auteur des articles en question. Le cachet de son talent ne s'y trouve pas; mais comme ils portent l'empreinte de ses opinions et que M. Menzel est responsable de ses collaborateurs, il se indifférent qu'il ait écrit ou non ces articles.

Il s'agit de deux œuvres poétiques, l'une par le Baron *Gaudy*, allemand, l'autre par M. *Dietz*, français alsacien, mais également écrite en langue allemande. Le premier chante les exploits de Napoléon, l'autre la gloire de la France. Nous n'avons pas lu ces ouvrages, et les critiques de la *feuille littéraire* ne nous les font pas connaître. Ils n'ont dû servir à M. Menzel ou à un de ses disciples que de prétexte pour émettre les plus étranges opinions sur l'honneur national des Allemands et sur leur devoir religieux et politique de haïr la France.

Voici de quelle manière on annonce l'ouvrage de M. de *Gaudy*.

«Un baron allemand qui chante Napoléon! Cela est-il honnête? Si c'est un malheur pour nous de ne pas compter parmi les nôtres un grand homme tel que Napoléon, eh bien! envions les Français; mais du moins, ne nous prêtons pas à augmenter encore leur triomphe par de honteuses acclamations. Ce Napoléon nous a déshonorés; mais des peuples qui sont en jubilation quand on les déshonore sont des prostitués *(feile Hetaeren)*. N'y a-t-il donc dans ce peuple allemand, n'y a-t-il parmi nos poètes aucun sentiment virginal qui répugne à une telle ovation? Celui qui s'amourache de l'aimable Napoléon, n'a qu'à le suivre à Paris comme l'a fait Heine; mais la malédiction du tyran au cœur de bronze est tracée en lettres de sang sur le sol germanique, et malheur au poète allemand qui déshonore son luth et n'a pas honte de chanter le tyran qui nous a outragés et qui ne fut pas seulement notre plus grand ennemi, mais encore celui qui nous méprisait le plus.»

Comment! vous êtes un peuple de trente-trois millions, et vous vous plaignez d'avoir été outragés et méprisés par Napoléon? Mais vraiment vous êtes trop modestes. Est-ce que Napoléon avait aussi méprisé les Anglais et les Espagnols qui étaient ses ennemis? Est-ce qu'il avait

méprisé les Polonais qui étaient ses alliés? Mais apaisez-vous, malheureux eunuques de l'honneur national, qui ne vous appartient pas et que vous ne gardez que pour l'usage de vos sultants; ce n'était pas vous, le peuple allemand, ce n'était que les princes allemands que Napoléon a méprisés, ces princes de la confédération du Rhin qui rampaient devant lui, qui veillaient dans son antichambre comme des valets, qui, pour des titres de rois, de grands-ducs, de ducs, qui, pour la permission de s'emparer des pauvres débris de liberté qui restaient encore à leurs sujets de tout leur héritage et pour celle de jouer les despotes dans leurs préfectures, lui vendaient leurs peuples, afin de l'aider à subjuguer leurs compatriotes, à renverser la Prusse qui les avait protégés contre l'Autriche, et l'Autriche dont ils étaient les vassaux. C'étaient ces princes que Napoléon avait justement, mais pour son malheur, trop méprisés, car il s'est laissé tromper par eux.

– Voici maitenant le tour de M. Dietz:

«Ces poésies sont originairement écrites en langue allemande, elles ne sont pas traduites du français; et cependant la patrie, sur l'autel de laquelle M. Dietz fait brûler son encens, n'est pas le pays de sa langue maternelle, mais la France. Un poète allemand chante en vers allemands sa patrie, et cette patrie n'est pas l'Allemagne! Que faut-il de plus pour exciter notre plus profond mépris? Nous avons dû souvent supporter le dédain des Français; au moins, ce sont des Français, nos ennemis héréditaires; ils ont le droit de se réjouir, quand ils peuvent nous opprimer, nous ne nous en étonnons pas. Mais ce qui est chose horrible, c'est que les Allemands, soumis par la violence et les plus infames ruses à la domination française, n'ont aucun scrupule de se faire passer pour Français et, qui pis est, de se regarder comme tels et de célébrer en langue allemande une patrie étrangère. Une telle

lâcheté est inouie dans l'histoire des peuples; jamais aucune nation n'est tombée si bas dans l'estime de soi-même. Le poète alsacien a perdu tout sentiment de honte; il ne lui vient pas même en pensée de quelle épouvantable ignominie il charge le nom allemand, en célébrant en langue allemande sa patrie française. Un grand nombre d'Alsaciens se sont acquis de la gloire au service de la république française et de Napoléon. En vérité, cette gloire est une honte, car ils combattaient, quoique Allemands d'origine, contre l'Allemagne: mais du moins ils désavouaient leur nationalité, ils avaient la délicatesse de ne parler que français, de ne vouloir être que Français et de vivre comme tels. On peut leur pardonner leur crime contre leur patrie, puisqu'ils observaient assez les convenances pour ne commettre ce crime que sous le nom de Français. Mais ce poète alsacien a l'audace de parler en langue allemande de sa patrie, et cette patrie est la France! Une telle stupidité est inouie, jamais elle ne s'est rencontrée, et nous nous contenterions volontiers de ne la trouver que ridicule, si elle ne devait pas nous irriter comme un suicide de l'honneur national. Qu'un véritable Français doit rire en voyant la rampante servilité de semblables Allemands, qui ont une si grande envie de s'attacher à lui comme des parents. Mais précisément parce que le Français en pourrait rire, nous devrions en pleurer, ou plutôt, car pleurer serait d'une femme, nous devrions en être courroucés!»

C'est fort bien! ne pleurez pas, car pleurer est d'une femme, mais décharger sa colère en injures n'est pas moins d'une femme. Emportez-vous comme des hommes, comme des braves. Armez-vous, nobles défenseurs de l'honneur national, reconquérez l'Alsace sur la France; mais hâtez-vous, l'affaire est pressante. Bientôt les forteresses de Spielberg, d'Olmutz, de Spandau, de Magdebourg, d'Ehrenbreitenstein, de Hohenasperg ne suffi-

ront plus aux besoins paternels de vos gouvernements. Allez prendre Strasbourg d'assaut, et il y aura alors une citadelle de plus pour servir de prytanée à votre patriotisme. Mais avant de vous exposer aux dangers de la gloire, demandez d'abord aux Alsaciens s'ils consentent à redevenir Allemands, s'ils seraient heureux d'échanger leur roi contre un des princes de la confédération germanique, leur chambre des députés contre la diète de Francfort, la liberté de la presse contre l'infame censure, la garde nationale contre la gendarmerie, la publicité des débats judiciaires contre des tribunaux secrets, le jury contre des juges dépendant du pouvoir et l'égalité des conditions contre la morgue et l'insolence de la noblesse et des satrapes. Adressez-leur un peu ces questions, et ils vous répondront: nous sommes les plus chauds et les plus fidèles patriotes d'entre tous les Français, précisément parce que nous sommes limitrophes de l'Allemagne.
Le poète alsacien Dietz, ou un de ses aïeux, est-il responsable de la paix de Westphalie? L'un d'eux a-t-il assisté comme plénipotentiaire au congrès de Munster? Tenez-vous en aux ancêtres de vos princes, qui, pour de vils intérêts particuliers, ont consenti au démembrement de l'empire germanique, en ont cédé une partie à la France, une autre partie à la Suède, et qui, pour être les maîtres absolus de leurs sujets, n'ont jamais refusé à devenir les sujets de maîtres étrangers. Était-ce une bassesse de la part de la France d'avoir accepté l'Alsace? Est-ce qu'on vole des peuples et des provinces honteusement comme un mouchoir? S'il y a déshonneur à être vendu et troqué comme des troupeaux, la honte n'en tombe pas sur ceux qui les achètent, mais sur ceux qui les vendent et plus encore sur les peuples moutonniers qui se laissent vendre. Allez donc, maladroits *dilettanti* de l'honneur national! C'est un malheur, mais ce n'est pas une honte d'avoir été vaincu par des peuples étrangers; cela est arrivé à

tous les peuples et aux plus braves, mais c'est une honte d'être esclave dans son intérieur. Le vainqueur étranger nous reconnaît du moins le droit de le haïr et de nous venger de lui; en nous subjuguant et nous accablant, il ne nous demande pas notre amour et notre respect, mais les tyrans domestiques nous forcent à baiser la main qui nous fustige. L'honneur d'une nation est de sovoir être libre, un peuple laquais n'a aucun droit au respect. Qu'avez-vous besoin de reculer de deux siècles pour aller chercher en Alsace votre déshonneur national? Il est sous vos mains, il est d'hier. La liberté de la presse est établie en Espagne, dans la patrie de l'inquisition, et la censure règne en Allemagne, dans la patrie de Luther! Vous êtes affamés d'honneur national, vous vous repaissez de la victoire d'Arminius, remportée sur les Romains il y a dix-huit siècles, vous vous nourrissez misérablement de la cendre de votre gloire, et les Varus de Francfort vous outragent et vous menacent journellement! Sachez que là est la honte et que là serait l'honneur.

9.

Les Chants du Crépuscule

Par V. Hugo

[*La Balance*, März 1836]

> Ce qu'ils appellent l'esprits des temps, c'est le propre esprit de ces Messieurs, dans lequels les temps se mirent.
>
> *Faust*

Si la poésie est l'histoire universelle du cœur de l'homme, la poésie lyrique en est la chronique et le journal. Elle n'embrasse pas les saisons et les grands mouvements de l'âme, elle ne calcule pas les révolutions planétaires des destinées humaines; mais elle observe la température

variable des sentiments; elle chante l'espérance du matin, la lassitude du midi et les illusions du soir; elle compte les battements du cœur et ces pipûres d'épingles et ces minutes célestes, qui souvent entre deux aspirations changent la vie d'un paradis en un enfer, ou d'un enfer en un paradis. On ne demande pas au poète lyrique une majestueuse inflexibilité, un œil toujours serein, des doctrines inexorables, de la constance dans les opinions ou des points de vue fixes. Non, qu'il soit le camarade de toutes les folies, qu'il entre dans toutes les faiblesses, les douleurs et les plaisirs de l'homme-enfant; qu'il s'égare avec les égarés, qu'il pleure avec les affligés, qu'il partage leurs craintes et leurs espérances. Mais en tendant la main à ceux qui trébuchent, il ne doit jamais perdre lui-même l'équilibre, ni abdiquer sa liberté, en se mêlant avec ceux qui sont les esclaves de leurs passions. Qu'il se fasse petit, comme une mère qui se prépare à recevoir son enfant lorsqu'il court se jeter dans ses bras, puis se relève et porte l'enfant sur son sein; mais il ne doit pas s'accroupir et demeurer dans cette attitude pour se mettre à la taille de nain des circonstances. Le vrai poète, celui qui n'est pas seulement un homme poétique, n'est jamais affecté des maux qu'il veut guérir ni des douleurs de l'âme qu'il veut consoler. Plus vieux que le passé et plus jeune que le jour où nous vivons, l'image de Dieu et le cadran de l'éternité, il ne s'impatiente et ne se désespère jamais. S'il succombe lui-même aux faiblesses dont il doit relever les autres, il essaiera alors en vain d'expliquer et d'excuser les siennes; rois et poètes qui s'excusent et s'expliquent, abdiquent leur dignité, et soumettent leurs couronnes et leurs lauriers à la juridiction capricieuse de la multitude.

Mais vraiment nous sommes tout honteux d'oser parler ainsi en présence du plus beau génie de la France, que nous admirons et aimons jusqu'en ses défauts. Est-ce à

nous, pauvres gens de la prose, à réveiller l'imagination engourdie d'un grand poète, qui se ressent du lendemain d'un jour d'ivresse? Non, sans doute. Mais il ne s'agit ici ni du poète, ni de nous: il s'agit de toute autre chose. Ces Chants du Crépuscule sont des enfants de la dernière révolution, et ils ont tous les traits de leur mère: la réalité a été plus forte que l'imagination, le poète a succombé à l'homme et l'homme à son époque. M. Victor Hugo a jugé son temps, nous jugeons son jugement: voilà ce dont il s'agit.

Que voyons-nous dans cette nouvelle production de M. Victor Hugo? Le feu du genie souvent obscurci par la fumée du chagrin; une hâte inquiète, comme si la fin prochaine du monde menaçait de couper la strophe entre deux rimes; le poète indécis, ignorant où il va, d'où il vient, ce qu'il veut enfin, et, faute de pensée unique, n'ayant pas pu donner de titres à beaucoup de chants, qui, ainsi sans nom, ressemblent à des enfants trouvés; une imagination fatiguée, bâillant d'ennui, qui chancelle entre la veille et le sommeil, entre la poésie et la prose; des mots, des idées, qui, habitués à la dicipline poétique, se rangent d'eux-mêmes en lignes métriques, faute de commandement; une malédiction farouche jetée sur un malheureux suicide avec une sombre colère, qui nous a plus émus que le cadavre hideux sur lequel elle se déchaîne. Ceux qui ne savent pas pardonner aux morts, sauront-ils jamais pardonner aux vivants?

Le poète, en ses chants où l'amertume abonde,
Reflétait, écho triste et calme cependant,
Tout ce que l'âme rêve et tout ce que le monde
Chante, bégaie ou dit dans l'ombre en attendant!

Mais si le poète avait la bouche amère, s'il était malade? Si en se guérissant lui-même il guérissait le monde? Rempli d'une sombre tristesse sur cet étrange état crépusculaire de l'âme et de la société dans le siècle où nous

vivons, il déclare ignorer si c'est un jour qui finit ou un jour qui commence. Mais dans l'empire de la poésie, le soleil ne se couche jamais; le monde de la poésie est de cristal, transparent, et le poète n'a pas besoin d'en faire le tour pour arriver à l'autre hémisphère, pour vivre dans l'avenir. L'homme vulgaire épouse l'espérance, la mère du désespoir, mais la certitude est la compagne du poète et du prophète.

Nous devons renvoyer le poète au précepte qu'il nous a donné, mais dont il n'a pas profité lui-même:

> Marchons les yeux toujours tournés vers le soleil,
> Nous ne verrons pas l'ombre!

Nous lui adressons ces vers, bien qu'il les ait autrement appliqués:

> Ils tombent comme nous, malgré leur fol orgueil
> Et leur vaine amertume;
> Les flots plus hautains, dès qu'il vient un écueil,
> S'écroulent en écume.

Jadis, prisonniers de l'école classique, aujourd'hui geôliers de l'école romantique, vous avez considérablement perdu en insouciance et peu gagné en liberté. Si la poésie était une maladie de l'âme, les souffrances classiques seraient de beaucoup préférables aux souffrances romantiques. Celles-là sont simples, peu compliquées, faciles à reconnaître et faciles à guérir. L'amour, la haine, la jalousie, l'ambition et le fanatisme, voilà la pathologie presque complète d'un hôpital classique. Mais quel remède porter à un mal qui, à chaque quart d'heure, fait le tour du compas? Comment vous consoler, quand vous ignorez vous-mêmes ce que vous avez, de quoi vous vous plaignez? Mais non, la poésie est la santé de l'âme: vous croyez être malades, vous ne l'êtes pas: vous êtes hypochondres. Parlons un peu de cela; nous autres Allemands, nous en savons quelque chose.

L'exercice vous manque, vous ne donnez pas assez de mouvement à vos âmes. Vous sortez de la Chaussée d'Antin pour traverser le Palais-Royal et aller aux Tuileries, et puis vous quittez les Tuileries pour retourner, par le même chemin, à la Chaussée d'Antin. Et puis, dans votre intérieur, vous êtes prisonniers de votre jolie petite langue, qui vous prend en riant dans un filet de soie, où vous voltigez de maille en maille, en vous moquant du reste du monde, qui est si dur, si raboteux, tout de bois et de pierre. Osez vous rendre libres, tâchez d'oublier le Dictionnaire de l'Académie française et d'apprendre les langues étrangères. Quittez Paris, voyagez, mais ne voyagez pas comme vous avez l'habitude de le faire, à reculons, ayant toujours la vue tournée vers Paris. Si vous allez puiser des inspirations dans la Méditerranée, seulement pour en arroser les planches de la Porte Saint-Martin; si, au sommet de la montagne des olives et sur le bord du cratère de l'Etna, vous n'osez avoir que des pensées à la Renduel, alors autant vaudrait rester chez vous.

Nous, qui sommes avancés en âge et qui cependant aimons et respectons l'humanité, nous devons être étonnés de ces jeunes poètes, romanciers et philosophes, qui, à trente ans, ont déjà l'hiver dans le cœur et qui s'enveloppent de leur mépris des hommes comme d'une fourrure. Non, ces trois arrondissements de Paris, qui constituent votre univers, ne sont pas Paris, et Paris n'est pas la France, et la France n'est pas le monde. Nous, qui ne sommes pas attachés à la glèbe de tel ou tel quartier; nous, qui ne sommes inféodés à aucune revue, à aucun feuilleton, nous savons qu'il y a encore des vertus parmi les hommes, des mœurs, du désintéressement, de la sincérité, de la franchise, de la foi, des convictions, de l'amitié et du bonheur. Nous aussi nous doutons souvent, mais le doute à nous ne nous paraît pas une *lie affreuse* que la conviction dépose dans tous les cœurs: nous le regar-

dons comme un nuage qui obscurcit quelque temps la lumière et puis tombe en pluie pour arroser et féconder le sol de la vérité. Vous vous désespérez en ce temps calme où nous vivons, que ferez-vous donc quand l'orage éclatera? Si vous ne savez pas supporter votre bonheur, comment supporterez-vous le malheur? C'est la vie sociale qui envenime votre vie domestique; mais qu'est-ce que la vie sociale? qu'est-ce que la cité? Les pères de familles forment la communauté, les maisons forment la rue, et vous l'avez dit vous-même:

> Il est plus difficile, et c'est d'un plus grand poids
> De relever les mœurs que d'abattre les rois.

Si vous n'êtes pas contents de l'héritage que vous ont laissé vos pères, vous êtes bien ingrats. Cet héritage qui vous est venu en dormant, est cependant assez riche; s'il ne vous suffit pas, travaillez comme ont fait vos pères, et puis, si le ciel vous refuse votre salaire, alors, mais seulement alors, vous aurez le droit de gronder contre lui.
Quand, dans la solitude de vos pensées, vous vous demandez: Pourquoi n'avons-nous pas réussi? pourquoi de si grands efforts ont-ils été inutiles? pourquoi tant d'espérances ont-elles été trompées? alors cette voix de la conscience, que le bruit du monde peut longtemps étouffer et faire taire, mais qui ne ment jamais quand elle parle, vous répondra: Vous avez tort de vous plaindre. Non, toutes les promesses ont été accomplies, vous n'avez été frustrés d'aucunes des vos espérances, vous avez atteint le but que vous vous étiez proposé en partant; mais, si au milieu du chemin vous avez changé de dessein sans changer de route et si vous l'avez manqué, ce n'est pas votre mauvais sort, mais vous-mêmes que vous devez accuser. Désirer seulement, ce n'est pas vouloir: vouloir, c'est pouvoir. Tout homme, et à plus forte raison tout peuple, peut ce qu'il veut. La fortune rebute les men-

diants, mais elle accorde toujours ce qu'on lui demande impérieusement.
Le dix-huitième siècle n'a pas menti au dix-neuvième, il a accompli tous ses engagements: vous n'avez rien de plus à lui demander. Son gigantesque programme a été solennellement déroulé sous vos yeux jusqu'au dernier tableau. La littérature d'alors a fait son effet; ce qu'elle a semé, vous l'avez recueilli; si vous désirez d'autres fruits, il vous faut d'autres semences et de nouveaux labeurs. La philosophie de Voltaire, cette source de l'histoire contemporaine, est épuisée, elle est à sec. Les disciples de l'auteur de la Pucelle ont vaincu, les actionnaires de l'Encyclopédie ont fait leurs affaires: de quoi se plaindre? S'il y a des désappointements qui ne sont pas seulement de nos jours, qui sont anciens, c'est qu'il y a des illusions qui sont anciennes. Il est bien vrai que certains besoins sociaux qui attendent encore aujourd'hui leur satisfaction, ont déjà été sentis dans les premiers temps de la révolution; mais alors comme aujourd'hui, ce n'était que l'exaltation d'esprits clairvoyants et prophétiques, le bouillonnement de cœurs généreux, ce n'était que de l'écume, c'étaient des bulles creuses. Le véritable enthousiasme qui renverse tous les obstacles, est le débordement de la conviction de tout le monde; mais il faut une longue croissance avant que les oponions des individus deviennent celles d'une nation, avant que ces opinions se changent en convictions et que celles-ci surmontent leurs digues.
Les opinions qui devancent l'état de choses existant, combien comptent-elles d'adhérents? Très peu, et si elles en comptaient beaucoup, ce serait tant pis, car alors il serait facile de prouver que les partisans des idées avancées ignorent eux-mêmes le nombre et la force de leur parti, parce qu'ils ne sont pas d'accord et qu'ils ne se sont pas comptés. S'ils étaient d'accord et s'ils se sentaient

en force, pourquoi seraient-ils aussi découragés? Nous acceptons avec peine cette explication de certaines circonstances de nos jours.
L'état des littérateurs était autrefois un sacerdoce; aujourd'hui, c'est un métier. Les hommes de lettres du dix-huitième siècle ne couraient pas après la fortune, c'était la fortune qui venait les chercher. Lorsque les tuteurs de l'humanité demeuraient encore au galetas, les rois montaient pour les voir; depuis qu'ils occupent des appartements à la petite maîtresse, ce ne sont plus que des laquais qui viennent chez eux, pour leur remettre des invitations lithographiées pour tout le monde, et remplies selon le caprice de tel ou tel nom. Les hommes de lettres, en descendant les étages, sont descendus de leur gloire. Lorsqu'ils étaient encore pauvres, les rois mendiaient leurs suffrages et ne les achetaient pas. Autrefois, quand un homme de lettres distingué entrait dans une société du grand monde, c'était un événement qui faisait changer le cours de la conversation et des amusements; aujourd'hui, une femme ne tourne pas même la tête quand on annonce le nom d'un poète célèbre, et personne ne laisse fondre sa cuillerée de glace pour écouter les oracles du premier philosophe de son pays.
Au dix-huitième siècle, les hommes de lettres avaient une place si élevée dans l'estime de leurs contemporains, qu'ils n'avaient qu'à laisser tomber leurs opinions, et tout le monde accourait à l'envi pour les ramasser. Aujourd'hui qu'ils se sont mis au niveau de tout le monde, leurs opinions se colportent lentement de maison en maison et ne montent qu'avec peine jusqu'aux classes élevées, qui, par leur situation, ne leur doivent pas être favorables et qui, ordinairement, les renvoient avec dédain. Autrefois l'on s'arrachait des mains toutes les nouvelles productions d'un auteur distingué, aujourd'hui il faut des primes de soixante-quinze mille francs pour encourager le monde

à lire des chefs-d'œuvre. Etre mis en loterie, c'est une humiliation et un châtiment significatifs pour des hommes qui courent après la roue de la fortune.

Les hommes de lettres devraient songer à recouvrer leur ancien pouvoir en recouvrant leur ancienne indépendance; quand on est régenté par ses propres passions, c'est une ridicule hypocrisie que de régenter les rois. Abandonnez le champ de la politique au mauvais vouloir des ennemis du progrès; leur force vient de leur union, et leur union vient de votre opposition. Depuis vingt ans votre attitude menaçante vis-à-vis des exploiteurs de l'humanité les contraints à vivre en paix ensemble, à se ménager les uns les autres et à montrer, pour leurs prétentions réciproques, une condescendance qui est sans exemple dans l'histoire. Retirez vous pour les mettre aux prises entre eux-mêmes, et alors la victoire reviendra sans combat du côté de la bonne cause. Rajeunissez vos cœurs de fraîches espérances, retrempez vos âmes amollies par des études sérieuses et conscencieuses. L'esprit peut se former dans le commerce du monde, mais l'âme ne se forme que dans la solitude; les Philippiques des Démosthènes modernes ne sentent plus la lampe, mais aussi elles restent sans effet.

Croyez, travaillez et espérez! et si vous êtes impatients de l'avenir, et si vous ne savez pas croire, aimez en attendant.

Heureux qui peut aimer et qui, dans la nuit noire,
Tout en cherchant la foi, peut rencontrer l'amour!
Il a du moins la lampe en attendant le jour.
Heureux ce cœur! Aimer, c'est la moitié de croire.

10.

Wally la Sceptique

(Wally die Zweiflerin)

Roman par C. Gutzkow

[*La Balance*, März 1836]

Par une belle matinée d'été, une superbe amazone souabe se promenait à cheval, suivie d'un nombreux cortège d'adorateurs, dans le bois de Boulogne d'une des petites résidence de l'Allemagne. Un jeune homme qui était venu à pied pour respirer l'air frais de la forêt romantique, vit passer la cavalcade en soupirant d'envie. Au moment où ses yeux rencontrèrent le regard de l'amazone, celle-ci donna un petit coup de cravache à haquenée et laissa tomber en même temps quelque chose de brillant dans l'herbe. Le jeune piéton se baissa pour le ramasser. Un, deux, trois, quatre, cinq: c'étaient cinq anneaux d'or, ni plus ni moins. La dame s'arrêta, attendant qu'on lui remît ses anneaux; mais le jeune monsieur, qui n'avait pas plus de conscience qu'une pie voleuse, les mit dans sa poche et s'en alla. L'excellent jeune homme était prédestiné par son nom à voler sans être pendu, c'est-à-dire à être un conquérant. Il s'appelait César, la dame se nommait Wally.

Wally imposait à chancun de ses amants, à tour de rôle, le tribut mensuel d'un anneau d'or, et elle avait l'habitude d'enfiler ces anneaux de redevance dans sa cravache. Elle était athée, aimable créature d'ailleurs, et passablement bête. Elle jouait au pharaon et n'avait point d'enthousiasme pour la nature, point de sentiment pour les fleurs, qu'elle mâchait sans pitié quand il en tombait dans ses mains. Elle disait: «Religion, immortalité, sottise que tout cela! une robe rouge ou une robe bleue? Une coiffure à la Madeleine ou à la chinoise? Danser, ou jouer des proverbes? voilà la question.»

César, selon l'expression pittoresque de M. Gutzkow, venait d'entrer dans *le second tiers de ses vingtaines*, ce qui veut dire en termes d'arithmétique vulgaire, qu'il était âgé de 24 ans, ou à peu près. Mais malgré sa jeunesse, César était un homme accompli. Son front était sillonné de rides où l'expérience et la sagesse avaient jeté leurs semences. Sa vie passée était un cimetière peuplé d'illusions mortes. Il n'espérait et ne craignait plus rien. il n'aimait que lui-même et ne haïssait que Dieu.

César et Wally ne tardèrent pas à lier connaissance ensemble, mais de la façon qui convenait à des sages comme eux. Ils se moquaient des six lendemains que Voltaire dans sa Pucelle avait eu l'indulgence d'accorder à l'agonie d'une vertu de femme: ils commencèrent leur semaine d'amour par le samedi. A quoi bon, disaient-ils, toutes ces façons, toutes ces ridicules hésitations? Ne sommes-nous pas l'un et l'autre des êtres humains, nés pour le bonheur? ne suis-je pas ton frère, n'es-tu pas ma sœur? La nature ne nous a-t-elle pas accordé les droits sacrés de la chair? Allons donc! mort à la pudeur, et vive le roi des ribauds!

Mais, hélas! que les femmes les plus courageuses sont encore craintives! combien les esprits forts parmi elles sont encore faibles! Wally elle-même, avec toutes ses excellentes qualités, Wally qui jouait au Pharaon, qui ne croyait ni en Dieu ni à la vertu, qui se moquait de la pudeur, l'honneur des femmes, était quelquefois obligée de donner des coups de cravache à sa conscience rétive, et sans le secours de César peut-être n'aurait-elle pas toujours réussi à la faire avancer. Qu'une femme est heureuse, dans une telle situation, d'avoir auprès d'elle un habile écuyer comme César, qui lui enseigne les subtilités du manège et l'art de mettre au grand galop la vertu la plus quinteuse. Nous donnerons un petit échantillon de l'habileté et du savoir-faire du Lovelace allemand.

Wally étant sur le point de partir pour un long voyage, César, à la dernière entrevue qu'il eut avec elle, lui demanda un petit souvenir en signe d'estime et d'amitié. Il existe, dit-il, un charmant poème allemand du moyen âge, le *Titurel,* dans lequel on raconte une ravissante tradition de *Tschiotulander* et de *Sigune,* deux jeunes personnes de différents sexes, qui s'aiment et qui s'adorent réciproquement. Tschiotulander, un certain jour, avant d'aller en guerre, pria Sigune de se déshabiller devant lui, pour le rendre invulnérable. La douce Sigune cosentit avec plaisir à servir de Styx à l'Achille sicambre, et Tschiotulander se plongea dans ses charmes et partit invulnérable. Lui, César, ne trouvant rien de plus délicieux que d'être invulnérable, parce que cela dispense d'être un héros, et étant précisément dans la situation de Tschiotulander, parce qu'il avait le dessein d'aller aux eaux de Schwalbach, où le danger d'être blessé au cœur est imminent, il osa prier Mademoiselle de Wally de se mettre toute nue devant lui, pour réjouir ses yeux et approvisionner son imagination pour tout le temps de la longue séparation.

«Wally regarda fixement César pendant un moment; puis elle se leva fièrement et quitta la chambre sans dire un mot.

La contenance de César manifesta une expression de douleur. En demandant une chose révoltante avec la belle naïveté et l'innocence touchante d'un enfant, il avait révélé toute la sublimité dont son âme était capable; mais la honte qui l'enflamma d'abord s'éclipsa devant sa fierté, tant César paraissait noble et pur à ses propres yeux.

Elle est sans poésie; elle est niaise, je la hais! s'écria-t-il avec violence, en trépignant de colère. Ce n'est pas moi, c'est la poésie qu'elle a offensée: elle me donne du dégoût. Et il fit le serment de ne jamais remettre le pied dans sa maison.»

Nous voudrions pouvoir féliciter Mademoiselle de Wally d'avoir su échapper à la poésie *descamisada* du naïf, innocent et sublime César; mais, hélas! elle fut bientôt vaincue. «A peine s'était-elle éloignée, qu'elle jugea avoir été bien bête avec sa vertu. Elle sentait que la véritable poésie est irrésistible et qu'elle a sa place au-dessus de toutes les lois de la morale et de la convention. Elle sentait combien on est petit quand on résiste à la poésie. L'idée d'être inférieure à la poésie et au fond moins innocente qu'elle, l'accablait. Elle paraissait méprisable à sa propre conscience, depuis qu'elle devait s'avouer qu'elle n'était pas faite pour la poésie transcendante. Combien de fois elle avait rencontré César! Lui, il avait le regard fier! il avait une morale supérieure à celle de Wally. Lui, il pouvait lever ses yeux, que l'idéal ennoblissait! Wally n'avait pas le droit d'être fière, c'était son tour d'éprouver de la honte: elle craignait César. Toute sa vertu lui paraissait mesquine, depuis qu'elle avait déclaré que la vertu ne pouvait subsister qu'habillée, qu'elle ne pouvait pas être nue. Elle avait perdu aux yeux de César ses charmes poétiques.»
Wally, mue par un touchant repentir et par une vraie et sincère contrition, résolut de réparer sa faute, de demander pardon de son offense envers la poésie et de se débarrasser de sa chemise prosaïque. Elle écrivit donc à César le charmant billet que voici:
«Je vous ai offensé, César. Demain soir à dix heures, venez à l'hôtel de l'ambassadeur de Sardaigne. Vous serez conduit par ma femme de chambre à un lieu que vous ne devrez pas quitter. Jurez-moi de ne pas vous avancer au-delà du rideau que vous aurez la bonté de tirer à dix heures dix minutes! César, jurez-le-moi. Je suis honteuse d'avoir eu de la honte.»
César ne manqua pas au rendez-vous. Le jour des noces de l'ambassadeur de Sardaigne, il se rendit à l'hôtel du

diplomate, et à dix heures dix minutes précises, il tira le rideau et eut le bonheur de voir la vertu de Wally sans vilain accoutrement. Le moderne Tschiotulander s'en retourna tout chancelant d'ivresse. Survint alors l'ambassadeur de Sardaigne qui embrassa sa jeune femme, sans lui chiffonner le moindre petit ruban: le bonhomme qui n'avait jamais entendu parler du *Titurel*, ne soupçonna rien du tout. Le secret fut gardé.

Wally après avoir vécu selon la loi de la chair et assommé d'ennui ses lecteurs, se rend justice à elle-même, en terminant sa vie par un suicide. Ce serait un très grand bonheur, si le vice n'était jamais plus aimable, ni l'incrédulité jamais plus spirituelle qu'ils ne se manifestent dans les paroles et les opinions de Wally et de César. Cet ennuyeux roman aurait suffi pour changer Voltaire en dévot et toutes les femmes galantes de l'ancien régime en prudes. A l'exception des critiques qui, comme les vautours et les corbeaux, s'attachent à la charogne, la lecture de Wally dégoûtera tout le monde.

Nous aurions honte d'entrer avec César dans une sérieuse discussion sur ses opinions morales et religieuses. Il est incrédule par forfanterie et vicieux pour singer les mœurs du grand monde; des miettes tombées de la nappe de Voltaire il s'est composé une petite doctrine du plus mauvais goût; il croit être philosophe, il n'est que ridicule.

Et voilà ce fameux roman qui a servi *d'attentat Fieschi* à la diète de Francfort, qui lui a fourni un prétexte pour faire exécuter contre la presse des mesures préparées de longue main! Mais ne croyez pas qu'on se soit contenté de singer les lois d'intimidation: la sérénissime diète rougirait de honte, si elle se voyait contester l'originalité en matière de despotisme brutal! Elle s'est moquée de ces lois d'intimidation françaises, qu'elle regarde d'un air de pitié comme des lois d'encouragement: elle

n'a pas voulu les imiter, mais les rendre ridicules, en montrant combien leurs auteurs ont eu l'esprit pauvre et étroit, et combien ils sont inférieurs aux législateurs de Francfort, qui seuls, vis-à-vis du peuple, ont cette audace et cette insolence qui caractérisent tout véritable homme d'état.

En France, où la prise de la Bastille et la Marseillaise ont rendu un peu lourde l'intelligence de tout le monde sur de pareilles matières, on aura peine à comprendre à quelles nouvelles persécutions la presse pourrait être exposée dans un pays comme l'Allemagne, où la censure a toujours frappé aussi bien la littérature que la politique, les livres que les journaux. Vous ne sauriez jamais concilier la responsabilité d'un auteur avec la censure préalable de son ouvrage. Ne vous creusez pas le cerveau pour pénétrer cette subtilité de la jurisprudence teutonique: le quartier latin en masse y perdrait son latin. Je me rappelle que moi-même, il y a déjà bien des années, j'ai été condamné à une amende pour un article de journal qui avait été censuré et qu'on ne s'était avisé de trouver repréhensible que six semaines après sa publication. Comme, en égard à ces circonstances, je déclinais ma responsabilité, on me dit que j'étais doublement coupable: d'abord, pour l'inconvenance de l'article incriminé, ensuite pour avoir induit en tentation l'innocent censeur. Ce mot n'est-il pas joli?

Le cas de l'auteur de Wally était précisément le même. L'ouvrage avait paru avec autorisation de la censure, et il était publié depuis plusieurs mois, lorsque, sur un cri de détresse poussé par M. Menzel, qui vit dans ce roman un terrible remorqueur, capable de faire avancer la révolution française, contre vent et marée, vers la Forêt Noire, le gouvernement du roi de Bavière, ce duc de Modène de l'Allemagne, prit l'alarme et s'adressa à la sagesse et à la vigueur de la diète de Francfort. Celle-ci démas-

qua aussitôt une de ses batteries législatives réserve et fit jouer le gros canon pour tuer la pauvre petite Wally et son amant, le naïf Tschiotulander. M. Gutzkow, après avoir été arrêté provisoirement, fut condamné à un emprisonnement de trois mois, et son roman fut saisi. Mais la diète ne se contenta pas de cette justice vulgaire. Tous les autres ouvrages de l'auteur de Wally, tant ceux déjà publiés que ceux qu'il pourrait avoir le dessein de publier un jour, ses œuvres posthumes probablement sous-entendues, ont été défendus pour l'éternité. Ces mêmes mesures ont été appliquées à quatre ou cinq autres écrivains, auxquels antérieurement on n'avait jamais pensé à reprocher quelque chose et dont tous les ouvrages, publiés depuis plusieurs années, avaient paru avec autorisation de le censure. De cette manière, la diète de Francfort a fait de la condition d'écrivain un droit civil et politique et enrichi le code pénal de la décapitation littéraire. Pends-toi, Figaro, tu n'as pas deviné celui-là!

En vérité, tout étranger, à quelque opinion politique qu'il soit attaché, doit être étonné de cette affaire. Personne ne comprendra comment, aux dix-neuvième siècle, un despotisme aussi ridicule que sauvage ait osé se présenter avec tant d'effronterie en face de la France, de l'Angleterre, de la Suisse et de la Belgique. On se demandera si la diète de Francfort, en refusant aux Allemands la liberté de la presse, même la plus modérée, a voulu leur rappeler par là que ces peuples n'ont pu jouir de la liberté de la presse qu'après avoir fait une révolution et chassé leurs rois. On se demandera si la sérénissime diète a perdu la raison. A cela nous répondrons que la passion n'a pas de raison, et qu'entre toutes les passions la peur est la plus déraisonnable. Les héroïques princes de la confédération Germanique ont tremblé pendant trois ans de la frayeur que leur avait inspirée la colère du peuple français, laquelle cependant n'a duré que trois jours.

Depuis que la France ne gronde plus, ils se sont remis de leur frayeur et ont pris leur revanche. Les lâches sont toujours les plus cruels à se venger. Après la révolution de 1830, il y avait telle cour en Allemagne où l'on s'attendait à toute heure à une insurrection populaire et où l'on avait fait tous les préparatifs nécessaires pour une émigration éventuelle. Les effets précieux furent emballés pour être transportés hors du pays; les équipages de voyage étaient prêts; d'augustes personnages s'étaient munis à tout événement de passe-ports sous des noms empruntés: on était jour et nuit sur le qui-vive. S'il arrivait en ce temps que des ivrognes fissent un bruit nocturne dans la rue, le souverain et ses conseillers pâlissaient, son épouse et les chambellans tombaient en défaillance, et les princesses se mettaient à pleurer. Ils croyaient que la révolution venait d'éclater et que les piques et les bonnets rouges ne tarderaient pas à se montrer. Ce n'est qu'après la chute de la Pologne que la terreur de ces cours s'apaisa, et depuis lors la diète de Francfort s'épuise en galanteries législatives et pénales, punissant les malencontreux bourgeois de n'avoir fait qu'effrayer les belles princesses et leurs beaux chambellans.

Le reproche qu'on a fait à M. Gutzkow et aux autres écrivains compris sous le nom de la *jeune Allemagne,* de miner la foi chrétienne et de corrompre les mœurs, n'est qu'un prétexte et une hypocrisie. Les hommes d'état influents de la confédération Germanique sont juifs de cœur; ils n'ont d'autre Dieu que l'or et d'autre maître que le roi Salomon: ils se moquent du christianisme. Ils seraient trop heureux de voir les mœurs de la jeunesse se relâcher; la corruption des mœurs serait un gage précieux en faveur de cette servilité qu'on s'efforce de conserver et de perpétuer dans le peuple; elle contribuerait efficacement à propager et établir la religion d'état de l'Autriche, la police secrète, parmi ce grand nombre d'Alle-

mands qui, jusqu'à ce jour, sont encore païens et ne croient pas à la sainteté des révélations. Mais il ne s'agit ici ni de religion ni de morale; si ce n'était que cela, la censure eût suffi pour supprimer des doctrines dangereuses ou prétendues dangereuses. Les persécutions exercées contre les écrivains de la *jeune Allemagne* ont un tout autre motif. Il importe à la diète de Francfort de frapper ce qu'aucun censeur du monde n'a jamais pu atteindre: l'esprit. Les auteurs mis en interdit ont de l'esprit, et surtout ils ont un beau style: voilà tout leur crime. Cette explication doit paraître bien ridicule aux étrangers; mais pour les Allemands qui connaissent l'allure de leurs gouvernements, le ridicule de cette explication est une raison de plus pour l'accepter. Voyons ce que c'est.

Au seizième siècle, Luther avait fait pour les princes allemands ce qu'un siècle plus tard le cardinal Richelieu fit pour les rois de France. L'un et l'autre ont été dans leur pays les fondateurs du pouvoir monarchique, en détruisant le contre-poids que le clergé en Allemagne, la noblesse en France, avaient opposé à l'absolutisme des souverains. Richelieu vainquit la noblesse par les supplices et les cachots; Luther vainquit le clergé par la science et la philosophie. Depuis ce temps, l'instruction en Allemagne a été un puissant instrument de gouvernement, et elle a rendu beaucoup plus de services aux princes protestants, que l'ignorance n'en rendait aux princes catholiques. Il n'y a rien de plus curieux que la véritable rivalité d'artiste qui a toujours existé entre l'Autriche et la Prusse, sur la supériorité de leurs moyens de gouvernement respectif. La Prusse, à la tête du protestantisme, défendait l'excellence de l'instruction; l'Autriche, à la tête du catholicisme, celle de l'ignorance; mais l'une et l'autre avaient le même but: le despotisme. Dans les pays protestants, la science était la seconde force armée: on

la mettait en garnison dans les places fortes, appelées universités. Les professeurs étaient les officiers, les étudiants les soldats. L'instruction n'avait d'autre but que de former des *serviteurs d'états*, comme en Allemagne on appelle par politesse les serviteurs des princes.

Antérieurement à Luther, tous les livres étaient écrits en latin; depuis lui, les auteurs commencèrent à se servir de la langue vulgaire, ce qui favorisait grandement les desseins despotiques des princes, en rétrécissant de plus en plus la science et la littérature dans la classe des savants, et en empêchant ainsi leur propagation. Si les auteurs eussent continué d'écrire en latin, il se serait rencontré avec les temps des amis du peuple, qui auraient traduit à son usage les livres latins; mais les professeurs écrivant en allemand, c'est-à-dire en un allemand, officiel et détestable, aussi inintelligible que l'hébreu, et que personne ne s'avisait jamais de traduire de l'allemand en allemand, la lecture et l'instruction demeurèrent toujours éloignées du peuple, et les gouvernements n'eurent plus aucune inquiétude sur la durée de leur omnipotence, garantie par le désarmement général de l'intelligence populaire.

Nous arrivons. De nos jours enfin, des écrivains d'esprit et de cœur, ceux de la *jeune Allemagne*, s'avisèrent de répandre la science, la philosophie, la morale, la politique, en les traduisant de l'allemand des savants dans l'allemand de tout le monde. Les gouvernements protestants s'en sont épouvantés; à mesure que l'instruction se propage, ils perdent leur plus puissant instrument de despotisme et en même temps leur prédominence sur les états catholiques, et ils sentent qu'il est trop tard alors de remplacer l'instruction par l'ignorance. La Prusse n'a plus de contre-poids à opposer à la puissance de l'Autriche, que l'ignorance de ses peuples rend formidable, et celle-ci triomphe.

La persécution qu'on exerce envers les auteurs de la *jeune Allemagne*, a encore un autre motif. Jusqu'aux derniers temps, la littérature périodique en Allemagne a été, à peu d'exceptions près, dans les mains des écrivains du dernier ordre. Les auteurs distingués, les véritables savants, dédaignaient de prendre part à la littérature périodique, comme autrefois la noblesse croyait déroger en embrassant l'industrie. Les écrivains de la *jeune Allemagne* avaient fondé quelques journaux littéraires estimés, et ils avaient le dessein d'en former encore d'autres. Plusieurs professeurs distingués de la Prusse s'étaient laissé séduire par l'esprit de ces jeunes écrivains, au point de s'attacher comme collaborateurs à leurs journaux. Le gouvernement prussien s'est effrayé de cette nouveauté, comme d'un commencement de morcellement des biens-fonds de la science. Voilà pour quelle raison M. Gutzkow et ses complices en beau style, ont été punis de la mort littéraire, je devrais dire, voilà justement ce qui fait que votre fille est muette; car, en vérité, je désespère d'avoir clairement expliqué aux Français le galimatias politique et littéraire de la sérénissime diète de Francfort.

XI

Studien und Fragmente nach 1830

1.

Der achte Band

28. Februar [1830]

Donner, Blitz und Hagel – – – wer mich am ersten März, vormittags zehn Uhr gesehen hätte; gesehen, wie auf dem Schlachtfelde meines Menschengesichtes, auf dem dreißigjähriger Krieg, ach! tausende von lebensfrischen Empfindungen verstümmelt, gemordet und begraben hat, der rote Zorn hinter dem blassen Schrecken hergejagt – wer das gesehen hätte: würde sich jetzt wundern, daß ich dieses sehr nützliche und angenehme Buch, das ich am nämlichen Tage begonnen, nicht gleich der asiatischen Banise, mit obigen ausdrucksvollen und naturgeschichtlichen Worten angefangen, sondern, wie man später lesen wird, ganz im Gegenteile, sehr sanft und weich.

Munter, Freund! Es wird gehen. Schon dieser erste Satz ist gehörig lang und reich an Gedankenstrichen, diesem Papiergelde des Verstandes, mit dem ja Leser und Juden sich gern begnügen, werden von dem ganzen heiligen Versprechen auch nur fünf Prozente gehalten. Sei mutig! Du wirst den achten Band ausfüllen.

Nämlich am 1. März las ich in der Frankfurter Zeitung eine Nachricht der Düsseldorfer: Fräulein *Sontag* – so, mit *einem* n wird der Name des berühmten Mädchens geschrieben, nicht aber mit *zwei:* eine fehlerhafte Schreibart, bei der viele deutsche Schriftsteller mit gleichem Eigensinne beharren, als in der Schreibart des Namen Bonaparte, wo sie ganz falsch dem o ein u vorsetzen – habe in Düsseldorf ein Konzert gegeben und bei dieser hochfeierlichen Gelegenheit die hohe *„für die Rhein-*

provinzen schmeichelhafte Äußerung" getan: sie würde „*wenn ihr Glücksstern sie wieder an den Rhein führen würde*" auch in Bonn ein Konzert geben. Von so etwas bekomme ich Krämpfe und halbseitigen Kopfschmerz. Mich jammern diese Zeitungsschreiber, die in ihrem Käfige nicht den Löwen gleichen, stolz und ruhig sind und dorthin, wohin sie nicht gehen dürfen, wenigstens ihre zürnenden Blicke senden; sondern sich gebärden wie die eingesperrten Affen, deren Gefangenschaft man nicht beweinen kann, weil sie ihnen keine andere Freiheit geraubt als die, boshafte und lächerliche Affenstreiche zu machen. Mir tut es in der tiefsten Seele wehe, die Erziehung und den Unterricht des deutschen Volkes in den Händen tölpelhafter, erkaufter oder furchtsamer Menschen zu sehen, die den erwachten wißbegierigen Sinn ihres Zöglings wieder einschläfern, verwirren oder zugrunderichten. Ich warf das Blatt hin, und in dieser gereizten Stimmung – noch zitterten meine Nerven – erhielt ich von dem Verleger meiner gesammelten Schriften, Herrn Campe in Hamburg, einen Brief, der mit den naiven Worten anfing:

Wo bleibt der achte Band?

2.

Rousseau, Juge de Jean-Jacques. Dialogues

Motto: „Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis (Ovid). – Il confia le premier dialogue à M. Brook-Bothby ... Ce manuscrit ne fut point imprimé du vivant de l'auteur. – Il les acheva en 1776.

Du sujet et de la forme de cet écrit. „J'ai souvent dit, si l'on m'eût donné d'un autre homme les idées qu'on a données de moi à mes contemporains, je ne me serais pas conduit avec lui comme ils font avec moi."

Rousseau konnte das Geheimnis nicht erraten, warum er so allgemein verkannt, gehaßt, verspottet, verfolgt wur-

de. In dieser Schrift wollte er sich anatomieren; aber das ist alles vergebens. So lange die Seele atmet, kann man nicht aus dem Fleische und der Haut heraus. Während dem Leben ist jede Selbstverteidigung eines verkannten Menschen unnütz, nach dem Tode überflüssig. Die Verteidigung vermehrt nur die Beschuldigung der Gegner, denn der Angeklagte kann nicht unterlassen, seine Natur im Kriege noch mächtiger als im Frieden hervortreten zu lassen:
„*Tout Paris, toute la France, toute l'Europe*" sei mit seinen Widersachern einverstanden. –
„*Le silence profond, universel, non moins inconcevable que le mystère qu'il couvre,* ... [unleserlich] *que depuis quinze ans on me cache avec un soin que je m'abstiens de qualifier, et avec un* ... [unleserlich] *qui tient du prodige; ce silence effrayant et terrible ne m'a pas laissé saisir la moindre idée qui pût m'éclairer sur ces étranges dispositions*".
Wollte in diesen Gesprächen zeigen: „*de quel oeil, si j'étais un autre, je verrais un homme tel que je suis*".
Premier Dialogue:
Verteidigt sich gegen die Beschuldigung, *daß er keine Musik verstehe* und d. *Devin du Village* nicht gemacht habe. –
Man muß nicht fragen: woher kommt es, daß so viele edle Menschen aller Zeiten verkannt, gehaßt und verfolgt wurden, und die Liebe und Achtung, die ihnen gebührte, den Ausgezeichnetsten unter den Schlechten zugewendet wurden? – Nicht darüber darf man sich wundern. Das war nie anders, das wird anders nie sein. Leidenschaften sind die Wolken, welche die Sonne der Wahrheit verfinstern. Aber man muß fragen, woher [kommt] es, daß diese Verkennung oft so lange dauert und selbst das Leben eines Menschen überdauert. Das geschah nicht in den alten Republiken, wo das Volk immer schnell von seinem Wahnsinn zurückkam, weil

die Führer, die es irre führten, nur die Macht übten, die ihnen Glück oder Gunst oder Geisteskraft gab, die bald endeten. Wo aber die Macht ein Recht ist, das Recht ein Besitz und erblich; da, wo Vorurteile in einem Stande befestigt, durch Gesetze bewacht werden, wo der Einfluß der Individuen aufhört, da endeten die Vorurteile nie. etc. Sokrates. Aristides etc. — Christus, Gewaltherrschaft — Thomas Morus.

Rousseau hielt *den* Menschen für gut. Da er nun aller Orten und Länder auf gleiche Weise wie in Paris Spott und Verfolgung fand, da er überall verkannt worden auf gleiche Weise, weil er überall der nämliche blieb, überall beleidigte durch seinen *Stolz der Tugend*, hielt er das für eine organisierte Verschwörung, die aus dem Hauptquartier seiner Feinde geleitet worden. — Er vergaß, daß die Menschen sich überall gleichen, daß von den Wassertropfen, die eine gemeinschaftliche Quelle haben, es keiner Verschwörung bedarf.

Rousseau hielts mit keiner Partei, und das in Paris! Komet. — Er hätte in der Einsamkeit leben sollen, dann hätte er alle Verfolgungen vermieden. Wer in der Gesellschaft lebt, muß flüssig sein, wer hart und unauflösbar darin herumschweift, wird hin und her geschwemmt, sinkt zu Boden oder wird fortgespült.

Rousseau konnte keine Wohltat ertragen, die Fesseln der Erkenntlichkeit waren ihm unerträglich. Er ward der Feind seiner Wohltäter.

Der üble Einfluß der Armut auf den Charakter eines reichen Geistes machen. [macht?] Mißtrauen. — Diogenes, griechische Philosophen. — *L'historien du coeur humain* nennt sich Rousseau selbst und mit Recht.

Das Herz, das Vaterland des Menschen.

Rousseau, dem wie die Ohren, so das Herz ewig sauste. – Wer das nicht kennt! Leiden – Störungen. – Man glaubt, sie kämen von außen, aber sie kommen nicht von außen.

3.

Spaziergänge eines Wiener Poeten

[Paris 1832]

Jupiters Blitze von der Hand einer Grazie umhergestreut. – Nie hat mich ein Buch so gerührt, wie diese *Spaziergänge eines Wiener Poeten* *. Wir andern in allen Städten und Ländern klagen auch; aber wir klagen doch nicht allein. Es klagen viele mit uns. Tausend Gleichgültige gehen vorüber und reichen uns keine Hand; aber sie gehen doch vorüber. Sie verstehen uns nicht; aber sie mißverstehen, sie hören uns doch. Berge ringsumher schallen unsern Weheruf zurück. Aber dieser trauernde Mensch auf einer menschenleeren Insel ausgeworfen, allein atmend in einer leblosen Welt, ringsumher eine Wasserwüste, kein Echo für seinen Schmerz, unter sich das nahe Grab und über sich nur der ferne Gott – es ist etwas darin, das den tiefsten Grund meiner Seele bewegt, zu dem noch kein Gefühl hinabgereicht. Dieses Buch hat die stillen Schauer in mir aufgeregt, die, seit ich Bürger geworden, durch alle meine Nerven rieselten, so oft ich das Wort *Österreich* hörte. Wahrlich, ich komme mir vor wie das *possierlich kleine Männlein,* das in dem herrlichen Gedichte: *Warum? sich auf der Sprache garbenreichem unermessenem Erntefeld ein einziges goldenes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum?* Sooft ich erfuhr, was man in Österreich tut und duldet, frug ich leise, lispelnd, stille vor mich hin, seufzt' ich: *Warum? Warum?* Fiele ich in Lissabon als Schlachtopfer unter tausend Schlachtopfern, nun, da sehe ich doch einen Tyrannen, der Lust hat an unserm Schmerze, einen Tiger, der unser Blut trinkt. Ich weiß warum. Aber in Österreich ist Tyrannei, und ich sehe

* Anonym erschienen; Verfasser: Anastasius Grün. D. Hrsg.

keinen Tyrannen; Unterdrückung, und ich sehe keinen Unterdrücker; des Lebens kostbarste Güter werden geraubt, und ich sehe keinen Räuber, der sie genießt, der sie auch nur vergeudet. Warum? Knecht ist alles. Knecht ist der Kaiser wie der gemeine Soldat; Knecht der Minister wie der niedrigste Schreiber; Knecht ist der Untertan, und Knecht ist das Gesetz. Wo ist der Herr? Mauer um Mauer gezogen, eine Mauer beschützt die andere – und warum? Was wird denn endlich beschützt? Ein ungeheures Gebäude aufgerichtet, worin die Menschen, die es bewohnen sollen, mit eingemauert, als Karyatiden, als Säulen, Decke und Gewölbe tragend – warum? wer soll denn das Haus bewohnen? Des Lebens längste Dauer zu des Lebens höchsten Zweck zu machen, die frischesten saftigsten Völker der Erde, vom Baume der Geschichte pflücken, sie in Essig einmachen, die Luft von ihnen abhaltend, sie Jahrhundert nach Jahrhundert bewahrend – warum? Wer endlich wird denn das genießen? Wenn Österreich hunderttausend Jahre steht, hat es mehr gelebt als Athen, Pisa, Florenz in einem einzigen Jahrhundert? Und daß es Menschen gibt, die das bewundern können! Wenn rings um Österreich alle Länder beben, alle Völker übereinanderstürzen, alle Throne wanken – doch Österreich steht fest – dann frohlocken seine Staatsmänner: Seht! bei uns ist Ruhe, Friede, Ordnung; was habt ihr gewonnen bei eurem rastlosen Streben? Gerechter Gott! So kann jeder Grabstein spotten! „Du Mensch unter mir mit deiner stolzen Brust, mit deinem glühenden Herzen, was bist du jetzt? Staub, Asche, nichts. Als du lebtest, hast du mich mit Füßen getreten, schnell war dein Dasein, und ich stehe noch immer und laste auf dir!“ Er steht noch, der Grabstein, er hat den Menschen überdauert; aber lebt er, hat er je gelebt? Heißt das Leben einen Raum einnehmen, ist das Bewegung so viele Luft verdrängen? Und dauerte Österreich

noch Millionen Jahre, ein Erdbeben wirft es doch endlich um. Und widerstände es allen Erschütterungen, so verwittert es endlich doch. Wozu war es dagewesen? Und darum ein Volk zum Steine machen, daß es als Grabstein über gestorbene Völker prange! Es ist ein furchtbares Naturgeheimnis in diesem österreichischen Staate, das ich nie ergründen werde. Einen ähnlichen Staat hatte die Geschichte früher: *Sparta;* aber weil Sparta die Tyrannei noch besser verstand als Österreich, war seine Tyrannei minder schrecklich. In Sparta wurde keine Neigung, keine Kraft des Menschen unterdrückt; sie durften sich alle frei entwickeln. Aber der Staat verstand sie alle zu bändigen, und sie mußten ihm alle dienen. Doch Österreich versteht von den tausend Kräften und Neigungen seiner Bürger nur hundert zu bezähmen, und die andern Hunderte, die widerspenstig sind und die es nicht beherrschen kann – schlägt es tot.

Sein einziger Trost in diesem feuchten dunkeln Kerker, daß es ihm an *guten Sohlen* nicht fehle, dem Drucke der Luft zu entlaufen, auf Feld und Berg.

4.

Antikritische Belustigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-Sees

(August 1832)

I.

Die Tiger-Brücke

Da ich schon am vierten Februar dieses Jahres auf dem „Punkte" stand, „wo der Mensch in den Tiger übergeht" – wie die Dresdner Abend-Zeitung von dem nämlichen Tage hinlänglich bewiesen – so wird der billige Leser wohl einsehen, daß, weil ich kein Säulenheiliger bin, ich diese peinliche Stellung nicht lange mehr werde ertra-

gen können, sondern genötigt sein werde, bald über die Tiger-Brücke zu gehen. Doch will ich es aushalten so lange als möglich und diese kurze Zeit noch benutzen, mit jenem Rezensenten in der Abend-Zeitung, der sich *Eratophilos* unterschrieb, so wie mit zwei andern meiner Rezensenten, nämlich einem ungenannten Lehrjungen des Professor *Görres* in München, und dem Herrn *Carové, licencié-en-droit* in Frankfurt am Main, einige menschliche Worte zu wechseln. Später, jenseits der Tiger-Brücke, rede ich gar nicht mehr mit ihnen, sondern ich fresse sie auf.

II.

Die Sokrates-Hütte

Sollte sich nach meinem Tode unter meinen hinterlassenen Papieren ein Bogen finden, auf dem weiter nichts geschrieben steht, als folgendes:

Suppe von durchgeschlagenen Rezensenten — so bitte ich die Nachwelt, sich doch ja nicht zu betrüben, daß von dieser merkwürdigen Schrift nichts fertig geworden, als der Titel; denn sie ist allerdings fertig geworden und ist nichts anderes, als diese gegenwärtige Abhandlung *Antikritische Belustigungen*. Warum der Titel verändert worden, soll der Leser gleich erfahren.

Diesen Sommer in Baden fand ein so lebhafter Verkehr von wechselseitiger Höflichkeit zwischen mir und einigen norddeutschen Damen statt, daß ich ganz schwach davon geworden war und einen Heißhunger nach tüchtigen Grobheiten bekam, sowohl nach passiven als nach aktiven. Sie waren aber nicht aufzutreiben. Endlich erbarmte sich meiner ein Freund, der meine Leiden sah und erkannte, und verschaffte mir drei Stücke Rezensionen meiner Briefe aus Paris: die schon erwähnte in der *Abend-Zeitung*, eine in der *Neuen Hanauer Zeitung* und eine dritte in der Münchner *Eos*. Ich verzehrte sie und fühlte

mich gleich wieder gestärkt; um aber meine Kräfte völlig wieder herzustellen, nahm ich mir vor, darauf zu antworten. Ich sann auf einen romantischen Schreibsitz, der meiner gemütlichen Stimmung und meinem zarten Vorhaben entspräche, und wählte die *Sokrates-Hütte* auf dem Berge, wo jeden Morgen und Abend so viele weibliche Seufzer aufsteigen, daß selbst beim hellsten Wetter die Hütte von Silberwölkchen umflossen ist. Ehe ich hinaufging, frühstückte ich unten vor dem Konversationshause mit Schokolade und einem kleinen Ärger. Der Ärger bestand in folgendem. Ein Preuße, ein sehr lieber, ganz charmanter Mann, der auch ehrlich war — ach die Augen, die Augen! Wenn es Menschen gibt, die der Teufel geschaffen, so war es doch immer Gott, der ihnen die Augen eingesetzt: diese Fenster der Seele von Kristallscherben eines zerbrochenen Himmels — nichts vermag sie zu färben, zu trüben, zu verfinstern. Sie verraten den geübtesten Schurken, sie lügen nicht, sie heucheln nicht; sie klagen den ungekannten Missetäter an, und verteidigen die verkannte Unschuld. Also dieser Preuße erzählte mir: im Casino von Baden hänge eine Tafel, auf der *gedruckt* stände: *„es ist verboten Hunde mitzubringen“* und darunter mit *Bleistift* geschrieben: *„und Preußen“*. Ich ärgerte mich über den feigen Bleistift — sonst über weiter nichts. Dann stieg ich langsam den Berg hinauf, in der Tasche die gefangenen Triumviren und in der Hand mein Schreibbuch tragend. Im Gehen sann ich darüber nach, ob ich den Titel setzen sollte: *Suppe von durchgeschlagenen Rezensenten*, oder: *durchgeschlagene Rezensenten-Suppe*. Endlich kam ich zur Besinnung; aus meinem garstig verpuppten Herzen entfaltete sich meine bessere Natur und ich verwarf mit Unwillen den ganzen Titel. Nichts auf der Welt — ein Satiriker etwa ausgenommen — ist mir verhaßter als Satire; weil sie so hofhündisch hinter dem Gitter der Zweideutigkeit

hervorbellt, oder von einem dunklen Sinne verhüllt, die Vorübergehenden anfällt, und nicht den Mut hat, im Freien und am hellen Tage einem Spitzbuben an die Kehle zu springen. Ich hatte jenen Titel ganz arglos erdacht. Mein körperlicher Appetit nach Grobheiten hatte mir das Bild seiner Befriedigung unter einer mir angenehmen Kochform vorgehalten. Erst später fiel mir ein: der Leser könnte denken, ich hätte ein jämmerliches Wortspiel treiben wollen mit *durchschlagen* im Sinne der Kochkunst, und *durchschlagen* im Sinne eines Prügelkünstlers, darum unterdrückte ich den Titel.

Oben setzte ich mich auf eine – ach! der so bekannten Bänke, die vor der Hütte stehen, und holte den *Eratophilos* aus dem Gefängnisse, um das Verhör mit ihm anzufangen. Da bemerkte ich, daß der große starke Mann, der mir zur Seite auf der andern Bank saß, mich unverwandt ansah, und es erwachte der Argwohn in mir, er wolle mit den Augen in meinem Protokolle herumspazieren. Das störte und verdroß mich; ich stand auf und ging fort. Unten in der Promenade begegnete ich dem charmanten Preußen, der sich zu mir gesellte, und wie gewöhnlich sich über die preußische Regierung lustig machte. Er sagte hundert artige Sachen von Herrn von Ancillon, von Herrn von Kamptz, von den Prinzen von Mecklenburg, von Herrn von Wittgenstein, von dem Kronprinzen. Ich bat ihn, vorsichtiger zu sein, denn nicht allein die Wände hätten Ohren, sondern auch die Taschen (ich dachte nämlich an einen der Triumvirn). Aber er ließ sich nicht wehren und unterhielt mich auf das angenehmste bis zum Mittagessen von lauter Dingen unter zwanzig Bogen.

Nachmittags beging ich gewohnte Diätfehler und war höflich mit den Damen. Um so rascher stieg ich den andern Morgen wieder zur Sokrates-Hütte hinauf; denn da ich mir vorgesetzt, meine Rezensenten auf sokratische

Manier dahin zu bringen, mir freiwillig zu gestehen, daß sie distelgenährte Sackträger sind, glaubte ich meinen Zweck nicht besser zu erreichen, als in der Nähe der Sokrates-Hütte. Aber da saß der unglückselige Mann wieder auf der Bank, sah mich wieder unverwandt an und jagte mich zum zweiten Male fort; denn unmöglich war es mir immer, in der Nähe eines fremden menschlichen Wesens zu denken, zu lesen oder zu schreiben – in der Nähe eines befreundeten noch weniger.

Ich klagte mein Leid einem Freunde, dem schon mit Dank erwähnten Rezensionenmäkler und dieser erzählte mir: der Mann auf dem Berge sei ein Einwohner von Baden und blind. Jeden Morgen ginge er ohne Führer hinauf und bliebe da sitzen bis zum Sonnenuntergange. Er wäre arm und empfinge aus dem Armenfond täglich vier Kreuzer. Da jammerte mich der unglückliche Nachtwandler und mich jammerten meine Rezensenten. Ich dachte: vielleicht sind sie auch blind! Vielleicht leben sie auch von Unterstützung, die man ihnen gibt, nicht *weil*, sondern *damit* sie nicht sehen! Und als ich plötzlich aus einem Gebüsche hervortrat, kam mir ein schönes blasses englisches Mädchen mit verweinten Augen entgegen. Ich sah ihr nach und dachte: Du armes Kind! Auf dieser weiten Erde hast Du nicht ein fühlendes Wesen, Du hast nur ein totes Taschentuch, das Deine Tränen trocknet. Warum gingst Du so stolz an mir vorüber? Warum klagtest Du mir nicht Deinen Schmerz? Ich hätte Dich wohl nicht geheilt, aber Dir gewiß ein Lächeln mitgegeben für Deine Träume, und vielleicht hätte die Morgensonne den süßen Tau der Hoffnung von Deinen Augen geküßt! Aber Du gingst vorüber. Ach! der Mensch kann stolz sein und kann doch weinen! Und ich ward sehr weich und lispelte in den Abendwind: hole der Teufel meine Rezensenten und mich auch! Ich will nicht mehr an sie denken.

III.

Der 21ste Bogen

Seitdem sind sechzig Tage vorüber gegangen. Seitdem ist ein Teufel vorüber gebraust, der jubelnd Musterung hielt; und ein stiller Gott ist vorüber gesäuselt, der auf seine Vertrauten herablächelte. Ich hatte meine Rezensenten vergessen, die Knechte über ihre Herren vergessen, welche selbst mit mir verhandelten. Da geschah es, daß vor einigen Tagen, ehe ich die Handschrift zu diesen neuen Briefen aus Paris in die Druckerei abschickte, ich die Berechnung machte, ob sie zu zwei Mal 20 1/2 Bogen hinreiche – denn nach dem gemeinen bürgerlichen deutschen Rechte wird höchst sonderbar ein Buch erst mit dem 21sten Bogen majorenn, also gerade in dem Alter, wenn die Bücher gewöhnlich anfangen dumm oder ausschweifend zu werden. Ehe ich aber weiter gehe, will ich meine feste Hoffnung aussprechen, daß sämtliche deutsche Zensoren, wenn sie einst ihre Vormundschafts-Rechnung werden ablegen müssen – unfähig wie sie sein werden, auch nur das Mindeste von dem Geiste, um den sie ihre Mündel betrogen, zu ersetzen – den Galgen zieren werden, zur Freude der Mitwelt und zur Warnung den nachkommenden Geschlechtern.

Jetzt aber bitte ich einen Gelehrten, der zugleich Menschenfreund, Mathematiker und Psycholog ist – wenn es einen solchen in Deutschland gibt – mir folgendes Phänomen zu erklären. Als ich im vorigen Jahre mit meiner Handschrift zu meinen vorjährigen Pariser Briefen die Druckprobe anstellte, fand ich, daß es einige Bogen zu wenig waren. Daraus schloß ich, daß es genug sei. Und es fand sich später wirklich, daß es genug war. Dieses Mal ergab sich aber aus der Berechnung, daß ich einige Bogen mehr hatte als der Druck erforderte, und es machte mich ängstlich, es möchte nicht hinreichen. Woher nun

diese Ängstlichkeit, diese ganz verkehrte Logik der Nerven? Denn auf jeden Fall ist es eine nervöse Erscheinung. Möchten die verschiedenen Fakultäten darüber nachdenken!
Ich beschloß also, das Manuskript gerade um so viel zu vermehren, als dessen anscheinender Überschuß betrug; nämlich um 3 Bogen, 7 Seiten, 5 Zeilen und 8 Silben, und die Zusätze in die X'sche Druckerei nachzusenden. Aber guter Gott! Was, worüber schreiben in dieser federschweren Zeit, wo der Scherz Leibschmerzen hat und der Ernst wie ein Toller lacht? Ich habe zwar manchen guten Gedanken gehabt, seitdem ich in der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Erführe es aber ein Schweizer, daß ich einen Gedanken aus seinem Lande mitgenommen, ohne ihn zu bezahlen, er verfolgte mich bis an das Ende der Welt und schlüge mich tot wo er mich fände. Was aber sonst? Man hatte mich aufgefordert, etwas über die neuesten Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung zu sagen: Beschlüsse, welche, wie die Münchner Hofzeitung mit Recht tadelt, von den Liberalen *Ordonnanzen* genannt werden – sie sollten nicht so frech sein, Ordonnanzen zu nennen, was sie doch nicht den Mut haben, auch als solche zu behandeln! Aber ich werde mich wohl davor hüten. Wäre denn etwas lächerlicher, als hinter den Dampf-Protokollen der Bundesversammlung herhinken, die auf ihrer eisernen Bahn hundertmal schneller die Freiheit erreichen, als es sich nur je unsere schnellste Hoffnung geträumt? Gewiß nichts – außer sich ihnen in den Weg zu stellen, um sie aufzuhalten. Doch worüber sonst schreiben? Ich war in großer Verlegenheit. Da ereignete sich gestern, daß, als ich nach dem Frühstücke zur Türe hinaus ging, und wie jeden Morgen bei diesem Gange, die Hand in die Tasche meines Schlafrocks steckte, darin nachzusuchen – ich den *licencié-en-droit* *Carové* herauszog. Ich eilte so schnell

als es die Umstände erforderten in mein Zimmer zurück, den *licencié* zuvor in Sicherheit zu bringen, und spießte ihn einstweilen, daß er sich nicht wieder verkrieche, wie einen Schmetterling mit der Nadel an den Vorhang fest. Er konnte auch in der Tat recht gut den *kleinen Fuchs* vorstellen.

Als ich nun ruhig da saß und überlegte, wie der 21ste Bogen auszustopfen, fiel mir bei: wie wäre es, wenn ich den *licencié*, den kleinen Jesuiten und den Eratophilos wieder vornähme? Und dabei blieb es. Ach! es entgeht keiner seinem Schicksale. Jene drei Rezensenten, die ich schon vor zwei Monaten in den Lethe zurückgeworfen, weil ich das Netz schon gar zu voll hatte – sie mußten schon längst im Ozean der Vergessenheit angekommen sein – schwammen wieder Strom aufwärts, ließen sich zum zweiten Male fangen, und jetzt schuppe ich sie, wie der Leser sieht. Sollte aber Herr Staatsrat *Stägmann* in Berlin, der alle Polen, welche Paskewitsch übrig gelassen, auf seinem metrischen Reibeisen grausam aufgerieben und dafür zum Lohn mit der Abfassung des deutschen Preßgesetzes beauftragt worden – sollte er, wohl eher aus Bosheit als aus Tugend, so wenig Rücksicht auf die heilige Anna nehmen, daß er die Majorennität der Bücher auf fünfzehn Bogen herabsetzte – ich wäre der unglückseligste Mensch von der Welt; denn ich hätte mich um den 21sten Bogen ganz vergebens bemüht. Doch, hoffe ich, es geschieht nicht. Heilige Anna, bete für mich!

IV.

Eratophilos

Eratophilos, als er sich eines Abends in Vespertinen's Schlafzimmer von meinen Briefen aus Paris unterhielt, erzählte von mir: „Dieser Mann, den wir selbst näher gekannt haben, der uns vor einem Jahrzehent ein liebenswürdiger, witziger, geistreicher Autor schien, den

wir beinahe *Freund* nannten – eben dieser Mann zeigt sich jetzt plötzlich an dem andern Pole der Humanität, an dem Punkte, wo der *Mensch* in den – *Tiger* überzugehen droht." Das ist die schändlichste, unerhörteste Verläumdung von der Welt! Doch lache ich der Tücke des Denunzianten; denn ich kann aus seinen eigenen Angaben mein *Alibi* beweisen. Meine Rechtfertigung hängt jetzt bloß davon ab, daß sich in der Druckerei, wo dieses angenehme und nützliche Buch gedruckt wird, ein langer Strich vorfinde, etwa von der Größe von acht vereinigten Gedankenstrichen. Ist er vorhanden, beliebe ihn der Setzer aus dem Kasten zu nehmen und ihn so zu setzen, daß er eine Zeile allein einnehme. Dann stelle er links des Striches ein a und rechts ein b. So:

a ———————— b

Gut. Jetzt ist meine Unschuld dargetan. a ist der Pol der Humanität, b der *andere* Pol der Humanität, wie es Eratophilos, der Freund des Lieblichen, sehr unlieblich ausgedrückt; denn eigentlich muß es heißen, der *entgegengesetzte* Pol der Humanität, oder besser der Pol der Unhumanität. Nun behauptet Denunziant, ich stünde auf dem *Punkte,* wo der Mensch in den Tiger übergeht; ein Punkt aber hat keine räumliche Ausdehnung; stehe ich also auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht, folgt mathematisch daraus, daß ich auf dem Punkte der Menschheit stehe, das heißt, daß ich ein Mensch bin. Ich bitte sämtliche Polen-*Comité's* in Deutschland, Frankreich und England und jeden andern, der von dem Polarwesen etwas versteht, mir aufzupassen, ob ich nicht falsch schließe. Bin ich ein Mensch, stehe ich am Pole der Humanität, oder auf a; stehe ich auf a, wie kann ich zugleich auf dem Punkte stehen, wo der Mensch in den Tiger übergeht, da der Tiger auf b oder am Pole der Unhumanität stehend, von den Menschen nicht durch einen Punkt, sondern durch die ganze Axe a b getrennt

ist? Eratophilos sagt zwar, ich *drohe* erst in den Tiger überzugehen. Aber jede Drohung ist nicht ernstlich gemeint. Vielleicht wollte ich mich nur necken mit jenen feigen Machthabern, die ihr Zittern für Geberden gefährlichen Zornes möchten erscheinen lassen, deren Kraftanstrengungen ihre Schwäche verraten, und die keinen wahren Mut haben, nicht einmal zum Bösen, sondern nur den Affen des Mutes: den Übermut. Und wäre es mit meiner Drohung, ein Tiger zu werden, auch Ernst gewesen, ist denn Gefahr dabei? Ich kann nicht durch einen Sprung Tiger werden, sondern ich muß, zum Tiger zu gelangen, erst die lange Linie a b zurücklegen — ein weiter Weg, auf dem ich, ehe ich das Ziel erreichte, zwanzig Mal von der Polizei arretiert werden könnte. Also ist Eratophilos ein Verleumder, oder ein Narr, der auf dem Punkte steht, wo der Mensch in den Esel überzugehen droht.

Aber wer ist dieser Eratophilos? Europa weiß es nicht, und ich elender Europäer weiß es also auch nicht. Doch habe ich Vermutungen hierüber, und ich will sie nicht verschweigen. Eratophilos in Dresden mag wohl jenes blutreiche und geistarme Edelmännchen sein, das ich vor zehen Jahren in Paris kennengelernt. Ist es der, die, das — denn er gehörte zu allen drei Geschlechtern — dann steht es ihm wohl an, mir vorzuwerfen, daß ich auf dem Punkte stünde, wo der Mensch in den Tiger übergeht — ihm, der tausendmal ärger als ein Tiger, mir im Verlaufe eines Winters zehnmal meuchelmörderisch nach dem Leben getrachtet! Denn was ist der Zahn eines Tigers gegen die Waffe, mit der mich Eratophilos töten wollte? Als zarter, gemütlicher, mit spanischen Romanzen geäzter, höchst vermaledeiter Dichter, wählte er eine romantische hochtragische Todesart für mich. Ich sollte, wie Hamlets königlicher Vater, durch die Ohren vergiftet werden; zwar nicht durch geschmolzenes Blei gleich nach dem

Einschlafen, sondern durch ein viel tödlicheres Gift kurz vor dem Einschlafen – durch ein höllisches Gemisch von Prosa und Versen. Er kam mit heuchlerischer Freundlichkeit zu mir und las mir seine ungedruckten Werke vor. Kaum hatte er fünf Minuten gelesen, als ich Zuckungen um den Mund, Leibschmerzen und Neigung zum Erbrechen spürte. Ich ahnete nichts Böses und ließ Tee kommen. Eine Woche später kam Eratophilos wieder und setzte seine Vorlesungen fort. Gleich stellte sich das Übelbefinden wieder ein. Da merkte ich sein teuflisches Vorhaben. Das Lesen verhindern konnte ich nicht, doch Gott ist groß und ich ward gerettet.

Ich tue gar nichts Überflüssiges, wenn ich meinen Lesern beweise, daß Gott groß ist. Wenige unter ihnen, und das sind die Bessern, haben es vergessen; die Andern aber haben es nie gewußt. O Ihr schwachen törichten Menschen! Wie oft trauert Ihr, da wo Ihr jauchzen solltet! Wie oft murrt Ihr gegen das Schicksal und beklagt als Unglück, was doch nur Glück war, und wofür Ihr dem Himmel hättet mit heißen Tränen danken sollen! Erfahret von mir, wie weise die Vorsehung alles zu unserm Besten lenkt, und wie ich es selbst an mir erfahren.

An einem windigen, naßkalten Novembertage des Jahres 1813 – es war echt deutsches Philister-Wetter – zog das k. k. österreichische Heer, das siegreich von Leipzig kam, durch meine Vaterstadt Frankfurt am Main. Ich stellte mich in der Straße vor einen Buchladen und sah sie vorüberziehen. Hoch klopfte mir das Herz und ich schwitzte vor Entzücken. Wie bewunderte ich diese k. k. österreichischen Haselstöcke, mit welchen man die französischen Adler totgeschlagen! So schwitzte und bewunderte ich zwei Stunden lang. Endlich ging ich nach Hause. Nachdem ich eine halbe Stunde in meinem Zimmer war, kam das Mädchen und sagte mir etwas. Aber ich war so in Gedanken versunken, daß ich sie nicht hörte. Darauf

donnerte mein Bruder ins Zimmer und fragte mich, warum ich nicht zum Essen käme, es hätte schon drei Mal geschellt. Ich ging herunter. Am Tische saß ein bei uns einquartierter k. k. österreichischer Proviantkommissär. Ich sah, daß er sein Geschäft verstand, aber auf das was er sprach, achtete ich nicht. Er soll, wie man mir später erzählte, sehr gegen die k. k. österreichische Polizei losgezogen haben. Nachdem meine Eltern und Geschwister mehrere Fragen an mich getan, auf die ich nicht geantwortet, kam es an den Tag, daß ich taub geworden sei. Ich hatte mich erkältet, es war ein zurückgeschlagener Patriotismus. Ich legte mich in das Bett, trank erstaunlich viel Holunder-Tee und blieb liegen bis den andern Morgen. Als ich erwachte, hörte ich das Kätzchen miauen. Mein Gehör war wieder hergestellt, aber nur mit der Hälfte seines frühern Gehalts; es war gleichsam pensioniert. Auf dem linken Ohr blieb ich taub und bin es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wie traurig war ich damals! Wie unglücklich fühlte ich mich! Wie verwünschte ich den k. k. österreichischen Befreiungskrieg! Was ich damals sah, was ich las, gefiel mir nicht; mein einziger Trost war das was ich hörte, weil es nicht zensiert werden konnte. Und von diesem Troste wurde mir die ganze Hälfte entzogen. Ich murrte über mein Mißgeschick. Aber zehen Jahre später, da ich in Paris, wie oben erzählt, mit Eratophilos zusammentraf, rettete mir meine halbseitige Taubheit das Leben. Darum ist Gott groß!

Als nämlich Eratophilos ein drittes Mal zu mir kam, seine Vorlesungen fortzusetzen und seine Vergiftungsversuche zu erneuern – ausweichen konnte ich nicht, denn es war in meinem eignen Zimmer – setzte ich mich so, daß ich ihm das linke taube Ohr zuwendete, durch welches das Gift nicht eindringen konnte. Je weniger ich verstand, je mehr lächelte ich Beifall zu, so daß Eratophilos sehr vergnügt war, denn er dachte sehr bald seinen bos-

haften Zweck zu erreichen. Auf diese Weise ward ich gerettet, und von dem bereits verschluckten Gifte sind keine üblen Folgen zurückgeblieben, als leichte Zuckungen im Gesichte. Doch auch von diesen, wie mich ein homöopathischer Arzt vor kurzem versicherte, könnte ich mich auf homöopathischem Wege bald heilen. Er riet mir, aus Eratophilos Schriften ein zweisilbiges Wort zu nehmen, dieses mit Byrons sämtlichen Werken zu vermischen, und von dieser Mischung jeden Tag, zwei Stunden nach dem Frühstücke, einen Buchstaben zu lesen. Wenn ich gleich nach dem ersten Gebrauche einschliefe, wäre das, wie bei allen homöopathischen Kuren, ein sehr günstiges Zeichen. Ich werde es versuchen, und habe mir zu diesem Zwecke aus Eratophilos Schriften das Wort *Tiger* gewählt.
Und ein solcher gottloser Giftmischer wagte mich öffentlich anzuklagen, daß ich auf dem Punkte stehe, wo der Mensch in den Tiger übergeht, und das dumme Vespertinchen hat ihm das geglaubt und hat es weiter erzählt! O liebes Vespertinchen, Du warst zwar immer ein Gänschen gewesen, aber für so dumm hätte ich Dich doch nicht gehalten! Aber es ist Deine Schuld nicht; Dein Vater, der Hofrat, hat selbst nicht viel Verstand.

5.

Die Polen in der Schweiz

[1833]

Wem für die Freiheit das Herz alt werden konnte, der hatte sie auch in seiner Jugend nicht geliebt mit der wahren Liebe.
Im Kanton Aargau fielen seit der Emanzipation des Volks aus der Gewalt der Aristokratie häufige Brandstiftungen vor. Jetzt hat man einen katholischen Priester als Urheber dieser Verbrechen entdeckt. Auch in Basellandschaft

fallen Straßenräubereien und Morde vor, und die Aristokraten der Stadt Basel auch predigen frohlockend: Seht, das sind die Folgen der wilden Freiheit!
Ich fürchte es nicht – doch sollte sein, daß euer Edelmut nicht ausreiche zu einem edlen Entschlusse, dann möge euer Verstand ergänzen, was euerm Herzen fehlt. Seid klug, könnt ihr nicht menschlich sein. Bedenkt euern Vorteil, bedenkt die Zukunft, die schon an die Pforte der Gegenwart pocht. Die Tyrannei ist alt, und die Freiheit ist jung. Die Völker überleben ihre Fürsten und erben sie. Mögen sie in der Verlassenschaft ihrer Tyrannen keine Kränkung an euch zu rächen finden. Das Böse, was alle Völker Europens sich wechselseitig einander angetan, werden sie sich verzeihen, denn sie waren nur blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Unterdrücker. Aber ihr habt keinen Fürsten, das Schlechte, was bei euch geschieht, habt ihr, das Volk, getan. Und was schützt euch dann gegen gerechte Vergeltung? Eure Berge waren hoch genug, euere Arme stark genug, euch gegen die feilen Söldnerheere der Tyrannen zu schützen; aber im Kampfe freien Völkern gegenüber seid ihr ein winzig kleiner Haufe.
Wenn ihr glaubt, es sei gefahrloser, die Menschlichkeit als die Fürsten zu beleidigen, täuscht ihr euch. Dem einzelnen Menschen bringt seine Tugend oft den Untergang; einem Volke ist das Recht Schild und Schwert. Werdet ihr ihm untreu, um zu klügeln, und liebäugelt mit der monarchischen Diplomatik und laßt euch von ihren Buhlerkünsten umstricken, dann wird euch der jämmerlichste Wicht von Legationssekretär überlisten, und ihr werdet der Spott euerer Feinde. Dann, in euerer jammervollen Lage werdet ihr euch an einen eurer alten Aristokraten wenden, der die Livree irgend eines Fürsten trägt, und werdet ihm [die Hände] küssen, daß er euch mit seinem blauen Bändchen, seinem Franzö-

sisch, seinen Bücklingen und seinen Pfiffen aus euerer Not helfe.

Seid ihr auf euerer Hut, vergeßet Österreich nicht, das nie vergessende. Für Österreich gibt es keine Vergangenheit. In seinem Grauen vor der Zukunft möchte es jede Gegenwart zerstören, welche der Zukunft als Brücke dienen könnte, herüberzukommen. Die Vergangenheit, selbst die fernste, liegt ihm nur im Scheintode, und nicht ein halbes Jahrtausend vermag seine Geduld zu ermüden, bei der ohnmächtigen zu wachen, bis sie wieder zum Leben komme. Seht euch vor, Schweizer! In der Wiener Staatskanzlei liegt noch kein Staub auf den Akten euerer Empörung, Geßler schreit noch immer um Rache, und ihr habt gar manchen unter euch, dem gelüstete, österreichischer Landvogt zu werden.

Die Erde ist Gottes Haus, keines Menschen. – Stark ist jedes Volk, das die Stärke hat seiner Größe. Es gibt schwache Männer und starke Kinder.

Der Polen Betragen in Frankreich. Erst jetzt klagt die französische Regierung; aber die Polen zeigten sich gleich anfänglich wie jetzt. Doch damals war die Regierung noch nicht stark oder keck genug, der Sympathie des französischen Volkes entgegenzutreten.

Die Schweiz fürchtet sich vor dem deutschen Bund, der sich vor drei Polen fürchtet! Polen nicht arbeiten – „Gastrecht verletzt“. Das Land ist dem Volk, nicht den Regierungen – Asyl betteln. Kein echter Mann bettelt, so wenig um Freiheit als um Brot. Er weiß das eine und das andre zu erwerben oder weiß zu sterben.

Die Freiheit verfolgt man in den Polen zum Schrecken aller Völker. Man will das Volk verächtlich machen überall, zeigen, wie es seine Verteidiger verlasse, wie nur Regierungen ihr geleistete Dienste zu belohnen wissen.

Finanzfreiheit.

Die Jungfrau, die den Himmel küßt.

Ein Recht bleibt den Unglücklichen: *Das Recht zu leben,* das kein Tyrann rauben kann. Mögen die Schweizer dies Recht nicht vergeuden, durch die Behandlung der Polen, das einzige, das ihnen noch bleibt.
Der Himmel ist ein freies Dach.

Der *Schweizerbote* (Zschokke) „Die Schweiz und ihre Nachbarmächte" – jammert, daß die Trümmer der alten Aristokratenfaktion ihr Vaterland durch Verleumdungen, Korrespondenzen, öffentliche Blätter anschwärzen. „Die Polen, indem sie das in der Schweiz genossene Zufluchtsrecht mißbrauchten, haben den Genuß dieses Rechts verwirkt. Wer von seinen Feinden verfolgt, sich in mein Haus rettet, aber von hier, aus der ihm gewährten Sicherheit, seine Gegner mit Schmähungen und Steinwürfen angreift, verletzt das Gastrecht. Ich soll gegen ihn mein Hausrecht gebrauchen." – Eifert gegen die Aristokraten und dann gegen die „Bewegungspartei", gegen die „radikalen" Blätter. „Darin werden ohne Scheu auswärtige Fürsten und Regierungen verhöhnt und beschimpft."
Sind sie denn mächtig, die Nachbarstaaten der Schweiz, die ganz gewaltig drohenden? Nein. So poltert die Feigheit, daß man das Herzklopfen ihrer Angst nicht vernehme. So laut droht die Schwäche, um ihre Ohnmacht zu bedecken. Das bißchen Macht, das langer Mißbrauch der Macht ihnen noch übriggelassen, ist ihnen kaum genug, ihr sieches Dasein zu tragen und sich fortzuschleppen zum nahen Untergange. Ist etwa Österreich mächtig, das die vier Millionen seiner Lombarden von hunderttausend Bajonetten und zehentausend Spionen bewachen läßt? Das, sobald die Sonne untergeht, seine Lunten anzündet und mit Kanonen durch die Straßen Mailands patrouilliert? Das, sobald der Morgen graut, seine Tiroler auf die Stadttürme pflanzt, dort mit ihren

scharfen Augen umherzuschauen, ob von dem Lande der Aufruhr nahe? Oder ist der König von Sardinien mächtig, der in dem Gequäke der Frösche von Savoyen Empörungsgeschrei vernimmt, Sumpflichter für Wachtfeuer ansieht und gegen nackte Fischerbuben seine wohlbewaffnete Reuterei ausschickt? Oder ist der König von Bayern mächtig, der seinen Thron für gefährdet hält, solange noch ein einziger ehrlicher Mann im Lande außer dem Kerker lebt; der sich so staatsweise zeigte, die Schlachtopfer seiner Tyrannei und das Murren dieser Schlachtopfer aus allen entfernten Provinzen in München zu vereinigen, damit das Konzert der Jammernden recht vernehmbar, recht vollständig werde, und dem es so gelang, das Bier in den Adern seiner Altbayern in wirkliches Menschenblut zu verwandeln? Oder ist der Großherzog von Baden mächtig, der Furcht vor der Schweiz und Unzufriedenheit mit ihr nur heuchelt, um einen Vorwand zu haben, sein Oberland mit Truppen zu bedecken. dessen Bevölkerung durch das preußische Mautsystem zur Empörung gebracht werden könnte? Die Feindschaft aller dieser Mächte habt ihr nicht zu fürchten, seid nur vorsichtig mit der Freundschaft Louis-Philippes.

Begreift ihr denn nicht, wie es den Witz der Tyrannei kitzeln muß, die Schweizer, welche zuerst das Fürstenjoch abgeworfen, mit den Polen, die es zuletzt versucht, zusammenzuketten und die Wiege der Freiheit zu ihrem Sarge zu machen? Polen in der Schweiz begraben – wahrlich das ist ein Spaß, bei dem alle Hofmarschälle Europens aufjauchzen!

Dünkt euch das Los fürstlicher Untertanen, alles Mark des Landes in die Hofküche zu bringen, so beneidenswert; gelüstet euch nach einer Zivilliste, soll euer Volk

lernen: die Fütterung eines Fürsten und seiner Gesellen sei *„die erste und heiligste aller Staatsausgaben"*; denkt ihr so – dann, ihr Machthaber der Schweiz, verjagt nur alle Flüchtlinge, die Schutz bei euch gesucht, liefert sie ihren Henkern aus – die Hofküche, der Fürst, die Zivilliste, werden bald über euch herkommen. Jeder Verstoßene läßt euch einen Fluch zurück; und der Same wird Wurzel fassen. Der Himmel auch hat seine Gesandten unter euch, die ihm alles berichten, was ihr tut, was ihr vorhabt, und wenn Gott, der euch ein halbes Jahrtausend beschützte, die diplomatischen Verhältnisse mit euch abbricht: das könnte noch gefährlicher werden als die Rückberufung des österreichischen Gesandten.

Wollt ihr Menschlichkeit und Staatsklugheit zugleich üben, wollt ihr eines der heiligen Gebote des Völkerrechts erfüllen, dann gibt es ganz andere Fremdlinge in eurem Lande, die ihr verstoßen solltet. Und diese jagt ihr nicht ins Verderben, ihr treibt sie ihrem Glück zu, denn in allen Königreichen der Welt finden sie die herzlichste Umarmung, den reichlichsten Lohn, das gedeihlichste Fortkommen. Das sind die *Spione,* die euere reine Bergluft verpesten, die das Straßenpflaster von Genf, von Bern, Zürich, Basel, Freiburg, Chur, Martigny, Luzern beschmutzen; die euere Schweizertreue zu vergiften, euere Beamten zu verführen suchen, die Bürger gegen Obrigkeit, Obrigkeit gegen Bürger, Stadt gegen Land, Land gegen Stadt aufwiegeln; die eure Häuser anzünden, Mord und Straßenraub anzetteln, um, was der Übermut der Tyrannei begangen, dem Übermut der zügellosen Freiheit aufzubürden. *Die* verjagt aus euerm Lande! Und ihr möget sie sehr leicht erkennen, wenn ihr wollt; denn sie tragen alle ein Kainszeichen auf der Stirne. Habt nur das Herz zu zeigen, daß ihr sie erkannt.

---

5. Die Polen in der Schweiz

In der Antwort des Vorortes an die verschiedenen Noten der fremden Mächte heißt es unter andern: „Es werden daher jene Flüchtlinge, welche von schweizerischem Gebiete aus an der Beunruhigung andrer Staaten wirklich tätigen Anteil genommen haben, sofort aus der Schweiz weggewiesen, sobald die aus dem Bereiche der schweizerischen Behörden befindlichen Hindernisse weggeräumt sind, welche ihre Entfernung bisher unmöglich gemacht haben.“ –

Bayern in seinen Zeitungsmanifesten droht der Schweiz mit der Rache der deutschen Regierungen, weil diese in Schweizer Tagsblättern gelästert würden. Der Hanswurst der heiligen Allianz, den man auf ein Gerüst vor der Bude des Wiener Kongresses gestellt, den Aristokratenpöbel auf der Gasse zu belustigen, ehe die Komödie anfängt – er verschmäht es, gleich seinen Prinzipalen, die Schweiz von Überraschung zu Überraschung, von Verwicklung zu Verwicklung, [von] Nachgiebigkeit zum Nachgeben, von Nachgeben zur völligen Unterwerfung sachte zu führen: er spielt gleich den Ausgang des Stücks und fordert blinden Gehorsam auf einmal. Die großen Mächte verlangen die Vertreibung der politischen Flüchtlinge, Bayern fordert die Unterdrückung der Preßfreiheit.

Bayern, unter dem Vorgeben, die Revolutionärs in der Schweiz beabsichtigten eine Überrumpelung von Lindau, hat schon Truppen abgeschickt, die dortige Garnison zu verstärken, und sich mit Württemberg und Baden zu gemeinschaftlichen militärischen Maßnahmen vereinigt. –

Wie viele von den reichen und angesehenen Familien, die aus Deutschland nach Amerika auswandern, würden

die Schweiz zu ihrem neuen Vaterlande wählen, wenn sie nicht besorgt wären, die Pest des deutschen Fürstenbundes möchte sich auch dorthin verbreiten.

Am 28. März erschien ein Staatsrat von Neuenburg, Herr Petitpierre, Graf von Was[...?] in Zürich, um dem Vorort eine Zuschrift zu überbringen, des wesentlichen Inhalts, „daß der Staatsrat von Neuenburg von dem Könige von Preußen die Vollmacht erhalten habe, mit der Eidgenossenschaft in Unterhandlung einzutreten, um als Kanton in den Bund zu treten und nur als Fürstentum in denjenigen Verhältnissen zu der Eidgenossenschaft zu bleiben, welche hinsichtlich der Neutralitäts[linie?] Neuenburg gar wohl konveniere. Der Vorort wird ersucht, auf der nächsten Tagsatzung den Gegenstand vorzubringen." (Neue Zürch.Zeit.)

6.

Volupté, par Sainte-Beuve

Deux Volumes

[1834]

[Inhaltsangaben werden nicht abgedruckt. D. Hrsg.]

Das moralische Klima, das seit funfzig Jahren in Frankreich herrscht, hat ganz die nämliche Wirkung, welche das physische in den heißen Weltgegenden hat: Es reift die Menschen früh und altert sie schnell. Die ersten Dichter – wenn man Kopisten der Alltäglichkeit Dichter nennen kann – die talentvollsten Schriftsteller, fast alle dem jüngern Geschlechte angehörend, sind mit jenem Fluche der Frühreife belastet. Sie erwachen schon um Mitternacht aus ihren Jugendträumen und spotten derselben ehe der Hahn kräht. Die Erfahrung und die Weisheit, die andere vom Sonnenlicht erhalten, gewinnen [?] sie beim Scheine der Kerzen, und so sind sie

lebensmüde, wenn der Tag anbricht, und die Morgenröte wird ihre Abendröte. Gewiß sind sie unglücklich zu nennen, die alle ihre Jugenderinnerungen schon als Trauben verzehrt; sie werden keinen Wein keltern für das Alter, und wenn der Winter des Lebens kömmt, werden sie kaltes Wasser trinken müssen, und es wird sie frösteln.

Die französischen Romane, die guten wie die schlechten, kann man trinken, so leicht und fließend ist die Schreibart. In dem Romane aber, von welchem hier die Rede ist, muß der Leser den Stil erst zermalmen. Es kömmt eben daher, weil dem Verfasser, wie allen Franzosen, die Philosophie der Empfindungen noch etwas Fremdes ist, deren Substanz sie noch nicht flüssig bekommen konnten.

Die Empfindungen nicht bloß anatomisch, auch chemisch zerlegt, so daß man die Form nicht mehr erkennt. –

Sonderbare Entwickelung des französischen Geistes, der erst Schmetterling war, ehe er zur Puppe wurde. Erst Nektar, dann Raupe ohne Blätter.

Held spricht von seiner Reue und Buße, ehe man seine Sünden erfährt.

Man liest den Roman so langsam, als wäre es ein wissenschaftliches Werk. – Chronische Wollust –

Die Geschichte ist so schwer beladen mit Pilosophie und Moral, daß sie nicht von der Stelle kömmt.

Der Roman hat unübersehbar breite Strecken, bedeckt mit dem Heidekraut einer frucht- und schattenlosen Liebesphilosophie, und man muß oft lange lesen, ehe man wieder Häuser und Menschen findet. Welche mühselige Wollust! wird mancher Leser nicht selten ausrufen.

Den Rezensenten von Gottes Werken (Roman) *der Mensch*, Roman oder Geschichte? hat man nie gefragt.

Glücklicherweise vergißt der Verfasser oft seine Drohung, uns eine Biographie (Physiologie) der Wollust zu geben, und so oft er sich ihrer erinnert, fertigt er sie kurz und

verdrüßlich ab. – Der Held, weit entfernt *voluptueux* zu sein, ist merkwürdig keusch.
Der Held, ein unglücklicher Meteorolog der Seelenwitterung, der beständig nach Barometer und Thermometer sieht und darüber versäumt, gutes Wetter zu genießen, gegen schlimmes sich zu decken. – Ein Deutscher gewinnt nichts aus dem Romane; er hat für ihn nur ein historisch-politisch-geographisches Interesse, die Bedeutung nämlich, daß er einen Franzosen zum Verfasser hat. – Erzählt feierlich und zerknirscht, wie er zum ersten Male in Paris ausgezogen mit dem festen Vorsatze, an diesem Tage seine Unschuld zu verlieren. Dieses geschah nach seinem zwanzigsten Jahr. – Moralische Lustseuche. – Sein Reuejammer, gewöhnlich verziert mit lateinischen Frucht- und Blumenstücken aus der Bibel und den Kirchenvätern.

---

1. Vol. Es kann noch dahin kommen, daß die französische Nation eine Betschwester wird. – Glückliche Unschuld, beneidenswerte Unwissenheit!
2. Vol. Vor dem Schluchzen des Büßenden hört man seine Bekenntnisse nicht. – Man kann schon hart, tief fallen und das erzählen; man findet Verzeihung, Mitleid, erregt Erstaunen; man muß aber verschweigen, daß man auf einen Misthaufen gefallen.
Sein Herz leidet an mehrern Weibern, von welchen er die eine liebt, die andere geliebt hat, die dritte geliebt hätte, von der vierten geliebt wird – kurz, er leidet an allen Konjugatoinen dieses regelmäßigen Zeitwortes. Das wäre nun etwas ganz Gewöhnliches; aber in seiner Not ruft der Held oft den heiligen Namen Gottes an: *o Dieu!* – und bringt vor diese höchste Instanz kleine Streithändel, die vor den Friedensrichter gehören. Nur noch wenige Franzosen kennen die Gerichtsordnung Gottes. – Der zweite Band, klarer, besser, interessanter

als der erste, weil da die Sünden zu der im ersten Bande pränumerierten Reue abgeliefert werden. – Der Held erzählt sein Leben einem jungen Freunde zur Lehre und Warnung. Er kann des Eindrucks nicht verfehlen. Wäre der Weg des Lasters immer so beschwerlich, die Sündigen immer so langweilig, würde jeder die Tugend zum bessern Zeitvertreibe ergreifen. – St. Paul, St. Augustin, Marc Aurel, Bossuet als Beweisstellen der Wollust. – Der Verfasser, bei all seinen saueren Bemühungen, das Geheimnis der menschlichen Natur zu ergründen, kömmt nicht tiefer als bis zur zweiten Schicht der Physiologie. – Der Festungskrieg der weiblichen Koketterie und das alle so weinerlich. – Die Stecknadeln der weiblichen Koketterie. – Zu wenig gesündigt, um ein Heiliger zu werden. So wohlfeil erkauft man kein seliges Leben. – Behüte uns der Himmel, daß wir je eines so tugendhaften Bestrebens spotten sollten, sei auch das Bemühen noch so ungeschickt. Ja, in diesem Kinderlallen, in diesen ängstlichen Gehversuchen, ist etwas Rührendes. Aber ein Lächlen darf man sich doch erlauben, wenn man wahrnimmt, wie die Franzosen endlich einsehen, daß, und begreifen, warum ihr Wissen bis jetzt wurzellos gewesen und darum all ihr Tun seit einem halben Jahrhundert fruchtlos geblieben; und wie sie mit Dank und Erstaunen von dem Christentum reden als von einer neuen Welt, die erst jetzt entdeckt worden wäre.
Die List und Schelmereien des Versuchers, den Gerechten straucheln zu machen und den Büßenden von der betretenen Bahn der Tugend abzulenken. –
Über das Christentum. Der Verfasser lobt es sehr. Nimmt endlich die Priesterweihe, und so endigt die Geschichte, daß er das Weib seiner reinsten Liebe, als Priester tröstend, bis an die Schwelle des Todes begleitet. –
Wir Deutsche haben das alle besser, oder vielmehr wir haben das schlimmer. – Demut der Menschheit, Hoch-

mut der Menschen. – Gottesfürchtige, gottergebene Menschen, wie sie *sich* nicht ertragen... –
Shakespeare, der beste Übersetzer dieses unsterblichen Werkes: *Der Mensch*, und sonderbar, die Deutschen haben die Übersetzung gelobt und das Original getadelt. –
Die das Buch in die Hände nehmen oder wegwerfen, angelockt oder abgeschreckt durch den Titel, die täuschen sich, die einen wie die andern.
Alte Nationen haben viel Ähnlichkeit mit alten Weibern.
Hafen der Tugend – Bekenntnisse eines Sünders. – Steht seiner reinsten Liebe, der Frau eines andern, als Priester in der Todesstunde bei. Beichte. Kommunion. Letzte Ölung. – Die Krankheiten der Seele und des Herzens heilt man wie die des Körpers schwer und selten mit Arzneien, sondern durch Lebensordnung.

7.

Hamann

[Auteuil 1834]

A

Gedanken

La vie de Grimm était un phénomène dans le monde littéraire des Allemands au dixhuitième siècle, et après quelques générations nos successeurs n'en croiront rien et se moqueront des prétendus témoins oculaires qui ont parlé de ce miracle. On ne croira pas que Grimm, né allemand et de parents roturiers, pauvres et obscurs ait su faire la fortune à Paris, et se faire remarquer et estimer parmi la foule des gens d'esprit d'alors. Ce qui empèche les littérateurs allemands de se faire valoir et de faire leur chemin, ce ne sont pas leurs défauts, mais leurs vertus qu'ils ne savent pas maîtriser et conduire au but désiré. Il est vrai que Monsieur Grimm n' avoit pas à dompter ses vertus germaniques. Il possédait un coeur

de cuir impénétrable et un esprit de cire qui se prêtait à toute impression, dont au besoin il effaça l'empreinte pour faire place à une autre. La nationalité germanique a toujours été et est encore jusqu'à ce jour comme une forteresse assiégée, affamée et sans espoir de secours. Pour se sauver il est bien loisible de capituler et de se rendre; mais pourque cela soit avec honneur, il faut sortir avec arme et bagage et ne jamais prendre des services chez l'étranger pour diriger ses armes contre sa patrie.

B

Notizen

[Biographische Notizen, Inhaltsangaben und Auszüge aus Hamanns Werken werden hier nur abgedruckt, wenn es der Zusammenhang erfordert. D. Hrsg.]

Verborgen und niedrig wie sein Stand und Leben war auch seine schriftstellerische Tätigkeit, die er seine *Autorschaft* zu nennen und mit der Vaterschaft zusammenzustellen pflegte. Seine Druckschriften aus drei kleinen Zeiträumen 1759–63, 1772–76, 1779–84 sind zahlreich, aber keine über 5, die meisten nicht über 2 Bogen stark. Alle waren durch besondere Veranlassungen hervorgerufen, keineswegs aus eigener Bewegung, noch weniger um erwerbswillen unternommen; wahre Gelegenheitsschriften voll Persönlichkeit und Örtlichkeit, voll Beziehung auf gleichzeitige Erscheinungen und Erfahrungen, zugleich aber voll Anspielungen auf die Bücherwelt, in der er lebte und gelebt hatte. Sie wurden von den meisten seiner Zeitgenossen als ungenießbar mit Gleichgültigkeit oder als Werke eines Schwärmers mit Verachtung aufgenommen.

Für die nicht seltenen unverständlichen Stellen dürfte kein anderer Rat sein, als den einst Hamann selbst, nur

inbezug auf seine oft unleserlich Hand, seinem Freunde Schaffner gab: *Imaginez et sautez.*

Hamann, gleich noch andern frühern, gleichzeitigen und spätern deutschen Philosophen, wendete ebensoviel Witz und Scharfsinn an, den Glauben an die heilige Schrift und deren Offenbarungen zu verteidigen, als die gleichzeitigen französischen Philosophen angewendet, ihn anzugreifen. Aber Witz und Scharfsinn sind Waffen gut zum Angriffe, doch nicht zur Verteidigung des Glaubens. Wer die Dunkelheit beleuchtet, um zu lehren, was sie sei, der zerstört sie. Hamann suchte den Zwist des Verstandes mit dem Glauben zu schlichten, ohne daß einer dem andern einen Schritt entgegenzukommen, ohne daß sie von ihren wechselseitigen Ansprüchen das Geringste aufzuopfern nötig hätten. Ein verzweifeltes Unternehmen. Der Glaube ist Licht für das innere Auge, Musik für das innere Ohr. Einer tauben und blinden Seele erklärt man das durch Worte nicht.

Hamann hat ein so kindliches Vertrauen zu Gottes gütiger und väterlicher Führung, daß er von 300 Pfund Schulden redend, die er in London gemacht und die ihn ängstigen, ausruft: „Wie sollte es Gott auf eine Kleinigkeit ankommen? Die 300 Pfund sind seine Schulden."

Die deutsche Sprache zur Zeit Hamanns hatte etwas von den Sitten, Kleidern, Trachten und Moden der damaligen Zeit, wie sie auch in Frankreich herrschten. Es fällt uns etwas schwer, einen geistreichen Mann mit einer Allongeperücke, wie sie Voltaire trug; eine große tragische Schauspielerin im Reifrocke zu finden. Hamanns Geist scheint von seiner Sprache maskiert.

Hamanns Schriften. Gold mit Schlacken, ohne Geschmack, ohne Form.

„Die Dämmerung des Ausdrucks." Glückliches Wort Hamanns, das man auf seine Schriften anwenden kann. Die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse der deutschen Schriftsteller und ihre Belesenheit in der Literatur aller Völker und Zeiten gibt ihnen, wenn sie Dichter und Humoristen sind, eine große Bild[ung] aus allen Zweigen des Wissens, so daß man gelehrt sein muß, die Spiele ihres Witzes zu verstehen. So Hamann. Sie sind so bekannt mit jenen Kenntnissen, diese sind ihnen so häuslich und alltäglich geworden, daß sie ganz vergessen, daß es gebildete Leser geben kann, die dieses nicht verstehen.

Hamanns Worte reichen nicht für seine Gedanken, nicht für sein Denken hin.

Hamann lebt nur in der Bücherwelt. In seinen Schriften so viel von Büchern die Rede als in den Memoiren der französischen Schriftsteller von Menschen.

Den deutschen Gelehrten ist die Welt ein Buch, wozu die Wissenschaft den Text, das Leben die Notizen liefert.

– Hamanns Schriften haben einen Vorzug, der oft den Werken der berühmtesten Schriftsteller fehlt, um ihnen die äußerste Vollendung zu geben; ein Vorzug, den jeder Schriftsteller sich aneignen sollte und könnte, weil weder Talent noch Geist dazu gehört, sondern nur Klugheit oder Bescheidenheit; ein Vorzug, der auch eine schlechte Schrift vor strengem Tadel und den Leser einer langweiligen Schrift vor Langeweile schützt – die *Kürze*.
– Es gibt unter den Deutschen wenige philosophische Schriftsteller, die man unmittelbar genießen kann, die dem Geiste eine schon zubereitete Nahrung geben. Die vollendetsten geben uns Mehl, das man erst zu Brot backen, die minder vollendeten Getreide, das man erst mahlen muß. Hamann aber gibt uns dieses nicht ein-

mal. Die Bedürfnisse unseres Geistes zu befriedigen, gibt er uns die Arbeit. Er ist ein scharfer Pflug, und wenn man ihn gelesen und in die Furchen, die er in unsrem Geiste gezogen, gesäet hat, wird man der Ernte froh. Seine Gedanken bereichern uns nicht, aber sein Denken.

Hamann hat oft Artikel gegen seine Rezensenten [geschrieben]. Die Schimpfreden deutscher Kritiker und Antikritiker sind riesenhaft. Die Zänkereien der homerischen Helden sind artiges Hofgeschwätz, damit verglichen.

Hamann mußte von seinen Rezensenten, die ihn nicht verstanden, oft den Vorwurf hören: er habe nur witzig sein wollen, sowie den der Dunkelheit. Hamann, in seinen Antikritiken, sucht sich deutlich zu machen, aber ohne Erfolg. Er gebraucht eine Blendlaterne, wobei *er* sieht, aber kein anderer.

Es gab mehrere solcher Geister wie Hamann, die wie Blitze in die dunkle Nacht ihrer Zeit herabfuhren, aber nicht dazu dienten, sie zu erhellen, sondern nur zu erfrischen.

Frau von Genlis ließ ihre Zöglinge mit bleiernen Schuhen große Fußwanderungen machen, damit ihnen hierdurch weite Fußreisen in gewöhnlichen Schuhen zum Spiele würden. Ich würde aus gleichem Grunde den Franzosen, die sich mit der deutschen Literatur bekannt machen wollen, um sich gegen alle Ermüdung abzuhärten, raten mit Hamann den Anfang zu machen.

Hamann lebte und wirkte gleichzeitig mit Rousseau, Voltaire, und sie gehörten zwei aneinander grenzenden Völkern an. Wenn man aber das Leben und Wirken Hamanns und anderer deutschen Schriftsteller mit dem der französischen des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht, sollte man nicht glauben, daß Jahrhunderte oder das Weltmeer sie getrennt? Welche Not, Armut und

Verborgenheit bei den deutschen, welches Wohlleben, welcher Glanz und welches Ansehen bei den französischen Schriftstellern! Auch viele der letztern litten und hatten mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, aber sie besiegten endlich immer ihre ungünstigen Verhältnisse und hatten in ihren Kämpfen immer Waffenbrüder zur Seite. Und welch ein Unterschied zwischen den Widerwärtigkeiten eines deutschen und eines französischen Schriftstellers. Der erste focht im Dunkeln, keiner war Zeuge seines Muts und seiner Wunden, und alle seine Leiden wurden lebendig begraben. Der französische Schriftsteller, der Verfolgungen und Not litt, hat ganz Paris zum Zeugen. War er wie Rousseau unglücklich, ein Bettler, ein verkannter Biedermann, so spielte er seine Lebensrolle gleich dem Glücklichen, dem Reichen, dem beliebten Voltaire, auf der nämlichen Bühne, beim Schein derselben Lichter mit ihm. Welcher Luxus in der Not Rousseaus, welche Armut in der Hamanns! Der französische Schriftsteller litt wie ein König im Kerker, den sein Feind, der ihn gefangen hielt, in den Hungerturm sperrte; der deutsche hungerte wie ein armer Tagelöhner. Der französische ging im Sturme unter, der deutsche ertrank in einem Mühlbache.

8.

[Paris, den 5. Dezember 1834]

Marat, Danton und Robespierre gegenüber kommen mir die Nußknacker des Frankfurter *Comité du Salut Plublic* sehr lächerlich und unschädlich vor, und ich würde mich gar nicht fürchten, ihnen meine Hand in den Mund zu stecken. Zu gut zu morden sind sie auf keine Weise, und sie würden gern den Schrecken gebrauchen; aber feig, wie sie sind, fürchten sie, er möchte ihnen platzen in der Hand: das macht sie zahm. Die Lange-

weile ist ihre Guillotine – wohl eine scharfe Schneide für zarte Seelen. Aber unsere guten Deutschen können das ertragen, das ritzt ihnen die Haut nicht, denn sie haben einen jochgewohnten, abgehärteten, schwieligen Nacken. Und sie sind auch nicht wehrlos gegen solche Waffen, sie haben auch ihre Guillotine und können sich rächen. Ich möchte einmal diese beide[n] Langeweilen im Zweikampfe einander gegenüber sehen; ich möchte dabei sein, wenn künftig die Stellvertreter des Volks und die Stellvertreter der Regierungen, die sich in den Kammern nicht haben vereinigen können, ihren Streit vor die Bundesversammlung bringen und die Entscheidung dieser, gleich einer Aloeblüte, nach sieben Jahren mit einem Knalle hervorbricht! Wie da die drei Parzen des deutschen Lebens die Sachen drehen, spinnen und endlich durchschneiden werden! Wie sich da die deutsche Staatsweisheit, diese Todfeindin aller Aphorismen, breit und schwer machen wird, so daß schon nach dem ersten Jahr die Nachbarn des taxisschen Hauses bei dem Bauamte klagen werden, der deutsche Bundestempel drohe Einsturz, und man solle die Mauern stützen! Das schläferige Wesen wieder einzuführen, war der Hauptzweck jener Beschlüsse des Kongresses von München-Grätz; man wollte den jungen deutschen Volksvertretern den alten Puls des Regensburger Reichstags beibringen, und man wird diesen Zweck bald erreichen. Keiner verliert dabei als das deutsche Volk; denn seine uns wohlbekannten so freisinnigen, mutigen und standhaften Fürsprecher, werden in dem Anwachsen ihrer Kollegienhefte und der Vermehrung ihrer publizistischen Zitate reichen Ersatz für die Verminderung ihrer Bücher finden.

9.

Des alten Buches zweiter Teil

Eine Käsnovelle (Käsemärchen)

von Ludwig Börne

[1835]

Ein geneigter Leser unterscheidet sich von einem ungeneigten nur durch den Grad des Winkels, den er mit dem Buche oder dessen Verfasser bildet. Der geneigte Leser bildet einen spitzigen, der gleichgültige einen rechten, der ungeneigte Leser einen stumpfen Winkel; woher es auch kömmt, daß Schriftsteller von Verstand ihre feindlichen Rezensenten *stumpf* nennen. Aus diesen mathematischen Sätzen könnten für die deutsche Nationalliteratur, besonders für die romantische Poesie die wichtigsten Folgerungen gezogen werden. Es ist aber gegenwärtig nicht meine Absicht, diese zu erörtern. Es genügt mir, einige nützliche Wahrheiten gleich vorn aufgestellt zu haben; denn jeder gewissenhafte Schriftsteller sollte, so oft er ein neues Werk beginnt, bedenkend die Ungewißheit aller menschlichen Dinge, und daß er auch bei dem besten Willen dahin geführt werden könne, unnütze, einfältige und schädliche Sachen zu schreiben, gleich im Anfange irgend einen Nutzen für den Leser sicherstellen.

Ich kann jetzt beruhigt fortfahren. Der ungeneigte wie der geneigte Leser werden es nicht weniger logisch und dankbar als landwirtschaftlich finden, daß ich künftiges Märchen, welches ich eben zu dichten anfange – denn seit mich *Athelstan Tieck* scheel angesehen und der *Hans* in mich gefahren, halte ich mich für einen Dichter, wenn auch nur für einen klassischen – daß ich es ein Käsemärchen nannte. Mit Recht wurde es so genannt, weil es aus der *Butternovelle* entstanden ist, gemacht und verfertigt worden, womit Tieck die *Urania* von die-

sem Jahre verziert hat. Geschmackvolle Leser könnten mich fragen: warum ich meine poetische Produktion statt Käsmärchen nicht lieber *Märchenkäse* genannt, und warum ich von Tiecks Poesien redend, nicht treffender *Novellenbutter* als Butternovelle gesagt? Auf die erstere Frage weiß ich nichts zu antworten, denn ich fühle, daß ich Unrecht habe; auf die andere aber erwidere ich: daß hier nicht von Tiecks gewöhnlicher Novellenbutter, sondern von einer potenzierten, von einer eigentlichen Butternovelle die Rede sei, welche unter dem Namen: *das alte Buch* und *die Reise ins Blaue hinein*, im genannten Almanache zu lesen ist. Noch eine dritte Frage könnte man an mich richten: warum ich für nötig gehalten, aus Tiecks Novellenbutter Novellenkäse zu machen, da Alter und Säure jene Butter selbst schon zu Käse gemacht? Diese große Frage zu erörtern, ist aber jetzt nicht Zeit; ich werde sie umständlich in dem siebenten und achten Teile meiner *Briefe aus Paris* besprechen, die nächstens in der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt erscheinen werden, die aber nicht für den Pöbel in den Buchhandel kommen, sondern bloß für die verehrten Mitglieder des hohen deutschen Bundes *pro Dictatura* gedruckt werden, wobei also Herr Ludwig Tieck in Dresden nicht zu kurz kömmt.

Ich hatte anfänglich das Käsemärchen der Urania von 1836 zugedacht; aber zwei Zweifel, die bald in mir aufstiegen, brachten mich von meiner Entschließung wieder ab. Die verdrießliche Kakophonie in *zwei Zweifeln* hat mir Hans eingeblasen; sie tut mir leid, aber Hans ist unwiderstehlich. Das erste Bedenken war: der Komet, der im Herbste dieses Jahres erscheint und der mit seinem furchtbaren Schweife aus Dunst und Wasser an der Erde so nahe vorbei streicht, daß zu befürchten ist, die deutschen Almanache werden nicht mit ihm zu konkurrieren wagen und im nächsten Jahr gar nicht erscheinen. Das

zweite Bedenken war: ich wußte nicht, ob Herr Tieck und sämtliche Dienerschaft der Urania, sowohl die Stahlstecher als die Poeten und Prosaisten, ihr Werk und Bilder selbst verantworten müssen gegen den Bundestag und seinen Wohlfahrtsausschuß, oder ob sie unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung stehen und schreiben. Wäre ich des letztern gewiß gewesen, hätte ich mir es zur großen Ehre gerechnet, mich unter das Gefolge der Urania zu mischen; denn es gibt nichts Ehrenvolleres für einen echten deutschen, tapfern, kühnen, unabhängigen, freisinnigen, bürgerstolzen Mann, als sich mit seinen Meinungen, Gesinnungen und Reden unter die Vormundschaft eines Buchhändlers zu stellen. Aber ich war dessen nicht gewiß, fürchtete, meine Worte selbst verantworten zu müssen, und dieser Gedanke ist mir unerträglich, ja er könnte mich rasend machen. Zu antworten, statt zu fragen – pfui! Auch werden mir meine erbittertsten Gegner die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich immer nur unverantwortliche Sachen geschrieben.

Möchte mich doch einer das Geheimnis lehren, wie Oberon–Tieck die anatomische Unmöglichkeit zustande gebracht, sich selbst zu umarmen und sich hierdurch zum großen Dichter zugleich zu machen und zu erklären! Auf dem gewöhnlichen osteologischen Wege ist dieses gar nicht zu erreichen. Aber ein König der Elfen ist wie ein König der Menschen; er erlaubt sich alles, weil ihm keiner wehrt. Seine gute brave Haushälterin, die seine Küche besorgt, ihm wollene Strümpfe strickt und den Rükken mit einem Lappen Flanell reibt, erhebt er zu einer *Gloriane*, zu einer *Titania*. Eine dürre prosaische Seele, voller Menschenfurcht und Philisterbedenklichkeiten, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Gott und ohne Hoffnung, krönt er zum Dichterfürsten, und wenn sich einer erkühnt, dieser Fürstlichkeit wie jeder andern zu spotten,

schimpft er ihn einen *unterirdischen, bucklichten, krummbeinigen, stotternden Gnom,* der von Dingen spricht, die ihn nichts angehen und die er nicht versteht.
Aber weder Wachler, noch Menzel, noch sonst ein deutscher Literaturhistoriker hätte es nur drei Tage vorhersehen können, daß ich mit Meister Ludwig Tieck ein romantisches Verhältnis anknüpfen würde – ich, der gegenwärtigste aller Menschen, die sich je in den Straßen von Paris umhergetrieben haben. Denke aber darum keiner schlimm von mir, weil ich so gegenwärtiger Natur bin; meine schwache Verdauung ist schuld daran. Ich habe schon vor vielen Jahren die scharfsinnige Bemerkung gemacht, daß alle ausgezeichneten romantischen Dichter unseres Vaterlandes zugleich ausgezeichnete Esser und Trinker sind und waren; ja, wenn es nicht unschicklich wäre, könnte man sie Fresser und Säufer nennen. Auch werden sie, wenn sie einst vor Gottes Richterstuhle stehen und der Herr sie fragen wird — nicht, was habt ihr getan für euer Volk? denn ihm ist wohlbekannt, daß sie Sklaven waren und ihnen die Hände gekettet, wie uns Allen – aber sie fragen wird: was habt ihr gelitten? – werden sie nichts zu antworten wissen als: die Gicht, die Rückenmarkdürre, das Asthma, die Nervenschwindsucht – und der Herr wird sich ihrer elenden Seelen um ihrer elenden Leiber willen erbarmen.
In meiner Jugend, da ich noch einen guten Magen hatte, gefielen mir Tiecks romantische Dichtungen ungemein, ja sie entzückten mich oft; und vorgestern, da ich von Tiecks frischer ungesalzener Novellenbutter kostete, konnte ich sie nicht vertragen. Es kann aber auch sein, daß die Veränderung meines Geschmacks nicht aus dem Unterleibe, sondern daraus entspringt, daß ich älter und Tieck alt geworden. Es ist auch möglich, daß es eine Selbsttäuschung gewesen, als ich glaubte, Tiecks romantische Dichtungen hätten mich einst entzückt. Ich erinne-

re mich noch recht wohl, daß damals, als dieses geschah, ich, so oft ich ein Buch von Tieck (wie ohne Unterschied auch jedes andre) in die Hand genommen, ich immer kurz vorher getrunken hatte, und zwar mehr viel als gut. Entweder sogenannten alten Malaga bei Sioli oder Hoppelpoppel bei Schelling (nicht dem Naturphilosophen, sondern dem Kuchenbäcker auf dem Markte) oder Franzwein im Ring, oder Cognac auf meiner Stube, oder irgend etwas andres irgendwo anders. Es ist also möglich, daß, was ich damals für Entzücken gehalten, nicht anderes gewesen sei als die Begeisterung, die ich aus dem Alkohol geschöpft, und womit ich als Weihwasser den hochchristlichen und tiefromantischen Tieck besprengt hatte. Vielleicht aber ist dieses alle nicht, und ich tue mir unrecht. Vielleicht wäre ich heute noch so romantisch und buttergesinnt, wenn ich nicht seit vier Jahren in Paris wohnte, dieser vermaledeiten Stadt, in der Kaiser Oktavian und die heilige Genoveva selbst, schon [nach] einem Aufenthalte von drei Tagen, ihren eignen leiblichen Vater auslachen würden.

10.

Studien zur Auseinandersetzung mit Menzel

[1835]

I.

(30. Juli. Altes und junges Deutschland)

Herr Menzel und sein Patriotismus

(Ich und die andern)

Herr Kühne, eines der bedeutendsten Mitglieder des Berliner literarischen Tierkreises, hat sich über mich und mein Bestreben wie folgt geäußert („*Literarischer Zodiakus*“ 1835 Jan. p. 73): „An Börne haben wir diese vulkanisch ausgebrannte, hohle, dürre, unfruchtbare

Schreckgestalt der Weltironie. Der wenige von Jean Paul teilweise erborgte Humor wurde rasch aufgebraucht, der Witz, mit dem er anfangs so glücklich den kleinen Krieg gegen die Frankfurter Presse und sonstige Lokalmiseren geführt, wurde an ihm wie ein Hautjucken und Gliederzucken zur Krankheit, sein anfangs leuchtendes, blitzendes Auge wurde stechend und starr, sein Gedankenspiel wurde fix, sein früher schäumendes Gehirn verbrannte, sein Herz verkohlte, seine Phantasie wurde zu Zunder. Die Symptome zeigten sich allmählich, aber immer zahlreicher in dieser krassen Ausartung; Börne könnte, wenn es mit rechten Dingen zuginge, nichts weiter mehr tun, als radikal wahnwitzig werden oder Hand an sich legen; weiter bleibt ihm nichts übrig in einer Welt, die der leibhafte Teufel für ihn regiert. Sobald Börnes Ergießungen unschön wurden, mußte man nicht allein für sein Gemüt das sich völlig aushöhlte und verkohlte, auch für sein Gehirn besorgt werden. Er ist ein schreckbares Phänomen der Zeit, ein großes Talent ist in ihm zur Ruine geworden. Ich habe die Stadien seiner Entwicklung still verfolgt, ich könnte eine Geschichte dieses psychologischen Patienten schreiben, es wäre die Geschichte des menschlichen Wahnsinns."

Wenn dieser Herr Kühne wirklich das ist, wofür er sich ausgibt: der schlaue Mouchard meiner Entwicklung, der ihr lange leise nachgeschlichen und der alle ihre Wege kennt, dann sollte er seine wichtigen Entdeckungen der Welt mitteilen, er sollte mein medizinischer Plutarch werden und die Geschichte meines Geistes schreiben, welche, wie er gesagt, nichts weniger als die Geschichte des menschlichen Wahnsinns ist. Es wäre seine Staatsdienerpflicht, dieses zu tun, nicht etwa zu meinem eignen Besten, denn ich muß es in der Zerknirschung meines Herzens bekennen, daß an mir Hopfen und Malz verloren ist; aber er sollte es tun zur Belehrung der andern,

zum abschreckenden Beispiele, wohin es führt, wenn man in Deutschland den windstillen Freihafen der Wissenschaft verläßt und in die Stürme des Lebens hinausschifft. – Sollte aber Herr Kühne, weil er die Vernunft der Eleganten Welt verwaltet, darum keine Zeit übrig haben, sich mit meiner Unvernunft zu beschäftigen, so mache ich ihm das freundliche Anerbieten, ebensoviele Mühe, und zwar mit landesüblichen Zinsen, auf seine elegante Vernunft zu wenden, als er Mühe und Arbeit meiner groben Unvernunft gönnen wird. Kurz und um mich mit klaren Notariatsworten zu verpflichten: ich will solange ein fleißiger Mitarbeiter an der Zeitung für die elegante Welt sein, als Herr Kühne gegen mich schreiben wird, und ich glaube mir nicht zu viel zu schmeicheln, wenn ich überzeugt bin, daß ich mich dieser zu übernehmenden Verpflichtung nicht bloß zur Zufriedenheit der eleganten Leser, sondern auch zu der des Herrn Kühne selbst entledigen werde. (Ich will so flau schreiben, so zahm, weich, morsch, bleichsüchtig und rückenmarkdürr, so polizeimanierlich und bundestäglich, daß alle Welt bekennen soll, daß ich dem jungen Deutschland zur größten Zierde gereiche.)
Herr Kühne kann es mir glauben, daß ich noch ebensoviel Kredit bei Jean Paul als früher genieße und daß derselbe sich nicht weigern wird, mir von seinem Humor zu leihen, ob ich auch den, welchen ich ihm einst abgeborgt, noch nicht zurückbezahlt habe. Dieser reiche und edle Geist vertraut am liebsten den Armen. Mein früheres Talent, Lokalmiseren glücklich zu behandeln, wie sollte ich es verloren haben? An Miseren, lokalen, provinzialen und nationalen, ist noch heute kein Mangel in Deutschland, und das müßte ein Genie von Dummkopf sein, den ein so reicher Stoff nicht zu begeistern vermöchte.
Aber hat Herr Kühne es auch wohl bedacht, als er wagte,

die Zensur in Frankfurt, diese heilige Mutter Gottes, die ja wie in Frankfurt, so auch in Berlin, Wien, Leipzig, München und in ganz Deutschland angebetet wird, unter die Lokalmiseren zu rechnen? Er sehe sich vor, Herr von Rochow könnte ihn sonst als Relaps behandeln und ihm untersagen, die elegante Zeitung zu redigieren.

Wenn ich aber geduldig wie ein deutscher Leichnam mich dem Zergliederungsmesser des Herrn Kühne hingebe, dann darf ich wohl im Namen der Gerechtigkeit mir eines von ihm bedingen; nämlich: daß er mich wirklich zergliedere, mich, nicht sich; daß er meine Pariser Briefe, die es hier doch wohl gilt, zum Vorteile des Rechtes und der Wahrheit widerlege, sie aber nicht für sich als Panisbriefe benutze; daß er nicht den Geist aus meinen Werken ziehe, welches, wie er mir gern gestehen wird, sehr schwer ist, sondern das Wort. Daß er meine Reden anführe, unverfälscht, unverstümmelt, vollständig, mit Gänsefüßchen verwahrt, und dann bekämpfe, niederschmettre, zermalme er mich ohne Barmherzigkeit. Und wenn er so tut, möge er auch das letzte Wort behalten, ich würde, ich könnte nichts darauf erwidern. In jeder meiner Meinungen ist zugleich deren Verteidigung enthalten, und wer meine ausgesprochene[n] Meinungen wörtlich und vollständig anführt, der hat mich zugleich verteidigt.

II.

Goethianer. – Eure Kunst, eure Poesie ist nichts als Formschneiderei – wer für die Zukunft lebt, lebt in ihr und weil körperlos auch schattenlos und im reinsten Lichte seines Daseins. Man wird meiner noch gedenken, wenn man längst aufgehört haben wird, euch zu verschmähen, wenn man euch vergessen haben wird. – Ihr liebt nichts als euch und haßt nichts als die Liebe. – Die wahre Kunst ist eine Tochter der Zeit, aber die eure ist ein Findelkind,

wie eure Kunst so ihr. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft lebt ihr nur in der Gegenwart, klammert euch daran fest. Darum zittert ihr, wenn die Gegenwart wankt, darum haßt ihr, wer sie rüttelt, darum haßt ihr, was wird und noch ist, jede Hoffnung und lebt nur dem Genusse.

Tieck. – Wahrheit, Freiheit, Recht, Menschenliebe sind Tieck und seinen Gläubigen nur Märchen. – Die betrübten Waisen des toten Apis (Goethe), die sich einen neuen Gott und Vater suchen. – Tieck zeige uns das Wort, das er gegen Napoleon gedichtet, als seine Herrschaft auf Deutschlands Fürsten lastete, nur zu leicht für ihre Schuld, nur zu kurz für die Wohlfahrt des deutschen Volkes; er zeige uns das Wort, das er in der Dresdner Insurrektion gesprochen. Ihr seid wie Emigranten aus dieser Zeit der Freiheit und schimpft ohnmächtig und droht lächerlich von der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts zu uns herüber. Weimar ist euer Koblenz und Goethe euer Condé. – Goethe hatte seine Jugend wie die Blattern ausgehalten, der Werther blieb ihm als eine Narbe zurück, denn Gott sei Dank, Deutschland hat noch keinen Jenner gehabt, gleich Paris, der gelehrt, die Jugend inokulieren, daß auch nicht eine Narbe im Herzen übrig bleibe – das poetische Polizeigesindel!

III.

Herr von Raumer in England
und seine Genossen in Deutschland

[1835/1836]

Wie beneide ich den edlen Don Quichotte um seinen ruhmvollen und glücklichen Wahn! Er kämpfte mit Windmühlen, freilich; aber er *glaubte* doch gewaltige Riesen zu bekämpfen. Ich aber fechte mit Windmühlen

und weiß, daß ich mit Windmühlen fechte, und muß doch mit ihnen fechten. Denn was sie mahlen, sind die Gebeine eines Volkes, und was sie herausbringen, ist Speise für das unersättliche Tier, das von Fleisch und Blut lebt, und was sie klappern, ist die Lüge, und was sie gewinnen, ist eine Metze Dienstbarkeit. Wer aber nicht weiß, was eine *Bockmühle* ist, der weiß nicht, was ich leide. Nur wer Herrn von Raumer kennt und seinesgleichen, der kennt meinen Schmerz, denn er weiß, was eine Bockmühle ist. Eine Bockmühle oder eine preußische Windmühle unterscheidet sich von einer gewöhnlichen holländischen darin, daß, während letztere nur mit dem Dache und den Flügeln, erstere mit dem ganzen Gebäude samt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann. Und jetzt bedenkt, was nicht all für Zeug in dem historischen Raumer steckt und was sich alle mit ihm dreht, wenn er sich dreht, und was es einem festen und stolzen Herzen kosten muß, sich von solchen Windmühlen anschwindeln zu lassen. Wäre es die Liebe nicht, die mich treibt, die Liebe, die nicht rechnet, ich bliebe weit von ihnen. Denn was wäre zu gewinnen in solchem Kampfe? Ruhm nicht, denn es ist keine Gefahr dabei, und den Ekel zu besiegen, das ist kein Heldentum; Ehre nicht, denn ich streite im Dunkeln; und Vorteil bringe ich der guten Sache auch nicht, ich bringe ihn eher der schlechten. Sie werden nach ihrer Art Fetzen aus meiner Wahrheit schneiden, und ihre durchlöcherten Lügen damit flicken.

IV.

Reisen
[1836]

Semilassos Lorbeeren, Heines florentinische Nächte, des Herrn von Raumers radikale Rübchen und konservative

Rohrstengel und die Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage – nämlich die von Menzel – raubten mir den Schlaf. Morpheus selbst hätte einer so zahlreichen Räuberbande nicht widerstehen können. Meine Gestalt ward täglich schlanker und lieblicher, und meine Seele nahm ungemein ab und nahte sich der Seichtigkeit. Ach! ich war so flau und rückenmarkdürr wie das junge Deutschland, und weder der erste Botaniker unter den Politikern, noch der erste Politiker unter den Botanikern hätte entscheiden können, ob ich zu den radikalen Rübchen oder zu den konservativen Rohrstengeln gezählt werden müsse. Ich war gar nichts mehr, höchstens ein bißchen Schimmel auf einem faulen Fleck der Welt, und Herr von Raumer hätte mich gelobt, wegen meiner mäßigen Gesinnung. Wenn es aber in Berlin nur zwei Menschen gibt, die mich ein wenig lieb haben, so könnten sie mich durch eine kleine Gefälligkeit, die sie nichts kostet, glücklich machen. Ich bitte sie, in Gegenwart des Herrn von Raumer einmal einen geographischen Wettstreit miteinander zu führen, ob Berlin am Wendekreise des Krebses oder an dem des Steinbocks liege, und Herrn von Raumer zur Entscheidung auffordern. Ich weiß zwar mit Bestimmtheit vorher, daß Herr von Raumer zur Vermittelung der beiden Extreme in den Meinungen und aus ehrfurchtsvoller Rücksicht vor dieser Vermittelung entscheiden wird: Berlin liege unter dem Äquator; ich möchte es aber nicht bloß von vorn wissen, sondern auch von hinten, und ich lechze nach der Erfahrung.
In der erbärmlichsten Beschaffenheit des Leibes und des Geistes kam ich am jüngstverflossenen 6. Mai, meinem fünfzigsten Geburtstage, nach einer schlaflosen Nacht, blaß und zerstört zum Frühstücke. Nicht der herrliche Morgen, nicht einmal die Glückwünsche und Geschenke, welche mir die Freundschaft bot, konnten mich erheitern. Meine Freundin sah mich bekümmert an und sagte: Sie

sollten reisen. Ich sprang vom Stuhle auf und hatte die Milch umgeworfen. Nachdem ich eine Weile lang, nachdenklicher als einst Cäsar am Rubikon, an dem Milchbache auf und ab gegangen war, bemerkte ich: reisen kann jeder Narr, aber reisebeschreiben! das kann auch jeder Narr, fiel Freund Strauss ins Wort. Freilich, sagte ich, kann das jeder Narr; warum sollte ich es also nicht auch können? Ja, ich will reisen und reisebeschreiben, und ich schwöre es bei dieser unschuldig vergossenen Milch, die um Rache schreit – nicht gegen mich, sondern gegen die, die sie vergossen, denn ich war nur das blinde Werkzeug – ich schwöre, nicht eher wieder heimzukehren, als bis ich meinen großen Zweck erreicht.
– Sie sollen keinen andern Zweck haben, als sich Bewegung zu machen und sich zu zerstreuen. Sie sind wieder sehr hypochondrisch. – Ich will es bekennen, ob es zwar der Leser vielleicht schon gemerkt haben wird, daß ich mich diesmal aus wichtigen Gründen, nämlich aus eigennützigen, eines guten Stils befleißigen werde. Zwar kömmt mir nichts schneiderhafter vor, als wie Heine der Schneider seiner Gedanken und Empfindungen zu sein und mehr daran zu denken, wie man sie gut kleide, als wie man sie gut erziehe; da ich aber schon seit drei Jahren den Vorsatz in mir herumtrage, von meinem fünfzigsten Jahre an ein Spitzbube zu werden, und ich daher alle Verkleidungen versuchen will, möchte ich auch den guten Stil kosten. So töricht werde ich aber nie sein, mich um einen bessern Ausdruck abzumüden, wenn der beste schon früher gefunden worden ist von einem andern. Da nun Herr von Raumer in seinen Briefen aus England nach Hause schrieb, daß einmal, da er in London etwas mit angehört, was gelassen anzuhören gegen seine Staatsdienerpflicht gewesen wäre, es ihm wie spanischer Pfeffer durch die Nase gefahren sei; so eigne ich mir diese Schönheit an und sage: es fuhr mir wie spanischer Pfeffer

durch die Nase, als ich meine Freundin von meiner Hypochondrie sprechen hörte.

Wild und durch und durch gepfeffert frug ich sie: haben Sie das in meinem Gesichte oder im Menzel gelesen? Glauben Sie ihnen nicht, sie lügen oder heuchlen beide, nein, ich habe nicht den Spleen; der Hochmut, die Eitelkeit, die Habsucht, der Neid, das sind die Teufel, die mich plagen, und die will ich austreiben – wie man Teufel austreibt. Es gibt aber nur eine sichere Art den Teufel los zu werden, nämlich, indem man tut, was er will; er plagt immer nur die Widerspenstigen. In früherer Zeit, da es noch öfter Menschen gab als heute, die wert waren, daß sie der Teufel holte, da holte er sie. Aber welche Menschen? die edlen. Es waren immer die besten Seelen, die vom Teufel besessen waren; die schlechten brauchte er nicht zu holen, die kamen von selbst.

Ja ich muß reisen. Ich muß mit Lord Brougham Senf essen und an dem Tische eines Königs die glänzende Vaisselle und die Profusion der Speisen bewundern.

Ich muß mir glückliche Liebschaften erreisen, zwar nicht so viele als Heine, denn das ist unmöglich, weil sie zahllos sind; auch nicht halb so viel, denn das ist auch unmöglich; aber doch sehr viele, welches möglich ist, und den ganzen astronomischen Tag will ich den schönen Rosenkranz von Küssen abbeten und zum Entzücken aller Metzger die Rechte des Fleisches besingen. Auch will ich s lange Champagner trinken, bis ich noch etwas Geistreicheres geschrieben als Raumers radikalen Rübchen und konservativen Rohrstengel. Ich will . . . — Sie sind ein Narr!

— Der Himmel sei dafür gepriesen. Was! habe ich darum die deutsche Quartgeschichte drei Wochen lang in meinen Händen gewogen, daß mich heute noch die Knöchel davon schmerzen; habe ich sie darum durchjammert und durchlacht, um am Ende, da ich auf Ruhe und Erholung

hoffte, mir von einem Philister sagen zu lassen, ich sei ein grober Fanatiker und ich solle einmal in die Grazie des geistreichen Spötters und des Thümmelhaftesten Schriftstellers seiner Zeit hineinblicken und mich schämen? Darum? Habe ich ihnen darum seit zwanzig Jahren zugerufen: seid keine Hofräte, keine Philister, schreibt leserlich, seid liebenswürdig, seid keine Perücken, um zu erleben, was man jetzt sieht? Sie sind keine steifen Hofräte mehr, sondern flink wie die Lakaien stellen sie sich hinter jeder glänzende Equipage, mögen darinnen sitzen wer da will; sie sind kein steifen Philister mehr, sind aber Kleinmeister, Hasenfüße und jämmerliche Gekken geworden; sie schreiben leserlich, aber wie man sie früher nicht lesen konnte, mag man sie jetzt nicht lesen, und man bedauert die Unverständlichkeit, die früher ihre Unverständigkeit bedeckt; sie sind so liebenswürdig geworden, daß sie um das Lächlen jeder Gassendirne buhlen; die Perücken haben sie abgeworfen, aber statt frische Locken kamen Kahlkopfe hervor. Klug vor der Erfahrung, lebensmüde vor dem Kampfe. Betrüger ehe sie betrogen worden, Tugend, Recht, Freiheit verspottend in den schönen Jahren der Schwärmerei, an der Nadel gespießte Schmetterlinge, ein jämmerlich Geschlecht, das mich anekelt. Und so. Das ist die Grazie jener adligen und bürgerlichen deutschen Gecken, und so zerreißt man sie. — Sie sind ja heute ganz von Sinnen. Was hat Ihnen mein batistnes Tuch getan? ...

11.

[Zwei Aphorismen]

Es ist ehrenvoll für die Franzosen, wenn der Deutsche, der in ihren geselligen Kreisen Aufnahme gefunden, sich dadurch wie geadelt fühlt und mit dem Pöbel seiner Landsleute nicht mehr verkehren will; aber ehrenvoll für die Deutschen ist es nicht.

Viele von uns haben das Vaterland verlassen, weil es uns nicht gut genug war. Das ist schon traurig genug; wäre es nicht noch trauriger, wenn wir einst nicht gut genug für unser Vaterland gefunden würden?

12.

Grangeneuve, par H. de Latouche

Deux Volumes.

[1835]

Depuis Leipsick et Waterloo, ces deux grands champs de bataille ou plutôt de bêtises, où tous les rois de l'Europe avaient envoyé leur contingent; où ils s'étaient réunis pour renverser Napoléon, ce puissant et ce unique protecteur de la royauté; où ils avaient rompu de leurs propres mains la digue, qui contenait les flots populaires; depuis cet heureux temps ces pauvres rois [ne] sont pas trop malheureux, et le plus farouche républicain ne saurait se défendre de quelque peu de compassion. Rien ne leur réussit plus, tout conspire contre eux. Il y a une sainte alliance entre le ciel et la terre, entre le monde des idées et le monde des réalités, pour aider les peuples à s'affranchir du joug honteux de la domination, qui leur fut jadis imposé par la disgrâce de Dieu. C'est pour la première fois que la sagesse et la folie se devinent et se comprennent et qu'elles agissent dans le même sens. La décadence de la philosophie en Allemagne et ses progrès en France. Les succès de la royauté lui sont aussi funestes que ses revers, et les efforts de ses amis s'unissent aux efforts de ses ennemis pour la détruire. Si la royauté après tous les événements des quatre dernières années est encore debout, c'est qu'elle n'a pas encore assez vaincu, c'est qu'elle ne compte pas encore assez de victoires remportées sur les peuples; quelques unes de plus, et elle est anéantie.

La royauté a ses compères qui répandent partout qu'elle est plus forte que jamais. Il est vrai, qu'elle fait plus de bruit et qu'elle a plus de colère que jamais; mais c'est le bruit de la colère d'une cataracte, qui irrésistiblement entrainée vers l'abîme, tombe en écumant et en mugissant de rocher en rocher, jusqu'à ce que, réduite en poudre, elle soit dévorée par le tombeau. La royauté est en apparence plus puissante que jamais, parcequ'elle a placé sa fortune en rente viagère et qu'elle consomme son capital; elle parait bien fraiche, bien vermeille; mais c'est l'éclat des joues d'un malade qui se meurt de consomption. Elle est au bout de ses moyens, elle n'a plus de force vitale et elle est reduite à consulter et à suivre les pratiques superstitieuses de la police secrète, de cette vieille sorcière qui lui escroque son argent, la trompe et se moque d'elle. La monarchie est tombée si bas, que les princes ne sont plus que les premiers mouchards de leurs pays.

Il n'y a pas un seul événement, pas un hasard, pas une science, pas un art, pas une nouvelle invention, pas une découverte, pas un seul homme d'état, pas un roi, qui ne conspire contre la royauté. Les caisses d'épargne, les sociétés de tempérance, les omnibus, l'homéopathie, la diète de Francfort, le roi de Bavière, les congrès des souverains, toutes ces consultations enfin des médecins, qui tiraillent le malade et l'emportent en lambeaux, les Tartares, les Baschkirs et les Kirghises au camp de Kalisch, qui s'exercent sous le commandement de l'empereur Nicolas à couper la tête aux hommes et la gorge aux femmes, pour effrayer les petits princes de l'Allemagne, les radicaux de Berne et les républicains de la France, tout cela est entré dans la conjuration. La géometrie ellemême, de temps immémorial amie de l'ordre et de la stabilité, froide et impassible de sa nature, a pris parti contre les rois; elle a tracé ses chemins de fer, elle pousse

ses bateaux et ses voitures à vapeur, et la royauté s'en va en fumée.
Et même les romans, si doux, si inoffensifs, si aimables, la consolation et le délassement des censeurs, les délices des vieilles princesses et des princes apanagés, ont tiré le poignard contre César! Un franc sans-culotte en voyant tout cela se pâmerait d'aise; mais nous autres gens proprement habillés et bien élevés, tristement condamnés à l'étiquette et à la politesse, il faut nous contenter de sourire. Eh bien, sourions et parlons des romans séditieux, des romans historiques.
Transportez-vous en arrière de vingt ans d'ici, au temps du congrès de Vienne. Dans cette sainte ville monarchique, où l'on garde les reliques gouvernementales, s'étaint alors rassemblés les principaux propriétaires de l'Europe, pour y tenir ce fameux marché de moutons chrétiens, qu'on a désigné par le nom de la paix de Vienne. Ah! qu'en ces beaux jours les pasteurs des peuples furent contents et charmés. Ils se frottaient la tête avec de l'eau de Cologne et tâchaient d'oublier les songes fâcheux et importuns des vingt-cinq dernières années. Ils dansaient, ils jouaient aux proverbes, ils s'amusaient au casse-tête politique, composant et décomposant avec des triangles, des carrés et des parallélogrammes, des territoires, de beaux royaumes, des grand-duchés, des principautés, les uns plus ingénieux que le autres. Le loup corse qui avait dévoré les bergers et leurs troupeaux était assommé; le *tournis des brebis*, ainsi que les vétérinaires courtisans appelaient la révolution, avait cessé ses ravages. On se promit d'être plus circonspect à l'avenir; de ne pas se laisser attrapper une seconde fois; de fermer plus soigneusement les bercails; et de se donner des mâtins plus forts, plus vigilants et en plus grand nombre. La gentilhommerie allemande s'était offerte pour cet honorable service de surveillance et d'aboiement, et avait dans ce

dessein formé une société secrète sous le nom de *la chaîne de la noblesse;* mais les princes n'en voulaient pas, ils se suffisaient à eux-mêmes. Les présomptueux! Dans l'orgueil de la victoire ils furent presque généreux; ils ne chassaient pas la liberté de leurs terres; il lui assurèrent même un certain état en la chargeant de traire leurs vaches; les princes donnaient des constitutions.

Vers ce même temps que les pères des peuples avaient donné l'ordre de remailloter leurs enfants et de les bercer pour les endormir, il vivait à cinq cents lieues de Vienne, au fond d'une île, un simple bourgeois, un petit homme boiteux, auquel la providence avait ordonné de se moquer des rois, de défaire ce qu'ils avaient fait, d'éveiller les peuples en les amusant, en leur parlant de leur origine, de leur ancienne gloire, en leur racontant leurs combats, leurs victoires, leurs défaites, en leur dressant la généalogie de leurs souffrances; en les convainquant qu'eux-mêmes étaient les auteurs de leurs misères; que les rois n'avaient fait que profiter des discordes intestines et des haines et jalousies entrenationales des peuples; et que c'est ainsi que les peuples conquis étaient devenus les esclaves de peuples conquérants, et les peuples conquérants les sujets de leurs capitaines, les escalves de la discipline.

Sir Walter Scott s'acquitta avec l'habileté et la fidélité la plus grande de la charge que la providence lui avait donnée et dont il ne savait ni ne devinait pas le secret. C'était un tory, un aristocrate, un artiste enfin, qui ne s'inquiète jamais de ce qui doit être, mais de ce qui est. Précisément en l'an 1814, quand les rois, pour la première fois d'accord, traçaient en secret leur plan de campagne contre les peuples, Walter Scott publia son *Waverley*, qui commence cette suite innombrable de romans historiques qui contribuèrent plus que les événements, plus que tous les écrits politiques et journaux, à éveiller les peuples, à les avertir de leur danger et à

leur donner la conscience de leur force et de leur droit. Dès que les opprimés ont leurs historiens, les oppresseurs tombent dans l'oubli. Les rois n'ont été plus forts que les peuples, que par la raison qu'un enfant qui veille est plus fort qu'un géant qui dort. Que le géant s'éveille et il est le maître de l'enfant. Et peu importe la manière dont les peuples soient éveillés, que ce soit par des coups de fouet et par des injures ou par la voix douce et caressante de la liberté, il suffit qu'ils ouvrent les yeux pour foudroyer leurs tyrans.

En moins de vingt ans les romans historiques ont fait le tour du monde. Ils entraient dans les chaumières, ils entraient dans les palais, et c'était plaisir de voir, combien peu les gouvernements les plus ombrageux s'en défiaient. Et en cérité, tandis que le peuple puisait ses enseignemens dans les romans historiques, les princes devaient y trouver une douce flatterie. Faute de résistance, ils avaient presque oublié qu'ils étaient les maîtres; partout le peuple était battu si plat, que le marteau du despotisme se rouillait faute de métaux malléables. Les romans historiques rappellaient aux lecteurs couronnés que leur pouvoir n'a pas toujours été incontesté, qu'il leur fallût beaucoup de combats et de victoires pour subjuguer les peuples; ils sentaient dans leurs veines le sang de leurs ancêtres, et en lisant des romans ils se croyaient des héros.

En même temps que les romans historiques se répandaient par toute l'Europe, et par suite de cet événement littéraire, l'histoire proprement dite, prit une nouvelle direction et l'art de décrire l'histoire changea entièrement de face. Mais pour ne pas nous égarer trop loin, nous nous bornerons à constater ce fait, sans en developper les conséquences. Maintenant la littérature de tous les pays et de toutes les langues s'est enrichie de romans historiques. On en trouve dans les langues ita-

lienne, russe, suédoise, danoise, polonaise, allemande; même la nation royale-prussienne a un roman royal-prussien. Et ce qui est le plus curieux, c'est que tous ces romanciers historiques n'avaient que l'art en vue et qu'ils n'écrivaient jamais dans un but politique. De même que Walter Scott l'Italien Manzoni était un monarchiste, même un fameux flatteur du pouvoir. Le Russe Bulgarin, dont les romans historiques sont très estimés, assurément n'y entendit pas malice; car en sujet du magnanime Czar et engourdi par le vent glacial qui souffle de la Sibérie, il ne devait jamais écrire qu'en tremblottant. Mr. Haering, l'auteur de Cabanis, de ce roman historique qu'on a traduit en français, est l'homme le plus innocent du monde au cœur papier timbré, lui qui n'a pas une seule goutte de sang dans les veines ni une seule goutte d'encre dans son écritoire qui ne soit pas royal-prussien et dont les rêves même sont officiels. Cet honnête écrivain fut entrainé, sans le sentir, par le courant du siècle séducteur, et il se pendrait de déséspoir, s'il avait jamais la conscience que son roman ait été un ouvrage démagogique et un crime de lèze-majesté. Heureusement ses amis n'ont pas à trembler pour sa vie, car il a l'habitude de ne pas me croire et d'excuser ma scélératesse, à cause de ma folie. Messieurs les Berlinois sont des hypocrites imperturbables. Maint professeur et référendaire royal-prussien tête-à-tête avec un républicain lui baiserait les mains, tandis qu'en présence d'un témoin il dirait de grossières injures même à un royaliste constitutionnel. A l'avenir messieurs les Berlinois! Il y a de l'étoffe en vous pour mille Fouquier-Tinville; car vous êtes des caffards et des trembleurs.

Les romans historiques, abstraction faite de leur tendance morale et sociale, sont une dégénération de la poésie. Le mariage du roman avec l'histoire produit un genre bâtard qui n'est ni roman ni histoire. L'art, en imitant la

nature, ne doit lui emprunter que la forme et la couleur, mais jamais l'étoffe. Si vous lui empruntiez encore l'étoffe, ce serait comme si vous appliquiez des fleurs naturelles à un paysage peint. Les romans historiques sont du nombre des mille symptômes de la décadence des arts et de la littérature, que les amis intéressés de l'ancien ordre des choses reprochent, avec une joie maligne, à notre jeune siècle. Cependant nous autres amis du mouvement et du progrès, nous ne nous attristons guère de cette décadence manifeste; car nous n'ignorons pas que le printemps des arts tombe dans l'hiver des peuples et que les chef-d'œuvres des poêtes et des artistes ont toujours été les oraisons funèbres de la liberté et les monumens funéraires de la vertu publique.

Les romanciers qui prennent des histoires anciennes pour sujet, échappent à la censure du grand nombre des lecteurs, qui n'a pas comme les critiques la mauvaise habitude de regarder tout par un microscope, mais qui lisent simplement avec leurs yeux. Car dans les histoires anciennes, la vérité et la fiction, l'histoire et le roman, se confondent par la grande distance, on ne s'aperçoit pas de leurs empiétements reciproques, de là vient qu'on est moins choqué par les difformités de ce genre de littérature. Mais le romancier dont l'imagination s'attache à une histoire moderne, perd cet avantage, et dès qu'il y a désaccord entre le roman et l'histoire, aucun lecteur ne balance à prendre parti pour l'histoire et à faire le sacrifice de la fiction par souvenir de la réalité. Or c'est ce qui est arrivé à Mr. de Latouche, en puisant ses inspirations dans l'histoire de la révolution française, et si l'estimable auteur de Fragoletta, si riche en esprit, en sentiments et en imagination, a échoué dans Grangeneuve, c'est une preuve qui peut nous dispenser de toutes les autres preuves, que l'histoire contemporaine ne se prête jamais au bon plaisir du romancier.

13.

Jocelyn. Episode. Journal trouvé chez un curé de village.

Par Alphonse de Lamartine

[Fragment, 1835]

Deuxième époque. Séminaire de ...

1. janv. 1793

«Ces corridors obscurs, ces nefs, ces murs épais
Ont versé sur mon front leur silence et leur paix;
Les souvenirs cuisants, les regrets, les images
De liberté, d'amour, de riants paysages,
A peine ont jusqu'ici dans mes nuits pénétré.»

L'homme qui jouit de la paix de l'âme, n'a pas le sentiment des passions qui ne le tourmentent pas; l'homme en bonne santé ne pourrait jamais se rendre compte de toutes ces maladies dont il est libre. Le véritable contentement ne se prête pas à l'analyse; on ne peut faire l'anatomie du bonheur qu'après qu'il a cessé d'exister.

18 fevrier 1793

L'amour de Dieu ne doit pas être une science, une affaire, un métier. Dieu est dans le bruit du monde, non moins que dans le silence, il se montre dans les passions autant que dans la paix de l'âme. Celui qui se retire dans la solitude pour trouver Dieu, montre qu'il n'a pas su le trouver partout.

25 fevrier 1793

«O peuple ivre de sang,
Tu détruis de tes mains l'erreur qui nous abuse
Et de tous tes tyrans ton exemple est l'excuse!»

C'est tout le contraire. De toutes les violences du peuple les tyrans sont l'excuse.

28 fevrier 1793

Le mot Dieu trop souvent répété – on ne comprend pas Dieu ou on ne le respecte pas, quand on ne comprend ou qu'on ne respecte pas ses lois – c'est le langage d'un courtisan, d'un prêtre, qui exploite la vénération des hommes pour son maître.
Devant Dieu un roi est un homme comme un autre, et quand il permet qu'une tête couronnée tombe sous la hache du bourreau, cela ne doit pas plus dérouter la foi, qu'un crime dit vulgaire que la sagesse divine laisse consommer.

Troisième époque.

20 semptembre 1793

Les sentiments délayés dans des cuves de mots. – La peur et l'amour n'ont jamais demeuré dans le même cœur – *23. Octobre* – On regrette que l'éducation de Laurence soit tombée en si mauvaises mains. Jocelyn ne lui apprendra ni à combattre pour sa patrie, ni à venger la mort de son père, il ne lui enseignera que des lâches prières que Dieu renvoie à celui qui les fait – *28. Octobre* – Jocelyn, dans la vigueur del'âge pleure toujours. – *29. Octobre.* – Ce poème est un chapelet sur lequel le poète dit ses pater noster. – Dieu ne doit pas être un lit de repos pour les paresseux et les peureux – on peut se reposer dans la solitude de l'âme, mais après avoir vécu et combattu, par lassitude, non pas comme Jocelyn par paresse de vivre.

1 décembre 1793

La Date du Journal éveille en nous le souvenir des importants événements de la révolution française, ce qui détruit tout notre intérêt pour Jocelyn. Le poète aurait dû mettre la terreur et la passion de la révolution à côté de la paix d'âme et du sublime silence de la nature. Il est beau de regarder la tempête de la rive, mais il faut voir

la tempête, les angoisses des naufragés. Excepté deux coups de fusil, qui auraient pu partir aussi bien des mains d'un chasseur ou d'un brigand que de celles de soldats républicains, on n'entend rien du furieux orage, qui régna alors en France.

Quatrième époque

Fevrier 1794

En bas l'orage du peuple, sur la hauteur la terreur d'une nature sauvage, et Jocelyn avec son cœur mol, toujours en pleurs! Moïse priait du moins tandis que son peuple combattait, mais Jocelyn tout saint qu'il est ne pense qu'à lui-même!

Mars 1794

L'homme qui a toujours Dieu dans sa bouche, qui ne voit que lui, qui ne pense qu'à lui, qui pour le créateur oublie sa création, ressemble au courtisan, qui ne compte que son maître dans le monde et oublie sa patrie et le peuple.

Cinquième époque

Grenoble, 6 avril 1794

«Bénissant ses bourreaux du geste et du sourire
Comme on marche au triomphe, il marchait au martyre
Sachant que la victoire en ces combats de foi
Est à celui qui tombe et qui meurt pour sa loi!»

Appeler les prêtres persécutés ou immolés des *martyrs,* ce n'est pas le mot juste. On n'a pas voulu les contraindre à adorer Jupiter et à renier le Christ, on ne leur demandait que de respecter les lois de la France plus que celle de Rome. Louis XVI était victime d'un fanatisme déplorable, mais non pas martyr. Roi, il ne mourut pas pour la foi chretienne, mais pour le paganisme politique.

Sixième époque
26 mai 1795
Jocelyn a sacrifié l'objet de son amour aux menaces d'un prêtre farouche, à sa propre conscience timorée, mais il n'a pas sacrifié son amour. Il n'a aucun droit à notre sympathie ni à notre admiration. Un amour malheurex est chose si ordinaire.

14.
Mélanges

Le Zodiaque littéraire, une des meilleures revues de l'Allemagne, contient un article de M. *Gans* sur *le salon de Madame Récamier*. Nous eussions beaucoup désiré traduire ce beau morceau; mais nous n'aurions jamais pu en venir à bout, sans le mutiler ou l'étendre. Pour des idées germaniques d'un certain tour, l'idiome français est un véritable lit de Procruste, et il faudrait être un monstre de cruauté pour essayer de les y coucher. M. Gans, professeur à l'universitè de Berlin, est un homme de beaucoup d'esprit, surtout quand il est à Paris; mais néanmoins il s'entend parfaitement bien à cet art merveilleux qui est propre à tous les savants de sa patrie, de préparer les plus belles fleurs en légumes et de donner aux choses les plus légères et les plus gracieuses un air de dignité philosophique. On ne penserait jamais que les charmes de la société de Madame Récamier, qui jouit depuis plus de trente ans d'une réputation européenne et que M. Gans lui-même savait si bien apprécier, aient pu servier de thème à de graves apophtègmes *Hegeliens*. Il est beaucoup à regretter, que M. Gans n'use pas toujours de son héroïque talent de résister aux circonstances et qu'il se plaise quelquefois à s'y prêter, comme il l'a montré récemment dans l'affaire de la *jeune Allemagne*. Les charmes d'un professorat doivent être beaucoup plus

forts que ceux du salon de Madame Récamier; M. Gans qui ne s'est pas laissé séduire par les derniers, au point de n'être qu' aimable et de déposer son langage doctoral, s'est laissé amener par les premiers à faire violence à ses sentiments généreux ordinaires et à rénier M. *Gutzkow* qui, persécuté par l'inquisition politique de Francfort, a été lâchement abandonné par tous ses anciens amis. Il est beau d'être pofesseur et d'avoir un cœur royal-prussien; mais il est plus beau encore de n'être rien et d'avoir un cœur généreux. Vous avez beaucoup d'esprit, Messieurs les savants Berlinois; mais vous n'avez pas autant de sentiments, qu'il en faut à une petite fille pour aimer sa poupée. Et vous, cher Gutzkow! dans l'ivresse d'une jeune âme ardente et fière d'un avenir riche de gloire, vous vous êtes moqué du ciel; voyez maintenant si avec de tels hommes royaux-prussiens vous pourriez vous passer de Dieu!

15.

La Diète de Francfort et M. Heine*

On sait que la Diète germanique a récemment lancé un décret contre l'école littéraire et philosophique connue sous le nom de *jeune Allemagne*, qu'elle accuse de tendre au bouleversement social en attaquant la réligion, la morale et toutes les institutions fondamentales de la civilisation. Le décret de la Diéte est nominativement dirigé contre *cinq* personnes, en tête desquels figure M. Henri Heine, écrivain bien connu en France, qui est regardé comme le fondateur de cette école nouvelle. M. Heine nous prie de publier la lettre suivante, qu'il vient d'adresser à la Diète.

* Auszug aus dem Journal des Débats vom 30. Januar 1836, auf den sich die im Anschluß daran wiedergegebene Skizze von Börnes Hand bezieht, d. Hgb.

15. La Diète de Francfort et M. Heine

A la haute Diète de la confédération germanique.

Messeigneurs,

Le décret que vous avez émis dans votre 31e séance de 1835 me pénètre d'une affliction profonde.

A cette affliction vient se mêler, je dois l'avouer, un sentiment d'étonnement extrême. Vous m'avez accusé, jugé, condamné, sans m'avoir entendu, sans que nul ait été chargé de ma défense, sans que j'aie été cité de comparaître. Ce n'est pas ainsi que procédait, en pareil cas, le Saint-Empire dont la confédération germanique a pris la place. Le Docteur Martin Luther, de glorieuse mémoire, put avec un sauf-conduit, se présenter par devant la Diète de l'Empire et s'y défendre publiquement et en toute liberté. Loin de moi la présomption de me comparer à l'homme qui nous a conquis la liberté de discussion en matière réligieuse. Mais il est naturel au disciple de se prévaloir de l'exemple du maître. Si vous ne daignez pas m'accorder un sauf-conduit pour aller plaider ma cause en personne devant vos seigneuries, rendez-moi du moins la faculté de me défendre par la presse allemande, en levant momentanément l'intredit dont vous avez frappé mes écrits présents et à venir.

La demande que je fais près de vous n'est pas une protestation, c'est simplement une supplique. Il m'est impossible de m'abstenir, car l'opinion publique interprèterait mon silence contre moi. Elle y verrait l'aveu des tendances coupables qu'on m'impute et le désaveu de mes écrits. Je me flatte au contraire qu'aussitôt que vous aurez permis de me défendre, il me sera aisé de démontrer péremptoirement que ma plume a été guidée, non par une pensée irréligieuse et immorale, mais par une synthèse hautement morale et réligieuse, à laquelle depuis longtemps ont rendu hommage, non seulement quelques écrivains de telle ou telle école littéraire désignée sous le nom de *jeune Allemagne*, mais la plupart de nos plus illustres auteurs, tant poètes que philosophes. Quelle que soit d'ailleurs votre décision, Messeigneurs, au sujet de la présente supplique, soyez persuadés que j'obéirait toujours aux loix de ma patrie.

Ne croyez pas, Messeigneurs, que je songe à me prévaloir pour vous braver, de ce que je suis hors de votre atteinte; j'honore

et honorerai toujours en vous l'autorité suprême de notre chère Allemagne. La sécurité personnelle que me garantit mon séjour à l'étranger m'est précieuse relativement à vous, en ce qu'elle doit vous être un gage de la sincérité des sentimens de considération parfaite et de profond respect que je professe pour vos seigneuries.

Henri Heine, docteur en droit.

L'étonnement de ces mots doit être grand de se trouver ensemble*; mais quant à nous nous ne nous étonnons pas le moins du monde: tel maître tel valet – voir la préface de son salon. – Nous conseillons à M. Heine de ne pas trop se fier à un sauf-conduit de la Diète de Francfort. L'Allemagne ne manque pas d'un Novgorod. «Loix de ma patrie.» Une loi soufflée par les jésuites de Munich, ébauchée par un commis de M. de Rochow, approuvée par des ministres malades et sanctionnée par la Diète en démence n'est pas une loi de la patrie et ne mérite pas une obéissance respectueuse. – Gutzkow a servi de Fieschi à la Diète de Francfort; ce n'est pas qu'on voudrait imiter les loix d'intimidation françaises, on se moque de telles loix en Allemagne, on les regarde comme des loix d'encouragement. – L'humble supplique de M. Heine on l'acceptera avec satisfaction comme arrhes de sa conversion; mais assurément la Diète de Francfort ne se payera pas d'un tel désaveu. – C'était bien modeste de la part de M. Heine de se déclarer inférieur à Luther, mais ç'aurait été encore plus modeste de ne pas se mesurer avec lui – la mousse qui couvre un rocher.

Voyez maintenant, messieurs les ministres de l'instruction publique, combien la providence se moque de votre esprit législateur tant primaire que secondaire. Les frivoles marquis et les bourgeois timides de l'ancien régime

* siehe Titel S. 1044

ont fait la révolution de 1789, les fils et les élèves des terribles jacobins ont été les instruments les plus dociles du despotisme de Napoléon, et les disciples du catéchisme impérial et du jésuitisme de la restauration ont fait la révolution de 1830. Voilà maintenant M. Heine né juif et élevé dans la loi de Moïse qui succède à Luther et qui est le plus ferme soutien du protestantisme!

La Diète de Francfort aura lu avec un sourire moqueur la missive de M. Heine; mais elle ne se payera pas de vains mots, elle ne lui pardonnera que quand il aura consommé son apostasie.

Ce sera beau d'entendre M. Heine chanter des psaumes sur la grande route entre Forbach et Mayence.
Luther et Heine! Nous ne sommes pas fabulistes. Mais si nous l'étions! quel beau sujet de fable: *le rocher et l'éponge!*

La Diète de Francfort, que M. Heine il n'y a pas encore deux ans avait appelé dans un de ses ouvrages: *le vampyre qui suce le sang au cœur du peuple allemand,* s'est-elle donc amendée depuis? s'est-elle changée en pigeon? ou M. Heine n'a-t-il pas de sang à perdre?

Les malheureux patriotes allemands ont tout perdu jusqu'à l'espérance même; il ne leur est resté que l'honneur. M. Heine par sa lettre à la diète de Francfort a tâché de compromettre encore ce qui leur reste; il n'a pas réussi, mais on doit lui tenir compte de sa bonne volonté. A l'égard de toute autre personne vis-à-vis de laquelle nous aurions eu à répondre des opinions que nous avons émises sur son compte, nous nous serions exprimés avec moins de modération; mais l'héroique stoïcisme de M. Heine nous désarme, nous avons honte de nous prévaloir d'une franchise à si bon marché.

. . . . . C'est beau de défendre l'innocence malheureuse et persécutée, mais quand les innocents sont réunis au nombre de quinze millions, et qu'ils ont des rois et un demi million de soldats à leur tête, comme les protestants allemands, ils peuvent se défendre eux-mêmes. M. Heine ferait une œuvre beaucoup plus méritoire, s'il voulait au lieu de protéger les protestants, que personne ne pense à attaquer, prêter son puissant appui aux juifs, ses anciens corréligionnaires, dans la réligion desquels il est né et élevé, et qui peu nombreux sont encore dans la plus grande partie de l'Allemagne hors du droit commun, très molestés et vexés par la population chretienne.

. . . . . Je n'aime pas à troubler les amours de qui que ce soit, pas même les amours propres; mais les Français ne doivent pas croire que nous autres Allemands soient réduits à M. Heine, qu'il soit l'Hercule de l'Allemagne qui a terrassé la hydre du catholicisme.

16.

Aphorismes

Il n'y a rien de plus dangereux aux pouvoirs que de vaincre trop souvent. Par la défaite les vaincus apprennent enfin à vaincre.

Parmi les grands hommes des sciences et des arts, il y a des génies créateurs et des génies destructeurs. L'influence des derniers est même plus forte et plus durable que celle des premiers, mais ils sont moins vénérés et moins estimés que les autres. A leur égard on commence ordinairement par l'indifférence, et en passant par le dédain on arrive à l'oubli. C'est que les hommes ne sont reconnaissants que pour le bienfait positif et ne tiennent aucun compte des maux dont on les a délivrés, des entraves dont on les a affranchis. Lessing a fait plus pour la

littérature allemande que Schiller et Goethe; mais comme il n'a rien créé parce qu'il a epuisé ses forces et sa vie à déblayer le terrain, il n'est pas aussi populaire que les premiers.

La langue française parait toujours supposer, qu'elle ait à s'expliquer avec de grands ignorants, tant elle a soin d'être précise et claire; la langue allemande au contaire prend tout le monde pour des savants, et sans doute c'est la dernière qui se trompera le plus souvent dans son calcul.

La réligion est encore plus nécessaire aux heureux qu'aux malheureux; il faut de la croyance pour souffrir; pour jouir il en faut davantage.

Le tombeau rend les femmes égales aux hommes; j'aime les femmes qui publient leur livres sous le voile de l'anonyme, ou dont les ouvrages ne paraissent qu'après leur mort.

Les femmes doivent être stationnaires, conservatrices, ni révolutionnaires ni réactionnaires. Je leur pardonne même des penchants aristocratiques; quand la saison des fruits est passée on aime les fruits confits préparés par de belles mains.

L'intelligence d'une femme, même la plus spirituelle, n'est qu'une lumière boréale. Ce que les femmes perdent en admiration, elles le regagnent largement en amour.

La France c'est Voltaire, l'Allemagne c'est Rousseau; la destination de la première est de détruire, la destination de l'autre est de fonder.

La jeune Allemagne. Quand on a la concience de sa jeunesse, on est déjà très vieux — ils croient être au port et déchirent les voiles qui ont poussé leur esprit.

Les langues du midi ont quelque chose de reptil, elles sont glissantes, rampantes, douces au toucher, ce sont les langues des pays conquis. Les langues du nord sont osseuses, dures, franches, marchant haut, ce sont les langues des peuples conquérants.

La peur est raisonnable en France, c'est un malheur; l'arbitraire n'a rien de comique qui offre une compensation à celui qui souffre.

Quand je dis, il faut être citoyen avant d'être poète, j'espère trouver de l'écho en France; comme je juis sûr d'en trouver en Allemagne, quand je dis, il faut être homme avant d'être citoyen.

Nous autres Allemands nous descendons tous de Hamlet et de Faust. Nous avons gouté jusqu'au dégout de la terre et du ciel. Nous avons beau désirer nous vendre à l'enfer. Le crédit de notre vertu est si solide que le diable même ne veut pas avoir affaire à nous, craignant d'être trompé.

Malheur à celui qui entre dans le labyrinthe de la philosophie allemande; sans avoir le fil d'Ariadne qui l'aide à en sortir, le minotaure du doute le dévorera.

Si monsieur Cousin n'a pas digéré la philosophie, du moins il l'a mangée.

Les nerfs, ces espions du corps humain.

Les Allemands traduisent tout, les actions étrangères comme les livres étrangers. Les imitations de la révolution de 1830 dans quelques provinces allemandes, n'ont été que des traductions.

Révolution française. En France l'ancien régime était déraciné, on n'avait qu'à l'abattre; en Allemagne quand on aura abattu l'ancien régime, les racines resteront toujours.

Depuis la mort de Louis XVI il y a guerre ouverte entre Voltaire et Rousseau, qui antérieurement lorsque leurs intérêts étaient encore d'accord se ménageaient réciproquement, et tout en se trompant l'un l'autre ils marchaient et combattaient de front. Voltaire c'est le chef de la bourgeoisie, Rousseau c'est le chef du peuple.

Un peu moins de fidélité et un peu plus d'honneur s'il vous plait.

On ne peut pas accorder le patriotisme avec l'amour de la liberté.

Qu'est-ce qu'un roi? Autrefois c'était le premier gensdarme, aujourd'hui c'est le premier mouchard de son pays.

Monsieur Thierry a bien deviné les maladies inconnues et les douleurs secrètes des peuples.

Toute femme de génie est le mauvais génie de son mari. Une femme auteur, quand elles est d'ailleurs aimable et aimante, pourrait être la consolation d'un homme sourd, mais elle serait le désespoir d'un homme qui ne serait qu'aveugle.

Une femme polygraphe est un monstre; un volume, un verre de champagne, un bon mot tous les ans, c'est assez.

Quand on nous force de dire tyran au lieu de roi et de parler de la tyrannie au lieu de la royauté, est-ce-que le pouvoir a beaucoup gagné à rendre ces mots synonymes?

Monsieur de Ruhmor est un gentilhomme allemand, mais un homme d'esprit.

Le peuple allemand est composé de maîtres d'école et d'écoliers.

L'avenir rode autour de la demeure du présent. Que celui-ci sorte une seule fois sans tirer la clef derrière lui et il est délogé pour toujours.

XII

Studien über Geschichte und Menschen der Französischen Revolution

A

Robespierres Charakter

1.

Sein Haß gegen Intrige. Seine eigene Ungeschicklichkeit, sie zu üben noch zu durchschauen; daher sein Mißtrauen gegen alle, die nicht den geraden Weg gingen wie er. – Er hatte ein Ziel vor Augen, er nahm den kürzesten Weg dahin; gebahnten Weg, gebahnte Umwege verschmähend, nicht achtend, ob Meer und Berge davor lagen oder Menschen. – Seine Liebe und Bewunderung für Rousseau. Rousseau in gleichen Verhältnissen hätte ein Robespierre werden können. – Die Schriftsteller, welche Robespierre und alle Jakobiner dem Abscheu der Mit- und Nachwelt geschildert, gehörten alle der Bourgeoisie an oder dem Adel oder Royalisten. – Bezeichnend ist allerdings das Gute, was man von Robespierres Lebenswandel und Gesinnungen vor dem Ausbruche der französischen Revolution weiß. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge ändern zwar oft die Verhältnisse die Gesinnung und den Charakter eines Menschen; die Macht zumal verdirbt sehr oft die frühere Sittlichkeit eines Menschen. Doch geschieht dieses nur in ruhigen Zeiten, in geordneten bürgerlichen Verhältnissen, wo ein Strebender den Platz, den er einnehmen will, nicht zu wählen hat, sondern ergreifen muß, was die Gunst des Zufalls ihm darbietet. In Revolutionen aber stellt sich jeder auf den Platz, den ihm die Natur angewiesen; es ist kein Zwang in seiner Stellung, und sein Weben und Handeln wird immer seiner angeborenen Natur angemessen sein. Da findet also immer eine Harmonie zwischen früherer

Gesinnung und den späteren Handlungen statt. – Vergleichung der Verfolgungen, die Rousseau in der Pariser feinen Welt und Robespierre in der revolutionären zu erdulden hatte – Ähnlichkeit beider Charaktere. Beide Sonderlinge argwöhnisch. Robespierre (gleich Rousseau) hatte den Mut des Geistes, aber nicht den Mut des Charakters; sein Selbstmord, unentschlossen versucht, gelang ihm nicht gleich seinen Unglücksgefährten.

So starb Robespierre, ein Märtyrer der Wahrheit und des Wahns. –

Schwache Herzen, die Welt und Menschen nicht verdauen können. Säure im Herzen. Solche leben zurückgezogen, weil sie ihre Schwäche kennen und vermehren sie dadurch, werden dadurch noch mißtrauischer, menschenfeindlicher und verhaßter. – Robespierres und Rousseaus Feinde. – Die Kultur der Menschen gleich der Kochkunst. Der edle St. Just, dem die Tugend eine Rose war zum schönen Genusse, während sein Meister Robespierre sie nur als eine Frucht zur Nahrung schätzte. –

Urteile der Zeitgenossen und Nachlebenden über Robespierre zu sammeln.

Das ist nicht die schrecklichste, die trostloseste Erscheinung, wenn schlechte Menschen schlecht handeln, ihren niedrigen Begierden das höchste und edelste der Menschheit aufopfern, sondern wenn edle Menschen das Böse tun. Die reine Tugend steigt so selten von dem Himmel zur Erde nieder, daß, wenn sie erscheint, sie nicht als eine Göttin Liebe und Verehrung erweckt, sondern als Gespenst Schreck und Abscheu. Eine solche edle Erscheinung war Robespierre. Weil er eine reine Seele war, vergaß er die körperliche Welt, vergaß, daß auch edle Gemüter einen irdischen Dunstkreis haben, und so zerstörte er die Körper, so mordete er, indem er die Seelen reinigen wollte. Solche Menschen verwirren die Begriffe von Tugend und Recht. –

Redliche Menschen, wie Robespierre, vergaßen immer, daß zwar der geradeste Weg der kürzeste ist zum Ziele, aber nur der kürzeste im Raume, nicht in der Zeit.
Wir sind gewohnt, die Tugend im Schlafrocke zu sehen; wir fordern, daß ein tugendhafter Mensch die Schwindsucht habe, und nennen den edel, dem das Herz die Brust zernagt.
Robespierre klagte nie einzelne seiner Gegner an, verfolgte keinen; nur gegen Massen war sein Kämpfen gerichtet. (Sein Betragen gegen Desmoulins.)
Desmoulins, Saint Just u. a. hatten von der Sonne der Freiheit nur die Wärme, Robespierre auch das Licht. – Robespierre war grämlich, wie alle Menschen, die an der Zeit kränkeln. – In jener Zeit bildeten Lumpen die Fahne der Freiheit, und ihre Farbe war der Schmutz. Arm, ohne Hose zu sein, nur das allein galt als Bürgschaft für den aufrichtigen Glauben an Freiheit. Das Volk mißtraute jedem wohlgekleideten Manne, und die Heuchler der neuen Religion schmeichelten der Bettelei, seit sie auf dem Throne saß, wie sie früher der schamlosen Üppigkeit geschmeichelt, und brüsteten sich in der Nacktheit des Volks, wie sie sich früher in der Livree des Königs gebrüstet. Damals zeichnete sich Robespierre durch einen sorgfältigen, reinlichen und zierlichen Anzug aus. Er mochte der Freiheit gern den Schein der Pöbelhaftigkeit nehmen, mit dem deren Feinde sie so gern bedeckt sahen. –
Robespierre in seinen Reden nahm immer den geradesten und kürzesten Weg zum Ziele. Er stellte seine Ansicht und Überzeugung gleich hervor, und er gebrauchte keine jener Künste der Beredsamkeit, die dazu dienen, die Zuhörer zu gewinnen, ihnen zu schmeicheln, sie angenehm zu unterhalten und so von Umweg zu Umweg, auf einem nicht vorausberechneten Wege, an das nicht vorausgesehene Ziel zu führen. –

Zum Leben und Fortkommen im Leben brauchen wir alle, wenn sich uns Hindernisse entgegensetzen, in allgemeinen bürgerlichen Verhältnissen eine Art Taktik, in besonderen Begegnungen zwischen Person und Person eine Art Fechtkunst. Robespierre verschmähte die List des Kriegs und die List des Zweikampfs. Er kannte keinen Streit als den zwischen Recht und Unrecht und, wo der Streit nicht friedlich beizulegen war, keinen anderen Kampf als den zwischen roher und roher Kraft. Robespierre war ein Naturmensch, zugleich in dem edlen Sinne, den edle Menschen mit diesem Ausdrucke verbinden, und in der Bedeutung der Lächerlichkeit, mit der Weltleute dieses Wort auffassen. – Robespierre als Mensch, Bürger und Staatsmann.

Robespierre konnte nur durch seine Furchtbarkeit sich vor seiner Lächerlichkeit retten.

2.

Wenn man genau achtgibt, bei welchen Gelegenheiten die Redner mit lebhaftem und lautem Beifalle, bei welchen sie mit mehr Ruhe und Stille angehört werden, gewinnt man eine schmerzliche Erfahrung. Der ewigen Wahrheit, dem strengen Rechte, der reinen Tugend, die, weil ewig, streng und rein, auch einfach in ihrem Wesen sind und einen einfachen Ausdruck fordern und gestatten, – diesen wird die laute Huldigung des Zuhörers selten zuteil. Nur der künstlerische Ausdruck eines Gedankens, nur das glänzende Hervortreten einer Empfindung erhalten sie, und oft wird sie nur einer geschickten Schmeichelei des Redners zuteil. Das alles nimmt man auch aus Robespierres rednerischer Laufbahn wahr. In allen den Fällen, wo seine Liebe zur Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit zur Leidenschaft stieg, weil sie Hindernisse oder Verrat fürchtete, und er die Funken seines Geistes in die Brust des Zuhörers warf und auch

dort die Leidenschaften anfachte, folgte den Blitzen seiner Rede ein Donner des Beifalls. Wenn er aber von einer Wahrheit, von einem Grundsatze so mathematisch überzeugt zu sein glaubte, daß er gar nicht ahndete, es könnte Menschen geben, die seine Überzeugung nicht teilen; wenn er daher den ruhigen Gang eines Rechenmeisters ging – und diese Fälle waren die häufigsten –, ward er langweilig, weitschweifig gefunden; bei günstiger Stimmung mit Gelassenheit, bei ungünstiger mit Ungeduld angehört. So sind die Menschen! Eine Wahrheit sei noch so ewig, ein Recht noch so heilig: sie wollen es sich als Geistesgröße und als Tugend angerechnet wissen, wenn sie jene fassen, dieses achten, und jedem, der ihnen Wahrheit und Recht so darstellt, daß es Wahnsinn wäre, sie nicht zu erkennen, Verbrechen, es nicht zu achten, – den hören sie mit Murren an oder bestrafen ihn mit kaltem und verächtlichem Schweigen. Die Volksversammlungen, die von großen Rednern geleitet werden und dieser Leitung bedürfen, sind Treibhäuser, in welchen die Früchte unzeitig und vorzeitig zur Reife getrieben werden; und die Freiheit, die aus ihnen hervorgeht, ist eine künstliche, dem Winde des Despotismus und den kurzen Tagen der Aufklärung abgezwungene Freiheit (S. R. Reden Nr. 5 im Französischen. 1 Vol. p. 116).

3.

In einem gewissen Sinne war Robespierre für Anarchie; er wollte keine Herrschaft irgendeiner Art. Robespierre fürchtete – und er haßte, sooft er fürchtete –, jeden, der zur Macht, einer physischen oder moralischen, gekommen, hätte er auch diese Macht einer verdienten Popularität zu verdanken gehabt, hätte er sie auch aufrichtig zum Besten des Volkes und der Freiheit gebraucht. Er traute keinem einen redlichen Gebrauch seiner Macht zu als sich allein, und darum verfolgte und stürzte er

seine Nebenbuhler in der Gunst des Volks. Man hat dies für Herrschsucht, für Eifersucht und Neid erklärt. Das war es nicht. Es war sein Argwohn, es war sein Hochmut und seine Torheit, sich für den einzigen ehrlichen Mann zu halten. Wer, wie Robespierre, einer Idee lebt, sei es einer wahrhaft göttlichen oder einer abgöttischen, der kennt den Neid nicht, welcher sich bloß an irdische Güter hängt.

4.

In bewegten ereignisvollen Zeiten mögen die Menschen gern ihre Bewunderung wie ihren Abscheu, ihren Haß, wie ihre Liebe auf irgendeinen jener Männer sammeln, die in solcher Zeit sich hervorgetan. Sie bürden ihnen eine Last von Größe oder Verworfenheit, von Tugenden oder Lastern, von edlen Handlungen oder Verbrechen auf, die jene zu tragen nicht verdient oder nicht verschuldet. Die Menschen sind zu bequem, ihre Empfindungen zu zerstreuen, zu gut, viele Menschen zugleich zu hassen, und nicht großherzig genug, viele Menschen zugleich zu lieben und zu bewundern. Flatterhaftigkeit wie Eigensinn des Urteils haben den Charakter vieler bedeutender Menschen entstellt. Unter letzteren gehört auch Robespierre. Er war der unglücklichste und der verkannteste von allen, und das kam daher: nicht bloß diejenigen, die Robespierre wirklich verkannten, die ihn für klein und verworfen hielten, in ihm den Urheber aller geschehenen Verbrechen, den Sitz der abscheulichsten Laster erblickten; sondern auch jene, die ihn nicht verkannten, die seinen Wert und seine Größe recht gut begriffen, recht gut wußten, an wie vielen Verbrechen er unschuldig, an wie vielen Tugenden er reich war: doch diese Unschuld und diese Tugenden verabscheuten sie stärker als jene anderen seine Schuld und seine Laster. – Diese und am meisten diese trugen dazu bei, Robe-

spierre in der Gesinnung der Mit- und Nachwelt herabzuwürdigen, und so traten zwei entgegengesetzte Ansichten zu einem gemeinschaftlichen Urteile zusammen und bemühten sich vereint, die Bedeutung eines großen Mannes zu entstellen, zu dem man in der Geschichte vergebens ein Vorbild sucht und von dem die Natur nur in Rousseau eine Skizze entworfen. Noch ist die Zeit der Enttäuschung noch nicht gekommen: Robespierre ist der Mann der Zukunft; doch so erhaben ist diese Zukunft, daß ein scharfer Blick sie jetzt hervorragen sieht.
Robespierre fiel in Unmenschlichkeit, weil er übermenschlich, ein Gott wollte sein. Die Götter strafen den Übermut der Sterblichen, die, wie sie, allgerecht sein wollen. Das war die Schuld und die Strafe der Titanen, die den Himmel nicht zu erstürmen, die ihn zu erreichen suchten.

B

Das Volk

1.

Das Volk ist gleich dem Meere: bitter, salzig, stürmisch, klippenvoll, aber auch unverderblich wie das Meer. – Die Standespersonen gleichen dem Süßwasser, Flüssen usw. – Die lästern das Volk, die nicht darauf zu schiffen verstehen, die es nur von seinen Ufern sehen und die Klippen des Landes der Bösartigkeit des Wassers anrechnen.

2.

Eine feine, glatte, weiße Haut wird von keinem Verständigen immer als ein charakteristisches Zeichen der Gesundheit, deren Mangel als ein Zeichen körperlicher Schwäche und Krankheit angesehen. Der Bauer, der

Taglöhner, der Handarbeiter ist unter seiner rauhen Haut oft stärker und gesünder als die verzärtelten Städter. Ein verständiger Mann weiß, daß ein edles Herz oft unter einem groben Kittel schlägt und daß der Rock nicht das Wappen der Seele ist. Aber gibt es nicht eine Art Geistesbildung, die sich die höheren Stände als Tugend vor den niederen anrechnen, gibt es nicht eine Art glänzenden Wissens, eine Oberfläche zarter, sanfter, glänzen der Sitten, die so wenig als die Haut die Tüchtigkeit des Körpers, so wenig als der Rock Adel oder Niedrigkeit der Seele, den Wert des Geistes bestimmen? Was wir den *rohen Haufen* nennen, entbehrt weder des Herzens noch des Geistes, weder des Gefühls noch der verständigen Einsicht, darum, weil ihm äußere Bildung usw. fehlt. – Die unbehagliche Erscheinung, die Widerlichkeit des Volkes, wie sie dem Gemüte und den Augen des Gebildeten entgegentritt, ist nur wie der Schmutz seiner Hände, der an Feierabend, an Festtagen dem Wasser weicht. Aber die Feiertage des Volkes sind selten, und dann verkehren wir nicht mit ihm. Wie wir den uns bekannten Handwerker in seinem Sonntagsputze oft nicht erkennen, so erkennen wir das Volk nicht, wenn an Gottestagen der Geschichte es in seiner erhabenen Andacht dahingeht. – Zeigte sich das Volk nicht so hochherzig in den ersten Tagen der ersten und der zweiten französischen Revolution? Später häßlich und schlecht, als es wieder zum Handlanger der Ehrgeizigen und Habsüchtigen herabsank; wegen der Hindernisse, die man der Freiheit entgegengesetzt, und durch die Aufwiegelung derer, welche die Freiheit zu habsüchtigen und ehrgeizigen Zwecken benutzten. – Die Franzosen in den drei Julitagen haben sich edel benommen, erst später den erzbischöflichen Palast, die Kirche Auxerrois zerstört. –

3.

Bauer in der schwedischen Kammer. Öffentliche Blätter erzählen häufig und mit Bewunderung von seinem Patriotismus, seiner verständigen Rede. Man sollte sich mehr wundern, wenn ein Edelmann oder Stadtbürger Herz, Geist und einen Willen zeigt. –

4.

Alle großen Männer sind aus dem Volke hervorgegangen, sie waren arm und niedrig geboren. Sie sind die Erben von Jahrhunderten unterdrückten Volksgeistes. Wäre das Volk frei, könnte es jeder Zeit seine Gesinnungen, Wünsche äußern, wäre sein Wille nicht gehemmt, so brauchte die Menschheit keine großen Männer, die wie Wodane immer vor blutigen Kriegen herziehen. Es gäbe keine Revolutionen. – Und wenn man jahrhundertelang den Volksgeist voranschreiten lassen, wenn die Staatseinrichtungen, die Gesetze, die öffentliche Macht jahrhundertelang hinter dem Geiste, der Gesinnung, den Sitten des Volks zurückgeblieben, und die öffentliche Meinung überschwemmt die Dämme endlich, deren Schleusen man ihnen nie öffnen wollte – dann kommen die gemäßigten, die Männer der rechten Mitte und sprechen von langsamer progressiver Fortschreitung. Allein an wem der Fehler und das Unglück –, wenn ein leichtsinniger Schuldner die Schuld so lange wachsen lassen, bis er unfähig geworden, sie auf einmal zu bezahlen? ...

5.

Moses, Mohamet, Christus, Homer, Luther, Shakespeare, Rousseau, Buchdruckerkunst, Kompaß, Pulver. Der Sohn keines Großen, keines Reichen war je ein hervorragender Mensch.

Peter der Einsiedler (Kreuzzüge) ... Die Päpste haben

soviel gewirkt, weil sie meistens aus dem Volke hervorgegangen. — Man sage nicht, jene großen Männer, welche die Welt bewegt, hätten sich über das Volk erhoben. Wie hätten sie auf das Volk wirken können, wenn nicht ihre Ideen schon vorher unter dem Volke verbreitet gewesen? Einem Christus geht immer ein Johannes vorher. Sie sind durch eine Wahl des Himmels, oft durch das Volk selbst die Anführer und Verfechter der heiligen Angelegenheiten der Menschheit gewesen. Die Menschheit, sooft sie der Reinigung bedarf, wird früher durch Wasser als durch Feuer getauft.

Nur das Volk hat Herz für die Freiheit, für Gerechtigkeit, für Tugend; die Menschen der höheren Stände haben nur Geist für Freiheit und Recht. Bei ihnen ist nur Meinung, was bei dem Volke Gesinnung ist.

6.

In den Greuelbildern der Volkstyrannei in Frankreich sah man doch nichts als das Scheusal der monarchischen Tyrannei, entkleidet von der Hülle des Geheimnisses und der Larve der Heuchelei. Das Volk tat in der Leidenschaft, was [jene] jahrhundertelang ohne Leidenschaft mit todeskalter Berechnung getan. — Das Morden der Revolution wegen politischer Gesinnung und politischer Vergehen, geschah es nicht zu jeder Zeit in Monarchien? Jetzt freilich geschieht es seltener, aber die monarchischen Machthaber haben nur an Menschenkenntnis, nicht an Menschenliebe gewonnen. Sie haben gelernt, daß der Kerker qual- und schreckensvoller ist als der Tod, und daß der Angstschweiß, der in der Nacht des Kerkers von der Stirne des Gefolterten rinnt, den Boden der Freiheit weniger befruchtet als das Blut der Freiheitsmärtyrer.

7.

Stieg nicht zu allen Zeiten die Aufklärung von dem Volke zu den höheren Ständen hinauf? War es nicht immer die angemaßte Herrschaft der sogenannten Gebildeten, welche sich der Verbesserung der Sitten entgegensetzte? Gewalt setzen sie an die Stelle des Rechts und das Recht an die Stelle der Gerechtigkeit.

8.

Freiheit und Gleichheit. – Das Volk hat einen moralischen Dunstkreis, den verweichlichte Menschen, mögen sie auch edel für Freiheit und Gleichheit fühlen, nicht vertragen können. Die alten Römer und Griechen waren abgehärteter. Aber diese widerliche moralische Ausdünstung ist eben Folge der politischen und geselligen Beschränkung und Abspannung des Volkes. Wäre es ganz und immer frei, würde sie aufhören. – Das Volk macht den Ungewohnten seekrank, und wenn die, die das Volk steuern sollen, dem Ekel und Schwindel nicht zu widerstehen gesund genug sind – wie muß dann regiert werden?

9.

Das Eindringen des niedern Volks in die höhern gesellschaftlichen Klassen wird die Folgen haben, wie der Einfall der nordischen Barbaren zur Zeit der Völkerwanderung: eine Verjüngung der Menschheit. Eine Volkswanderung aus dem Norden der Entbehrung in den Süden des Genusses.

10.

Die Torheiten und Verbrechen des französischen Volks, wie sie sich in den schlimmen Tagen der Revolution durch Sinn und Handlung kundgegeben – was waren sie denn anders als die, und zum Heile, wieder herausgetretene Krätze, die früher, seit und durch die Zerstörung aller Freiheit, seit und durch die vollendete Aus-

bildung des monarchischen Lebens zurückgetrieben, im innern Körper der bürgerlichen Gesellschaft als allgemeines Siechtum, als giftige Psore wütete und alle jene Hunderte von Krankheiten verursachte, die dem moralischen Auge des Menschenkenners und Menschenfreundes weit furchtbarer erscheinen, als den reinlichen Aristokraten und den hautfaulen Schriftstellern des bürgerlichen Standes der Ausschlag des Volkes häßlich vorkommt? Die sichtbaren Laster des Volks sind nichts als das Produkt der verborgenen Übel der vornehmen, gebildeten und reichen Stände. Diese muß man heilen, will man jene verschwinden machen. Wie das arme und arbeitende Volk, das keine räumliche Wohnung hat, das hinaus muß, im Freien zu arbeiten oder zu betteln, seine Notdurft im Freien verrichtet, so befriedigt es auch seine Bedürfnisse, so zeigt es auch seine Leidenschaften, seine Bosheit, seine Habsucht, seine Ränke im Freien. Das ist alles, was das Volk von den reichen, vornehmen und gebildeten Ständen unterscheidet.

11.

Die sicherste Art, den Krieg der Armen gegen die Reichen zu verhindern, ist, sie an der Gesetzgebung teilnehmen zu lassen. Und sollten sie auch durch ihre Mehrzahl ein entscheidendes Übergewicht bekommen, ist doch besser moralische als physische Übermacht, und bei der Ausgleichung des Vermögens die Zerstörung zu verhüten, die dem Räuber so wenig als dem Beraubten frommt.

12.

Wenn ihr glaubt, die Ruhe des Staates werde nur von den Bürgern gepflegt und, wenn gefährdet, beschützt und verteidigt, die etwas zu verlieren hätten, nun, dann sorgt dafür, daß alle Bürger etwas zu verlieren haben, damit keiner bei Unruhen gleichgültig bleibe.

13.

Wenn man von dem Pöbelgreuel in der Revolution spricht, vergißt man ganz, daß der Herzog von Orléans vom königlichen Geblüte war und daß er den Mord bestellte und bezahlte, während die Männer des Volks ihn ohne Eigennutz im politischen Fanatismus begingen.

14.

Behandlung der politischen Angeklagten in den Gefängnissen. Weber, der nach dem 10. August, wo er sich in den Tuilerien für den König geschlagen, gefangen und in das Hôtel de la Force gebracht wurde, sagt: „*Les guichetiers venaient régulièrement à 7 heures du matin ouvrir les portes des prisons et nous laissaient la liberté de nous promener à l'ombre des deux rangs d'arbres qui se trouvaient dans notre grande cour.*“ Sie blieben da bis 8 Uhr abends. (*Mémoires* de Weber. Vol. II. p. 250).

15.

Am Tage der Rückkehr des Königs von Varennes war in dem Faubourg St. Antoine angeschlagen: „*Quiconque applaudira le roi sera bâtonné, quiconque l'insultera sera pendu.*“ (*Mémoires* de Buzot, p. 27. Note 2. Abschnitt).

16.

Es ist Heuchelei oder Torheit, zu behaupten, das Volk müsse erst gebildet, um die Freiheit ertragen zu können; die Freiheit muß der Bildung vorausgehen, sie ist Mutter und Lehrerin.

17.

Die Kriege werden nie enden, solange es ein niederes Volk gibt ohne Freiheit, ohne Eigentum, ohne Ehre, ohne Aufklärung, und das darum sich immer bereit finden läßt, der Herrschsucht zu Söldlingen und blinden Werkzeugen zu dienen.

18.

Durch schroffe Strafgesetze hat man wie mit einer Krätzsalbe die Missetätigkeit der Menschen zurückgetrieben. Die Haut ist zivilisiert, die Psore schleicht in den dunkeln Eingeweiden umher, die Verbrechen haben sich vermindert, aber die Menschen sind lasterhafter geworden.

19.

„*Malheur à ceux qui remuent le fond d'une nation! Il n'est point de siècle de lumières pour la populace; elle n'est ni française, ni anglaise, ni espagnole. La populace est toujours et en tout pays la même, toujours cannibale, toujours anthropophage*" (Rivarol, *Mémoires*, p. 64).

20.

Glaubt ihr denn, daß das Gemüt von hundert Künsten, Wissenschaften und Fertigkeiten, heiß gewürzt mit euren nahrungstofflosen Redensarten – was ihr Bildung nennt; glaubt ihr, daß es euern Geist stärker und gesunder mache als den des mindern Volks, das von einfacher Kost lebt? So wenig als die Ragouts eurer Küchen euern Leibt stärker und gesunder machen. Wenn aber das Volk selbst an der einfachsten, unentbehrlichsten Nahrung des Geistes Mangel leidet; wenn ihm Geist und Herz verkümmert, so daß sein Leib zum Sarge seiner Seele wird – habt ihr das Recht, es darum zu verachten, darum zu verabscheuen? Ihr, die ihr allein schuld an diesem Elend seid, ihr, die ihr in eurer Geistes- und Herzensschwelgerei nie daran denkt, daß es Millionen Menschen gibt, die nichts denken und nichts fühlen; ihr, die ihr nur für eure Geistesverwandten lebt, nur einander, der Gebildete dem Gebildeten, zu gefallen sucht; abwechselnd beieinander schmaust, euch untereinander zu belehren, zu vergnügen sucht; nur für euch dichtet, für euch malt, für euch philosophiert, ersinnt, erfindet

und rot werdet, wenn man von einem eurer Geisteswerke rühmt, es sei ein angenehmes und nützliches Volksbuch? ... Aber eine Zeit wird kommen, wo das Volk auch seines geistigen Hungers wird bewußt und satt werden und die Quelle seines Elends entdecken wird; und dann wird es über euch, schöne Geister, herfallen, eure Bücher verbrennen und die prunkvollen Häuser mit, in welchen sie aufgestellt sind. Das Blut wird in Strömen fließen, und die Tintenströme werden vertrocknen. Dann wird eine Zeit kommen, die ihr Barbarei nennen werdet. Aber sie wird sein, wie jene alte Zeit, da die nordischen Barbaren in das bis zur Unmenschlichkeit gebildete Rom einfielen, seine Weisen verspotteten, seine Bibliotheken verbrannten, seine Kunstwerke zerschlugen und zur Offenbarung brachten, daß es einen Gott gebe, der mehr wisse als die Gelehrten und weltklüger sei als die ränkevollsten Staatsmänner. So wird aus der Asche einer verbrannten Welt sich zum zweiten Male ein verjüngstes Geschlecht erheben. Eure Nachkommen aber werden euch fluchen, daß sie das Glück der künftigen Geschlechter mit einem Jammer bezahlen mußten, den ihr, wenn weiser, gerechter und menschlicher, ihnen hättet ersparen können.

[21.]*

22.

Große Päpste, die aus dem niedrigsten Volke hervorgegangen: Hildebrand, Hadrian IV., Benedict XI., Benedict XII., Johann XXII., Urban IV., Hadrian VI., Sixtus IV., Nicolaus IV., Sixtus V.

* Unter den in der vorliegenden Ausgabe nicht wiedergegebenen Nummern der *Studien* befinden sich in dem den Herausgebern nicht zugänglich gewesenen Manuskript laut J. Dresch ausschließlich Auszüge aus den von Börne unter S aufgeführten Werken.

23.

Es kann nie in einem Staate dahin kommen, daß die Majorität die Minorität unterdrücke; denn da solche Usurpationen nur den Eigennutz zur Quelle haben, so kann kein solches Land die Majorität dauernd zusammenhalten, weil das, was einer Minorität entzogen werden kann, nicht hinreicht, die Begehrlichkeit der Majorität zu befriedigen.

24.

Wenn man das Volk, wie dieses in allen monarchischen Staaten geschieht, als ein wildes Tier betrachtet, das man nicht arg, nich fest genug verwahren, nicht streng genug bewachen könne, so wird es zum wilden Tiere, wenn einmal sein Käfig sich auftut. Die beleidigten Rechte der Natur rächen sich immer, früher oder später, und vergelten Gleiches mit Gleichem. Ein Volk, das sich frei macht, begnügt sich mit der ihm gewordenen Freiheit nicht, sondern nimmt wucherliche Zinsen für die Jahrhunderte der Entbehrung.

C

Die Bürgerschaft

Fr. Revolution. — Die französische Revolution nur zum Vorteil der Bourgeoisie. Sooft diese sich zu schwach fühlte gegen die Monarchie und den Adel, rief sie das Volk zu Hülfe, nach dem Siege stieß sie es zurück. Schon damals aber schien das Volk den Egoismus der Bourgeoisie zu begreifen.
In einer Anklageschrift von 1793, die in Paris in ungeheuerer Menge verbreitet wurde und worin man das Volk gegen die Klubs und den National-Konvent aufzuwiegeln suchte, heißt es: *Réveillez-vous, républicains!*

pardonnez à l'ancien mépris des bourgeois, puisqu'aujourd'hui ils sont disposés à vous secourir et vous aimer!
Ralliez-vous donc au peuple industrieux et aux bourgeois pour faire une guerre implacable aux brigands qui vous séduisent et vous égarent! (Rapport fait à la convention au nom du comité du salut public par Saint-Just, le 8 juillet 1793. (S. *Œuvres de Saint-Just,* p. 125).
Allgemeines. – Sooft die Freiheit einen Sieg über die Macht errungen und die bestehende Ordnung der Dinge umgestoßen, fing diese zur neuen Macht, zur neuen Ordnung gewordene Freiheit von der mäßigen Benutzung des Siegs, von der weisen und rechten Mitte zu reden an. Das hieß überall: mit der Freiheit, die wir erlangt, begnügten wir uns, und die anderen, die sie nicht erreicht, sollen sich mit unserer Freiheit begnügen.
Über ein Meer von Blut mußte die Bürgerschaft setzen, ihre Freiheit von der Monarchie und dem Adel und der Geistlichkeit zu holen. Soll das Volk auch über ein Meer von Blut seine Freiheit von der Bürgerschaft holen? – Der letzte Tag des Volks ist auch der letzte Tag der Bürgerschaft.
Beim Adel gingen Reichtum und Macht aus dem Ansehen hervor; beim Bürger umgekehrt folgten Ansehen und Macht dem Reichtum.
Warum die Monarchie keine Stütze bei der Bürgerschaft suchen kann . . . Man ist tapfer, wenn man für sein Vaterland, für Weib und Kind, für die Ehre streitet, man ist nicht tapfer für seinen Gewürzladen und den Kurs der Renten. Man kann den Aristokratismus nur durch den Radikalismus besiegen. – *Juste milieu* ist recht, aber im *Juste milieu* für alle. – Nach und nach die Freiheit, aber nicht nach und nach die Gleichheit. – Die Freiheit der Privilegierten ist nur durch die Gleichheit aller gesichert. – Die Bürger werden nicht Zeit haben, alle Ver-

brechen und Torheiten des Adels durchzumachen. – Ich glaube, daß kein Mann von Ehre und Gefühl, wenn er der traurigen Wahl nicht ausweichen kann, sich der Vorherrschaft des Geldadels oder des Geburtsadels zu unterwerfen, sich nur eine Minute bedenken wird. – Vergoldete Lächerlichkeit der Börsenpatrizier. –
Dürfte das Gesetz irgendeine Ungleichheit zwischen den Staatsbewohnern einführen, dann müßten gerade die Armen Vorrechte haben, um sie gegen die Macht zu schützen, die sich der Reichtum immer anzueignen weiß. Die Feinde der Gleichheit, die Freunde und Verteidiger der Vorrechte der Aristokratie pflegen zu sagen: „die Natur selbst habe die Menschen ungleich gemacht!" Und daraus folgern sie die bürgerlichen Vorrechte des Adels, des Reichtums, der Bildung! Grade das Gegenteil folgt daraus. Weil die Natur die Menschen ungleich gemacht, muß das Gesetz diese Ungleichheit so viel als möglich wieder gutmachen. Wie, weil die Natur, das Glück einen Menschen an Macht, an Geist, an Reichtum, an Talenten, an Adel des Wissens über seine Mitbrüder erhoben, soll das Gesetz ihn durch Vorrechte noch mehr erheben über die Niederen? Soll das Gesetz, die Vernunft, eine Schmeichlerin der Launen der Natur, eine Dienerin des Glücks, des blinden Zufalls sein? ... Weil die Reichen am meisten zu verlieren hätten, bei Erhaltung der Ordnung am meisten interessiert wären, darum gebühre ihnen die Gesetzgebung, ihnen die Macht? Grade umgekehrt. Die Reichen ertragen jeden Despotismus, kapitulieren mit jedem Feinde, um ihren Besitz zu retten; sie opfern ihren materiellen Interessen die Freiheit auf, welche die Beschützerin der materiellen Interessen ist; nur um die Ruhe des Genusses zu sichern für den gegenwärtigen Tag, zerstören sie nicht bloß die Freiheit, sondern auch ihre eigenen materiellen Interessen. Weil sie Besitz zu verlieren haben, opfern sie die

Freiheit dem Besitze, d. h. das Eigentum aller ihrem eigenen auf, um endlich nach Verlust der Freiheit, ohne Schutz gegen die Habsucht und die Gewalt der Machthaber, auch das Eigentum zu verlieren.

Freilich unmöglich gewesen, von den Vorrechten des Adels auf einmal zu der Gleichheit des ganzen Volkes überzugehen. Die demokratische Gleichheit in den feindlichen Ankämpfungen, die sie zu ertragen hatte und noch lange zu ertragen haben wird von den ehemalig Privilegierten, würde nach einer Niederlage völlig zugrunde gehen, wenn nicht die freie Bürgerschaft ihr gleichsam zur Feste diente, in welche sie sich zurückziehen kann. Aber diese Wahrheit kann nur dazu dienen, die trüben Erscheinungen unserer Zeit, die so langen und blutigen Kämpfe, die noch traurige Zukunft, der wir entgegengehen, zu erklären, uns Trost dagegen zu geben, aber sie kann nicht dienen, die Selbstsucht der Bürgerschaft zu entschuldigen. Denn die Befestigung ihrer eigenen Freiheit ist ihr Zweck, nicht Mittel. Sie wird nie ihre Rechte freiwillig mit dem Volke teilen; sie wird es immer in Unterdrückung zu erhalten suchen und nicht eher den Kampf aufgeben, als bis sie ihre Niederlage dazu zwingt.

Die Lasten und Torheiten der Fürsten fallen von diesen auf den Adel, von diesem auf die Bürgerschaft hinab. Die Pariser Geldaristokraten haben jetzt schon einen großen Teil der Lächerlichkeiten des französischen Adels.

Französische Revolution. – Die Bürgerschaft hat freilich die Revolution durch ihren Geist, ihre Kenntnisse, ihren Reichtum herbeigeführt; aber ohne das Volk wäre sie nie zustande gekommen. Das Volk war die Miliz der Bürgerschaft, sie allein kämpfte. Aber nach dem Siege dankte die Bürgerschaft das Volk ab, und die Beute des Siegs behielt sie [bei Börne irrtümlich: es] für sich allein.

Robespierre, Saint Just und die übrigen reinen Anhänger der Gleichheit ahndeten zwar früher den Egoismus der Bürgerschaft, doch hatten sie nie eine klare Vorstellung von diesem neuen Scheine des politischen Aristokratismus. Darum hielten sie alle jene neuen Aristokraten für Freunde der alten königlichen Aristokratie und warfen ihnen oft vor, sie hätten, Verräter der Revolution, sich an den Hof verkauft, wie ein Lafayette. Die Nationalgarde handelte im Geiste der Bourgeoisie. (Den Tag vom 17. Juli 1791 – *Œuvres de Saint-Just*, p. 21).
Der Weg, den die französische Revolution in ihrer nächsten Epoche verfolgen wird, läßt sich aus der Federzeichnung der politischen Ingenieure klar vorraussehen. Zwei verschiedene und sich entgegengesetzte Parteien, die jetzt schon keimen, werden sich verderblich entfalten, die, welche gegenwärtig durch den *National* und durch die *Tribune* repräsentiert werden. Beide vereinigt wollen die Republik und werden unter einer Fahne kämpfen, das Königtum umstürzen, dann aber werden sie sich selbst bekämpfen. Und der Ausgang wird sein, daß die eifrigste republikanische Partei den Sieg über das Königtum entscheiden, die minder eifrige aber ihn allein benutzen wird. Der *National* will Republik, auch größere Freiheit, d. h. weniger gesetzlich beschränkte, d. h. grössere Ausdehnung der Menschenrechte. Die *Tribune* aber allein will Gleichheit im Geiste der alten Jakobiner. Der *National* wird das Wahlrecht ausdehnen, die Wählbarkeit, den Zensus vermindern, die Kapazitäten unabhängig vom Zensus zu polit. Rechten erheben. Dieser Partei werden sich die Gebildeten anschließen und die jetzt vorherrschende Bürgerschaft. Die *Tribune* will Gleichheit des ganzen Volks. Die Partei des *National* sucht republikanische Gesinnung durch die Diskussion zu verbreiten, die der *Tribune* will die Gewalt der Überzeugung zur Verbündeten geben. Die Partei des *National*

hat sich seit 1830 ruhig verhalten, die der *Tribune* mehrmals gewaltsamen Umsturz des Bestehenden durch Aufruhr versucht. Ihr ist die Republik nur Mittel zur Freiheit, dem *National* ist sie Zweck und zu viel im Vorteil der Freiheit. Sie hat die Republik im Kopfe, die *Tribune* im Herzen. Bei dieser ist Gesinnung, was der anderen nur Meinung ist. (Gehört zur Rubrik: *Französische Revolution überhaupt.* E.)

M. Necker qui ne voyait l'esprit public que dans le crédit public (erreur assez commune aujourd'hui en Europe) n'avait pensé ni aux grands ni au bas peuple. Fondant sa popularité sur les bourgeois, les marchands, les avocats, les gens de lettres et les classes mitoyennes de la nation, il voulut tout faire poeur eux. Mémoires de Weber, Vol. 1, p. 420.)

Die reichen Handelsstädte, Nantes, Marseille, Lyon, waren nach Erlangung der Bürgerfreiheit contrerevolutionär; gegen den Berg im Konvent, von der Partei der Girondisten (s. Kapitel, *die Girondisten überhaupt* und Nr 7.)

1.

Die Bourgeoisie in Frankreich hat in der Revolution von 1830 ihren Kampf siegreich geendet; sie ist von der Monarchie anerkannt. Egoistisch wie sie ist, kaufmännisch monopolitisch, kümmert sie sich der Freiheit ihrer Standesgenossen in anderen Staaten nicht und sieht eher darin eine schädliche Handelskonkurrenz. Der Adel ist verbündet in allen Ländern; er hatte eine gemeinschaftliche Religion. Aber die Aristokratie des Geldes hat kein Glaubensprinzip. Die französische Bourgeoisie will keine Propaganda zur Befreiung andrer Völker. Wenn aber einmal das Volk in Frankreich die

Bourgeoisie der Gerechtigkeit unterworfen haben wird, dann kann und wird es die Freiheit auch anderen Völkern bringen.

2.

S. *Franz. Revolution überhaupt* Nr. 20.

3.

S. *Paris und Frankreich.* Nr. 1.

4.

Es wird dem Volke noch leichter fallen, die Bürgerschaft aus ihren Verschanzungen zu verjagen, als es dieser einst fiel, die Feste des Adels zu zerstören. Letztere lag auf einer Anhöhe, und hätte der Adel sich dort eingeschlossen gehalten, und wäre nicht so unachtsam gewesen, zu den Bürgern herabzukommen, hätte er sich noch lange behaupten können. Die Bürger hatten eigentlich nur unverteidigte Mauern zu ersteigen. Aber die Festung der neuen Geldes- und Geistesaristokratie liegt in der Ebene, hat einen zu großen Umfang, kann von zu vielen Seiten angegriffen werden, und auf die Tapferkeit der Besatzung ist wenig zu rechnen.

5.

Ein Haus, das Stockwerk hat, muß Treppen haben. Will die Bürgerschaft das Volk unter sich sehen, muß sie auch Stufen über sich dulden, und so wird sie selbst zum Volke und von oben herab mehr verschmäht, als das tiefere Volk, das durch seine Zahl und Macht Achtung gebietet.

6.

M. Thiers: „Il faut se garder de faire sortir le pouvoir des limites de cette classe moyenne, si sage, si modérée,

si amie de l'ordre et des lois, parce qu'en dehors de la classe moyenne il n'y aurait que des pouvoirs d'un jour." (Äußerung des Ministers des Innern in der Sitzung der Kammer vom 5. Dez. 1834).

D

Robespierres Leben und Wirken

Robespierre (Maximilian Joseph), 1759 in Arras geboren. Er war der Sohn eines Advokaten „*au Conseil d'Artois*". In seinem siebenten Jahre verlor er seine Mutter. Sein Vater, wie betäubt durch den Verlust seiner geliebten Gattin, ging in die Fremde, um Erleichterung für seinen Schmerz zu suchen; er reiste ab und kehrte nicht wieder. Er starb auf der Reise.

Robespierre hatte einen Bruder und zwei Schwestern, die jünger waren als er; er und sein Bruder wurden von Verwandten gepflegt und erzogen. Er begann seine Studien im Collège von Arras.

Seine Tanten kannten den Abbé de Saint-Vast; sie gewannen ihn für ihren Neffen. Er verschaffte dem jungen Robespierre ein Stipendium *(bourse)* am Collège Louis-le-Grand in Paris. Robespierre war damals 11 Jahre alt. Robespierre wurde einem Herrn de la Roche, Kanonikus von Paris *(Chanoine de Paris)* empfohlen, mit dem er etwas entfernt verwandt war; er schloß sich ihm an und achtete ihn wie einen Vater. De la Roche leitete seine Studien und munterte ihn durch seine Ermahnungen auf; er hatte für seinen jungen Verwandten, wegen der guten Anlagen, die er an ihm bemerkte, eine lebhafte Anhänglichkeit. De la Roche starb. Robespierre setzte seine Studien emsig fort. Er machte reißende Fortschritte und erlangte fast alle ersten Preise. Er genoß die Liebe und Achtung seiner Lehrer, und seine Kameraden liebten ihn wegen seines ungemein sanften Wesens. Er

liebte und suchte die Einsamkeit. Er war von Natur nachdenkend, sprach wenig und immer geneigter, den Meinungen andrer beizupflichten als seine eigene geltend zu machen. Während der ganzen Zeit, die er im Collège Louis-le-Grand zubrachte, hatte er keinen einzigen persönlichen Streit mit seinen Kameraden. Wenn er mit den ältesten zuweilen Händel hatte, so geschah es immer nur, wenn diese ihre Kraft mißbrauchten, die jüngeren neckten und mißhandelten. Dann warf sich Maxim. zum Beschützer und Verteidiger des Unterdrückten auf; er sprach zu seiner Gunst, und wenn seine Worte unwirksam blieben, entschied die Faust die Frage.

Nach seinen vollendeten Schul- und Rechtsstudien ward er beim Pariser Parlament als Advokat aufgenommen *(avocat au parlement de Paris).*

Als Robespierre das *Collège Louis-le Grand* verließ, bat er, daß sein Stipendium seinem 5 Jahre jüngern Bruder fortgesetzt verliehen werden möchte. Der Abbé de Saint-Vast, der darüber zu verfügen hatte, gewährte ihm seine Bitte.

Er ließ sich zu Arras in seiner Familie nieder. Sein erster Auftritt in seiner Advokatenlaufbahn *(dans le barreau)* zog alle Blicke auf ihn. Was ihn besonders hervorhob, war nicht sein übrigens seltenes Talent als seine Achtsamkeit, nur gerechte Händel zu übernehmen und diejenigen auszuschlagen, die ihm der Billigkeit zuwider schienen. Er plädierte in vielen wichtigen Streithändeln, wo er eine große Überlegenheit entwickelte. Mit der ihm eigenen Beredsamkeit des Herzens verband er eine seltene Uneigennützigkeit. Robespierre war der Advokat der Armen, und weit davon entfernt, eine Vergeltung von ihnen zu fordern, unterstützte er sie noch oft. Man sah Robespierre zwischen den zwei Rechtsstreitenden *(plaideurs)* gestellt, die beide in ihn drangen, ihre Sache

zu übernehmen; der eine war reich und mächtig, aber seine Ansprüche waren nicht gegründet, der andere besaß nichts als die Gerechtigkeit seiner Sache. Er schlug den Reichen und Mächtigen nieder *(foudroyait),* und der, dessen Sache gerecht war, gewann den Sieg.

Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Metz hatte die Preisfrage aufgegeben: „Woher entspringt die Meinung, welche einen Teil der Schande, die mit den entehrenden Strafen eines Verbrechers verbunden ist, auf alle Mitglieder der nämlichen Familie ausdehnt? Ist diese Meinung mehr schädlich als nützlich?" Robespierre bewarb sich um den Preis, und seine Abhandlung wurde gekrönt. Die zweite Frage entschied er bejahend. Die Akademie von Amiens hatte das Lob Gressets *(l'Eloge de Gresset)* zum Gegenstande einer Preisbewerbung gewählt. Auch hier war er Sieger.

Robespierre wurde zum Mitgliede des Kriminalgerichts von Arras von dem Bischof der Stadt, der über die Stelle zu verfügen hatte, ernannt. In der Verwaltung dieses schwierigen Amtes zeigte er die strengste Rechtlichkeit. Aber es war für eine so empfindsame Seele, wie die seinige, nicht geeignet, sooft er eine Verdammung auszusprechen hatte, war er in Todespein *(au supplice).* Eines Tages hatte das Gericht, dessen Mitglied er war, über einen Mörder Recht zu sprechen; die Todesstrafe wurde gegen den Schuldigen erkannt, und Robespierre, den die überzeugendsten Beweise die Todesstrafe auszusprechen zwangen, kam, Verzweiflung im Herzen, nach Hause; zwei Tage lang verweigerte er alle Speise und sagte unaufhörlich: „Ich weiß wohl, daß er schuldig ist; es ist ein Bösewicht; aber einen Menschen umbringen! . . ." Er konnte diesen Gedanken nicht ertragen. Endlich, um nicht mehr in die Lage zu kommen, einen seinesgleichen auf das Blutgerüst zu schicken, gab er sein Richtamt auf.

Robespierre führte ein sehr stilles und ruhiges Leben, seine Zeit war zwischen seinen Advokatenbeschäftigungen und seinem Studierzimmer geteilt. Er arbeitete viel, und das Studium war sein Lebenselement. Die Abende widmete er seiner Familie; aber seine Schwestern und Tanten machten ihm den Vorwurf, daß er oft in Gedanken und zerstreut sei und immer nur mit einer ernsten, sich nie entwurzelnden Stirne in ihren Kreis käme. In einem Sessel sitzend, den Kopf auf dem Arme gestützt, brachte er stundenlang im Nachdenken zu und blieb allem, was um ihn gesprochen wurde, völlig fremd. Doch zuweilen überließ er sich einer ausgelassenen Lustigkeit, lachte aus vollem Herzen und nahm an allen Spielen teil.
Robespierre war bei den Frauen liebenswürdig und ward von ihnen geliebt. Einige von den Freundinnen seiner Schwestern faßten eine Leidenschaft für ihn; eine derselben erhielt seinen Vorzug, und er würde sie wahrscheinlich geheiratet haben, hätte nicht die Berufung der Generalstände, die ihn auf den Schauplatz der Politik warf, alle seine Entwürfe zu häuslichem Glücke beseitigt.
Sein Stand als Advokat brachte Robespierre mit einer Menge Personen jener Klasse in Verbindung, die man den gebildeten Stand nennt *(gens comme il faut)*, die ihn aufsuchten und sich glücklich schätzten, ihn in ihrer Gesellschaft zu sehen. Er wurde damals von der Aristokratie von Arras geliebkost und geehrt. Während der 8 Jahre, die zwischen seiner Rückkehr von Paris und seiner Abreise zu den Generalstaaten verflossen, stand Robespierre mit mehreren bezeichneten Männern Arras' in freundschaftlicher Verbindung ... Er erregte Haß und Feindschaft in den Herzen dieser Männer. Wenn man Robespierre sagte, daß er Feinde habe, wollte er es nicht glauben. Was habe ich ihnen getan? sagte er ... Es gab Menschen, die Robespierres Feinde waren, weil

er in der Straße an ihnen vorübergegangen, ohne sie zu grüßen.
Robespierre war Mitglied der Akademie zu Arras und einer literarischen Gesellschaft, die aus Gelehrten, Magistrats- und Militärpersonen gebildet war. Man las dort Poesie und Verse vor, beurteilte die Schriftsteller und ihre Werke und hielt fröhliche Mahlzeiten.
Er war ein Feind aller Ausschweifungen und befliß sich großer Mäßigkeit. Er war sanft, von gleichförmiger Gemütsart und gar nicht anmaßend; er gab sich allem hin, was man wollte; seine Tanten, wenn sie von ihm mit seinen Schwestern sprachen, sagten oft: „Euer Bruder ist ein Engel; er hat alle moralischen Tugenden, auch er ist gemacht, der Narr *(dupe)* und das Schlachtopfer aller Schlechten zu werden!"
Sein Bruder, Augustin, hatte von Natur vielleicht größere Anlagen als er, allein er hatte eine unbesiegbare Abneigung gegen die Studien. Er war dem Müßiggang ergeben und scheute die Arbeit. Maximilian machte ihm oft Vorstellungen, ermahnte ihn zur Tätigkeit, sich eine Beschäftigung zu geben und den jungen Leuten so verderblichen Müßiggang zu meiden. Augustin, von seinem Bruder angespornt, schloß sich in sein Zimmer ein, umgab sich mit Büchern und machte sich an die Arbeit. Aber nach wenigen Tagen gewann seine angeborene Neigung wieder die Oberhand, und er überließ sich von neuem seiner verderblichen Faulheit. Alle, die beide Robespierres gekannt, stimmen darin überein, der jüngere hätte sich höher als sein Bruder erhoben, wenn er wie er tätig gewesen wäre und mit seinen natürlichen Anlagen erworbene Kenntnisse verbunden hätte. Übrigens glich Augustin am Herzen ganz seinem Bruder. Er liebte ihn und wollte ihn und die Freiheit nicht überleben.
Robespierre war von mittlerer Gestalt; er war mager und von schwächlicher Leibesbeschaffenheit *(complexion)*.

Er hatte wenig Gesichtsfarbe *(le teint peu coloré)*, offene Stirn *(le front découvert)* und etwas hervorstehende Backenknochen *(les pommettes un peu saillantes)*. Sein Gesicht war ernst und verriet Sanftmut und Güte. Wenn er sprach, war ein Lächeln auf seinen Lippen. Er war immer zwar sehr einfach, aber äußerst reinlich und sehr sorgfältig gekleidet *(extrême propreté ... recherche particulière)*. Seine Haare waren sorgfältig frisiert und gepudert, und er zeigte immer viel Eleganz in seinem Anzuge. Als die ausschweifenden Revolutionäre die rote Mütze aufsetzten und die Carmagnole sangen und so den Zynismus der Sprache mit dem Zynismus der Kleidung verbanden, hatt sie Robespierre mit Energie mißbilligt und durch die anständige Haltung (Anstand seines Betragens) gegen ihre Schamlosigkeit *(dévergondage)* protestiert. Robespierre hatte einen festen Charakter, einen starken Willen und eine unerschütterliche Überzeugung.
Robespierre war 30 Jahre alt, als er zum Deputierten bei den Generalstaaten ernannt wurde. Seine Wahl litt einigen Widerspruch von gewählten Menschen, die an seinen Schriften und gerichtlichen Reden Ärgernis genommen. Seine Äußerungen kamen ihnen seltsam vor. Er sprach von Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit, Vaterland. Robespierre war ihnen ein unruhiger Kopf, ein verbranntes Gehirn; aber die große Mehrheit der Bewohner von Arras dachte anders, und Robespierre wurde unter dem Beifall seiner Mitbürger gewählt.
Den 30. Sept. 1791 trennte sich die konstituierende Versammlung, um der legislativen Versammlung Platz zu machen. Während der Dauer der konstituierenden zeigte sich Robespierre im Privat- wie im öffentlichen Leben. Seine Kollegen in der Nationalversammlung nannten ihn den Unbestechlichen. Man suchte ihn zu gewinnen; Mirabeau sagte: „Man wird es nicht dahin bringen; es

ist verlorene Mühe, Robespierre zu bestechen (verführen: *corrompre)*; dieser Mensch hat keine Bedürfnisse, er ist mäßig und hat zu einfache Sitten."
Robespierre hatte in der *rue Saintonge* im Marais eine sehr bescheidene Wohnung, die er mit einem jungen Freunde teilte; er führte eine Junggesellenwirtschaft und speiste bei einem Restaurateur. Er besuchte das Theater, aber selten, und den größten Teil seiner Zeit, die er nicht in der Nationalversammlung zubrachte, widmete er der Arbeit.
Der Briefwechsel mit seiner Familie war eine seiner liebsten Beschäftigungen. Nach dem Tode seiner jüngeren Schwester wendete er alle seine Zärtlichkeit der älteren zu. Er schrieb ihr oft: „Nach dem Vaterlande bist du es, das ich am meisten liebe!" Er knüpfte freundschaftliche Verhältnisse mit mehreren Constituants, besonders aber mit Pétion an, seinem Mitbewerber um die Volksgunst. Pétion und Robespierre wurden zu gleicher Zeit, jener zum Maire von Paris, dieser zum öffentlichen Ankläger ernannt. An dem Tage, wo im Marsfeld das Volk niedergemetzelt wurde, machte Robespierre die Bekanntschaft der Familie Duplay. Er kam von dem Schauplatz dieser Greuelszenen zurück; eine große Menge Volks, die sich um ihn her drängte, den Verteidiger des Volks zu sehen, umgab ihn. Als er durch die *rue St. Honoré* an dem Hause Duplays, eines Schreiners, vorbeiging, trat dieser zu Robespierre und bat ihn dringend, bei ihm einzutreten, um sich auszuruhen. Robespierre nahm es an und ward der Gegenstand der gefälligsten Aufmerksamkeit seiner Frau und Töchter. Er speiste bei Duplay, der ihn den ganzen Tag bei sich behalten wollte und der ihn auch die folgenden Tage behielt. Die Familie Duplay zeigte ihm die größte Teilnahme; er fand in ihrer Mitte die Sorgfalt, die er, seit er Paris bewohnte, entbehren mußte, und er war von seinen Schwestern und Tanten

an tausend feine Aufmerksamkeiten gewöhnt, deren er nicht leicht entbehren konnte. Duplay machte ihm den Vorschlag, bei ihm zu wohnen, Robespierre nahm das Erbieten an und ward sein Hausbewohner und Gast. Robespierre ward von der Gesellschaft der Freunde der Konstitution, gleich von ihrem Entstehen an, als Mitglied aufgenommen ... Er wohnte allen Sitzungen der Gesellschaft bei und hielt dort oft Reden.
Nach dem Schlusse der konstituierenden Versammlung macht Robespierre eine Reise nach Arras; er hatte seine Familie von dem Tage seiner Ankunft benachrichtigt und sie gebeten, ihn geheimzuhalten. Seine Schwester, sein Bruder und eine Dame ihrer Bekanntschaft kamen ihm bis Bapaume, einer 5 Stunden von Arras gelegenen kleinen Stadt entgegen. Er kam diesen Tag nicht an; aber schon hatte sich in seinem Geburtsorte die Nachricht von seiner Rückkehr verbreitet; eine große Menge Menschen erwartete ihn am Tore von Arras; sobald sie den Wagen gewahrte, in dem Robespierres Bruder und Schwester ihm entgegengefahren waren, erhob sie ein lebhaftes Freudengeschrei in dem Glauben, Robespierre säße im Wagen; das Volk wollte die Tiere ausspannen und den Wagen ziehen. Am folgenden Tage ging Robespierres Familie ihm wieder entgegen und empfing ihn. Die Patrioten von Bapaume, durch die Gegenwart seines Bruders und seiner Schwester von seiner Ankunft unterrichtet, hatten ihm ein glänzenden Empfang bereitet und gaben ihm ein Gastmahl. Nach dem Bankett machte sich Robespierre auf den Weg und wurde von ihnen bis Arras begleitet, wo ihn eine noch größere Menge als den vorigen Tag erwartete. Er stieg am Stadttore aus dem Wagen, damit das Volk, wie es schon die Absicht gezeigt, ihn nicht zöge. Alle Straßen, durch die er kam, um sich nach Hause zu begeben, waren illuminiert; er wurde auf seinem Wege durch einstimmiges

Beifallsgeschrei begrüßt, durch den Ruf: es lebe Robespierre! Es lebe der Verteidiger des Volks! Er suchte vergebens, sich diesen so schmeichelhaften Beifallsbegrüßungen zu entziehen. Seine Feinde machten ihm ein Verbrechen daraus, als hätte er sie hervorgerufen!

Robespierre blieb nur einige Tage in Arras; dann bezog er ein Landhaus in der Nähe der Stadt.

Bald darauf kehrte er nach Paris zurück und übernahm von neuem sein Amt als öffentlicher Ankläger; allein er verwaltete es nur kurze Zeit. Die Stelle mißhagte ihm, und sein Gemüt konnte sich nicht an die peinliche und grausame Pflicht gewöhnen, einen Schuldigen, so schuldig er auch sein mochte, der Strenge des Gesetzes zu überliefern. Er nahm seine Entlassung. Robespierre begann sein Journal, *Der Verteidiger der Konstitution*, herauszugeben. Es erschien alle Freitage.

Die gesetzgebende Versammlung hatte die Wahl eines Nationalkonvents beschlossen, dessen Vereinigung auf den 20. Sept. festgesetzt ward. Die Begebenheiten vom 2. und 3. Sept. wurden von Robespierre nicht gebilligt. Robespierre machte Pétion Vorwürfe, daß er als Maire die Ausschweifungen nicht verhindert. Pétion entzweite sich darauf mit Robespierre, besuchte ihn nie wieder, und sie sahen sich erst im Konvent wieder, wo sie auf entgegengesetzten Bänken saßen.

In Paris wurden 24 Deputierte zum Nationalkonvent gewählt, darunter Robespierre und sein Bruder. Seine Schwester wohnte mit ihm bei der Familie Duplay; er hatte sie nach Paris kommen lassen, weil er sie zu sehr liebte, um sich an ihre Abwesenheit zu gewöhnen. Robespierre, sooft die öffentlichen Angelegenheiten ihm Zeit ließen, ging gern in den *Champs-Elysées* allein spazieren. Eine von Duplays Töchtern, Eleonore, hatte Eindruck auf sein Herz gemacht. Sie erwiderte seine Zuneigung; bei ihr suchte er gern Erholungen von sei-

nen anstrengenden Arbeiten; man sagt, sie wäre ihm verlobt gewesen; ohne die Katastrophe vom Thermidor wäre sie seine Frau geworden. Einer der nächsten Freunde Robespierres, Lebas, Konventsmitglied, hatte eine Schwester Leonorens geheiratet, von der er einen Sohn hatte.

Napoleon, in seinen Denkwürdigkeiten von St. Helena, versichert, in den Händen des jüngeren Robespierre lange Briefe von seinem Bruder gesehen zu haben, worin er die Ausschweifungen der Komission des Konvents in den Provinzen tadelte und sagte, daß sie durch ihre Tyrannei und Gewalttaten die Revolution zu Grunde richteten. *(Las Cases*, t. I, p. 423 u. folg.) Der jüngere Robespierre war damals Kommissionär bei der Armee von Nizza, und Bonaparte, Artillerieoffizier in der nämlichen Armee, stand in genauer Verbindung mit ihm. Als General *en chef*, als Konsul, als Kaiser, legte Napoleon beständig eine große Achtung vor dem jüngern Robespierre an den Tag, und er bewunderte immer den ältesten. Er sagte von dem letzteren, daß er der Sündenbock der Revolution gewesen sei; daß er aufgeopfert wurde, als er ihrem Lauf wollte Einhalt tun; daß die Terroristen ihn überdauert hatten; daß sie alles auf Robespierre geworfen; daß ihnen dieser aber vor seinem Tode geantwortet, daß er an den letzten Hinrichtungen keinen Teil gehabt und daß er seit sechs Wochen nicht in das Comité gekommen sei.

Robespierre hatte eines Tages eine Unterredung mit Marat. Der letztere warf ihm seine Sanftmut und seine Mäßigkeit gegen die Aristokraten vor. Robespierre machte Marat den entgegengesetzten Vorwurf: „Du kompromittierst die Revolution", sagte er ihm, „du machst sie verhaßt, indem du unaufhörlich Köpfe forderst." Marat antwortete ihm: „Robespierre, ich beklage dich, du kannst dich nicht zu mir erheben *(tu n'es pas à ma hau-*

teur)." „Es täte mir sehr leid, auf deiner Höhe zu stehen", erwiderte Robespierre. – „Du begreifst mich nicht", erwiderte Marat, „wir werden nie nebeneinander gehen können." – „Das ist möglich, und die Angelegenheiten werden dann um so besser stehen", sagte Robespierre. – „Ich bedaure, daß wir uns nicht verstehen können", fügte Marat hinzu, „denn du bist der reinste Mensch im Konvent."

Robespierre stellte Fouché de Nantes und Collot d'Herbois wegen ihres Betragens zu Lyon heftig zur Rede. Der erste kam zu Robespierre nach seiner Rückkehr von Lyon, welche Stadt er mit Trauer erfüllt. Robespierre nahm ihn kalt auf und sprach mit Strenge und Entrüstung zu ihm. Fouché suchte sich zu entschuldigen, Robespierre nahm seine Entschuldigungen nicht an und überhäufte ihn mit niederschmetternden Vorwürfen; sie trennten sich und Fouché ward seitdem sein unversöhnlicher Feind. Tallien, Vadier und einige andre, die an dem Komplott des Thermidor teilgenommen und gleich Fouché und Collot sich durch blutige Exekutionen hervorgetan, wurden gleichsam von Robespierre heftig getadelt und wurden gleichfalls seine heftigsten Gegner.

Es gab mehrere Männer, für welche Robespierre eine lebhafte Freundschaft fühlte; zu diesen gehörte Couthon und besonders Saint Just. Er hatte Pétion, Danton, Camille Desmoullins geliebt, aber seine Freundschaft für sie erlosch, als er sie von dem Wege der guten Grundsätze abweichen sah, und als er sie in den Reihen sah, die ihm entgegengesetzt waren.

Als die Dantonisten gefangen wurden, ging Robespierre in das Gefängnis des Luxembourg und wollte mit Camille Desmoulins sprechen, um ihn zu flehen, auf den rechten Weg zurückzukehren und sich der revolutionären Regierung anzuschließen. Camille verweigerte hartnäckig, ihn zu empfangen, und Robespierre ging mit

zerrissenem Herzen fort. Kurz nach der Hinrichtung der Dantonisten wollte ein gewisser Ladmiral Robespierre ermorden. Nachdem er, ihn zu treffen, einen ganzen Tag vergebens auf ihn gewartet, wendete er seine Wut gegen Collot d'Herbois, feuerte eine Pistole auf ihn ab und fehlte ihn. Den folgenden Tag kam ein junges Mädchen namens Cécile Renault in Robespierres Wohnung und wollte ihn sprechen. Sie war mit zwei Messern bewaffnet. Man arretierte sie; aus ihren Antworten ging hervor, daß sie Robespierre ermorden wollte.

Bei Gelegenheit des Festes des höchsten Wesens *(fête de l'Etre Suprême)* brach die Wut seiner Feinde gegen Robespierre los. Man beschuldigte ihn, den alten Aberglauben wiederherstellen zu wollen. Man beschuldigte ihn, nach der Diktatur zu streben, weil er als Präsident des Konvents, zu welchem Amte man nur auf 14 Tage ernannt wurde, dem Feste präsidierte. Das Fest des höchsten Wesens fand am 8. Juni 1794 (20. Prairial) statt. Der Konvent begab sich in Masse *(en corps)* auf das Marsfeld, wo das Fest gefeiert wurde. Während dem Zuge merkte Robespierre, der von Natur sehr zerstreut und in diesem Augenblick sehr in Gedanken war, nicht, daß seine Kollegen, die ihm erst zur Seite gingen, vorsätzlich nach und nach hinter ihm blieben und daß er ganz allein fünfzehn Schritte vor ihnen voraus war.

Seit den letzten Tagen des Prairial bis zum 9. Thermidor ging Robespierre nur selten in den Konvent. Den 8. Thermidor erschien er im Konvent und hielt eine Rede, die drei Stunden dauerte, ohne Eindruck. Am 9. Thermidor begaben sich die Jakobiner in die Pariser Kommune. Ihre Verteidiger verließen das Stadthaus, als Barras an der Spitze der Truppen des Konvents eindrang. Robespierre der jüngere und Henriot stürzten sich zum Fenster hinaus. Lebas tötete sich mit einem Pistolenschuß. Robespierre der ältere wollte Lebas nachahmen,

verwundete sich aber bloß. Couthon und Saint-Just, unerschüttert, erwarteten den Tod. Man trug sie alle in den Konvent und sie wurden in dem Saal des *Comité du salut public* (Wohlfahrtsausschuß) niedergelegt *(déposés)*. Robespierre wurde wegen seiner Wunde auf einen Tisch gelegt; man legte ihm einen Kasten von Pappendeckel *(carton)* unter den Kopf. Da stießen seine Kollegen beider Comités und die andern Thermidoristen tausend Schmähungen gegen ihn aus. Man sagt, daß sie so schändlich gewesen, ihn mit Federmesserstichen zu peinigen und ihn grausam zu schlagen. Robespierre ertrug die Beschimpfungen mit Ruhe, Würde und Entsagung, er sprach kein Wort. Er litt schrecklich an seiner Wunde. Er ließ keine Klage hören.

Am Morgen des 10. Thermidor brachte man ihn mit Couthon und Saint-Just auf die Conciergerie, wohin man auch Robespierre den jüngern und Henriot, beide mit dem Tode ringend, hingebracht. Robespierres Schwester eilte weinend herbei, ein letztes Mal ihre beiden Brüder zu umarmen. Die Soldaten stießen sie rauh zurück. Sie wurde mit der Familie Duplay gleich darauf arretiert und mußte lange im Kerker schmachten. Robespierre und seine Freunde wurden zum Schafott geführt. Sie starben mutig; 4 Uhr Nachmittags endigten sie ihr Leben *(Œuvres de Maximilien Robespierre, avec une notice historique et des notes par le citoyen Laponneraye* – Tome I, Paris, 1834). (N. B. Auf der Seite des Buchs, wo die Reden beginnen, S. 65, heißt es: *Œuvres choisies de Maximilien Robespierre.*)

1.

Robespierres Reden im Jakobinerklub an dem Tag, wo die Nachricht von der Flucht des Königs nach Varennes in Paris bekannt wurde. (S. Webers Memoiren, II. vol., p. 321–24.)

2.

Beim Ausgang aus der letzten Sitzung der *Assemblée Constituante* (30. Sept. 1791) wurde Robespierre vom Volke im Triumph getragen und erhielt den Beinamen *l'incorruptible* (*Mémoires de Weber*, vol. II, p. 151).

3.–4.

Extraits de Buzot, Mémoires, p. 93. 347. Charakterschilderung Robespierres; R. gegen die Pressfreiheit.

5.

Robespierre Volkstribun: sieht bei allen Gesetzvorschlägen darauf, ob nicht die *droits de l'homme* verletzt werden, wacht ebenso sorgfältig darauf, daß kein Gesetz als daß kein Staatsbeamter tyrannisch werde. (S. Rede 3.)

8.

Robespierre in seinen Reden ist manchmal dunkel oder verworren, oft zu nachlässig; aber ich glaubte mir bei der Übersetzung derselben nicht erlauben zu dürfen, ihn klarer und verständlicher zu machen, noch, was der reiche Stoff so leicht gemacht hätte, ihm mehr Schmuck zu geben, weil dieses die Eigentümlichkeit seiner Redekunst, die mit dem Geiste und dem Charakter des Redners so genau zusammenhängt, verwischt hätte. Seine langen Sätze und ausatmenden Perioden ermüden endlich die stärkste Aufmerksamkeit. Seine Erfahrung über die Verderblichkeit der Menschen drang ihm die fixe Idee von ihrer allgemeinen Verdorbenheit auf, und diese gab ihm einen Argwohn, den er im gesetzgebenden Körper und außerhalb mit der größten Schonungslosigkeit aussprach. Ein solcher Mann konnte nur die wenigen zu Freunden haben, die ihm glichen. Seine politische Hypochondrie mußte ihn auch den Nachsichtsvollsten unleid-

lich machen. Nicht ängstlich überall Gefahren der Freiheit sehen, sie nicht jeden Augenblick befürchten, galt bei ihm für Gleichgültigkeit oft und für Widerwillen gegen die Freiheit. Er verlangte für die Freiheit eine solche Schutzwehr, die, wenn erreichbar, ihr zum Gefängnis werden würde. Mit orientalischer Eifersucht möchte er sie in einen Harem sperren und sie von einer Nation von Eunuchen bewachen lassen. Er vergaß, daß, wenn die Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft so wären, wie er sie haben wollte, es gar keines Staates, keiner Gesetze, keiner Regierung bedürfte; er vergaß, daß der Staat sich begnügen müßte, die Beschädigungen und Bedrohungen der Freiheit zu bestrafen; wenn er seinen Befürchtungen so weit nachgibt, solchen Vergehungen zuvorzukommen, die Freiheit selbst zu jener schmachvollen Polizei werde, welche überall den Despotismus so sehr schändet. Diese fixe Idee, dieser Argwohn Robespierres trugen viel dazu bei, seine parlamentarischen Reden oft ermüdend und weitläufig zu machen. Kein Gesetz kann ihm genug tun, denn jedes Gesetz tut ihm zuviel; keines kann seine Befürchtungen beseitigen, denn jedes vermehrt sie nur. Er kehrt zum Riegel der Freiheit hundertmal zurück und zieht ihn auf, um nachzusehen, ob er zugeschoben war; er widerlegt sich selbst, um zu erproben, ob seine Gründe haltbar sind. Aber jeder wird dem edlen Robespierre seine Schwäche verzeihen, wenn er bedenkt, daß es der alte Despotismus war, der seinen Argwohn erzeugte; jeder, der weiß, daß Robespierre zu grade und schlicht gewesen, alle Wege, Mittel, List und Schlupfwinkel der Gewaltherrschaft zu kennen, zu begreifen; daß er nur wußte, der Ehrgeiz, die Habsucht, die Herrschsucht seien irgendwo versteckt, lauern irgendwo, aber nicht wußte, an welchem Orte; darum befürchtete er immer und überall.

Die Begeisterung für das Recht, für die Freiheit, für die

Tugend erhob Robespierre nicht selten auf eine lichte Höhe der Beredsamkeit; aber er bewegte sich nie, sich zu erheben. Wenn seine Empfindung stille war, schritt er gelassen und nachlässig auf dem geebneten Wege der Gedanken fort, und nie gebrauchte er jene Redekünste, die oft nur dazu dienen, schlecht gezeichnete Ansichten mit glänzenden Farben zu bedecken. Die Menschen sind gleich töricht, wenn sie halbe, wie wenn sie große Redner bewundern. Die ersten verwunden, die anderen vergiften den Staat, den sie beherrschen.

15.

Robespierre ist ein Ideal, unheilbringendes oder wohltätiges. Unheilbringend, wenn man ihn zum Ziele nimmt; wohltätig, wenn man ihn zum Wegweiser braucht. Wie der Polarstern wird er glänzend am Himmel der Geschichte leuchten, und jede Revolution wird zugrunde gehen, die es vernachlässigt, oder nicht versteht, ihn als Leitstern zu gebrauchen. – Robespierre steuerte stets nach Norden, und um die Abweichung der Magnetnadel bekümmerte er sich nicht.

23.

Es ist komisch, aber zugleich merkwürdig, denn es ist ungemein bezeichnend, daß alle von den Zeitgenossen Robespierres, die seine Gegner waren, und alle Geschichtsschreiber der Revolution, die diese Gesinnung geübt, es als etwas Wichtiges bemerkten, daß Robespierre in seiner Kleidung reinlich und zierlich war. So wenig wußten sie diesen Charakter zu fassen, so wenig verstanden sie, in Robespierre etwas Höheres und anderes zu finden als einen König des Pöbels, als einen Fürsprecher und Verfechter aller der Verworfenheit, Gemeinheit und Unsinnigkeit, mit welchen seit jeher die Auserwählten des Herrn neunzehn Teile des ganzen Menschenge-

schlechts bescheiden und barmherzig ausgestattet – daß es ihnen als eine Ausartung seiner Natur, als ein unerklärliches Phänomen erschien, daß Robespierre nicht schmutzig und zerlumpt umherging und daß ihm keine Läuse auf dem Kopfe herumkrochen. In der Gesinnung jener Menschen, die keine Tugend kennen als die des Geldes, und keinen Wert anerkennen als den, der Reichtum gibt und was man damit erkaufen kann: schöne Kleider und schöne Bildung – ist ein solches Urteil auch ganz folgerecht. Wer einen guten Rock trägt und sich um das verlumpte Volk bekümmert, hat entweder den Rock gestohlen, oder er ist verrückt, oder er hat böse Absichten.

Robespierre mit seinen Todesgenossen waren die ersten und die einzigen in der ganzen französischen Revolution, die ohne Untersuchung, ohne Urteil und ohne alle jene Förmlichkeiten hingerichtet wurden, welche doch selbst die Septembermörder beibehalten. Dieses bezeichnet den 9. Thermidor mehr als etwas.

24.

Es ist kein Unglück ohne Ersatz, verkannt zu werden während seines Lebens; es ist eine Bürgschaft der Wiederauferstehung nach dem Tode. Wer mit den Zeitgenossen fühlt und denkt, stirbt mit ihnen; wer für die Nachkommen, überlebt seine Mitwelt und sich selbst.

25.

Keines von den Häuptern der Terroristen hat seinen Sturz überlebt; es konnte keiner weder schriftlich noch mündlich sich rechtfertigen, als die Zeit kam, wo die beruhigten Gemüter der versuchten Rechtfertigung ihre Aufmerksamkeit nicht versagt hätten. Und weil sie auch nicht, gleich den Girondisten, unter den mitlebenden und nachfolgenden Schriftstellern Verteidiger gefunden,

– denn alle Schriftsteller gehörten jenen höheren Ständen an, die mit dem Ersatze der Revolution zufrieden waren, weil sie ihre Wünsche befriedigt, – erschienen sie, mit der Verkennung und dem Fluche ihrer Zeitgenossen belastet, vor dem Richterstuhl der Nachwelt. Hätten Marat und Robespierre die Tage des bürgerlichen Friedens erlebt, hätten sie wohl manches kundgemacht, das die Schuld ihrer Handlungsweise gemildert und ein reines Licht über ihr ganzes Leben verbreitet hätte.

27.

Strebte auch Robespierre wirklich nach der Diktatur, wie man es ihm vorgeworfen, so war es doch gewiß nicht in der herkömmlichen Bedeutung des Wortes. Die Diktatur wäre ihm ein Oberpriestertum gewesen, zu dem er sich vom Himmel berufen glaubte, weil er sich unter allen Anhängern der Freiheit als der Strenggläubigste fühlte.

29.

„Après tout, quelles que fussent les vues de Robespierre, sa mort était juste. Elle a malheureusement été tardive." (*Mémoires* de Meillan, p. 109, 110).

30.

Bei den Debatten über die *Loi martiale* (21. Okt. 89) in der Nationalversammlung war Robespierre der einzige, der sich gegen das Dekret aussprach. (S. *Mémoires* de Ferrières, vol. I, p. 342).

E

Französische Revolution überhaupt, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft

1.

Hierher gehörige Stelle: *Rubrik C. Bürgerschaft.*

2.

Vom Anfang bis zu Robespierres Tod war die Revolution angreifend, von dann bis heute verteidigend. Selbst durch Charles X Niederlage hat die Revolution nur einen Angriff der Contrerevolution zurückgeschlagen, aber keine Fortschritte gemacht. Die künftige Revolution muß Robespierres Wege fortsetzen.

Man darf die französische Revolution nicht als eine isolierte geschichtliche Erscheinung betrachten, die sich in Frankreich allein begab, so daß man die spätere Revolution anderer Länder nur als deren Folgen, als Nachahmung, Ansteckung erklärt. Die französische Revolution war gleich vom Beginne an europäisch. Frankreich war nur das Glied des europäischen Körpers, an dem jene innere Bewegung zuerst sichtbar ward. Aber die Franzosen selbst, aller verschiedenen Meinungen, verkennen diese Wahrheit. Sie glauben, das Schicksal Frankreichs könne auf eine oder die andere Art zur Entscheidung gebracht werden, unangesehen das Schicksal des übrigen Europas. Frankreich ist nur als die Hauptstadt Europas anzusehen, von der die Bewegung ausging.

Betrachtet man die französische Revolution als eine europäische Angelegenheit, so ergibt sich, daß sie durch Napoleon nicht unterbrochen, sondern befördert worden. Er nahm den ganzen Vorrat der französischen Freiheit, ihn als Saatkorn in Europa auszustreuen.

3.

Definition von Freiheit und Gleichheit.

4.

Der Bürgerkrieg und in ihm der Mord besiegter Feinde sind gerechtfertigt, solange die Kriege auf Leben und Tod gegen äußere Feinde als rechtlich angesehen werden. Die Vaterlandsliebe hat kein größeres sittliches Recht als die Familienliebe. Es ist Gesetz der Natur, das uns vorschreibt, unsere Kinder, Brüder, Eltern mehr zu lieben als andere Menschen, ihnen vor und mehr als allen andern unsere Tätigkeit, unsere Vorsorge, unser Mitgefühl zuzuwenden. Aber dieses heilige Recht wird zum Verbrechen, wenn wir zum Vorteile des unsrigen andre beschädigen. So auch mag jeder sein Vaterland einem fremden Lande vorziehen, aber es beschädigen (durch Maut, Fremdengesetze, Kriege) darf kein Volk.
In den Schreckenstagen der Revolution, Todesurteile, Anklagen zu [usw.?], wie man im Kriege Kugeln gegeneinander schießt. Nur die Waffen, nicht die sittlichen und rechtlichen Gründe beider Kriege waren verschieden. Die Schrecken jener Zeit bestanden nur in der Menge der Schlachtopfer, die fielen, nicht in der größeren Willkür und Grausamkeit, mit welcher sie gefoltert worden. Größere Ungerechtigkeiten sind in Monarchien begangen worden, und schuldlosere Schlachtopfer sind Jahrhunderte hindurch gefallen. Der Schrecken des französischen Bürgerkriegs bestand in der Breite der Fronte, welche Gegner darboten: die Bürgerschaft machte diese Fronte breit.

5.

Kardinal Richelieu, indem er die Macht des Adels brach, veranlaßte die französische Revolution. Was Richelieu damals für Frankreich getan, tut der Deutsche Bund für

Deutschland. Vermeinend, das monarchische Prinzip zu stärken, indem sie die kleinen deutschen Fürsten Österreich und Preußen unterwerfen, räumen sie der Demokratie eines der größten Hindernisse aus dem Wege: die Pluralität der deutschen Fürsten. So lange die deutschen Völkerschaften sich jede nur als ihres Fürsten Untertan betrachteten und in dem schlechten Willen dieses den Grund ihres Druckes suchten, konnte das deutsche Volk nie zu dem allgemeinen Gefühle kommen, das den Kampf für die Freiheit hervorruft. Durch das Wirken des Deutschen Bundes lernen die Deutschen in ihm die gemeinschaftliche Quelle ihrer Leiden suchen. Das gibt ein Vaterland und die Einheit, die endlich den allgemeinen Willen zum allgemeinen Widerstand herbeiführen muß. (S. Faszikel, XVI, Nr. 4.)

6.

Comité de salut public, verglichen mit den 40, den 10 und der Staatsinquisition Venedigs.

7.

Alte Monarchien gleichen dem Stall des Augias, nicht Gassenkehrer können sie reinigen, der Herkules Volk muß den Strom seines Zorns durchbrausen lassen.

8.

Die Erbitterung, die viele Jahrhunderte des Druckes aufgeregt, erbt sie nicht herab, und muß sich nicht der Haß zusammenhäufen? Konnten die Franzosen der Revolution alle früheren Könige vergessen und das Königtum nur nach Ludwig XVI. beurteilen, der nur aus Schwäche kein Tyrann wer?

9.

Die Finanzen (das Defizit) haben die französische Revolution nicht hervorgebracht. Sie waren der Ausdruck, die

Summe aller der Ursachen, aus welchen die Revolution entsprungen.

10.

Die Revolution wurde von den Parlamenten, dem Adel, der hohen Geistlichkeit, den Ministern, dem Hofe angefangen, von Ludwig XVI. selbst.

11.

Leichenzergliederung der Monarchie. – Monarchie hält man nicht eher für tot, als bis sie in Fäulnis übergegangen.

12.

Calonne hatte die Notablen zusammengerufen, das Defizit auszufüllen. Diese, kaum versammelt, verlangten, daß man ihnen den Etat der Einnahmen und Ausgaben vorlege. Als der Minister in sein Kabinett zurückgekehrt, war sein erstes Wort: „*Ces messieurs sont bien curieux.*" (*Mémoires* de Weber, tome I, p. 156.)

14.

Die Stellung und Gesinnung der Fürsten und aller Anhänger der Monarchie und die monarchische Erziehung, die wir alle erhalten und die erwirkt, daß wir trotz unsrer Aufklärung und Unglaubens an dem Monarchentum uns doch nicht von abergläubischen Eindrücken befreien können, – diese haben dazu beigetragen, uns die Schrecken der französischen Revolution als etwas Ungeheures, Mißgestaltetes, Außernatürliches betrachten und verabscheuen zu lassen. In monarchischen Staaten wird der Kampf der regelmäßig bewaffneten Macht gegen aufrührerische Untertanen nicht als Bürgerkrieg angesehen, weil die Monarchen, sich außer der Nation fühlend, empörte Bürger ganz wie äußere Feinde be-

trachten und weil die Bürger selbst den Monarchen und seine Scharen als etwas Ausländisches ansehen ... Die Bartholomäus-Nacht, die Vertreibung der Protestanten unter Ludwig XIV. wurden, weil die Greuel von Fürsten begangen, weder von diesen noch von dem Volke als Greuel eines Bürgerkriegs angesehen, und die Geschichtsschreiber dieser Zeiten wußten von der allgemeinen Verblendung sich nicht frei zu halten. Tadelte man auch solche fürstliche Gewalttätigkeiten, so geschah es doch auf keine andere Art, als wie man es tadelt, wenn ein Fürst auf ungerechte Weise das Land eines andern Fürsten überfällt. Revolutionäre Greuel fand man nicht in solchen Geschichten, die doch nicht minder blutig als die der französischen Revolution waren ... Wenn bei Kriegen zwischen einem Fürsten und seinem Volke, solange ersterer das Übergewicht behauptet, der feige und selbstsüchtige Bürger nicht nötig hat, am Kampfe teilzunehmen, und diese Teilnahmlosigkeit ihm noch als Verdienst angerechnet wird, rechnet er solche blutige Geschichten nicht zu Revolutionen. –

15.

Die Macht des Adels und der Geistlichkeit wäre nie auf immer gebrochen worden ohne das Schreckenssystem. Die Monarchie aber ward durch die Bourgeoisie zurückgeführt, sobald sie in Besitz der Macht kam, die sie von der verstorbenen Adelsaristokratie und der geistlichen geerbt hatte. In einem Könige suchte die Bourgeoisie zur Disziplin ihrer Interessen einen Schutz für ihre Privilegien. Die Demokratie hatte sich ein ganzes Jahrhundert vorbereitet und geübt, gegen Adel und Geistlichkeit Krieg zu führen; sie errang den Sieg. Aber der neuen Taktik der Bourgeoisie war sie in der Revolution nicht gewachsen, da sie von dem Volke erst abfiel, als sie ihre Macht befestigt hatte.

16.

Die Nationalversammlung, der Konvent, der Wohlfahrtsausschuß, alle andern konstituierten Körper in der Revolution waren das populäre Heer im Freiheitskampfe. Die Klubs und Insurrektionen die Freischaren, die Guerillas, die in einem Verteidigungskriege so nützlich sind; denn die Revolution war eigentlich Verteidigung der Freiheit, die nach zweihundertjähriger, geduldiger Ruhe von neuem begonnen wurde.

17.

Zur Zeit, als Mirabeau mit dem Hofe in geheimer Unterhandlung stand, hatte er einst eine Audienz bei der Königin. Beim Abschiede reichte sie ihm ihre Hand zum Kusse, worauf Mirabeau stolz ausrief: *„ce baiser-là sauve la monarchie."* (*Mém.* de Weber, vol. II, p. 37, note). S. Mirabeau, XII, p. 3.

19.

Ein Journal von 1793 sagt: *„la politique de la liberté doit être en ce moment la même que celle de la tyrannie."*

20.

Die herrschende Partei nennt jeden Zustand der Dinge, der ihre Herrschaft bedroht oder beschränkt, Anarchie.

21.

Wie der König, so hatte auch die Geistlichkeit und der Adel den Glauben an sich selbst, an seine Rechte und daher den Glauben an seine Macht verloren. Man ist nur mächtig, solange man das Recht auf seiner Seite glaubt. Darum leisteten Adel und Geistlichkeit so wenig Widerstand, als der *Tiers-Etat* bei Eröffnung der General-Staaten gemeinschaftliche Beratung verlangte. Die Plilosophen und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ha-

ben zuerst und zumeist auf den Hof, den Adel und die Geistlichkeit gewirkt. Von ihnen ging die Revolution aus. Sobald sie anfingen, die Heiligkeit ihrer Rechte zu verspotten und sich mit deren Genuß zu begnügen, öffnete das Volk seinen geschlossenen Sinn, verglich seine Macht mit der der bevorrechteten Minderzahl, erhob sich und zertrümmerte seinen Feind.

22.

Die Suprematie von Paris.

23.

Gleichheit, d. h. die Freiheit aller, nur in einer Republik möglich.

24.

Der Kampf des Volkes gegen die Bürgerschaft, d. h. gegen die Reichen, wird von Zerstörung, Raub und Plünderung begleitet sein. Aber das sind die Folgen, nicht die Ursache des Kampfes. Es war nicht Zweck der Revolution von 1789, die Schlösser der Edelleute zu zerstören. Wenn die Bürger ihr Vermögen zur Feste ihrer Privilegien machen, muß man, diese zu vertreiben, notwendig jenes zerstören.

25.

Verschiedenheit des Betragens der verschiedenen Stadtquartiere in Paris, je nach dem Reichtum der Bewohner. – Die Faubourg St. Antoine.

26.

Das Geld war der Anstifter der Insurrektionen, das die Führer des Volks unter dasselbe verteilt haben sollen. – Was wäre denn hierbei im Geben und Nehmen Ungerechteres, Unsittlicheres als der Sold, den die Soldaten

erhalten? Wenn die unteren Volksklassen alle bei ihrem Handwerk, bei ihrem Tagwerk geblieben wären, ohne an der Bewegung teilzunehmen, hätte die Revolution nicht ihre ersten Zähne erlebt.

27.

Der Geistesaristokratie, den Kapazitäten, politische Vorrechte zu verleihen, ist noch ungerechter, als solche der Geburtsaristokratie zu gewähren. Wenn man für billig und staatsklug hält, einen Edelmann wegen des Verdienstes seiner Ahnen im Staate auszuzeichnen, so sind politische Privilegien nötig, um einem Edelmann ohne persönliches Verdienst die Achtung seiner Mitbürger zu verschaffen. Aber bei der Geistesaristokratie ist dieses nicht nötig, weil sie sich selbst geltend zu machen weiß. Auch sind die politischen Folgen der Privilegien der Kapazitäten verderblicher als die des Geburtsadels. Der geborene Aristokrat ist schon der allgemeinen Sache entfremdet, das öffentliche Wesen verliert nichts an ihm, weil es nicht auf ihn rechnet. Die Auszeichnung eines verdienten Bürgers aber, wenn diese Auszeichnung aus einem bloßen sittlichen Rechte in ein politisches ausartet, entzieht dem Volke ein brauchbares Mitglied und gibt ihm einen Feind mehr und einen um so gefährlicheren, je größer seine Geistesvorzüge sind.

28.

Man rede deutlich mit uns, man weise mit dem Finger auf das Blatt der Geschichte, wo je eine monarchische Regierung aus eigenem Antriebe dem Volke Freiheit gegeben, ja seinen Druck nur erleichtert hat. Wohl hat die Staatswirtschaft, wie die Landwirtschaft sich verbessert; wohl haben die Fürsten endlich eingesehen, daß ihre Untertanen, ihre Knechte und ihr Vieh mehr arbeiten und daher mehr eintragen, wenn sie gut genährt

sind; wohl wurde in den früheren Jahrhunderten die Freiheit der Stadtbürger erweitert; allein dieses geschah, um die fürstliche Macht der Feudalmacht gegenüber zu stärken, und sobald die Feudalmacht gestürzt war, kehrte der fürstliche Despotismus mit verdoppelter Gewalt zurück, und die Leiden und Lasten des Bürgerstandes wurden größer als vorher, denn er mußte den im Besitze herabgekommenen oder ganz verarmten Adel, der in die Hofdienerschaft trat, wie den ganzen Aufwand der Fürsten mit dem Ertrage seines Gewerbfleißes bestreiten. Wohl hat in unsern Tagen die englische Regierung die Freiheit des Volks vermehrt, Reformen in die Staatsverfassung eingeführt; allein ihre Gerechtigkeit bestand bloß in ihrer Klugheit. Sie gab der drohenden Stellung des Volkes nach,ehe sie in Gewalttätigkeit überging. Und wir werden sehen, wie weit diese Reformen sich entwickeln, wie lange sie sich erhalten haben; wir werden erfahren, daß sie eine Revolution nicht entbehrlich gemacht und daß diese nicht vermieden werden kann. Man rede uns darum nicht von Erziehung des Volks zur Freiheit, von progressiven Staatsverbesserungen; die Zeit der Täuschung ist vorüber; die Logik ist kein Geheimnis mehr, weder der Staatsmänner, noch der Gelehrten, sie ist an allen Straßenecken zu finden. Man heuchle uns keinen Jammer vor über die Verderblichkeit der Revolutionen; ihr Fluch fällt auf die, die sie verschuldet. Der Schaden ist klein, der Vorteil ist groß. Wenn in den Augiasställen der Monarchieen sich der Kot Jahrhundertelang aufgehäuft und das Volk mit seiner Herkuleskraft sich endlich erhebt und einen Strom hindurchleitet, vergißt es freilich dabei, daß noch brauchbare Futterkasten, Raufen und Krippen mit dem Mist fortgeschwemmt werden; aber diesen Schaden ersetzt die Zeit bald. Es muß Platz gewonnen, die Luft muß gereinigt werden. Hätte man dem französischen Volke gleich im

Anfange der Revolution die ganze, vollständige Freiheit bewilligt, – nicht die, welche der König, nicht die, welche die Konstitutionellen, nicht die, welche die Girondisten wollten, sondern die Freiheit und die Gleichheit, wie sie die Jokobiner gewollt, – wäre der Kampf, der nun bald ein halbes Jahrhundert dauert, abgekürzt worden. Was hat man nun gewonnen durch Zurückdrängen der Freiheit in enge Grenzen? Der Kampf wird zum dritten Male beginnen, blutiger als je, und der Blutpreis der Freiheit wird dreifach bezahlt werden müssen. Und jetzt lege jeder rechtliche Mann Hand aufs Herz und sage uns, ob selbst nur der Grad von Freiheit und Bürgerglück, welche die Franzosen gegenwärtig, wenn auch bedroht, besitzen; ob selbst nur der Grad von Freiheit, dessen die Halsstarrigsten die Franzosen als würdig zu erklären bereit sind – ob dieser Grad von Freiheit und Wohlstand auf dem Wege freiwilliger, progressiver, von Ludwig XVI. und seinen Nachfolgern gelobten Reformen erreicht worden wäre. Selbst wenn in vierzig Jahren kein Stillstand in den Staatsverbesserungen eingetreten wäre; selbst wenn man sich keine Rückschritte erlaubt und nur der Bedächtigkeit treu geblieben wäre, mit welcher Herrschsucht und Eigennutz ihre Macht und ihren Vorteil zu vermindern sich bereit finden – noch nicht einmal die Zehnten wären abgelöst, noch nicht einmal die Geschworenengerichte wären eingeführt. Die Zärtlichkeit für den rechtlichen Besitz, mit welchem Namen man den alten Raub des Adels verschönte, die Ängstlichkeit, das Volk möge noch nicht aufgeklärt genug sein, selbst Recht zu sprechen, eine Maske, hinter der sich die Herrschsucht versteckt, hätten beide genannten Staatsverbesserungen noch bis heute nicht aufkommen lassen. Nur durch gewaltsame Revolutionen wird der Staat verbessert, nur durch Ausgelassenheit wird das Volk zur Freiheit erzogen; denn nur die Anarchie vermag die

Keime der Unterwürfigkeit und des Knechttums in den Bürgern zu zerstören, jene Keime, aus welchen bei jeder günstigen Witterung die Tyrannei immer von neuem wieder aufschießt.

29.

Es gibt etwas, das mehr ist als das Recht: die Gerechtigkeit; etwas, das höher steht als das allgemeine Wohl: die allgemeine Sittlichkeit, und etwas, das noch schöner ist als die Freiheit: die Tugend. Darum haben durch das ganze Leben der Menschheit Philosophie, Politik und Erfahrung stets fruchtlose Versuche gemacht, einen vollkommenen Staat zu gründen, weil sie ihn nie auf Gerechtigkeit, Tugend und Sittlichkeit gegründet und diese nie zum Zwecke des Staatslebens gemacht; weil sie der Dauer, dem längstmöglichen Dasein des Staates die Würde des Staates aufgeopfert; weil ihr einziges Bestreben dahinging, die Harmonie zwischen den verschiedenen Teilen, die Wechselverrichtungen der Glieder und der Organe des Staatskörpers zu erhalten, und ganz darüber vergaßen, daß es eine sittliche Harmonie gibt, die höher steht als die sinnliche und die zum Unglück der Menschheit nur während der Anarchie der Revolution auf einige Zeit zum Vorschein kommt ... Die Tugend des Menschen ist sein Leben in der Menschheit; die Tugend der Menschheit ist Leben in Gott. Außer der bürgerlichen Gesellschaft hat der Mensch keine Tugend – er lebt nur sich.

30.

Es war nicht der Bürgerstand, es waren Hofleute, Edelleute, welche die französische Regierung bewogen, den rebellischen Nordamerikanern gegen England beizustehen.

31.

Zur Zeit der Kriegserklärung (April 1792) war nach Barbarouxs Darstellung Frankreich in 3 Parteien geteilt... (*Mémoires* de Barbaroux, p. 33.)

32.

An wem die Schuld, wenn der Wein der Freiheit, bestimmt zu täglichem mäßigen Genusse, das Volk, weil es ihn nur gekostet, in Rausch und Taumel brachte?

33.

Ein Volk, das nicht den Mut hat, seine Freiheit selbst an die Erhaltung seiner Freiheit zu setzen, wird sie nicht lange erhalten. Das hat sich in der Revolution gezeigt, wo man aus Furcht, das Ganze zu verlieren, einen Teil der Freiheit hingab oder sich nehmen ließ und darum den Angriffen gegen sie nachgab oder schwach widerstand. Es gibt keine halbe Freiheit, wie es keinen halben Tag gibt, es gibt nur eine wachsende und abnehmende, wie es eine Morgen- und Abenddämmerung gibt.

34.

Eine Revolution, die mit Finanzweh begann, und zu dessen Heilung ein Bankier berufen wurde, mußte notwendig verpfuscht werden und sich so entwickeln, wie wir es gesehen: zu einer Geldaristokratie, der schmachvollsten und unglückseligsten aller Tyranneien. Auf die Freiheitssäule des Bastillenplatzes gehört Neckers Standbild und das Pantheon in die Börse... das dankbare Vaterland den reichen Männern!

35.

Die ganze Mäßigung der sich moderiert Nennenden in der französischen Revolution bestand darin, daß sie sich

mit ihrem eigenen Glücke und ihrer eigenen Freiheit begnügten und nicht so unbescheiden waren, auch auf das Glück und die Freiheit der unteren Volksklassen Ansprüche zu machen.

36.

Die dienstlosen Söldlinge des monarchischen Despotismus traten nach Zerstörung des Königtums in den Dienst der demokratischen Tyrannei. Letztere hatte die schlechten Menschen, die sie gebrauchte, wenigstens zu diesem Gebrauche nicht erzogen wie jene. Darf man den Frühling lästern, weil stürzende Lavinen, aufgetaute Ströme und Überschwemmungen Verwüstungen anstellen? Das ist die Schuld des Winters. Es dauert lange Zeit, bis das geschmolzene Königtum abfließt, und man weiß, wer es verschuldet, daß die Freiheit so selten ihren Sommer erreicht.

37.

Die Franzosen wußten immer nur die Freiheit so lange zu schätzen, als sie Befreiung von der Tyrannei, Wiedergenesung war, sobald sie aber in feste und regelmäßige Gesundheit übergegangen, sobald sie ihnen etwas Alltägliches geworden, verlernten sie ihren Wert und bewahrten sie so nachlässig, daß sie ihnen bald wieder geraubt wurde.

38.

Die Leidenschaft der Furcht ist die Quelle jeder Monarchie, und jede Monarchie, wie natürlich, sucht eine Leidenschaft zu unterhalten und zu vermehren, der sie ihr Dasein verdankt. Jedes monarchisch regierte Volk wird daher zur Furcht erzogen. Länger als ein Jahrtausend war Frankreich dieser Erziehung unterworfen, und es fiel ihm leichter, sich von dem Lehrer als von der Lehre

loszumachen. Der Furchtgewohnte zittert noch lange, nachdem die Gefahr, die seine Furcht erregte, vorüber ist. Das ist das Geheimnis der Torheiten und Verbrechen, welche nach dem Sturze des Königtums in Frankreich zum Vorschein kamen. Die Nationalversammlung, der Konvent, die Männer des Schreckens haben der Furcht gehuldigt. Die Kühnheit, mit der mancher hervorgetreten, war auch nur Maske der Furcht. An kecken Menschen fehlte es nicht, aber das waren die schlechtesten von allen; es gab nicht einen redlichen Mann, der furchtlos gewesen.

39.

Die Widersacher der Revolution haben sich oft über das Pariser Volk lustig gemacht, das so dumm gewesen, die Bastille zu zerstören, die doch seine Freiheit nie bedrohte, da es nur ein Gefängnis für die höheren Stände war, und die Conciergerie, das Gefängnis für die niederen Klassen, stehen zu lassen. Es ist wahr, ein edles Gemüt muß sich mit Ekel und Abscheu gegen das Lumpengesindel erfüllen, das seinen Vorteil vernachlässigt und sich dumm mit den Seifenblasen Gerechtigkeit und Freiheit ergötzt. Aber die schönen Geister des bastillefähigen Standes sollten doch mit jener einfältigen Uneigennützigkeit des Volkes, die ganz zu ihrem Vorteile war, etwas Nachsicht haben und bedenken, daß, wenn das Volk einmal anfinge klug zu werden, es mit ihrem bastillefähigen Verstande ein Ende hätte.

40.

Der Geschichtsschreiber soll die Jahrhunderte, die Ereignisse und Menschen vor seinen Richterstuhl ziehen und dabei verfahren wie der Richter in bürgerlichen Untersuchungssachen. Er soll die Zeiten, die Völker und deren Beherrscher anhören über das, was sie gestehen und läug-

nen, und zu deuten wissen, was sie verschweigen. Er soll die Zeugenaussagen der Mitlebenden, Mitwissenden, Mithandelnden vernehmen, ihre Widersprüche lösen und sie in Einklang bringen ... Ja, wäre es nichts als das, dann wäre leicht ein unparteiischer Geschichtsschreiber sein, Aber es tritt hier ein Hindernis in den Weg, das den Geschichtsschreiber weit von dem Richter trennt. Der Richter findet bestimmte Gesetze; mit diesen vergleicht er eine Tat, untersucht, ob sie den Gesetzen entspreche, ob sie von ihnen abweiche. Aber nach welchen Gesetzen soll der Geschichtsschreiber Recht sprechen? Jedes Jahrhundert, jedes Volk, jedes Land, jede Bildungsstufe der Menschheit hat ihre eignen, wie bürgerlichen, so auch sittlichen Gesetze. Soll der Geschichtsschreiber für jede Zeit, für jedes Land und Volk ein besonderes Recht, eine besondere Moral haben? Soll er im achtzehnten Jahrhundert verdammen, was er im fünfzehnten freigesprochen, einem Briten als Verbrechen anrechnen, was er bei einem Russen löblich gefunden hätte? Wenn so, dann wäre die Geschichtsschreibung nur eine Naturgeschichte der Völker; die Vergangenheit wäre ein Naturalienkabinett und die Gegenwart eine Menagerie. Nein, es gibt ein ewiges, unwandelbares Recht. Dieses muß der Geschichtsschreiber zum Maß seines Urteils gebrauchen. Er soll nicht sehen auf das, was Gesetz, sondern auf das, was Recht ist; denn das Gesetz ist oft das Grab des Rechtes. Das soll ihn in seinem Urteil nicht bestimmen, was die Menschen einer Zeit für Recht gehalten, sondern was sie für Recht hätten halten sollen. Der Geschichtsschreiber soll zugleich Richter und Geschworener sein, und wo beide Bahnen von einander abweichen, so mehr Geschworener denn Richter sein, als das Recht mehr ist als das Gesetz, Gerechtigkeit mehr als Recht und Liebe mehr als Gerechtigkeit.

41.

Frankreich wird nie seine Revolution vollenden, wird es nie zu einer unbestrittenen und dauerhaften Freiheit bringen, solange es für sich allein und nur mit seinen eigenen Kräften kämpft. Es muß, zu seinen Wohle, zu der Einsicht kommen, die Napoleon immer gehabt, obzwar freilich immer nur zu seinem eigenen Vorteile. Napoleon begriff, daß alle Fürsten Europas seine Feinde sein müßten und daß er die Herrschaft über Frankreich nicht behaupten könnte, wenn er nicht auch die Herrschaft über ganz Europa vereinige. Das war es, und das noch mehr als seine Eroberungssucht, das ihn von Krieg zu Krieg führte. Auch erhielt er sich, solange er die Könige des Auslands als seine Feinde ansah und behandelte; sobald er aber einigen zu mißtrauen aufhörte und mit ihnen Frieden schloß, fiel er und verlor Frankreich zugleich mit Europa. Zwar schloß er mit seinen Feinden nur Friede, nachdem er sie geschwächt, aber je schwächer sie wurden, je stärker wurde ihre Erbitterung, und ihre Freundschaft blieb immer gleich gefährlich. In Spanien, in Italien, in Deutschland, muß Frankreich für seine Freiheit kämpfen, die nie gesichert ist, solange es ein unterdrücktes Volk an seiner Grenze gibt. Wenn einmal die Geheimnisse der fürstlichen Archive in die Gewalt der wahren Freunde der Freiheit fallen, die, nicht Willens, sie zu eigenem Vorteile zu gebrauchen, sie bekannt machen; wenn einmal die Gaukler- und Gaunerkünste der monarchischen Regierungen werden an den Tag kommen, wird es klar werden, wer es verschuldet, daß Frankreich seit fünfzig Jahren entscheidungslos für seine Freiheit gekämpft, und wer ihm so viele und glänzende Siege fruchtlos gemacht. Die Franzosen lassen sich, zu ihrem und zum Verderben andrer Völker, von ihrem Nationalstolze verblenden. Sie halten sich für stark genug, trotz der verbündeten Könige, ihre bürger-

liche Freiheit zu behaupten. Sie sind es nicht. Sie werden nur dann die Tyrannei besiegen, wenn sie andern Völkern beistehen, sich von ihren Königen zu befreien. Das französische Volk wird immer an der Spitze aller Völker Europas stehen, aber keine Hand noch so groß kann siegen ohne Heer. Selbst die einsichtsvollsten französischen Patrioten bedenken nie genug, wie das Schicksal ihres Vaterlandes von dem des deutschen Volkes abhänge; sie haben das nie genug bedacht. Es ist, als hätten sie es nie erfahren, daß die deutschen Fürsten fünfundzwanzig Jahre lang ihre Untertanen in den Kampf gegen die Revolution geschleppt und daß sie, seit ihrem geschlossenen Frieden, den sonst offenen Krieg gefährlicher im Geheimen fortsetzen. Den Fürsprechern der öffentlichen Meinung in Frankreich sollten die Beschlüße des deutschen Bundestages viel wichtiger sein als die ihrer Minister, die jene als gute Beispiele vor Augen haben und sie nachahmen, so viel sie mögen und wagen. Sie sollten viel aufmerksamer nach Frankfurt, dem Hauptquartier aller nordischen Fürsten, dem Mekka der ganzen europäischen Aristokratie hinhorchen als nach den Reden ihrer eigenen Deputierten, die nur die Orchesterbegleitung jenes Despoten-Konzertes sind.

42.

Warum zeigt die französiche Revolution so wenige, ja fast gar keine Vorteile von schönen und edlen Handlungen des Bürgers und so unzählige von kriegerischen Tugenden? Weil der Despotismus die letzteren als seinem Vorteile dienend immer aufmuntert und belohnt, während er die Bürgertugenden als ihm gefährlich unterdrückt, ja deren Äußerung als Verbrechen bestraft hat.

43.

Man vergißt zu oft, daß auch auf dem Felde der Freiheit

die erste Arbeit sein müßte, den Despotismus auszujäten; oder vielmehr man will es vergessen, weil man das dem Boden entrissene Unkraut als die Urkunde der Freiheit möchte geltend machen. Jede Revolution muß mit Zerstörungen beginnen; aber das Schlechte zerstören heißt schaffen.

44.

Die blutigen Greuel der demokratischen Revolutionen sind lange nicht so schauderhaft als die, welche eine Folge monarchischer politischer Leidenschaften sind. In ersteren ist es ein Bürgerkrieg, aber ein Krieg; die Parteien sind alle bewaffnet; die stärkste, die mutigste, die schlaueste, aber auch die ruchloseste Partei siegt, aber die besiegte fällt nicht wehrlos. In der politischen Wut der Monarchien aber sind die Bürger unbewaffnet, wehrlos; alle Macht ist auf der Seite des Fürsten; da ist kein Krieg; da ist ein Morden, eine Schlächterei.

45.

Die guten Leute, die frommen Staaatsmänner predigen seit vierzig Jahren dem dummen Volk und den Gebildeten, die noch dümmer sind, und den dümmsten von allen, den Gelehrten vor: Ihr habt es in der französischen Revolution gesehen, die Anarchie geht immer in Despotismus über; wollt ihr keinen Despotismus, so hütet euch vor Anarchie! Die so sprechen, die kennen wir ja recht gut; der Despotismus war ihnen immer wert; sie möchten ihn aber wohlfeiler erkaufen als mit ihren Köpfen. Es ist wahr, die Anarchie ging in Despotismus über; aber das heißt und das beweist gerade das Entgegengesetzte von dem, was sie meinen. Als nach dem 9. Thermidor der Schrecken schmolz, verwandelte er sich in Straßenkot; als Paris aufhörte, ein Schlachtfeld zu sein, ward es ein Bordell: die republikanische Strenge

und Halsstarrigkeit ging in die schmachvollste Sittenlosigkeit über, und statt von einem Bourbon ließen sich die Franzosen von fünf *Roi des Ribauds* beherrschen. Das Direktorium kochte die republikanischen Herzen der Franzosen so weich, daß sie Buonaparte ohne zu kauen verschlucken konnte. So ging die Anarchie in Despotismus über; aber das beweist, daß sie nicht lange genug gedauert, alle Feinde der Freiheit und jene ihr gefährlichen Freunde zu vernichten, die nicht getötet im Taumel des Bürgerkriegs, sondern die gemordet, um sich zu bereichern, und sich zum Sinneskitzel in Blut gebadet. Worin bestand die Anarchie der Revolution? Darin, daß das Volk sich nicht auf seine konstituierten Regierungen verließ, sondern mit seinen Argusaugen selbst umherblickte, wo der Freiheit Gefahr drohe. Hundert Augen müssen freilich die Einheit der Bewegung stören, aber die Einheit des Willens bleibt. Nachdem aber die Lieferanten der Revolution sich genug bereichert, schickten sie ihren Gott, den schlauen Merkur. Der sprach von Ruhe und schläferte das Volk mit seiner Flöte ein, und dann töteten es die Lieferanten. Sobald Robespierre gestürzt war und die guten furchtsamen Männer des Convents, die nie den Mut gehabt, sich der Gewalt der Terroristen offen entgegenzusetzen, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen und von Ordnung und Gerechtigkeit sprachen, sobald sie mit den Jakobinern, den wahren und einzigen Freunden des Volkes, und mit den Volksgesellschaften fertig geworden, endigte mit der Anarchie zugleich die Freiheit.

46.

Über die *Assignaten*, Zustand d. *Finanzen*, besonders im Anfange d. Direktoriums, s. *Thibaudeau Mémoires*, vol. II, chap. III.

47.

Sowohl die Anhänger als die Gegner der franz. Revol. sind, indem sie diese Bewegung als eine politische betrachten, sie lobend oder tadelnd, auf verschiedenen Wegen vom wahren Verständnis der Sache abgewichen. Sie war keine politische Bewegung, sondern ein erster Versuch, die Sittlichkeit an die Stelle der Staatsklugheit, die Freiheit des guten Willens an die Stelle des Zwangs der Gesetze und die allgemeine Menschenliebe an die Stelle der Vaterlandsliebe zu setzen. Nach dem Bauplan der Vorsehung sollte die franz. Rev. keine französiche Angelegenheit, sondern eine allgemeine, menschliche, keine gesellschaftliche, sondern eine religiöse Umwälzung werden. Die Revol. des achtzehnten Jahrhunderts hat nichts Ähnliches mit den Revolutionen der früheren Jahrhunderte, nichts mit den schweizerischen, den niederländischen, den englischen, den amerikanischen Revolutionen. Diese hatten ein rein politisches Ziel, waren auf das eigene Land beschränkt, und darum gelangen sie auch. Die franz. Revol. soll das Christentum zur andern Hälfte offenbaren und zur Vollendung bringen. Christus hatte der schmerzreichen Welt die Hoffnung gegeben und diese einst mit hohen Zinsen einzulösen verheißen. Wenn er zum zweiten Male von dem Himmel auf die Erde kömmt, wird die Verheißung erfüllt werden. Die Hoffnung wird in Freude, in Genuß, das Licht in Farben übergehen. Wie die Vorsehung den blinden und ungläubigen Juden die Sendung des Lichtes und des wahren Glaubens anvertraute, so übertrug sie den unfreien und lieblosen Franzosen die Verbreitung der wahren Freiheit und der allgemeinen Menschenliebe. Die nicht wissen was sie tun, tun sie es aber. — Das sind die besten Diener! So wie die Juden das Christentum, das sie der Welt gebracht, erst nach vielen Jahrhunderten von dieser zurückerhalten werden. so wird den Franzosen die Frei-

heit, die sie den Völkern zugeführt, endlich zu ihnen zurückkehren, und sie werden das letzte Volk sein, das sich frei macht.

48.

Es gab in der Revolution sehr viele redliche Männer, die ganz im Ernste nicht begreifen konnten, warum sie von jenen, die sie Anarchisten, Jakobiner, Terroristen schalten, als Contre-Revolutionäre betrachtet, beargwohnt und verfolgt wurden, da sie sich in ihrem Innern bewußt waren, für die Freiheit treu gekämpft, das Königtum gestürzt zu haben und der Republik aufrichtig ergeben zu sein. Sie waren guten Glaubens, aber ihre Feinde hatten dennoch guten Grund zu ihrem Argwohn, ihrem Haße und ihrer Verfolgung. Beide Parteien unterscheiden sich in dem, was jede unter der Revolution verstand, was jede als den Zweck derselben ansah. So konnte die eine für Revolution halten, was der andern als Contre-Revolution erschien. Die Gemäßigten, die Girondisten, nannten die Befreiung von der monarchischen Herrschaft und von Willkür, nannten die Herrschaft der Gesetze: *Freiheit;* unter *Gleichheit* verstanden sie die Koordination aller gebildeten und vermögenden Stände. Und da dieses alles erreicht war und sie dafür gekämpft, sahen sie die Revolution als vollendet und sich als treue Freunde derselben an. Die Jakobiner aber nannten Freiheit die Befreiung von allen bürgerlichen Gesetzen, welche den Menschenrechten zuwider sind, und in die Gleichheit nahmen sie auch das arme und niedere Volk auf. Sie machten so wenig der Aristokratie des Reichtums und der Bildung als der der Geburt Vorrechtbewilligung. Es kommt hier nicht darauf an, ob der Jakobinismus es aufrichtig oder falsch mit dem Volke gemeint. Niemand zweifelt, daß sehr viele unter ihnen nur ihre persönlichen Zwecke des Ehrgeizes und der Habsucht

verfolgt und daß nicht wenige derselben im Solde der inneren und äußeren Feinde der Revolution gestanden. Aber daß diese Menschen im Volke Anhang fanden, indem sie sich als seine Verteidiger geltend machten und Teilnahme an seinen Interessen heuchelten, das beweist doch, daß das Volk ein Interesse hatte, welches durch die Revolution, wie sie die andere Partei verstand, nicht geschützt war. Das Volk läßt sich in seinem Tun und Denken von Demagogen, die ihm Anhänglichkeit vorheucheln, leicht irreführen, aber den Instinkt von Millionen Menschen über ihr wahres Wohl zu täuschen, das ist nicht möglich. Das niedere Volk, das nur natürliche, nur Lebensbedürfnisse, und keine jener Phantasie-Gelüste der hohen Stände hat, kann nicht gleich diesen von ränkesüchtigen Führern mit leeren Versprechungen, mit einem Scheinglück, getäuscht werden.

49.

Die Diktatur des Volks, die *Herrschaft der Anarchie,* hat die Revolution und Frankreich gerettet.

50.

Auch die besten und mutigsten unter den Freunden wie unter den Gegnern der Revolution hatten nur den Mut des Geistes oder des Temperaments; den Mut, den die Tugend gibt, hatte nur Robespierre allein.

53.

Es ist der Fluch der Könige, daß, indem sie alles können, was sie wollen, sie nicht immer das Herz haben, alles zu wollen, was sie können. Darum gehen sie endlich zu Grunde nicht durch ihre Selbstsucht, sondern durch ihre Menschlichkeit — eine Schwäche, deren sie sich schämen, die sie zerknirscht bereuen und die ihnen ihren Untergang zehnfach schmerzlich macht.

54.

Es ist mit der Freiheit wie mit der Herrschaft. Wie die Machthaber immer nach größerer Macht streben müssen, um die zu schützen, die sie haben: so haben die Bürger nie Freiheit genug, wenn sie nicht zuviel Freiheit haben.

55.

Man macht es dem französischen Volke zum Vorwurfe, daß es in der Revolution sich so mißtrauisch und leichtgläubig gezeigt und sich von übelwollenden Menschen, welche der Regierung und allen vermeintlichen Gegnern des Volks Verräterei und Verbrechen angedichtet, sich zu Missetaten haben verleiten lassen. Aber wie sollte ein Volk nicht mißtrauisch und leichtgläubig sein, das seit Jahrhunderten in der Schule einer monarchischen Regierung erzogen worden, die, wie jede, auf dem Mißtrauen der Machthaber und auf dem Aberglauben und der Leichtgläubigkeit der Regierung gegründet war? Und wenn das Volk nicht Geistesbildung hat, die Verhältnisse selbst zu beurteilen, sondern sich den Einflüsterungen der Unruhestifter hingibt, wer hat das anders verschuldet als jene Betrügerbande, die darin die höchste Wahrheit fand, das Volk in ewiger Dummheit zu erhalten, und die es in ihrer Verblendung nie geahnt, daß ihr der Blödsinn des Volkes gefährlicher sei als seine Aufklärung? Und welches angedichtete Verbrechen war lächerlich und schrecklich genug, daß es nicht in der französischen Geschichte sich einmal als Wahrheit gezeigt? Man konnte Ludwig XVI., aber keinen König von Frankreich verleumden. Sollten die Franzosen den Eiden, den Versprechungen eines Königs trauen? Die Spanier, die Italiener, die Deutschen, die Polen haben später ihren Fürsten getraut, haben nicht gehört auf die warnende Stimme der Geschichte, und sie sind betrogen worden.

Betrogen? Nein. Zwischen einem Fürsten und seinen Untertanen gibt es kein Recht, keine Moral und keine Ehre; es gibt nur einen Krieg auf Leben und Tod. Jene Völker sind von ihren Fürsten nicht betrogen, sie sind von ihnen besiegt worden.

56.

Wir schaudern, wenn wir erzählen hören, ein Kannibale aus dem Volke habe dem gemordeten Berthier das Herz aus der Brust gerissen und es begierig verzehrt; aber warum schaudern wir nicht, wenn so viele Fürsten die noch schlagenden Herzen ihrer Untertanen zernagen? Wenn sie dem Vater den einzigen Sohn, der Mutter das Brot ihrer Kinder rauben, wenn sie jeden edlen Mann, der die Schmach und den Druck seiner Mitbürger fühlt und laut beklagt, in den Kerker werfen und die Familien mit Kummer und Tränen erfüllen? Wer kein Herz hat für die Leiden aller Menschen, den darf man mit Grund verdächtigen, daß, wenn er Mitleid zeigt bei Einzelnen, es nur ein Schauder der Nerven, eine Schwäche der Sinne oder eine unbewußte Berechnung gewesen, es sei ein Leid, das auch einmal den Kreis seines eigenen Lebens bedrohen könne. Wo das Volk sich rächt, da ist es immer eine Blutrache, da ist es ein Haß, der die Liebe zur Mutter hat; es rächt die Unbill, die seine Brüder, seine Vorfahren erlitten. Und das grausamste, was je ein Volk getan, kennen wir: es geschah am hellen Tag auf dem freien Markte. Aber ein Fürst rächt nur die Unbill die ihm selbst widerfahren; und er ist noch edel, wenn er wartet, bis ihm Böses widerfährt, wenn sein Argwohn und seine Rache der Beleidigung nicht zuvorkommen. Was die Fürsten und die aristokratischen Machthaber Grausames begehen, das geschieht im Dunkeln, in verborgenen unzugänglichen Orten. Nie werden wir, nie wird die Geschichte erfahren, welche Missetaten alle von

Fürsten begangen worden sind. Das Pariser Volk hat Foulon und Berthier und andere, die es als seine Unterdrücker faßte, gemordet, weil es von den konstituierten Gerichten keine Genugtuung erwartete. Die Fürsten können freilich bei ihren Bestrafungen förmlicher zu Werke gehen, sie können sich die Zeit nehmen, ihre Schlachtopfer zu quälen, weil sie nicht zu fürchten brauchen, daß jene ihrer Rache entzogen werden.

60.

Titel. *Studien über Geschichte und Menschen der französischen Revolution.*

61.

So wenig in Frankreich als in irgend einem anderen europäischen Staate kann die Freiheit befestigt und die Gleichheit dauernd gemacht werden, solange die privilegierten Stände im Besitz ihrer Reichtümer bleiben, die ihnen die Macht des Widerstandes geben. Die Gewalt des Adels und der Geistlichkeit wurde nur dadurch auf immer gebrochen, daß man sie in ihren Besitzungen zu Grunde gerichtet. Wäre dieses nicht geschehen, hätten sie unter der Restauration ihren ganzen früheren Einfluß wieder erlangt. Geld ist das Werkzeug der Tyrannei; solange es in den Händen der Minderzahl ist, ist Freiheit unmöglich. Jetzt ist es die Bürgerschaft in Frankreich, welche die Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit übernommen und zu ihren eigenen gesellt, und sie kann nicht besiegt werden, solange sie im Besitze des Geldes bleibt. Nur in *diesem* Sinn haben die heutigen Verfechter des Volks recht, wenn sie gegen die ungleiche Verteilung der Güter eifern. Eine gleiche Verteilung der Güter ist nur temporär möglich und kann nur Mittel sein, nicht Zweck. Eine Geldaristokratie würde sich immer von neuem bilden; aber bis dieses geschähe, würden

die Institutionen der Freiheit und Gleichheit sich so befestigt haben, daß sie den Anmaßungen der Geldaristokratie widerstehen könnten . . . Eine anarchische Beraubung der reichen Leute wäre gar nicht nötig. Zu der künftigen Revolution der Proletarier gegen die Reichen würde sich diese Beraubung auf legalem Wege machen: durch Konfiskation der Staatsrenten der Emigranten, der Volksverräter, durch die Vernichtung der National-Schuld, etc.

62.

Bericht über das Bundesfest auf dem Marsfelde am 12. Juli 1790; zur Jahresfeier der Eroberung der Bastille in Ferrières *Mémoires* (vol. II, p. 89 bis 99).

63.

Girey Dupré sagte (nach dem 10. August) „Nos sommes forcés de combattre nos ennemis avec les armes du despotisme; c'est un malheur, la salut du peuple l'exige." (Eod., vol. III, p. 217).

64.

Die, welche aus aristokratischem Eigendünkel in allen Volksbewegungen der franz. Revolution nur Intrigen sehen, verwechseln das Segel mit dem Winde.

F

Robespierres Reden

Über das Martial-Gesetz.
Gehalten in der konstituierenden National-Versammlung. Sitzung von Montag d. 22. Februar 1790.

Über das Geschworenen Gericht.
Gehalten in der konstituierenden National-Versammlung. Sitzung vom 7. April 1790.

Über die Sicherheits-Polizei.
Gehalten in der konstituierenden National-Versammlung.
Sitzung vom 27. Sept. 1790.

Über die Wiedererwählung der Deputierten.
Gehalten in der konstituierenden National-Versammlung.
Sitzung vom 16. Mai 1791.

Über den nämlichen Gegenstand.
Sitzung vom 18. Mai 1791.

D'après *a)* Laponneray, *Œuvres et discours choisis de Maximilien Robespierre,* Paris, 1834.
b) Histoire parlementaire de la Révolution par Buchez *et* Roux.

G

Begebenheiten und parlamentarische Verhandlungen, die Robespierres Reden begleitet und veranlaßt haben

D'après Buchez et Roux, *Histoire parlementaire* (vol. IV, p. 306–311, 313–384; vol. V, p. 149–190; vol. VIII, p. 242–260; vol. X, p. 22–52.
Rabaud, *Précis;* Rivarol, *Mémoires.*

H

Literatur zur Französischen Revolution

[J. Dresch hat das von Börne erstellte, ausführliche Literaturverzeichnis nicht übernommen, sondern sich auf die Wiedergabe der Systematik dieser Aufstellung beschränkt. D. Hgb.]

I. Journeaux. — II. Mémoires. —
III. Pamphlets. — IV. Historie. —
V. Théatre. — VI. Pièces officielles.

J

Der König, die Königin, der Hof, die Aristokratie

2.

Was Furcht und Ehrfurcht vor einer Macht einflößt und die Untertanen zum Gehorchen verleitet oder zwingt: das nämliche ist es, was der Macht Vertrauen zu sich selbst gibt. Es ist ein moralisches Prinzip, dessen Zerstörung aber beide Einflüsse zugleich aufhebt und an beiden Seiten zugleich seine Desorganisation anfängt. Es ist töricht, wenn so viele treue Anhänger Ludwigs XVI. behaupten, er hätte durch mehr Energie, z. B. am 10. August in Versailles, am 5. Okt. in Varennes, sich retten und der Revol. Einhalt tun können. D. Königtum verläßt in solchen Fällen sich immer selbst zuerst. Eine Krone wurde nie von dem Haupte eines Königs gerissen, sie fiel herunter dem Fürsten, dem sie zu schwer geworden war, und das Volk hob sie auf. Ein Thron wird erst zertrümmert, wenn der, der ihn einnahm, heruntergestiegen und er leer geworden.

3.

Die Scheu Ludwigs XVI., Blut zu vergießen, war sein erwachtes Gefühl, daß kein Fürst berechtigt sei, die Aufopferung seiner Untertanen zu seinem Besten zu fordern; daß die Untertanen nicht verpflichtet seien, solche Opfer zu bringen; es war das Gewissen, das seine Fackel in das Herz eines Königs warf und ihm zeigte, die Könige hätten ihren Vorteil stets von dem ihrer Völker getrennt, und ihm so die Ausflucht benahm, das Wohl Frankreichs in seiner eigenen Erhaltung zu sehen, und dem allgemeinen Besten Blutopfer zu bringen, die er seinem eigenen nicht bringen durfte.

5.

Louis XVI., nach seiner Rückkehr von Varenne, schrieb dem ins Ausland geflüchteten General Bouillé, um ihn wegen des Mißlingens seines Unternehmens zu trösten, einen Brief, worin es unter andern hieß: *„je sais que le succès dépendait de moi; mais il faut une âme atroce pour verser le sang des ses sujets. Toutes ces idées ont déchiré mon cœur . . . Pour réussir il me fallait le cœur de Néron et l'âme de Caligula.“* (Ludwig XVI. hatte nicht d. Temperament, nicht d. Herz eines Königs (*Mémoires* de Buzot, *chap. sur les Girondins*, p. 44).

6.

Über die Entlassung des Ministeriums Roland. Lettres et pièces intéressantes pour servir à l'histoire du ministère de Roland, Servan et Clavière. Paris, 1792. Auszug a. d. *pièces justificatives* hinter den *Mem.* der Mad. Roland (vol. I, p. 445).

10., 11.

Am 18. Juli 1789 begann die Emigration (*Mémoires* de Bailly, tome II, p. 80 et 171).

K

Die Ereignisse in Versailles vom 5.–6. Oktober 1789

1.

„La disette des subsistances cessa du moment que les complots du 5 octobre eurent échoué. Chacun se procura sans peine le pain qui lui était nécessaire pendant les huit jours qui suivirent l'arrivée du roi à Paris“ (*Mémoires* de Weber, tome II, p. 8). Das beweist aber noch nicht, wer dieses Komplott der künstlichen Hungersnot

geleitet, ob die Anhänger oder die Gegner der Revolution.
Der Fortsetzer der *Histoire de France* von Abbé Millot sagt, die künstliche Hungersnot, die damals in Paris geherrscht, sei von dem Londoner Hofe angestiftet worden. Weber (t. II, p. 9, note) findet diese Beschuldigung lächerlich.

2.

Die Ereignisse vom 5.–6. Okt. von Rivarol dargestellt in seinen *Mémoires*, p. 251–324.

3.

Derselbe über das Betragen der Königsfreunde bei jener Gelegenheit. *Mémoires*, p. 325–330.

4.

Keinem, und wäre er für die Freiheit noch so sehr begeistert und gleich gefühllos gegen die Wunden, die er im Freiheitskampf empfangen, wie gegen das Blut, das er vergossen, und schritt' er noch so kalt über die Leichen der Feinde und seiner Kampfgenossen – keinem, er führe den Griffel des Geschichtsschreibers, die Feder des Dichters oder den Pinsel des Malers, würde es gelingen, von jenen grauenvollen Tagen ein schönes Bild zu entwerfen. Alles war klein und häßlich: der König, die Nationalversammlung, das Volk. Der König sank so tief herab, daß man ihn nicht einmal als Menschen mehr bemitleiden konnte. Die Nationalversammlung wußte nicht einmal jene erlogene Majestät zu behaupten, mit der sie ihre Gewöhnlichkeit [?] so oft umhüllte, und nicht den Trotz eines Bühnen-Helden zu spielen, hinter dem sie oft ihre bürgerliche Angst versteckte. Bei dem Volk war es nicht jener Seelenrausch, den es am Tage der Bestür-

mung der Bastille kund gegeben; es war ein Weinrausch, es war tierische Blutlust; es war ein Trauerspiel, dessen Aufführung ganz seines Dichters, des Herzogs von Orléans, würdig war. Der König hatte an diesem Tage nichts mehr zu verlieren; man verliert keine Krone stückweise, man hat sie ganz verloren, sobald man sie nicht mehr unbeschädigt trägt. Aber die Nationalversammlung verlor an diesem Tage, was sie noch allein zu verlieren hatte: den Schein der Leitung der Revolution, den sie in der Wirklichkeit nie besaß. Früher stand die Revolution im Rücken der Nationalversammlung und trieb sie vorwärts, so daß sie diese zu führen schien; von jetzt aber trat die Revolution vor die Nationalversammlung und zog sie nach. Das Volk, als es nach Versailles kam, fand dort keinen Bourbon mehr, es schleppte nur einen Capet fort; aber es fand noch die Nationalversammlung mit einer erlogenen Majestät, und dieser blieb in dem Kote, der damals den Weg nach Paris bedeckte, der Kothurne stecken, und sie kam in ihrer natürlichen Größe in Paris an. Die Unverständigen [?], die Unschuldigen, die Redlichen in der Nationalversammlung verloren alle Fassung; Lafayette zeigte sich schwach und wie ein Gimpel, und es war ihm nicht einmal möglich, seinen Geist auf Kosten seines Charakters zu retten, denn er war unschuldig und wußte nichts von der Verschwörung. Mirabeau trotz seiner großartigen Lasterhaftigkeit übte keine Gaunerkünste. Es war eine gemeine Räubergeschichte, wo die Beraubten bei Lebensstrafe sich auf den Bauch legen mußten und nicht einmal ihrer eigenen Plünderung zusehen durften.

5.

Darstellung dieser Ereignisse von Lally-Tollendal und Mirabeau (S. *Mémoires* de Rivarol. Eclaircissements, p. 374–384).

6.

Über das Fest, welches die Garde-du-Corps am 1. und 2. Okt. in Versailles gegeben. S. *Mémoires* de Bailly, vol. III, p. 54 bis 58 und p. 62.

7.

Maillard war der Redner, der für die Pariser Weiber, die am 5. Okt. nach Versailles zogen und in der Nationalversammlung erschienen, das Wort führte. (Déposition de Maillard sur les événements du 5 et du 6 Oct. *Mémoires* de Bailly, vol. III, éclaircissements, p. 418.

12.

Die verschiedenen Parteien gaben sich eine ganz vergebene Mühe, die Insurrektion vom 5. u. 6. Okt. die einen einer freiwilligen Bewegung des Volks, die anderen einer Verschwörung des Herzogs von Orléans zuzuschreiben. Beides war vereinigt, wie auch, bei allen andern früheren und späteren Volksbewegungen, Spontaneität und Intrigen zusammentreffen. Das Volk fürchtete täglich den Hungertod, war aufgeregt durch die Gerüchte einer Verschwörung des Hofes; diese Stimmung benutzte die Partei Orléans und die der Revolutionäre, das Volk zu jenen Ausschweifungen vom 6. Okt. zu verleiten.

L

Prozeß und Hinrichtung Ludwigs XVI.

1.

Die Völker müssen freilich lange für die Torheiten und Sünden ihrer Fürsten büßen, das ist schrecklich! Aber wenn der Tag der Vergeltung kommt, und ein Fürst muß für die Torheiten und Sünden seines Volkes büßen – Ver-

brechen, die älter sind als das Königtum – so ist das noch schrecklicher.

2.

Die Hinrichtung Ludwigs XVI. war eine ungerechte und unsittliche Handlung – ungerecht vor dem Richterstuhle menschlicher Gesetze, unsittlich vor dem des ewigen Rechts. Wäre auch, was nicht ist, die Todesstrafe bei politischen Vergehen zu verteidigen, auch dann noch bliebe die Verurteilung Ludwigs XVI. eine Ungerechtigkeit. Wenn ein Bürger wegen eines politischen Verbrechens am Leben bestraft wird, so büßt er doch auch für ein Verbrechen, das er selbst begangen zu haben überführt oder beschuldigt worden. Geschieht das aber einem Könige, nicht wegen dessen, was er als Mensch, sondern was er als König begangen: dann büßt er für die Verbrechen seiner Vorfahren, und um so unverschuldeter, da die Ungerechtigkeit jener zu ihm als Rechte, ja als Pflichten herabgeerbt; man bestraft das Königtum in ihm; das heißt, man bestraft in ihm das Verbrechen des Volks, das einen König brauchte, verdiente, verschuldete oder duldete. Und ein Volk, das sich nur gegen die Tyrannei gesichert glaubt, wenn es seine Tyrannen tötet, wird durch ihren Tod nur seine Tyrannen wechseln; denn fühlt es festen Willen, Mut und Kraft in sich, den Tyrannen zu widerstehen, würde es keinen einzelnen Menschen fürchten. Ludwig XVI. wurde nicht wegen seiner Verbrechen, sondern wegen seiner Tugenden bestraft. Weil er besser war als seine Vorfahren, weil er nicht den Mut des Königtums, den Übermut der Selbsucht hatte, weil er das Volk liebte, ein Mensch war – *schwach*, wie man es ihm vorwarf, drum sank sein Haupt unter dem Henkerbeile. Solche schwache Fürsten aber, die einer Revolution den Sieg verschaffen, sind die Gründer der Freiheit, sind die Wohltäter ihrer Völker, die Lohn verdienen und keine

Strafe, Liebe und nicht Haß, und man nehme ihnen nur die Krone, um sie ohne Gefahr lieben zu können.
Könige sind nicht verantwortlich; was sie Gutes tun, gehört ihnen, was Schlimmes, haben die Völker und ihre Vorfahren zu verantworten. Ein König hat keinen freien Willen, er ist, was die Zeit aus ihm gemacht, und die Gewohnheit beherrscht ihn. Ludwig XVI. hatte schon seine Macht, selbst seinen Glauben an sie verloren, als er noch abergläubig sich selbst verehrte. Dem Wesen hatte er entsagt, den Schein hielt er hartnäckig fest. Wie jeder Fürst, zugleich Gott, Priester und Gläubiger, umstrickten ihn die Bande dreifachen Aberglaubens, und da die Sonne seiner Majestät, je tiefer sie sank, je größern Schatten warf, maß er seine Macht an diesem Schatten ab, und seine Täuschung endigte nur der Tod, der alles beendet.

5.

Ein König ist wie ein Wahnsinniger nicht verantwortlich. Verantwortlich für seine Handlungen sind diejenigen, die auf ihn zu wachen haben.

M

Politische Inquisitionen

1.

Comité des recherches de l'Assemblée Nationale wurde in der Sitzung d. National-Versammlung vom 28. Juli 1789 dekretiert (S. *Hist. parlementaire,* vol. II, p. 184 bis 191.

4.

Comité des recherches de la Commune de Paris – Wurde von der Pariser Gemeinde am 21. Nov. 1789 dekretiert (S. Montgaillard, *Revue Chronologique* de la R. F., p. 68).

N

Clubs

a) Jakobiner Clubs.

1.

Bestand anfänglich unter dem Namen *Club Breton* in Versailles, von Pfarrern aus der Bretagne gebildet, nahm in Paris den 6. Nov. 1789 den Namen *Club des Amis de la Constitution* und hielt seine Sitzung in dem Couvent des Jacobins, rue St. Honoré, woher später der Name Jakobiner (Montgaillard, *Chronologie*, p. 69).
Der Club wurde vom Duc d'Aiguillon, de Lameth und Deputierten des dritten Standes der Bretagne gebildet (*Mémoires* de Weber, vol. II, p. 12).

6.

Alle Jakobiner, welche die Zeit ihrer Macht, ihrer Wirksamkeit überlebt – und viele derselben haben unsere heutigen Tage erreicht – sind noch im hohen Alter, das jede falsche Begeisterung ausmerzt und alle Täuschungen zerstört, ihren Grundsätzen treu geblieben. In jenen Jahren der Hinfälligkeit, wo den meisten Menschen, sobald sie die Kraft zu sündigen verläßt, das Gewissen zurückkehrt, kannten die Jakobiner keine Reue. Zwar haben manche derselben, nach ihrer heißen und ruhmvollen Jugend, den Genuß der Ruhe zu teuer erkauft, indem sie in den Dienst des Despotismus traten, aber seine Gesinnung hat keiner von ihnen geändert. So war es nicht bei den anderen Parteien der Revolution, die sich selbst und von andern als die Mäßigen gepriesen. Die Republikaner haben den Irrtum ihrer Jugend verlacht und haben der konstitutionellen Monarchie als der politischen Wirklichkeit gehuldigt. Die Konstitutionnellen haben sich dem Absolutismus zugewendet. Was bei den Jakobinern Glaube,

Bürgertugend, Menschenliebe gewesen, war bei den Anderen nur trügliches Wissen, Sache des Verstandes und Berechnung des Eigennutzes, und darum, als die Zeiten sich geändert, suchten sie ihre alte Gesinnung mit ihrem neuen Vorteil in Einklang zu bringen.

b) Verschiedene Clubs.

1.

Club *du Salon français – des Impartiaux.*

2.

Die *Cordeliers.*

3., 4., 5.

Die *Feuillants.*

6., 7., 8.

Club des Patriotes et *Cercle Constitutionnel.*

9., 10., 11.

Club de 1789, Club Monarchique.

12.

Club du Panthéon.

O

Teilnahme des Militärs an der Revolution

P

Die Pariser Nationalgarde

Q

Die Ermordung der Gefangenen am 2. [?] 6. Sept. 1792

R

Die Ereignisse vom 10. August 1792

S

Memoiren, Bücher etc. über die Französische Revolution, die ich gelesen und exzerpiert

1.

Mémoires de Weber *concernant Marie-Antoinette avec des actes et des éclaircissements historiques par M.* Barville *et* Barrière, 2 *volumes*, Paris, 1822, chez Baudouin Frères (Im Sept. 1834).

2.

Mémoires sur la Révolution française, par Buzot, *député de la Convention Nationale précédées d'un précis de sa vie et de recherches historiques sur les Girondins, par* M. Guadet, Paris, chez Béchet aîné, 1823. (Im Oktober 1834).

3.

Œuvres de St Just, Représentant du peuple à la Convention Nationale, Paris, 1834, *chez* Prévot (Im September 1834).

4.

Le vieux Cordelier de Camille-Desmoulins, *député à la Convention* et *doyen des Jacobins. Seule édition*

complète. Précédée d'un essai sur la vie et les écrits de l'auteur. Par M. Matton aîné, *parent de Camille-Desmoulins et possesseur de ses manuscrits.* Paris, Ebrard, 1834 (Im Sept. 1834).

5.

Mémoires de Madame Roland, *avec une notice sur sa vie, des notes et des éclaircissements historiques par* MM. Berville *et* Barriere, *2 volumes.* Paris 1820, Baudouin frères (Im Okt. 1834).

6.

Mémoires de Charles Barbaroux, *député à la Convention Nationale, avec une note sur sa vie, par* M. Ogé Barbaroux, *son fils, et des Eclaircissements historiques par* MM. Berville *et* Barriere, Paris, Baudouin frères, 1822 (Im Okt. 1834).

7.

Mémoires de Rivarol, *avec des notes et des Eclaircissements historiques, précédés d'une notice, par* M. Berville. Paris, Baudouin frères, 1824. (Im Okt. 1834).

8.

Mémoires sur la Convention et le Directoire par A. C. Thibaudeau, Paris, Baudouin frères, 1824, 2 volumes (Im Dez. 1834).

9.

Mémoires de Meillan, *député pour le départment des Basses-Pyrénées à la Convention Nationale, avec des notes et des éclaircissements historiques.* Paris, Baudouin frères, 1823 (Januar 1835).

10.

Mémoires de Bailly, *avec une notice sur sa vie, des notes et des éclaircissements historiques par* MM. Berville *et* Barrière, *3 volumes,* Paris, 1822, Baudouin (Februar, 1835).

11.

Mémoires du Marquis de Ferrières, *avec une notice sur sa vie, des notes et des éclaircissements historiques, par* MM. Berville *et* Barrière, *deuxième édition, 3 volumes,* Paris, Baudouin, 1822 (Im April 1835).

Die Memoiren erschienen 1799 und endigten mit dem 10. August. Ferrières hinterließ als Manuskript die Fortsetzung derselben bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI., die in der Sammlung von Baudouin zuerst erschien.

Ferrières, den Eingebungen seiner Gefühle und seinen Ansichten des Augenblicks folgend, widerspricht sich oft. Verwechselt nicht selten Ort, Zeiten u. Begebenheit. Übrigens ehrlich, aufrichtig, gutmeinend, u. zu benutzen, wenn er, obzwar Royalist, die Fehler u. Vergehen seiner Partei, des Königs, des Hofs, Adels, der Geistlichkeit anklagt.

12.

Conspiration pour l'égalité dite de Babeuf, suivie du procès auquel elle donna lieu et des pièces justificatives, etc., etc. par Ph. Buonarroti, *Bruxelles,* 1828, *à la Librairie Romantique,* 2 *tomes.*

U

Die Girondisten

8.

Ein Jakobiner-Journal von 1793 nennt die Girondisten und ihre Anhänger: *féroces modérés, enragés modérés* (Buzot, 356-357).

9.

Wie Buzot, der Girondist, seine Verachtung für das Volk ausdrückt. Eine Verachtung, die seine Freunde, um der Ehre seines Geistes und seines Herzens [nicht] zu nahe zu treten, nicht der Erbitterung während seiner Proscription zuschreiben, sondern aus einer alten festbegründeten Ansicht herleiten dürfen. Siehe in seinen *Mémoires*, p. 43-71 und frühere Stellen. Buzot kommt in seinen Memoiren an Heftigkeit und Gemeinheit dem *Père Duchesne* ganz gleich. – *Stolz der Girondisten* S. n. 17.

10.

Im Prozeß des Königs stimmten die Girondisten für die Appellation an das Volk (Extraits de Buzot, p. 52). Hätte das Volk den König freigesprochen? Gewiß nicht. Aber der Aufschub hätte die Revolution in große Gefahr gebracht (B).

11.

Die Girondisten haben den endlichen Sieg ihrer Grundsätze den Jakobinern zu verdanken. Hätte die Bürgerschaft allein die Aristokratie und den Monarchismus niederhalten können, wäre sie bis zu 1830 gekommen ohne die Terroristen, ohne das Volk?

12.

Die Girondisten werden nicht müde, von ihren Tugenden zu sprechen. Sie halten sich für edel, weil sie die schlechten Mittel verdammen, die für die Erreichung der Zwecke *anderer* gebraucht werden. Als sie von ihrem eigenen Ziele noch entfernt waren, als ihnen Königtum, Adel und Geistlichkeit noch feindlich gegenüberstanden, da war ihnen kein Mittel zu schlecht, keine Maßregel zu tyrannisch, daß sie sie nicht gebrauchen, kein Blut zu heilig, daß sie es nicht vergießen mochten.

13.

Voltaires, der Encyklopädisten, der Physiocraten Schule. Einfluß auf die Revolution, auf die Girondisten; auf das Volk wirkt mehr Rousseau (zu entwickeln).

14.

Die Girondisten hatten viele Anhänger in den Departementen, in den See- und Handelsstädten zumal; aber was tat in jenen Orten die edle Bürgerschaft, die etwas zu verlieren hat? Sie verkroch sich vor denen, die nichts zu verlieren haben, duldete alles und ließ ihre Lehrer morden (Buzot, 140, 142, 143) ... Die Bürgerschaft, die reichen Leute, hatten nicht den Mut, sich den Greueln der Anarchie entgegenzusetzen, wie sie keinen hatte dem Despotismus gegenüber. Von letzterem befreite sie das Volk, von ersterer die neue Monarchie Buonaparts.

15.

Die Girondisten hatten keinen Mut, weil man nur Mut hat für die Freiheit, für das Wohl aller, niemals Mut für seine eigenen Vorrechte, die man mit dem Titel Freiheit adelt.

16.

Die Girondisten gegen die Suffrage universel und gegen das Einkommen-System, aber als sie noch gegen die Monarchie, d. h. für ihre eigenen Rechte zu kämpfen hatten, da waren sie anders gestimmt.

17.

Die Roland spricht von dem Eindruck, den der Besuch der Kirche auf sie machte, wo sie trotz der Gaukelkünste der Priester, der Absurdität der Mysterien, sich doch erhoben fühlte etc. „*Je sors meilleure du lieu où le peuple*

imbécile est venu sans réflexion saluer un morceau de pain“ (Mémoires de Madame Roland, tome I, p. 43).

24.

Madame Roland. Die Girondisten hatten alle jene Charakterschwäche, die mit einer feinen Geistesbildung so oft verbunden ist. Madame Roland war der einzige männliche Charakter unter ihnen, und, hätte sie der verdrießliche Unterrock nicht mehr gehindert als ihr Herz, sie hätte vieles zustande gebracht. Die Geschichte des alten Roms war ihr in den Kopf gestiegen – von oben hinein, nicht aus der Brust, nicht von unten hinauf, und mit philologischer Begeisterung versuchte sie das Lateinische in das Französische zu übersetzen. Wie der Barytische Stein (es ziemt sich von einer gelehrten Frau gelehrt zu sprechen) leuchtete sie mit dem eingesogenen Lichte, und gleich diesem Stein war sie aus Schwererde und Vitriolsäure und Pedanterie und ätzender Tücke zusammengesetzt. Ein Mann von Gefühl, dem selbst der innere stumme Widerwille gegen ein Weib und gegen ein unglückliches Weib so schwer fällt, wünschte der Roland nur Mangel an weiblicher Scham vorwerfen zu können, wenn sie in ihren Denkwürdigkeiten von den *Catins* der Terroristen stets spricht, wenn sie kalt anatomisierend auch alles andere beim Namen nennt, wenn sie umständlich erzählt und mit psychologischer Genauigkeit, wie sie vom Kinde zur Jungfrau übergegangen und wie das blutige Zeichen dieses friedlichen Wechsels in einer Nacht zum Vorschein gekommen... Und so schrieb die Roland in ihrem Kerker – und damals war der Kerker der Vorhof des Todes! Wer so ohne Trauer oder ohne Freudigkeit zum Blutgerüste geht, der verdiente nicht den schönen Tod für die Freiheit.

31.

Bis zum 10. August, diesem blutigen Tag mit eingeschlossen, waren die Girondisten mit dem Gange und allen Ausschweifungen der Revolution völlig zufrieden. Erst nach dem 10. August, als der Thron gestürzt war und der Bürgerschaft den Sieg nicht mehr streitig machen konnte, trennten sie sich von den Jakobinern, die Gleichheit wollten und auch des niederen Volks gedachten. Die Greuel des 2ten Septembers gaben den Girondisten nur einen vollkommenen Vorwand, mit den Jakobinern zu brechen und ihren Haß gegen das Volk und seine Verteidiger hervortreten zu lassen. Wären diese Mordszenen vor der Gefangennahme des Königs vorgefallen, sie hätten sie als notwendig verteidigt, als beförderlich im Stillen gepriesen.

32.

Die Girondisten über *die Frage der Kriegserklärung* (S. Rob. Leben, n. 16).

35.

Die Girondisten kämpften für die Geistesaristokratie, und daher ihre zahllosen Anhänger unter den Zeitgenossen und Nachkommen. Es möchte jeder gern mit ihnen verwandt sein und ihre Sache als eine Familienangelegenheit betrachten.

36.

Es ist unmöglich, den Girondisten die Würde ihres Herzens und ihres Geistes zugleich zu retten, schwer auch nur eine von beiden. Wir haben gesehen, daß sie, bis zum Sturze des Königtums, alle Ausschweifungen der Revolution sich gefallen ließen und daß sie sich derselben mitschuldig machten. Sobald aber ihre Zwecke erreicht waren, fingen sie gegen die blutigen Greuel zu

eifern an. Also entweder war es ihre Gesinnung, daß, zur Erreichung eines guten oder vermutlich guten Zwecks, des Blutes nicht zu viel, nicht zu edles vergossen werden könne, oder sie wußten nicht zu berechnen, daß man den entfesselten Leidenschaften nicht mehr Einhalt tun könne und daß die Steigenden nun höher steigen müssen; sie waren schlecht oder dumm.

V

Ereignisse vom 30.–31. Mai, 1.–2. Juni 1793

W

Ereignisse auf dem Marsfelde am 16.–17. Juli 1791

1.

Die Roland gibt folgende Darstellung von diesen Ereignissen: *„Les Jacobins proposèrent une pétition à l'assemblée."* (*Mémoires* de Madame Roland, vol. I, p. 353 bis 355).

2.

Darstellung der Ereignisse vom Marsfeld in einer der an diesem Tage besiegten Partei günstigen Art, in *Revolutions de Paris*, par Prudhomme (S. die *Eclaircissements historiques* hinter den *Mémoires* de Madame Roland, vol. I, p. 397, etc.)

3.

Der besiegten Partei ungünstig erzählt diese Vorfälle Baulieu in seinem *Essai hist. sur la révol. de France* (S. d. *Eclaircissements* hinter d. Mém. der Roland, I, p. 408).

4.

Danton nahm an der Bewegung teil, die auf dem Mars-

feld unterdrückt wurde und entzog sich durch die Flucht dem gegen ihn erlassenen Anklage-Dekret (Note der Herausgeber der *Mémoires* de Madame Roland, vol. II, p. 18).

6.

Das *Martial-Gesetz,* welches an jenen Tagen in Anwendung kam, wurde in der Sitzung der National Vers. vom 21. Okt. 1789 dekretiert (S. *Hist. parlementaire,* vol. III, p. 195. *Mémoires* de Bailly, vol. III, p. 195, etc. und p. 210, 2. Absatz).

X

Monarchie und Republik

1.

S. *Monarchische Geschichten* im Papier-Kasten VI.

2.

Die Schreckens-Regierung war eine natürliche Folge des Argwohns und der Furcht. Welches Recht haben die Anhänger der Monarchie, daraus die Verwerflichkeit einer Volksregierung herzuleiten? Ist die monarchische Staatsverfassung nicht auch auf Furcht und Argwohn gegründet? Sind alle ihre Einrichtungen, ist ihre ganze Verwaltung nicht ein organisierter Schrecken, der, nur weil allen d. Mund verbunden, nicht aufschreien kann...?

3.

Die Monarchie verdirbt die Sitten des Volks, aber für eigene Rechnung, nur zu eigenem Gebrauch... Die Monarchie ist eine Association und Organisation aller Schwächen, Unvollkommenheiten, Leidenschaften und Laster, die der menschlichen Natur anhängen; durch

ihre Disziplin beherrschen die Lasterhaften, obzwar in der Minderzahl, die Guten in der bürgerlichen Gesellschaft, welche die Mehrzahl bilden. In einer Republik stehen die Schlechten vereinzelt und sind ohne Einfluß auf die Gesamtheit. In der Republik sind die Weisheit und die Tugend in den Gesetzen, und Torheit und Laster in denen, welche sie übertreten. In einer Monarchie ist es umgekehrt: Torheit und Laster sind in den Gesetzen, Weisheit und Tugend in denen, welche sie nicht achten.

4.

Wenn die Gegner der Revolution und die Freunde des Königtums, um dessen Herrlichkeit darzutun, bemerken: Frankreich habe zwölf Jahrhunderte unter seinem König geblüht, so ist das gerade, als wollte man das Vorteilhafte einer unmäßigen Lebensart dadurch beweisen, daß viele ausschweifende Menschen gesund geblieben und ein hohes Alter erreicht. Die Verderblichkeit der Fürsten geht nicht so weit, daß sie ein Volk zu Ende quälen könnten; die Wunden der Unsterblichen heilen immer. Wären Völker sterblich, noch keines hätte unter einer Monarchie sein Leben höher gebracht als der einzelne Mensch.

5.

Volksfresser (δημοβόρος) nennt Homer die Könige (S. Riemer, griech. Lexikon, d. W.).

6.

Die Freigesinnten in Frankreich sprechen oft von einer wohlfeilen Regierung (gouvernement à bon marché); aber was unsere Regierungen, wie sie sind, so kostspielig macht, ist nicht die Höhe der Geldsteuern, welche die Bürger zu entrichten haben, sondern die übergroßen Opfer an persönlicher Freiheit, welche man zur Erhal-

tung des Staates, zum besten der Ordnung von ihnen fordert. Die wahre Staatskunst besteht nicht darin, die größtmögliche, die ungestörtste Ordnung, sondern diese mit der möglichst geringen Beschränkung der persönlichen Freiheit zu erhalten.

7.

Bei den Debatten im Convent wegen der Abschaffung des Königtums rief der Bischof Grégoire aus: „*Qu'est-il besoin de discuter? Les rois sont dans l'ordre moral ce que les monstres sont dans l'ordre physique. Les trônes sont l'atelier des crimes et la tanière des tyrans. L'histoire des lois est le martyrologe des nations.*" (*Mémoires* de Ferrières, vol. III, p. 243).

Y

Der National-Convent

21. Sept. 1792 bis 26. Okt. 1795).

„*On appelait plaine, par opposition à la montagne, la partie de l'assemblée où s'asseyaient les députés qui ne s'étaient point prononcés entre la Gironde et ses ennemis.*" (*Mémoires* de Madame Roland, II, p. 213. Note de l'Editeur).

Z

Die Intrigen des Auslands im Innern Frankreichs während der Revolution

I

Notizen über berühmte Personen der französischen Revolution

Camille Desmoulins (S. Robespierres Leben), *Lafayette* (*Mémoires* de Barbaroux, p. 37). *Tallien* (*Mémoires* de

Ferrieres, vol. III, p. 447), *Barras, Talleyrand, Madame de Staël, Benjamin Constant* (*Mémoires de* Thibaudeau, tome II, p. 7, 24, 169).

II

Paris und Frankreich

1.

Von der Zeit der ersten Abdankung Neckers, den dadurch entstandenen Bewegungen und der daraus beschlossenen Zurückberufung desselben redend, sagt Rivarol: „*Tant que Paris se croira la nation, la bourse sera le cœur du royaume, et M. Necker l'ami du cœur.*" (*Mémoires* de Rivarol, p. 50).

3.

Die ganze franz. Revolution wurde nur für die Freiheit der Hauptstadt gekämpft. Das Land war die Bedientenstube, das Volk die Dienerschaft, die sich mit dem Abhube des herrschaftlichen Tisches begnügen mußte. Frankreich wird nie frei werden, so wenig mit einer republikanischen als mit einer monarchischen Regierungsform, solange Paris die Macht behält, seinen despotischen Einfluß zu üben. Aber ein Juli-Tag wird kommen, wo alle Franzosen einsehen werden, daß Paris die Bastille Frankreichs ist, und das wird ein heißer Tag sein.

III

Die konstituierende Nationalversammlung

(17. Juni 1789 bis 1. Okt. 1791).

1.

Am 17. Juni 1789 erklärten sich die Etats-Généraux (der Tiers-Etat) zur *Assemblée Nationale.*

2.

Die Unverantwortlichkeit des gesetzgebenden Körpers ist so bedenklich als die der Fürsten; was der letzteren entgegengesetzt werden kann, kann auch der anderen entgegengesetzt werden. Die einzelnen Mitglieder der gesetzgebenden Körper können wohl Unverantwortlichkeit für ihre Meinungen und Stimmen, aber die ganze Körperschaft kann solche nicht für ihre Beschlüsse fordern.

3.

Der Präsident der Nationalversammlung wurde alle 14 Tage gewählt (*Mémoires* de Bailly, I, p. 274).

4.

Man hüte sich sehr, der Nat. Vers. einen größeren Ruhm zuzuwenden, als sie anzusprechen das Recht hat. Eine ungebührliche Bewunderung dessen, was sie zur Begründung der Freiheit getan, wäre für die wahre und dauerhafte Begründung der Freiheit gar nicht ersprießlich ... Man hat nicht der National-Versammlung die Revolution, man hat der Revolution die National-Versammlung zu verdanken. Wer an der Spitze eines Volkes für dessen Rechte kämpft, braucht keinen Mut; denn dem Volk gegenüber gibt es keine Gefahren, und schon die Drohung reicht immer hin, über den Feind den Sieg zu erringen. Die National-Versammlung war groß und stark, weil das Volk hinter ihr stand. Sooft sie das vergaß und statt zu führen sich treiben ließ, zeigte sie sich klein und würdelos. Sooft sie sich gegen das Volk wendete, war sie ohnmächtig und alles mißlang ihr. Wir werden sie abwechselnd in diesen drei Verhältnissen sehen. Das ganze Verdienst der National-Versammlung bestand darin, daß sie die Gehaltlosigkeit und Gaukelei der angemaßten und vermeintlich unwiderstehlichen

Macht des Königs, des Adels und der Geistlichkeit mit schnellem Blick durchschaute; daß sie begriff, wie jene Macht nur mit einer theatralischen Scheinherrlichkeit glänzte, nur so lange zu täuschen fähig, als die Zuschauer auf den Bänken sich täuschen zu lassen Lust und Geduld haben. Sie erkannte gleich in den ersten Tagen, daß jene Geduld und Lust zu Ende seien und daß die Stunde gekommen, in das wahre und wirkliche Leben zurückzutreten. Da endigte sich das Stück, ließ den Vorhang fallen, löschte die Lampen aus; und das durch die geöffneten Türen eindringende Tageslicht machte es allen offenbar, daß es die Zuschauer sind, welche das Schauspiel machen, und daß vor leeren Bänken die Tyrannen verstummen.

Die National-Versammlung hat nichts aufgerichtet; die Freiheit ist keine Organisation, nur die Tyrannei ist eine, und, sobald diese zerstört, findet sich jene von selbst gestaltet. Die Monarchie war untergraben, das monarchische Staatsgebäude war nur noch ein Kartenhaus, das man nur anzublasen brauchte, es umzustürzen. Die Konstitution, welche die National-Versammlung gab, hat sie nicht gemacht, sondern nur verkündigt; sie war nicht ihr Werk, sie war das Werk eines ganzen früheren Jahrhunderts; die National-Versammlung hatte nur die Rechte des Volks zu Gesetzen umgeprägt. Sie hat nichts zerstört, sie hatte in der berühmten Nacht des 4ten Augusts nur den Schutt zerstörter Mißbräuche weggeführt.

5.

Am 19. Okt. (1789) hielt die National-Versammlung die erste Sitzung in Paris (*Mémoires* de Bailly, vol. III, p. 183). *Le manège des Tuileries*, worin d. Nat. Versamml. ihre Sitzungen hielt, lag auf dem Platze, den jetzt die Nr. 36 und 38 in der Rue de Rivoli einnehmen.

7.

„Chaque corps, chaque individu avait ses vues: le parlement espérait s'accroître de tout ce que les Etats Généraux ôteraient au roi; la haute noblesse secouer le joug ministériel auquel l'avait soumise le cardinal de Richelieu; les capitalistes et les rentiers voulaient assurer leurs créances et faire de la dette du roi une dette de l'Etat . . .“ „On était si las de la cour et des ministres, que la plupart des nobles étaient ce qu'on a appelé depuis démocrates: dénomination toutefois qui n'est pas exacte; car ils ne voulaient pas remettre le gouvernement entre les mains du peuple; ils voulaient seulement le retirer de l'oligarchie ministérielle entre les mains de laquelle il était concentré.“ (Mémoires de Ferrières. vol. I, p. 2).

8.

Etats Généraux. Diskussion wegen der *vérification des pouvoirs.* Stimme *par ordre ou par tête.* Extraits: Eod. p. 24 et 47.

IV

Die Partei Orléans

1.

Über diese Partei und ihren Einfluß auf die Ereignisse vom 5. und 6. Okt. S. *Mémoires* de Rivarol, p. 222, etc.

2.

Nach den Ereignissen vom 5. 6. Okt. reiste der Herzog von Orléans nach London, angeblich mit einer Missive vom Könige. (S. *Mémoires* de Bailly, vol. III, p. 161).

3.

Die Partei des Herzogs von Orléans hing mit ihrem Oberhaupt nur durch die Verwandtschaft schlechter Gesinnung und durch die Bande des Eigennutzes zusammen. Persönliche Neigung oder politisches System fand hier nirgends statt. Daher ist es auch gekommen, daß, während alle anderen Parteien in der franz. Revolution, nachdem die Stürme sich gelegt, unter den Zeitgenossen und Mithandelnden ihre Geschichtsschreiber gefunden, die frühere Dunkelheiten aufzuklären, Verwirrungen zu lösen und die eigenen Gesinnungen und Handlungen entweder zu verteidigen oder zu entschuldigen suchten, wir solcher Bekenntnisse der Orléans'schen Partei entbehren.

V

Napoleon Buonaparte

(9. Nov. 1799 bis 22. Juni 1815).

1.

Die blinde Bewunderung und die herkömmliche anerzogene Geistesträgheit der Menschen (daß sie die Bücher der Geschichte in den Registern dieser Bücher lesen) haben in ganz Frankreich nur Napoleon gesehen und haben all das Große, Schöne und Herrliche, das die Sonne der Freiheit in diesem so fruchtbaren Lande zur Reife gebracht, dem Verdienste eines einzigen Mannes angepriesen. Bei Napoleon hatte die Abgötterei ausgeführt, was die Schmeicheleien jenes griechischen Künstlers nur erdacht, indem er dem Berge Athos die Gestalt Alexanders des Großen geben wollte. Jeder andere Feldherr oder Fürst an der Spitze der Franzosen wäre weit nicht so tief unter dem Ruhm Napoleons geblieben, als Na-

poleon selbst an der Spitze jedes anderen Volkes unter seinem eigenen Ruhm geblieben wäre.

2.

Napoleon war zu klein, den Geist der Völker, zu groß, den Geist der Könige seiner Zeit zu verstehen.

VI

Der 9. Thermidor

1.

„Dans l'ivresse de la victoire du 9. Thermidor Fréron voulait faire démolir l'Hôtel de Ville de Paris." (*Mémoires* de Thibaudeau, tome I, p. 120, note).

2.

„L'égarement des athées, les erreurs des Hébertistes, l'immoralité des Dantonistes, l'orgueil compliqué des Girondins, les menées secrètes des royalistes et l'or de l'Angleterre déçurent, au 9. Thermidor, les espérances du peuple français et du genre humain." (*La Conjuration de Babeuf* par Buonarotti, vol. I, p. 255, note).

VII

Das Direktorium

Vom 27. Okt. 1795 bis 9. Nov. (18 Brumaire) 1799.

4.

Unter dem Direktorium fingen die franz. Armeen, denen bis jetzt genug war, für die Freiheit zu siegen und zu sterben, sich mit Wünschen und Äußerungen, mit Zuschriften und Drohungen, in die bürgerl. Angelegenheiten des Landes zu mischen an. Die Armee setzte in der Volksrepräsentanten angebliche Ordnung und Mäßigung nicht das Zutrauen mehr, das sie in die wilde Regierung des Schreckens gesetzt. Im Heere war die Blüte

der Nation, waren die Erstgeborenen der Freiheit. Dort hatte sich die Gleichheit erhalten, und das niedere Volk, nicht geschmäht und nicht mißbraucht, hatte sich dort schnell verwandelt. Das Direktorium und die Generale, die ihm anhingen, benutzten jene Stimmung der Soldaten, die zum eigenen Ehrgeiz oder im Dienste fremden Ehrgeizes zu verwenden. So fand sie Buonaparte zu seinen Zwecken vorbereitet, und, vermeinend, für die Freiheit zu kämpfen, brachten sie Frankreich unter das Joch eines Monarchen, der es mit dem Ammenmärchen Ruhm einschläferte.

5.

Man beschuldigte das Direktorium, den General Hoche (gest. in Wetzlar d. 18. Sept. 1797) durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Das Direktorium, in einem Briefe an Buonaparte, beschuldigte die Royalisten, Verschworene dieses Verbrechen [zu sein.] (S. *Mémoires* de Thibaudeau, II, p. 316).

8.

Unter dem Direktorium fing man an, die Royalisten weniger zu hassen als die Volksfreunde, die man mit dem Namen Anarchisten bezeichnete. Man überredete sich und andere, daß man darum jene weniger hasse als diese, weil sie ohnmächtig und weniger zu fürchten wären. Aber in Wahrheit haßte man die Royalisten darum weniger als die Jakobiner, weil man sich zu den Menschen vererbter selbstsüchtiger Gesinnung hingezogen fühlte; und man fürchtete sie weniger, weil man in der eigenen Brust die Beruhigung schöpfte, daß Menschen, unfähig einer tugendhaften Aufopferung, der bestehenden Ordnung der Dinge nicht gefährlich werden konnten.

VIII

Der Vendée-Krieg

IX

Danton

2.

Danton ging gefaßt und ruhig zum Blutgerüste, doch zeigte er sich verächtlicher in seiner Seelenstärke als Desmoulins, sein Todesgenosse, in seiner Schwäche.

X

Marat

XI

Die Revolution von 1830

2.

Extrait: „Le général Lafayette était sur son lit de mort lorsqu'on vota à la Chambre la loi de désarmement; M. George Lafayette, son fils, lui demanda à s'éloigner quelques moments pour aller porter sa boule noire contre la loi.“
„Va, lui dit le général en se soulevant avec un accent d'indignation prophétique, va, et porte-leur ma malédiction pour cette loi contrerévolutionnaire qui désarme la France.“ (National, Nov. 34).

3.

Ganz Frankreich ist einer Revolution gewärtig; die Mehrzahl fürchtet, die Minderzahl hofft sie, aber daß sie eintreffen werde, dafür bürgt die Furcht der einen so sehr als die Hoffnung der andern. Wo keine Zuversicht, da ist keine Sicherheit (Februar 1835).

4.

Die Propaganda soll keine Missionäre nach Deutschland schicken, die Freiheit dorthin zu bringen, sondern sie von dort zu holen und in Frankreich einzuführen.

XII

Mirabeau

2.

Mirabeau ragte darum durch seinen Mut und Einfluß unter allen ausgezeichneten Mitgliedern der Nat. Vers. hervor, weil er, als geborener Edelmann bekannt in den Kreisen des Hofes und des Adels und durch seine eigene Sittenlosigkeit befreundet mit dem verworfenen faulen Dasein der höheren Stände, leicht entdeckte, wie da alles ohne Würde und Kraft und wie gering von dorther die Gefahr des Widerstands sei. *Bailly*, ein schlichter Bürger ohne Ränke und unfähig, Ränke zu durchschauen, brauchte viel mehr Hochherzigkeit als Mirabeau, sich so zu zeigen, wie er getan. Das Geheimnis der monarchischen Schwäche war ihm nicht offenbar, und nie bedachte er sich, einer vermeintlichen Gefahr unerschrocken entgegenzutreten.

3.

Mirabeau hatte eine geheime Unterredung mit der Königin Maria Antoinette, wobei diese durch die Künste weiblicher List den gefürchteten Mann zu fesseln suchte. Beim Abschied reichte sie ihm huldvoll ihre Hand zum Kusse. Der hingerissene Mirabeau rief aus: *dieser Kuss rettet die Monarchie!* Die unglückliche Königin durfte es wohl nicht ausseufzen, was sie bei dieser Rede fühlte; doch Mirabeau fühlte es nicht in seinem Übermut: daß eine Monarchie, die ein so unverschämtes Wort ertragen muß, nicht mehr zu retten ist.

4.

In großen und entscheidenden Augenblicken, wenn sich eine Stunde der Gefahr, des Ruhms und des Mutes zeigte, da sprengte Mirabeau die schmachvollen Bande seiner Sinnlichkeit und seiner Laster, da tauchte seine besudelte Seele in die klare Tiefe seines Geistes unter und stieg rein wie ein Schwan mit glänzendem Gefieder daraus hervor. Dann war er wieder ein König im Volke, nachdem er früher nur wie ein König unter Königen war.

XIII

Necker

1.

Necker war der Johannes Casimir Périers, dieses Christi der Schächer.

XIV

Lafayette

XV

Die Erklärung der Menschenrechte

1.

„Ce fut le 14 juillet, dans la séance permanente de l'Assemblée Nationale, que M. de la Fayette, qui la présidait, proposa, pour la première fois, une déclaration des droits de l'homme et du citoyen.“ (Note des éditeurs).

2.

In der Erklärung der Menschenrechte, welche die Konstitution von 1793 enthielt, hieß es:

Art. 7: „Le droit de manifester sa pensée et ses opinions, soit par la voie de la presse, soit de toute autre manière, le droit de s'assembler paisiblement, le libre exercice des cultes ne peuvent être interdits. – La nécessité d'énoncer ces droits suppose ou la présence ou le souvenir récent du despotisme."

Art. 28: „Un peuple a toujours le droit de revoir, de réformer et de changer sa constitution; une génération ne peut assujettir à ses lois les génération futures."

Art. 33: „La résistance à l'oppression est la conséquence des autres droits de l'homme."

Art. 34: „Il y a oppression contre le corps social, lorsqu'un seul des ses membres est opprimé."

„Il y a oppression contre chaque membre lorsque le corps social est opprimé."

Art. 35: „Quand le gouvernement viole les droits du peuple, l'insurrection est pour le peuple et pour chaque portion du peuple le plus sacré des droits et le plus indispensable des devoirs."

XVI

Frankreich vor der Revolution

1.

Beim Ausbruch der franz. Revolution zählte man in Frankreich fast noch 1½ Millionen Leibeigene (Procès-verbal de l'Assemblée Nationale, 7 août 1789) – In der Franche-Comté 300 000 (S. *Mémoires* de Bailly, vol. III, p. 192).

2.

Geistlichkeit. – Sitzung der Nat. Vers. vom 24. Okt. 1789. „M. Dupont a tracé rapidement l'histoire du clergé en France." (*Mémoires* de Bailly, vol. III, p. 218).

3.

Paris. – In einer Rede, die Bailly als Maire in dem Gemeinderat von Paris am 4. Febr. 1790 hielt, heißt es: „*La commune n'existait plus depuis plus de deux siècles; elle était presque inconnue, ses propres affaires lui étaient étrangères.*“ (*Mémoires* de Bailly, vol. III, p. 322).

4.

„*La force et les richesses de l'Etat appartenaient en quelque sorte, avant le ministère du Cardinal de Richelieu, également au roi et à la nation. Le cardinal, séduit par le calcul d'une fausse politique, ne travailla qu'à les concentrer l'une et l'autre dans les mains du roi. Malheureusement il y réussit. La nation sortit, si je puis m'exprimer ainsi, du pacte social. Le roi y fut seul, et y fut tout ...* (*Mémoires* de Ferrières, vol. III, p. 366). S. Fasc. E n° 5.

XVII

Die Sitzung der National-Versammlung in der Nacht vom 4. August 1789

2.

Die franz. Revolution hatte einen schönen Tag und eine schöne Nacht. Es war der Tag, wo die Bastille fiel, und die Nacht vom 4. August, wo der Adel sich ergab – diese Brautnacht der Freiheit.

3.

Die Beschlüsse, welche die Nat. Vers. in dieser Nacht faßte, nennt Ferrières (*Mémoires*, vol. I, p. 179) „*décrets violateurs des droits sacrés d'une propriété légitime.*“

XVIII

Ereignisse vom 20. Juni 1792

XIX

Verschwörung des Babeuf

1797

1.

Biographie des Babeuf. – *Conjuration de Babeuf par Buonarotti,* vol. I, p. 70, note.

2.

„*Au commencement de Brumaire* de l'an IV (Oktober 1795) *Babeuf, Darthé, Buonarroti et Fontenelle essayèrent de créer un centre de direction, auquel les patriotes dévoués pussent se rallier, afin d'agir ensuite uniformément au profit de la commune.*" (L. c., p. 70).

3.

Babeuf und seine politischen Glaubensgenossen wollten aus Frankreich ein republikanisches China machen, den Eintritt der Fremden erschweren, wie in Sparta das individuelle Eigentum aufheben, Pressfreiheit vernichten, Zensur einführen. Und dieses Frankreich ihres Ideals nannten sie eine *aimable patrie!*

7.

Babeuf und seine politischen Glaubensgenossen sagten: *La propriété est sur la terre la cause de tous les maux* (L. c., vol. II, p. 53).

8.

Am 7. *Prairial an V* (26. Mai 1797) wurden die Verschworenen von dem Gerichte zu Vendôme verurteilt: Babeuf und Darthé zum Tode, 7 Angeschuldigte zur Deporation. Babeüf und Darthé erdolchten sich im Gerichtssaale, jedoch ohne sich zu töten (L. c., p. 60, 61, 62).

XX

Die Konstitution von 1793

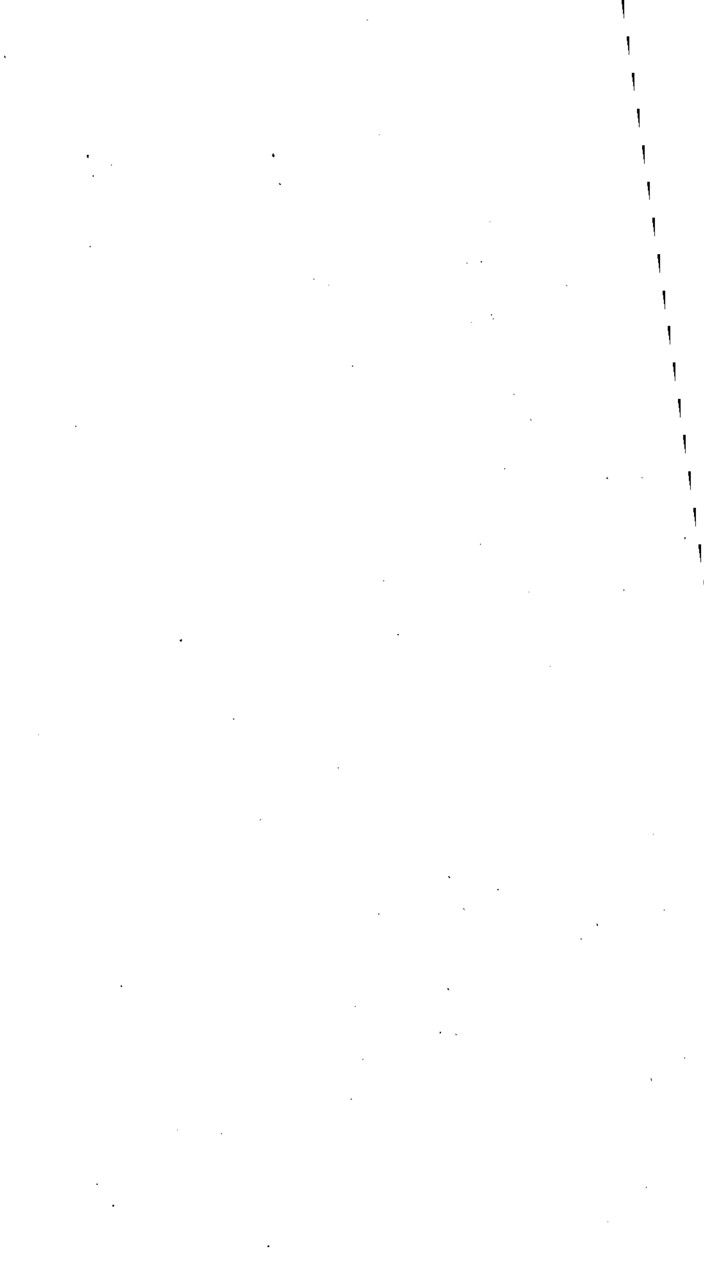
Auszüge aus der Konstitution.

20 extraits qui portent sur les articles 4, 5, 22, 28, 37, 53, 56, 58, 59, 60, 62, 63, 66, 97, 115, 117, 118, 119, 120, 121, ce qui souligne surtout:
L'éligibilité de tous les Français.
La déclaration de guerre relevant du Corps législatif.
Les projets de loi devant être soumis à toutes les communes de la République.
L'élection des juges au criminel.
Le peuple français est ami et allié naturel des peuples libres. Il donne asile aux étrangers bannis de leur patrie pour la cause de la liberté; il la refuse aux tyrans. [Zusammenfassung von J. Dresch.]

XIII

Félicité de Lamennais

Worte des Glaubens



Worte des Glaubens

An das Volk

Dies Buch ist vor allem für euch gemacht, und euch bringe ich es dar. Möge es bei all den Übeln, die euer Erbteil sind, bei all den Leiden, die beinahe rastlos euch bedrängen, euch erquicken und ein wenig trösten.
Ich möchte, es wäre für euch, die ihr die Last des Tages tragt, für eure arme, ermüdete Seele das, was mittags am Saume des Feldes der Schatten eines Baumes, sei er auch noch so karg, für den ist, der den ganzen Morgen unter den glühenden Strahlen der Sonne geschafft hat.
Ihr lebt in böser Zeit, aber diese Zeit wird vorübergehen.
Nach der Strenge des Winters sendet die Vorsehung eine minder rauhe Jahreszeit, und die Vögel des Feldes preisen dann in ihren Gesängen die milde Hand, die ihnen Wärme und Überfluß und eine Gefährtin und ein weiches Nest zurückgegeben.
Hoffet und liebt. Die Hoffnung lindert alles, die Liebe macht alles leicht.
Es leben in diesem Augenblicke Menschen, welche viel leiden, weil sie euch viel geliebt haben. Ich, ihr Bruder, ich schrieb für euch die Erzählung dessen, was sie für euch getan haben, und dessen, was man diesethalben gegen sie getan hat. Und wenn die Gewalt sich selbst wird vernichtet haben, werde ich es kundtun, und ihr werdet es lesen mit Tränen, die minder bitter sind, und werdet diese Männer wiederlieben, die euch so sehr geliebt haben.
Wenn ich jetzt von ihrer Liebe zu euch spräche und von ihren Leiden, würde man mich zu ihnen ins Gefängnis werfen.

Wohl würde ich mit Freuden in das Gefängnis gehen, wenn euer Elend dadurch gelindert werden könnte; aber ihr würdet keine Erleichterung davon haben, und deshalb müssen wir harren und Gott bitten, daß er die Prüfung verkürze.
Heute sind es die Menschen, welche richten und strafen: bald wird er es sein, der richtet. Glücklich, wer seine Gerechtigkeit sehen wird!
Ich bin alt: höret die Worte eines Greises.
Die Erde steht traurig und verdorrt, aber sie wird von neuem grünen. Der Atem des Bösen wird nicht ewig über sie hinfahren wie ein feuriger Hauch.
Was auch geschieht, die Vorsehung will, daß es zu eurer Belehrung geschehe, damit ihr lernet, gut sein und gerecht sein, wenn eure Stunde kommt.
Wenn die, welche die Gewalt mißbrauchen, vor euch hinweggeschwemmt sein werden wie der Kot im Rinnstein bei einem Gewittersturme, dann werdet ihr begreifen, daß nur das Gute von Dauer ist, und ihr werdet euch scheuen, die Luft zu besudeln, die der Hauch des Himmels gereinigt haben wird.
Bereitet eure Seelen für diese Zeit, denn sie ist nicht ferne, sie nahet heran.
Der Christ, der für euch ans Kreuz geschlagen wurde, verhieß, euch zu befreien.
Glaubet an die Verheißung, und um ihre Erfüllung zu beschleunigen, bessert, was der Besserung bedarf, übet euch in allen Tugenden und liebet einander, wie der Erlöser der Menschheit euch geliebt hat bis zum Tode.

I.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.
Gepriesen sei Gott im Himmel und gegrüßt die Menschen der Erde, die guten Willen haben.

Wer Ohren hat, höre; wer Augen hat, öffne sie und sehe, denn die Zeiten nahen heran.
Der Vater erzeugte seinen Sohn, sein Wort, und das Wort ward zu Fleisch, und es wohnte unter uns; es kam in die Welt, und die Welt erkannte es nicht.
Der Sohn versprach den tröstenden Geist zu schicken, den Geist, der von dem Vater und ihm ausging, und der ihre wechselseitige Liebe ist; er wird kommen und die Gestalt der Welt erneuern, und es wird wie eine zweite Schöpfung sein.
Vor achtzehnhundert Jahren streute das Wort den göttlichen Samen aus, und der heilige Geist befruchtete ihn. Die Menschen sahen ihn Blüten treiben und aßen von seinen Früchten, Früchte des Lebensbaumes, zum zweiten Male in ihre dürftige Wohnstätte gepflanzt.
Ich sage euch, es war eine große Freude unter ihnen, als sie das Licht erscheinen sahen, und sie fühlten sich durchwärmt von einem himmlischen Feuer.
Jetzt ist die Erde wieder finster und kalt geworden.
Unsere Väter sahen die Sonne niedersteigen. Als sie unter dem Horizont verschwand, da schauderte das Menschengeschlecht. Dann geschah etwas Namenloses, ich weiß nicht was, in dieser Nacht. Kinder der Nacht! der Niedergang ist schwarz, aber der Aufgang fängt zu dämmern an.

II.

Neiget euer Ohr und sagt mir, woher kömmt dieses dumpfe, verworrene, seltsame Getöse, das man von allen Seiten hört.
Legt die Hand auf die Erde und sagt mir, warum sie bebet.
Etwas, das wir nicht kennen, bewegt sich in der Welt; es ist darin ein Wirken Gottes.
Ist nicht Jeder in der Erwartung? Gibt es ein Herz, das nicht schlage?

Sohn des Menschen, steige auf die Höhe und verkündige, was du siehst.
Ich sehe am Horizont eine graue Wolke, und um sie her ein rotes Leuchten wie der Widerschein einer Feuersbrunst.
Sohn des Menschen, was siehst du ferner? Ich sehe das Meer seine Wogen erheben und die Berge ihre Gipfel schütteln.
Ich sehe die Ströme ihren Lauf verändern, die Hügel wanken und hinunterstürzend die Täler ausfüllen.
Alles macht sich los, alles bewegt sich, alles verändert die Gestalt.
Sohn des Menschen, was siehst du weiter?
Ich sehe in der Ferne Wirbelwolken von Staub, und sie ziehen nach allen Richtungen und stoßen und mengen und vereinigen sich. Sie gehen über die Städte her, und wenn sie vorüber sind, sieht man nur noch die kahle Erde.
Ich sehe die Völker sich tobend erheben, und die Könige erbleichen unter ihrem Diademe. Zwischen ihnen ist Krieg, ein Todeskrieg.
Ich sehe einen Thron, zwei Throne zertrümmert, und die Völker streuen den Schutt über die Erde aus.
Ich sehe ein Volk kämpfen wie der Erzengel Michel gegen Satan kämpfte. Seine Schläge sind fürchterlich; aber das Volk ist nackt, und sein Feind ist mit einer starken Rüstung bedeckt.
O Gott! es stürzt, es ist tödlich getroffen. Nein, es ist nur verwundet. Maria, die Jungfrau-Mutter, umhüllt es mit ihrem Gewande, lächelt ihm zu und trägt es eine Weile aus dem Schlachtgewühle.
Ich sehe ein anderes Volk rastlos kämpfen und in diesem Kampfe von Minute zu Minute frische Kräfte sammeln. Dieses Volk hat das Zeichen des Christs auf dem Herzen.
Ich sehe ein drittes Volk, auf welches sechs Könige den

Fuß gesetzt, und so oft es sich bewegt, werden ihm sechs Dolche in die Brust gebohrt.

Ich sehe auf einem großen Gebäude, das sich hoch in die Lüfte erhebt, ein Kreuz, das ich mit Mühe erkenne, denn es ist von einem schwarzen Schleier bedeckt.

Sohn des Menschen, was siehst du ferner?

Ich sehe den Orient betroffen und bestürzt. Er sieht seine alten Paläste einstürzen, seine alten Tempel in Staub zerfallen, und er schauet gen Himmel, als wollte er andere Größen und einen andern Gott suchen.

Ich sehe gegen den Occident ein Weib mit kühnem Blicke und heiterer Stirne, sie zieht mit fester Hand eine leichte Furche, und aller Orten, wo der Pflug vorüber ging, sehe ich Menschengeschlechter sich erheben, die die Göttliche in ihren Gebeten anrufen und sie benedeien in ihren Gesängen.

Ich sehe im Norden Menschen, die nur noch einen Rest von Lebens-Wärme in ihrem Kopfe haben, und sie werden davon berauscht; aber der Christ berührt sie mit seinem Kreuze, und ihr Herz fängt zu schlagen an.

Ich sehe im Süden Völkerschaften, ich weiß nicht unter welchem Fluche gebeugt; ein schweres Joch lastet auf ihnen, sie gehen gekrümmt. Aber der Christ berührt sie mit seinem Kreuze, und sie erheben sich wieder.

Menschensohn, was siehst du noch?

Er antwortet nicht: laßt uns noch einmal rufen.

Sohn des Menschen, was siehest du?

Ich sehe Satan, der flieht, und den Christ von seinen Engeln umgeben, der herabkömmt, zu regieren.

III.

Und ich wurde im Geiste in die alte Zeit geführt, und die Erde war schön und reich und fruchtbar, und ihre Bewohner lebten glücklich, denn sie lebten als Brüder.

Und ich sah die Schlange sich in ihre Mitte schleichen;

auf mehrere heftete sie ihren mächtigen Blick, und ihre Seelen trübten sich, und sie kamen heran, und die Schlange sprach ihnen ins Ohr.
Und nachdem sie das Wort der Schlange gehört, erhoben sie sich und sagten: Wir sind Könige.
Und die Sonne erbleichte, und die Erde nahm eine Leichenfarbe an, wie der Lein, der die Toten umhüllt.
Und man hörte ein dumpfes Gemurmel, eine ziehende Klage, und jeder schauderte in seinem Herzen.
In Wahrheit, ich sage euch, es war wie an dem Tag, wo der Abgrund seine Deiche durchbrach, und die Sündflut die großen Gewässer überbrauste.
Die Furcht ging von Hütte zu Hütte, denn es gab noch keine Paläste, und sie sagte jedem geheime Dinge, und wer sie hörte, entsetzte sich.
Und die, welche gesagt hatten: Wir sind Könige, nahmen ein Schwert und folgten der Furcht von Hütte zu Hütte nach.
Und da geschahen nachtdunkle, seltsame Dinge: da gab es Ketten, Tränen und Blut.
Und die erschrockenen Menschen schrieen: Der Mord ist wieder auf die Welt gekommen. Und das war alles, denn die Furcht hatte ihre Seelen erstarrt und ihre Arme gelähmt.
Und sie ließen sich mit Ketten belasten, sich, ihre Weiber und Kinder. Und die welche gesagt hatten:
Wir sind Könige, gruben wie eine weite Höhle aus und sperrten das ganze Menschengeschlecht hinein, wie man Vieh in den Stall sperrt.
Und der Sturm jagte die Wolken, und der Donner rollte, und ich hörte eine Stimme, welche sprach: Die Schlange hat zum zweiten Male gesiegt, aber nicht für immer.
Nachdem vernahm ich nur noch verworrene Stimmen, Spott, Gelächter, Schluchzen und Flüche.
Und ich begriff, es müsse eine Regierung Satans vor der Regierung Gottes hergehen. Und ich weinte, und ich hoffte.

Und das Gesicht, das ich sah, war keine Täuschung, denn das Reich Satans hat sich erfüllt, und Gottes Reich wird sich auch erfüllen. Und die, welche sprachen: Wir sind Könige, werden dann selbst mit der Schlange in die Höhle gesperrt werden, und das Menschengeschlecht wird frei daraus hervorgehen; und es wird für die Menschheit wie eine neue Geburt sein, wie der Übergang vom Tode zum Leben. So geschehe es.

IV.

Ihr seid Söhne *eines* Vaters, und *eine* Mutter hat euch gesäugt; warum liebt ihr euch denn nicht einander wie Brüder? Und warum behandelt ihr euch vielmehr als Feinde?

Wer seinen Bruder nicht liebt, ist sieben mal verflucht, und wer sich als Feind seines Bruders zeigt, ist siebenzig mal sieben mal verflucht.

Drum sind die Könige und die Fürsten und alle, welche die Welt die Großen nennt, verflucht worden; sie haben ihre Brüder nicht geliebt und haben sie als Feinde behandelt.

Liebt euch einander, und ihr braucht weder die Großen, noch die Fürsten, noch die Könige zu fürchten.

Sie sind nur stark gegen euch, weil ihr nicht einig seid, weil ihr euch nicht wie Brüder untereinander liebt.

Sprecht nicht: Jener ist von einem Volke, und ich, ich bin von einem andern Volke. Denn alle Völker haben auf Erden den nämlichen Vater, welcher Adam ist, und haben im Himmel den nämlichen Vater, welcher Gott ist.

Wenn man ein Glied schlägt, leidet der ganze Körper. Ihr bildet alle einen Körper: man kann nicht einen von euch unterdrücken, ohne daß nicht alle unterdrückt würden.

Wenn sich ein Wolf auf eine Herde wirft, verschlingt er nicht die ganze Herde auf einmal, er faßt ein Schaf

und verzehrt es. Dann, wenn sein Hunger zurückkehrt, faßt er ein anderes Schaf und verzehrt es auch. Und so bis zum letzten; denn sein Hunger kömmt immer wieder.
Seid nicht wie die Schafe, die, wenn der Wolf eins von ihnen ergriffen hat, einen Augenblick erschrecken und dann wieder fort grasen. Denn, denken sie, vielleicht wird er sich mit einem ersten oder mit einem zweiten Fange begnügen; und warum soll ich mich um die bekümmern, die er verschlingt? Was tut mir das? Es bleibt dann um so mehr Gras für mich.
In Wahrheit, ich sage euch: Die so bei sich denken, sind schon gezeichnet, die Nahrung des Tieres zu werden, welches von Fleisch und von Blut lebt.

V.

Seht ihr einen Menschen in das Gefängnis oder zur Richtstätte führen, sprecht nicht gleich: das ist ein böser Mensch, der gegen die Menschen ein Verbrechen begangen.
Denn vielleicht ist es ein edler Mensch, der den Menschen dienen wollte, und der von ihren Unterdrückern dafür bestraft wird.
Seht ihr ein Volk mit Ketten belastet und dem Henker preisgegeben, sprecht nicht gleich: dieses Volk ist ein gewalttätiges Volk, das den Frieden der Welt stören wollte.
Denn vielleicht ist es ein Märtyrer-Volk, das für das Heil des Menschengeschlechts stirbt.
Vor achtzehnhundert Jahren geschah in einer Stadt des Morgenlandes, daß die Priester und die Könige jener Zeit einen Aufrührer, einen Gotteslästerer, wie sie ihn nannten, an das Kreuz schlugen, nachdem sie ihn mit Ruten gepeitscht.
Am Tage seines Todes war großes Entsetzen in der Hölle und eine große Freude im Himmel.
Denn das Blut des Gerechten hatte die Welt gerettet.

VI.

Warum finden die Tiere ihre Nahrung, jedes nach seiner Art? Weil keines von ihnen die Nahrung des andern wegnimmt, sondern jedes sich mit dem begnügt, was für sein Lebensbedürfnis ausreicht.

Wenn eine Biene im Bienenkorbe spräche: Aller Honig hier ist mein, und darauf nach Gutdünken über die Früchte gemeinschaftlicher Arbeit verfügte, was würden dann die andern Bienen werden?

Die Erde ist wie ein großer Bienenkorb, und die Menschen sind wie die Bienen.

Jede Biene hat das Recht auf den Teil von Honig, der zu ihrem Unterhalte nötig ist, und wenn es unter den Menschen überredet, daß alle andern für sie geboren ist das, weil Gerechtigkeit und Mildtätigkeit von ihnen gewichen sind.

Die Gerechtigkeit, das ist das Leben, und die Barmherzigkeit, das ist auch das Leben, und ein süßeres und volleres Leben.

Es haben sich falsche Propheten gefunden, die einige Menschen überredet, daß alle andern für sie geboren werden; und was diese geglaubt, das glaubten die andern auch auf das Wort der falschen Propheten.

Als dieses Wort der Lüge sich geltend gemacht, weinten die Engel im Himmel, denn sie sahen vorher, daß viele Gewalttätigkeiten und viele Verbrechen und viele Übel über die Erde kommen würden.

Die Menschen, gleich unter sich, sind für Gott geboren, und wer anders spricht, der lästert Gott.

Wer der Größte unter euch sein will, sei euer Diener; und wer der erste unter euch sein will, sei der Diener aller.

Das Gesetz Gottes ist ein Gesetz der Liebe, und die Liebe erhebt sich nicht über die andern, sondern sie opfert sich den andern.

Wer in seinem Herzen sagt: Ich bin nicht wie die andern Menschen, sondern die andern Menschen wurden mir gegeben, daß ich ihnen befehle, und über sie und alles was ihnen gehört nach meiner Lust verfüge: Der ist ein Sohn Satans.
Und Satan ist der König dieser Welt, denn er ist der König aller der, die so denken und handeln, und die, welche so denken und handeln, haben sich durch Satans Ratschläge zu Herren der Welt gemacht.
Aber ihr Reich wird nur eine Zeit dauern, und wir stehen nahe dem Ende dieser Zeit.
Und eine große Schlacht wird gekämpft werden, und der Engel der Gerechtigkeit und der Engel der Liebe werden für die streiten, die sich bewaffnet, unter den Menschen das Reich der Gerechtigkeit und das Reich der Liebe wieder herzustellen.
Und viele werden in diesem Kampfe fallen, und ihr Name wird auf der Erde bleiben als Strahl von Gottes Herrlichkeit.
Darum fasset Mut, ihr, die ihr leidet, stärket euer Herz; denn morgen ist der Tag der Prüfung, der Tag, wo jeder mit Freuden das Leben für seine Brüder hergeben soll, und der folgende Tag wird der der Befreiung sein.

VII.

Wenn ein Baum einzeln steht, wird er von den Winden gerüttelt und seiner Blätter beraubt; und seine Zweige, statt sich zu erheben, senken sich, als suchten sie die Erde.
Wenn eine Pflanze einzeln steht, verschmachtet sie und verdorret und stirbt, denn sie findet keinen Schutz gegen die Hitze der Sonne.
Wenn der Mensch allein ist, beugt ihn der Wind der Macht zur Erde nieder, und die sengende Begehrlichkeit der Großen dieser Welt verzehrt den Saft, der ihn ernährt.

Seid also nicht wie die Pflanze und wie der Baum, die allein stehen, sondern vereinigt euch, und unterstützt euch, und schützt euch wechselseitig.
Solange ihr uneinig seid, und jeder nur an sich denkt, habt ihr nichts als Leiden und Jammer und Unterdrükkung zu hoffen.
Was ist schwächer als ein Sperling und wehrloser als eine Schwalbe? Doch wenn der Raubvogel erscheint, sind die Sperlinge und die Schwalben stark genug, ihn zu verjagen, indem sie sich um ihn versammeln und ihn alle zugleich verfolgen.
Nehmet ein Beispiel an dem Sperling und an der Schwalbe.
Wer sich von seinen Brüdern trennt, dem folgt die Furcht, wenn er geht, sie setzt sich zu ihm, wenn er ausruht, und selbst in seinem Schlummer verläßt sie ihn nicht.
Darum, wenn man euch frägt: Wie viele seid ihr? antwortet: Wir sind Eins; denn unsere Brüder, das sind wir, und wir, das sind unsere Brüder.
Gott hat weder Kleine noch Große, weder Herren noch Sklaven, weder Könige noch Untertanen gemacht; er hat alle Menschen gleich gemacht.
Aber unter den Menschen haben einige mehr Stärke des Körpers oder des Geistes oder des Willens, und diese da sind es, die sich die andern zu unterwerfen suchen, wenn Stolz oder Habsucht in ihnen die Liebe zu ihren Brüdern erstickt.
Und Gott wußte, daß es so kommen würde, und darum gebot er den Menschen, sich zu lieben, damit sie einig blieben und die Schwachen nicht unter den Druck der Starken fielen.
Denn wer stärker ist als ein Einzelner, wird weniger stark sein als zwei, und wer stärker ist als zwei, wird weniger stark sein als vier; und so werden die Schwachen

nichts zu fürchten haben, wenn sie, sich einander liebend, wahrhaft einig sind.

Ein Mann reiste in dem Gebirge, und er kam an einen Ort, wo ein großer, herabgerollter Felsen den ganzen Weg versperrte, und außer dem Wege war weder links noch rechts ein Durchgang.

Als nun dieser Mann sah, daß er wegen des Felsens seine Reise nicht fortsetzen konnte, versuchte er ihn wegzurücken, um sich einen Weg zu bahnen, und er mattete sich sehr ab bei dieser Arbeit, und alle seine Anstrengungen waren vergebens.

Als er dies sah, setzte er sich voll Traurigkeit hin und sprach: Was wird aus mir werden, wenn mich die Nacht in dieser Einsamkeit überfällt, ohne Nahrung, ohne Obdach, ohne alle Verteidigung, zu der Zeit, wenn die wilden Tiere herbeikommen ihre Beute zu suchen?

Und als er in diesen Gedanken vertieft war, da kam ein anderer Reisender, und nachdem dieser getan wie der erste und sich wie jener zu schwach gefunden, den Felsen zu bewegen, setzte er sich nieder und ließ das Haupt sinken.

Und nach diesem kamen mehrere andere, und keiner konnte den Felsen bewegen, und die Furcht aller war groß.

Endlich sagte einer von ihnen zu den übrigen: Meine Brüder, wir wollen zu unserm Vater beten, der im Himmel ist, vielleicht hat er Mitleid mit uns in dieser Not.

Und sie hörten dieses Wort, und sie beteten aus der Seele zu dem Vater, der im Himmel ist.

Und als sie gebetet hatten, sprach der, welcher gesagt, wir wollen beten: Meine Brüder, was keiner von uns allein vollbringen konnte, wer weiß, ob wir es nicht vereinigt zu Stande bringen?

Und sie standen auf, und alle zusammen stemmten sich

gegen den Felsen, und der Felsen wich, und sie setzten ihren Weg in Frieden fort.
Der Reisende, das ist der Mensch, die Reise, das ist das Leben; der Felsen, das sind die Widerwärtigkeiten, die ihm auf jedem Schritte seiner Wanderung begegnen.
Kein Mensch vermag den Felsen allein aufzuheben; aber Gott hat dessen Schwere so abgewogen, daß er nie diejenigen aufhält, die zusammen reisen.

VIII.

Im Anbeginn war dem Menschen die Arbeit nicht nötig, um zu leben; die Erde verschaffte ihm von selbst alle seine Bedürfnisse.
Aber der Mensch tat das Böse, und wie er sich gegen Gott aufgelehnt, lehnte sich die Erde gegen ihn auf.
Es begegnete ihm, was dem Kinde begegnet, das sich gegen seinen Vater auflehnt. Der Vater entzieht ihm seine Liebe und überläßt es seinem Schicksale, und die Diener des Hauses verweigern ihm ihre Dienste, und es irrt umher, sein armes Leben zu fristen, und ißt das Brot, das es im Schweiße seines Angesichts gewonnen.
So hat seit damals Gott alle Menschen zur Arbeit verdammt, und jeder hat sein Tagewerk, sei es des Leibes, sei es des Geistes; und die welche sagen: wir wollen nicht arbeiten, das sind die Unglücklichsten von allen.
Denn wie die Würmer eine Leiche zernagen, so werden sie von dem Laster zernagt, und tun es die Laster nicht, so tut es der Lebensüberdruß.
Und als Gott wollte, daß der Mensch arbeite, verbarg er einen Schatz in der Arbeit, denn er ist Vater, und die Liebe eines Vaters erstirbt nicht.
Und wer von diesem Schatze einen guten Gebrauch macht und ihn nicht wie ein Unsinniger vergeudet, für den kömmt eine Zeit der Ruhe, und dann wird er wie die Menschen im Anfange waren.

Und Gott gab ihm auch diese Vorschrift: Helft euch einander, denn es gibt Starke und Schwache unter euch, Kranke und die sich wohlbefinden, und doch sollen alle leben.

Und wenn ihr so tut, werden alle leben, denn ich werde das Mitleid belohnen, das ihr für eure Brüder habt, und ich werde euren Schweiß fruchtbar machen.

Und was Gott verheißen, ist immer eingetroffen, und nie hat man gesehen, daß dem, der seinem Bruder beistand, es an Brot gemangelt.

Da gab es einst einen Mann, der war ruchlos und vom Himmel verflucht. Und dieser Mann war stark, und er haßte die Arbeit, so daß er bei sich sprach: Was beginne ich? wenn ich nicht arbeite, muß ich sterben, und die Arbeit ist mir unerträglich.

Da schlich sich ein Höllen-Gedanke in sein Herz. Er machte sich des Nachts auf und ergriff einige von seinen Brüdern, während sie schliefen, und belastete sie mit Ketten.

Denn, sagte er, ich werde sie mit Ruten und der Peitsche zwingen, für mich zu arbeiten, und ich werde die Frucht ihrer Arbeit verzehren.

Und er tat, wie er es ausgesonnen, und andere, als sie das sahen, machten es ebenso, und es gab keine Brüder mehr; es gab nur Herren und Knechte.

Dieser Tag war ein Tag der Trauer auf der ganzen Erde.

Lange nachher kam ein Mensch, der war noch schlechter als der erste und noch ärger vom Himmel verflucht.

Als dieser sah, daß sich die Menschen überall vermehrt hatten, und daß ihre Menge unzählig war, sagte er bei sich:

Ich könnte vielleicht einige festketten und sie zwingen, für mich zu arbeiten; allein ich müßte sie ernähren, und das würde meinen Gewinst vermindern. Das wollen wir besser machen; sie sollen umsonst arbeiten. Es ist wahr,

sie werden sterben; aber da ihre Zahl groß ist, so werde ich, ehe sie sich viel vermindert haben, Reichtümer zusammenhäufen, und es wird mir immer genug bleiben.
Nun aber lebte jene ganze Menge von dem, was sie als Austausch für ihre Ware bekam.
Da er nun so gesprochen, wandte er sich besonders an einige und sagte ihnen: Ihr arbeitet sechs Stunden lang, und man gibt euch ein Stück Geld für eure Arbeit.
Arbeitet zwölf Stunden lang, und ihr werdet zwei Stück Geld gewinnen, und ihr werdet besser leben, ihr, eure Weiber und eure Kinder.
Und sie glaubten ihm.
Darauf sagte er ihnen: ihr arbeitet nur die Hälfte aller Tage im Jahre, arbeitet alle Tage des Jahres, und euer Gewinn wird sich verdoppeln.
Und sie glaubten ihm das auch.
Nun geschah, daß, da die Menge der Arbeit um die Hälfte angewachsen, ohne daß das Bedürfnis der Arbeit größer geworden war, die Hälfte aller derer, die früher von ihrem Tagewerk gelebt, keinen mehr fanden, der sie verwendete.
Darauf sagte ihnen jener ruchlose Mensch, der, dem sie geglaubt hatten: Ich werde euch allen Arbeit geben unter der Bedingung, daß ihr die nämliche Zeit wie früher arbeitet, ich euch aber nur die Hälfte von dem bezahle, was ich euch bis jetzt bezahlt; denn ich will euch wohl helfen, aber ich mag mich nicht zu Grunde richten.
Und da sie Hunger hatten, sie, ihre Weiber und ihre Kinder, nahmen sie die Vorschläge des schlechten Menschen an, und sie segneten ihn; denn, sagten sie, er gibt uns das Leben.
Und so sie immer fort und fort betrügend, vermehrte der ruchlose Mensch immer ihre Arbeit und verminderte immer mehr ihren Lohn.
Und sie starben aus Mangel am nötigsten Bedarf, und

andere drängten sich, sie zu ersetzen, denn die Dürftigkeit war so groß in diesem Lande geworden, daß ganze Familien sich um ein Stück Brot verkauften.
Und der verworfene Mensch, der seine Brüder mit Lug getäuscht, häufte größre Reichtümer auf als der andere Verworfene, der ihnen Gewalt angetan.
Dieser heißt Tyrann, der andere hat nur in der Hölle einen Namen.

IX.

Ihr seid wie Fremde in dieser Welt.
Geht nach Norden und nach Süden, nach Osten und nach Westen, wohin ihr euch wendet, findet ihr einen Menschen, der euch fortjagt, indem er spricht: Dieses Land gehört mir.
Und nachdem ihr alle Länder durchwandert, werdet ihr zurückkommen und erfahren haben, daß es nirgends einen armseligen kleinen Winkel Erde gibt, wo eure Frau in Kindesnöten ihren Erstgebornen gebären könne, wo ihr von eurer Arbeit ausruhen könntet, wo, am Ziele des Lebens angelangt, eure Kinder eure Gebeine begraben könnten, als an einem Orte, der euch gehört.
O gewiß, das ist sehr elend.
Und doch sollt ihr euch nicht zu sehr betrüben, denn von demjenigen, der das Menschengeschlecht erlöst, steht geschrieben:
Der Fuchs hat seine Höhle, die Vögel der Lüfte haben ihr Nest, aber der Sohn des Menschen hat keinen Ort, wo er sein Haupt niederlege.
Denn er hat sich arm gemacht, um euch zu lehren, wie man die Armut erträgt.
Nicht als käme die Armut von Gott, aber sie ist eine Folge des Verderbens und der schlechten Neigungen der Menschen, und darum wird es immer Arme geben.
Die Armut ist die Tochter des Bösen, dessen Keim in

jedem Menschen ist, und der Dienstbarkeit, deren Keim in jeder Gesellschaft ist.
Es wird immer Arme geben, weil der Mensch das Böse nie in sich zerstören wird.
Aber es wird immer weniger Arme geben, weil nach und nach die Dienstbarkeit aus der Gesellschaft verschwinden wird.
Wollt ihr dazu tun, die Armut zu zerstören, tut dazu, die Sünde zu zerstören, zuerst in euch, dann in andern, und die Dienstbarkeit in der Gesellschaft.
Nicht indem man nimmt, was andern gehört, zerstört man die Armut, denn wie könnte man die Zahl der Armen vermindern, indem man Arme macht?
Jeder hat das Recht, zu behalten, was er hat, sonst würde niemand etwas besitzen.
Aber jeder hat das Recht, durch seine Arbeit zu erwerben, was er nicht hat, sonst würde die Armut ewig sein.
So macht denn eure Arbeit frei, macht eure Arme frei, und dann wird die Armut nur noch eine Ausnahme unter den Menschen sein, von Gott zugegeben, um sie an die Unvollkommenheit ihrer Natur zu mahnen, und daß sie sich wechselseitig Beistand und Liebe schuldig sind.

X.

Als die ganze Erde seufzte in Erwartung der Befreiung, erhob sich eine Stimme aus Judäa, die Stimme dessen, der kam, für seine Brüder zu leiden und zu sterben, und den einige aus Verachtung den Sohn des Zimmermanns nannten.
Der Sohn des Zimmermanns also, der arm und verlassen war in dieser Welt, sprach:
„Kommt her zu mir, die ihr unter der Last der Arbeit ächzet, ich will euch erquicken."
Und seit jener Zeit bis zu diesem Tage ist keiner von

denen, die an ihn geglaubt haben, ohne Trost geblieben in seinem Elend.

Um die Übel zu heben, die die Menschheit bedrücken, predigte er allen die Gerechtigkeit, welche der Anfang der Barmherzigkeit ist, und die Barmherzigkeit, welche die Vollendung der Gerechtigkeit ist.

Die Gerechtigkeit nun befiehlt, das Recht anderer zu ehren, und die Barmherzigkeit fordert bisweilen, daß man das Seine hingebe, des Friedens oder eines andern Gutes wegen.

Was würde die Welt sein, wenn das Recht aufhörte, darin zu regieren, wenn nicht jeder seiner Person Herr wäre, und nicht jeder ohne Furcht genösse, was ihm gehört?

Es wäre besser, in der Wildnis leben, als in einer Gesellschaft, die so dem Raube preisgegeben ist!

Was ihr heute nehmen werdet, wird morgen euch ein anderer nehmen. Die Menschen werden elender sein als die Vögel unter dem Himmel, denen ihre Genossen weder ihr Nest noch ihre Nahrung rauben.

Was ist denn ein Armer? Wer noch kein Eigentum hat.

Was will er? Aufhören, arm zu sein, das ist: ein Eigentum erwerben.

Was tut nun der, der da raubt und stiehlt, anderes, als daß er das Eigentumsrecht vernichtet, soweit es ihm möglich ist?

Rauben und Stehlen heißt also den Armen angreifen wie den Reichen, heißt die Grundlage jeder menschlichen Gesellschaft vernichten.

Wer nichts besitzt, kann nur zu Besitz gelangen, weil schon andere besitzen, denn nur diese können ihm geben, im Austausch für seine Arbeit.

Die Ordnung ist das Wohl aller und der Vorteil aller.

Trinkt nicht vom Becher des Verbrechens: auf dem Grunde ist die bittere Angst und die Trübsal und der Tod.

XI.

Und ich hatte die Übel gesehen, die auf der Erde sind. Der Schwache unterdrückt, der Gerechte sein Brot bettelnd, der Ruchlose zu Ehrenstellen erhoben und von Reichtümern strotzend, der Unschuldige von falschen
umherirrend.
Richtern verdammt, und dessen Kinder unter der Sonne

Und meine Seele war betrübt, und die Hoffnung floß aus ihr wie aus einem zerbrochenen Gefäße.

Und Gott sandte mir einen tiefen Schlaf.

Und in meinem Schlafe sah ich wie eine leuchtende Gestalt einen Geist neben mir stehen, dessen sanfter und durchdringender Blick bis auf den Grund meiner geheimsten Gedanken sah.

Und ich zitterte, nicht aus Furcht oder Freude, sondern wie aus einer Empfindung, die eine unaussprechliche Mischung von beiden wäre.

Und der Geist sprach zu mir: Warum bist du traurig?

Und ich antwortete: Ach! schau die Übel, die auf der Erde sind.

Und die himmlische Gestalt lächelte mit einem unaussprechlichen Lächeln, und dieses Wort kam zu meinem Ohr:

Dein Auge sieht alles nur durch das trügerische Mittel, was die geschaffenen Wesen Zeit nennen. Die Zeit ist nur für dich; für Gott gibt es keine Zeit.

Und ich schwieg, denn ich verstand nicht.

Darauf schnell der Geist: Schau, sagte er.

Und ohne daß es für mich von nun an weder ein vor, noch ein nach, noch ein gleichzeitiges gab, sah ich zugleich, was die Menschen in ihrer unvollkommenen und ohnmächtigen Sprache Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft nennen.

Und das alles war nur Eins, und doch, um zu sagen, was ich sah, muß ich in den Schoß der Zeit zurückkehren, ich

muß die unvollkommene und ohnmächtige Sprache der Menschen reden.
Und das ganze Menschengeschlecht erschien mir wie ein einzelner Mensch.
Und dieser Mensch hatte vieles Böse getan, weniges Gute, viele Schmerzen empfunden, wenige Freuden.
Und er lag da in seinem Elende, auf einer bald beeisten, bald glühenden Erde, mager, ausgehungert, leidend und niedergeworfen von einer mit Zuckungen gepaarten Schwäche und von Ketten belastet, die in der Werkstätte der Dämonen geschmiedet waren.
Seine rechte Hand hatte seine linke gekettet und die linke Hand die rechte, und in seinen bösen Träumen hatte er sich so in seine Fesseln gerollt, daß sein ganzer Leib damit bedeckt und eingeschnürt war.
Denn sobald sie ihn nur berührten, hefteten sie sich an seine Haut wie geschmolzenes Blei, sie drangen in sein Fleisch und blieben darin.
Und das war der Mensch, ich erkannte ihn.
Und da kam ein Strahl des Lichtes von Osten, und ein Strahl der Liebe von Süden, und ein Strahl der Stärke von Norden.
Und diese drei Strahlen trafen zusammen auf dem Herzen dieses Menschen.
Und als der Strahl des Lichts ausging, rief eine Stimme: Sohn Gottes, Bruder des Christs, wisse, was du wissen sollst.
Und als der Strahl der Liebe ausging, rief eine Stimme: Sohn Gottes, Bruder des Christs, liebe, was du lieben sollst.
Und als der Strahl der Stärke ausging, rief eine Stimme: Sohn Gottes, Bruder des Christs, tue, was du tun sollst.
Und als die drei Strahlen sich verbunden, verbanden sich die drei Stimmen auch und bildeten nur eine Stimme, welche sprach:

Sohn Gottes, Bruder des Christs, diene Gott und keinem außer ihm.

Und dann, was mir bis jetzt nur ein einzelner Mensch geschienen, erschien mir wie eine Menge Völker und Nationen.

Und mein erstes Gesicht hatte mich nicht betrogen, und mein zweites betrog mich auch nicht.

Und diese Völker und diese Nationen erhoben sich von ihren Schmerzenslagern und fingen unter sich zu sprechen an.

Woher kommen unsere Leiden und unsere Entkräftung und der Hunger und der Durst, die uns quälen, und die Ketten, die uns zur Erde krümmen und in unser Fleisch einschneiden?

Und ihr Verstand öffnete sich, und sie begriffen, daß die Kinder Gottes, die Brüder des Christs, nicht von ihrem Vater zur Knechtschaft verdammt worden wären und daß diese Knechtschaft die Quelle aller Übel sei.

Jeder versuchte seine Ketten zu zerbrechen, aber keinem gelang es.

Und sie sahen sich einander mit großem Herzeleid an, und wie sich die Liebe in ihnen regte, sagten sie: wir haben alle den nämlichen Gedanken, warum sollten wir nicht alle das nämliche Herz haben? – Sind wir nicht alle die Söhne des nämlichen Gottes und die Söhne des nämlichen Christs. Wir wollen uns befreien oder zusammen sterben.

Und als sie so gesprochen, spürten sie eine göttliche Kraft in sich, und ich hörte ihre Ketten rasseln, und sie kämpften sechs Tage lang gegen die, die sie gefesselt, und den sechsten Tag waren sie Sieger, und der siebente war ein Tag der Ruhe.

Und die Erde, welche vertrocknet war, fing wieder zu grünen an, und alle konnten von ihren Früchten essen

und gehen und kommen, ohne daß sie einer fragte: Wohin wollt ihr? hier führt kein Weg.

Und die kleinen Kinder pflückten Blumen, und sie brachten sie ihren Müttern, und süß war das Lächeln der Mütter.

Und es gab weder Arme noch Reiche, sondern alle hatten im Überflusse, was sie für ihre Bedürfnisse brauchten, und alle liebten sich und standen sich bei als Brüder.

Und eine Stimme wie die Stimme eines Engels erklang in den Himmeln: Hochgepriesen sei Gott, der seinen Kindern Einsicht, Liebe und Stärke gegeben! Hochgepriesen sei Christus, der seinen Brüdern die Freiheit gegeben.

XII.

Wenn einer von euch eine Ungerechtigkeit erduldet, wenn auf seiner Wanderung über die Erde der Unterdrücker ihn niederwirft und den Fuß auf ihn setzt, beklagt er sich, und keiner hört ihn.

Der Schrei des Armen steigt gen Himmel, aber er gelangt nicht zum Ohre des Menschen.

Und ich fragte mich: Woher kommt dieses Übel? Wollte der, der den Armen wie den Reichen geschaffen, den Schwachen wie den Starken, den einen alle Furcht bei ihren Ungerechtigkeiten, den andern alle Hoffnung in ihren Leiden nehmen?

Und ich erkannte, daß dieser Gedanke fürchterlich sei, eine Lästerung gegen Gott.

Weil jeder von euch nur sich liebt, weil er sich von seinen Brüdern trennt, weil er allein ist und allein bleiben will, darum wird seine Klage nicht gehört.

Im Frühlinge, wenn sich alles neu belebt, steigt aus dem Grase ein Geräusch wie ein langes Murmeln.

Dieses Geräusch, aus so vielen Lauten gebildet, daß man

sie nicht zählen könnte, ist die Stimme einer zahllosen Menge armer, kleiner, unmerkbarer Geschöpfe.
Einzeln würde keines von ihm gehört werden, alle vereinigt, werden sie vernehmlich.
Ihr seid auch unter dem Grase verborgen, warum steigt kein Laut hervor?
Wenn man über einen reißenden Strom setzen will, bildet man zwei lange Reihen, und so aneinandergeschlossen kommen diejenigen ohne Anstrengung hinüber, die vereinzelt der Macht des Wassers nicht hätten widerstehen können.
Macht es so, und ihr werdet den Strom der Ungerechtigkeit brechen, der euch fortreißt, wenn ihr vereinzelt bleibt und euch zerschlagen auf das Ufer wirft.
Eure Entschließungen seien langsam, aber fest. Folget weder einer ersten noch einer zweiten Rechnung.
Aber wenn man eine Ungerechtigkeit gegen euch verübt, beginnt damit, allen Haß aus euren Herzen zu bannen, dann erhebt Hände und Blicke und sagt zu eurem Vater, der im Himmel ist:
O Vater, du bist der Beschützer des Unglücklichen und des Unterdrückten; denn deine Liebe hat die Welt geschaffen, und deine Gerechtigkeit beherrscht sie.
Du willst, daß sie auf Erden walte, und der Ruchlose setzt seinen bösen Willen dagegen.
Darum haben wir beschlossen, den Ruchlosen zu bekämpfen.
O Vater! gib unserem Geiste Erkenntnis und Stärke unsern Armen!
Wenn ihr so aus der Tiefe eurer Seele gebetet, dann streitet und fürchtet nichts.
Wenn anfänglich der Sieg von euch zu weichen scheint, so ist es nur eine Prüfung, er wird zurückkehren; denn euer Blut wird sein wie das Blut Abels, den Kain erwürgt, und euer Tod wird sein wie der der Märtyrer.

XIII.

Es war in einer düsteren Nacht; ein sternenloser Himmel lastete auf der Erde, wie ein schwarzer Marmor-Deckel auf einem Grabe lastet.

Und nichts unterbrach die Stille dieser Nacht als ein seltsames Geräusch wie von einem leichten Flügelschlag, das man von Zeit zu Zeit über den Feldern und den Städten vernahm.

Und dann ward die Finsternis dicker, und jeder fühlte sein Herz zusammengeschnürt und einen Schauder durch seine Adern rieseln.

Und in einem schwarzbehangenen und von einer rötlichen Lampe erleuchteten Saale saßen sieben in Purpur gekleidete Männer, eine Krone auf dem Haupte, auf sieben eisernen Stühlen.

Und mitten in dem Saale erhob sich ein Thron, aus Knochen-Gerippen gebildet, und an dem Fuße des Thrones lag als Schemel ein umgeworfenes Kruzifix; und vor dem Throne stand ein Tisch von Ebenholz, und auf dem Tisch stand ein Gefäß, angefüllt mit rotem und schäumendem Blute, und ein Menschenschädel.

Und die sieben gekrönten Männer schienen nachdenkend und traurig, und ihr Auge, aus der Tiefe seiner Höhle, sprühte bisweilen Funken von einem hellen Feuer aus.

Und einer von ihnen stand auf, nahete sich dem Throne und setzte den Fuß auf das Kruzifix.

In dem Augenblicke zitterten seine Glieder, und er wankte ohnmächtig. Die andern sahen ihn starr an; sie machten nicht die kleinste Bewegung, aber etwas, ich weiß nicht was, zog über ihre Stirne, und ein Lächeln, das keines Menschen Lächeln war, zog ihre Lippen zusammen.

Und der, welcher ohnmächtig wankte, streckte die Hand aus, faßte das mit Blut gefüllte Gefäß, schüttete davon in den Schädel und trank das Blut.

Und dieser Trunk schien ihn zu stärken.
Er richtete das Haupt empor, und dieser Schrei kam wie ein dumpfes Röcheln aus seiner Brust:
Verflucht sei der Christ, der die Freiheit auf die Erde zurückgeführt!
Und die andern gekrönten Männer erhoben sich alle zusammen, und alle zusammen stießen sie den nämlichen Schrei aus:
Verflucht sei der Christ, der die Freiheit auf die Erde zurückgeführt!
Darauf setzten sie sich wieder auf ihre eisernen Stühle, und der erste sprach:
Meine Brüder, was tun wir, um die Freiheit zu ersticken? Denn unsere Herrschaft ist geendigt, wenn die ihrige beginnt. Wir haben eine Sache; jeder schlage vor, was ihm gut scheint.
Für mich gebe ich diesen Rat. Ehe Christus kam, wer blieb aufrecht vor uns? Es ist seine Religion, die uns zu Grunde gerichtet: laßt uns die Religion des Christs abschaffen.
Und alle antworteten: Es ist wahr. Wir wollen die Religion des Christs abschaffen.
Und ein zweiter trat vor den Thron, nahm den Menschenschädel, goß Blut hinein, trank es und sprach darauf:
Es ist nicht die Religion allein, die wir zerstören müssen, sondern auch die Wissenschaft und die Gedanken; denn die Wissenschaft will kennen, was für uns nicht gut ist, daß es der Mensch kenne, und die Gedanken sind immer bereit, sich gegen die Macht aufzulehnen.
Und alle antworteten: Es ist wahr. Wir wollen die Wissenschaft und die Gedanken zerstören.
Und ein dritter, nachdem er getan, was die beiden ersten getan, sagte:
Wenn wir die Menschen zum Vieh herabgebracht, indem wir ihnen die Religion, die Wissenschaft und die Gedan-

ken nehmen, werden wir viel getan haben; aber es bleibt uns dann noch etwas zu tun übrig.
Das Tier hat gefährliche Triebe und Sympathien. Kein Volk darf die Stimme des andern Volkes vernehmen, damit nicht, wenn das eine sich beklagt und sich rührt, das andere versucht werde, ihm nachzuahmen. Es soll kein Laut von außen zu uns dringen.
Und alle antworteten: Es ist wahr. Kein Laut dringe von außen zu uns.
Und ein vierter sprach: Wir haben unsern Vorteil, und die Völker haben ihren eigenen Vorteil, der dem unsern entgegen ist. Wenn sie sich vereinigen, ihren Vorteil gegen uns zu verteidigen, wie können wir ihnen widerstehen?
Laßt uns sie veruneinen, um zu herrschen. Laßt uns für jede Provinz, für jede Stadt, für jedes Dorf eine besondere Angelegenheit schaffen, die der Angelegenheit der andern Dörfer, der andern Städte, der andern Provinzen entgegen sei.
Auf diese Weise werden sich alle hassen, und sie werden nicht daran denken, sich gegen uns zu vereinigen.
Und alle antworteten: Es ist wahr. Wir wollen sie entzweien, um zu herrschen; die Eintracht würde uns töten.
Und ein fünfter, nachdem er den Menschenschädel mit Blut gefüllt und ihn zweimal ausgeleert, sagte:
Ich billige alle diese Mittel, sie sind gut, aber nicht ausreichend. Knechtet die Menschen zum Vieh herab, das ist wohlgetan; aber haltet dieses Vieh in Scheu, schlagt es mit Schrecken durch eine unerbittliche Gerechtigkeit und entsetzliche Strafen, wenn ihr nicht früher oder später von ihm verschlungen werden wollt. Der Henker ist der erste Minister jedes echten Fürsten.
Und alle antworteten: Es ist wahr, der Henker ist der erste Minster jedes echten Fürsten.
Und ein sechster sprach:
Ich erkenne den Vorteil schneller, schrecklicher und un-

ausweichlicher Todesstrafen. Doch gibt es starke und alles wagende Herzen, die den Todesstrafen trotzen. Wollt ihr die Menschen leicht beherrschen, entnervt sie durch Wollust. Die Tugend frommt uns nicht; sie nährt die Kraft; wir wollen sie durch Verführung erschöpfen.

Und alle antworteten: Es ist wahr, laßt uns durch Verführung die Stärke und die Tatkraft und den Mut erschöpfen.

Dann sprach der siebente, nachdem er wie die andern aus dem Menschenschädel getrunken, die Füße auf dem Kruzifixe, wie folgt:

Kein Christus mehr, Krieg auf den Tod, ewiger Krieg zwischen ihm und uns.

Aber wie die Völker von ihm abziehen? Das ist ein fruchtloses Unternehmen. Was also tun? Höret mich: Wir müssen die Priester des Christs mit Reichtümern, Ehrenstellen und Macht gewinnen.

Und sie werden dem Volke von wegen Christs gebieten, uns in allem unterwürfig zu sein, was wir auch tun, was wir auch befehlen mögen.

Und das Volk wird ihnen glauben, und es wird aus Gewissenhaftigkeit gehorchen, und unsere Macht wird fester sein, als zuvor.

Und alle antworteten: Es ist wahr. Wir wollen die Priester des Christs gewinnen.

Und plötzlich verlosch die Lampe, die den Saal erleuchtete, und die sieben Männer trennten sich in der Finsternis.

Und einem Gerechten, der in diesem Augenblicke vor dem Kreuze wachte und betete, wurde offenbaret: Mein Tag kömmt. Bete an und fürchte nichts.

XIV.

Und durch einen grauen und dicken Nebel sah ich, wie man auf der Erde sieht in der Dämmerungsstunde, eine kahle, wüste und frostige Ebene.

Und in der Mitte erhob sich ein Felsen, von dem ein schwärzliches Wasser herabtröpfelte, und der schwache und dumpfe Laut der fallenden Tropfen war das einzige Geräusch, das man vernahm.

Und sieben Pfade, nachdem sie in der Ebene herumgeschlängelt, trafen am Felsen zusammen, und bei dem Felsen, am Eingange jedes Pfades, stand ein Stein, mit etwas Feuchtem und Grünem überzogen, das ich nicht nenen kann; es war wie Geifer eines Wurmtiers.

Und siehe, auf einem der Fußpfade gewahrte ich wie einen Schatten, der sich langsam bewegte; und nach und nach, als der Schatten näherkam, unterschied ich nicht einen Menschen, aber etwas Menschenähnliches.

Und an dem Orte des Herzens hatte die menschenartige Gestalt einen Blutflecken.

Und sie setzte sich auf den feuchten und grünen Stein, und ihre Glieder schlotterten, und, den Kopf geneigt, umstrickte sie sich mit ihren Armen, als wollte sie die schwindende Wärme zurückhalten.

Und auf den sechs andern Pfaden kamen nach und nach sechs andere Schatten bis an den Fuß des Felsens.

Und jeder derselben setzte sich schlotternd und sich mit den Armen umstrickend auf den feuchten und grünen Stein.

Und da saßen sie, schweigend und unter der Last einer unbeschreiblichen Angst gebeugt.

Und ihr Schweigen dauerte lange, ich weiß nicht wie lange, denn nie erhebt sich die Sonne über dieser Ebene: man kennt dort weder Abend noch Morgen. Die schwärzlichen Wassertropfen allein messen fallend ein eintöniges, finsteres, bleiernes, ewiges Dauern ab.

Und das war so greulich zu sehen, daß, wenn mich Gott nicht gestärkt hätte, ich den Anblick nicht hätte ertragen können.

Und nach einer Art krampfhaften Schauders erhob einer

der Schatten seinen Kopf und ließ einen Laut vernehmen gleich dem heisern und dürren Laute des Windes, der durch ein Gerippe raschelt.
Und der Felsen warf dieses Wort an mein Ohr zurück:
Christus hat gesiegt: Verflucht sei er!
Und die sechs andern Schatten erzitterten und hoben den Kopf, und dieselbe Lästerung kam aus ihrem Munde:
Christus hat gesiegt: Verflucht sei er!
Und sogleich wurden sie von einem heftigen Zittern ergriffen, der Nebel verdickte sich, und einen Augenblick lang hörte das schwarze Wasser zu fließen auf.
Und die sieben Schatten wurden wiederum unter die Last ihrer geheimen Angst gebeugt, und es gab ein zweites, längeres Schweigen als das frühere.
Dann einer der Schatten, ohne sich von dem Stein zu erheben, unbeweglich und geneigt, sprach zu den andern:
Es ist euch also geschehen, wie mir. Was haben uns alle unsere Beratungen genützt?
Und ein anderer sprach: Der Glaube und das Wissen haben die Ketten der Völker gebrochen; der Glaube und das Wissen haben die Erde befreit.
Und ein anderer sprach: Wir wollten die Menschen veruneinen, und unser Druck hat sie gegen uns vereinigt.
Und ein anderer: Wir haben Blut vergossen, und das Blut ist auf unsere Häupter zurückgefallen.
Und ein anderer: Wir haben Verderbnis gesäet, und sie hat in uns gekeimt, sie hat unsere Gebeine verzehrt.
Und ein anderer: Wir glaubten die Freiheit zu ersticken, und ihr Hauch hat unsere Macht bis auf die Wurzel ausgetrocknet.
Dann der siebente Schatten:
Der Christ hat gesiegt: Verflucht sei er!
Und alle mit einer einzigen Stimme antworten:
Der Christ hat gesiegt: Verflucht sei er!

Und ich sah eine Hand sich ausstrecken; sie tauchte den Finger in das schwärzliche Wasser, dessen fallende Tropfen die ewige Dauer messen, bezeichnete damit die sieben Schatten an ihre Stirne, und das war für immer.

XV.

Ihr habt nur einen Tag auf dieser Erde zu weilen: trachtet, daß ihr ihn in Frieden zubringt.

Der Friede ist die Frucht der Liebe; denn um in Frieden zu leben, muß man vieles ertragen können.

Keiner ist vollkommen, alle haben ihre Fehler; jeder Mensch drückt auf die andern, und die Liebe allein macht dieses Gewicht leicht.

Wenn ihr eure Brüder nicht ertragen könnt, wie sollen eure Brüder euch ertragen?

Es steht von dem Sohne Mariens geschrieben: Wie er seine Brüder geliebt hatte, die in der Welt waren, so liebte er sie bis an sein Ende.

So liebet denn eure Brüder, die in der Welt sind, und liebet sie bis an das Ende.

Die Liebe ist unermüdlich, sie kennt keine Beschwerde.

Die Liebe ist unerschöpflich, sie lebt und erneuert sich von selbst, und je mehr sie überströmt, je voller wird sie.

Wer sich mehr liebt als seinen Bruder, ist nicht Christi wert, der für seine Brüder gestorben. Habt ihr eure Güter hingegeben, gebt auch euer Leben hin, und die Liebe wird euch alles erstatten.

Ich sage euch in Wahrheit, wer liebt, dessen Herz ist ein Paradies auf Erden. Er hat Gott in sich, denn Gott ist die Liebe.

Der lasterhafte Mensch liebt nicht, er begehrt; er hat Hunger und Durst nach allem; sein Auge, wie das Auge der Schlange, verzaubert und lockt, aber um zu verschlingen.

Die Liebe ruht in der Tiefe der reinen Seelen wie ein Tautropfen in dem Kelche einer Blume.
Ach! wenn ihr wüßtet, was lieben heißt!
Ihr sagt, daß ihr liebet, und viele eurer Brüder ermangeln des Brodes, ihr Leben zu fristen, der Kleider, ihre nackten Glieder zu bedecken, eines Daches, um sich zu schützen, eines Häufchens Stroh, darauf zu schlafen, und ihr habt alle Dinge im Überflusse.
Ihr sagt, daß ihr liebet, und es gibt in großer Zahl Kranke, die, aller Hilfe beraubt, auf ihrem armseligen Lager verschmachten, Unglückliche, die weinen, ohne daß jemand mit ihnen weinet, kleine Kinder, die, vor Kälte erstarrt, von Türe zu Türe gehend, bei den Reichen einen Abfall ihres Tisches fordern und die ihn nicht erhalten.
Ihr sagt, daß ihr eure Brüder liebet: und was tätet ihr denn, wenn ihr sie haßtet?
Und ich, ich sage euch, jeder, der, es vermögend, seinem leidenden Bruder nicht beisteht, ist der Feind seines Bruders; und jeder, der, es vermögend, seinen hungrigen Bruder nicht ernährt, ist der Mörder seines Bruders.

XVI.

Es gibt Menschen, die Gott nicht lieben und die ihn nicht fürchten: flieht sie, denn ein Dunst der Verdammnis steigt aus ihnen.
Fliehet den Gottlosen, denn sein Atem tötet; aber haßt ihn nicht, denn wer weiß, ob nicht schon Gott sein Herz gewendet.
Der Mensch, der selbst aufrichtig spricht: Ich glaube nicht, täuscht sich oft. In der Tiefe der Seele gibt es eine Wurzel des Glaubens, die nicht vertrocknet.
Das Wort, welches Gott leugnet, versengt die Lippe, über die es geht, und der Mund, der sich öffnet, um Gott zu lästern, ist ein Luftloch der Hölle.
Der Gottlose ist allein im Weltall. Alle Geschöpfe prei-

sen Gott, alles was fühlt, segnet ihn, alles was denkt, betet ihn an; der Stern des Tages und die Gestirne der Nacht singen ihn in ihrer geheimnisvollen Sprache.
Er hat am Firmamente seinen dreimal heiligen Namen geschrieben.
Gepriesen sei Gott in den hohen Himmeln!
Er hat ihn auch in das Herz des Menschen geschrieben, und der gute Mensch bewahrt ihn darin mit Liebe; andere aber suchen ihn auszulöschen.
Friede auf Erden allen Menschen, deren Wille gut ist!
Ihr Schlummer ist sanft, und ihr Tod noch sanfter, denn sie wissen, daß sie zu ihrem Vater zurückkehren.
Wie der arme Ackersmann bei der Neige des Tages die Felder verläßt, zu seiner Hütte zurückkehrt und, vor der Türe sitzend, den Himmel betrachtend seine Mühen vergißt: so, wenn der Abend kömmt, kehrt der Mensch der Hoffnung mit Freude zum väterlichen Hause zurück, und auf der Schwelle sitzend, vergißt er in der Anschauung der Ewigkeit die Beschwerden der Verbannung.

XVII.

Zwei Männer waren Nachbarn, und jeder hatte ein Weib und mehrere kleine Kinder und nichts als seine Arbeit, sie zu ernähren.
Und einer dieser beiden Männer war bei sich sehr unruhig und dachte: Wenn ich sterbe oder wenn ich krank werde, was wird aus meinem Weibe und aus meinen Kindern werden?
Und dieser Gedanke wich nicht mehr von ihm, und er nagte in seinem Herzen, wie der Wurm an der Frucht nagt, in der er verborgen ist.
Und ob nun zwar der nämliche Gedanke auch dem andern Vater gekommen war, blieb er doch nicht bei ihm haften; denn, sagte er, Gott, der alle seine Geschöpfe

kennt und über sie wacht, wird auch über mich und über mein Weib und über meine Kinder wachen.

Und dieser da lebte zufrieden, während der andere in seinem Herzen keinen Augenblick Ruhe oder Freude genoß.

Eines Tages, da er auf dem Felde arbeitete, traurig und niedergeschlagen wegen seiner Furcht, sah er einige Vögel in das Gebüsch fliegen, herauskommen und bald wieder dahin zurückkehren.

Und als er sich genähert, sah er zwei Nester nebeneinander, und in jedem mehrere, kürzlich ausgekrochene, noch unbefiederte Kleinen.

Und als er zu seiner Arbeit zurückgekehrt war, hob er von Zeit zu Zeit die Augen auf und betrachtete diese Vögel, die gingen und kamen, ihren Kleinen Nahrung bringend.

Da, in dem Augenblick, wo eine der Mütter mit ihrem Schnabel voll zurückkam, ergriff sie ein Geier, trug sie fort, und die arme Mutter, sich vergebens unter seiner Klaue sträubend, erhob ein durchdringendes Geschrei.

Bei diesem Anblick fühlte der Mann, der arbeitete, seine Seele betrübter als zuvor; denn, dachte er, der Tod der Mutter ist der Tod der Kinder. Die Meinigen haben auch nur mich. Was wird aus ihnen werden, wenn ich ihnen fehle?

Und den ganzen Tag war er düster und traurig, und die Nacht schlief er nicht.

Den andern Tag, als er auf das Feld kam, sagte er zu sich: Ich will die Kleinen der armen Mutter sehen; einige sind ohne Zweifel schon gestorben. Und er trat an das Gebüsch.

Und indem er hinblickte, sah er die Kleinen im guten Zustande, und nicht eins schien gelitten zu haben.

Da erstaunte er, und er verbarg sich, um zu sehen, was geschehen würde.

Und nach einer kleinen Weile hörte er einen leichten Schrei, und er gewahrte, wie die zweite Mutter in Eile die Nahrung herbeibrachte, die sie gesammelt, und sie verteilte sie unter die Kleinen ohne Unterschied, und es war genug für alle, und die Waisen waren nicht verlassen in ihrer Not.

Und der Vater, der an der Vorsehung gezweifelt, erzählte am Abend dem andern Vater, was er gesehen.

Und dieser sagte ihm: Warum sich beunruhigen? Niemals verläßt Gott die Seinen. Seine Liebe besitzt Geheimnisse, die wir nicht kennen. Laßt uns glauben, hoffen, lieben und in Frieden unsern Weg fortsetzen.

Wenn ich vor Euch sterbe, werdet Ihr der Vater meiner Kinder sein; wenn Ihr vor mir sterbet, werde ich der Vater der Eurigen sein.

Und wenn wir beide sterben, ehe sie das Alter erreicht, für sich selbst zu sorgen, werden sie zum Vater haben den Vater, der im Himmel ist.

XVIII.

Wenn ihr gebetet habt, fühlt ihr dann euer Herz nicht leichter und eure Seele zufriedener?

Das Gebet macht die Betrübnis weniger schmerzlich und die Freude reiner; es mischt in die eine etwas Stärkendes und Süßes und in die andere einen himmlischen Duft.

Was tut ihr auf der Erde, und habt ihr den, der euch hineingesetzt, nichts zu fragen?

Ihr seid Reisende, die ihr Vaterland suchen. Geht nicht mit gesenktem Haupte: man muß den Blick erheben, um den Weg zu sehen.

Euer Vaterland, das ist der Himmel, und wenn ihr den Himmel betrachtet, rührt sich dann nichts in euch? Drängt euch keine Sehnsucht? oder ist diese Sehnsucht stumm?

Es gibt welche, die sagen: Wozu beten? Gott ist zu erhaben über uns, um so armselige Geschöpfe anzuhören.
Und wer denn hat diese armseligen Geschöpfe gebildet, wer hat ihnen die Empfindung und den Gedanken und das Wort gegeben, wenn es nicht Gott ist?
Und wenn er so gut gegen sie war, geschah es, um sie dann zu verlassen und sie weit von sich zu stoßen?
In Wahrheit, ich sage euch, wer in seinem Herzen spricht, daß Gott seine Werke verachte, der lästert Gott.
Es gibt andere, welche sagen: Wozu beten? Weiß Gott nicht besser als wir, was wir nötig haben?
Gott weiß besser als ihr, was ihr nötig habt, und darum will er, daß ihr es von ihm fordert; denn Gott selbst ist euer erstes Bedürfnis, und zu Gott beten, das heißt anfangen, Gott besitzen.
Der Vater kennt die Bedürfnisse seines Sohnes; soll darum der Sohn nie ein Wort des Dankes und der Bitte für seinen Vater haben?
Wenn die Tiere leiden, wenn sie fürchten, und wenn sie Hunger haben, stoßen sie Klagetöne aus. Dieses Geschrei ist das Gebet, welches sie an Gott richten, und Gott hört sie. Sollte der Mensch in der Schöpfung das einzige Wesen sein, dessen Stimme nie zu dem Schöpfer steigt?
Zuweilen streicht ein Wind über die Felder, der die Pflanzen vertrocknet, und dann sieht man ihre welken Stengel sich zur Erde neigen; aber von dem Tau benetzt, bekommen sie ihre Frische wieder und erheben ihr schmachtendes Haupt.
Es gibt immer sengende Winde, die über die Seele des Menschen streichen und sie austrocknen. Das Gebet ist der Tau, der sie erfrischt.

XIX.

Ihr habt nur einen Vater, welcher Gott ist, und nur einen Herrn, welcher Christus ist.

Wenn man euch also von denen, welche auf der Erde eine große Macht besitzen, sagen wird: Das sind eure Herren, glaubt es nicht. Sind sie gerecht, sind sie eure Diener; sind sie es nicht, sind sie eure Tyrannen.

Alle werden gleich geboren; keiner, indem er auf die Welt kömmt, bringt das Recht zu herrschen mit.

Ich habe in einer Wiege ein schreiendes und geiferndes Kind gesehen, und um dasselbe her standen Greise, die sagten: *Herr*, und sie knieten nieder und beteten es an. Und da begriff ich das ganze Elend des Menschen.

Die Sünde ist es, welche die Fürsten gemacht; denn statt sich zu lieben und sich wie Brüder beizustehen, begannen die Menschen, sich einander wehe zu tun.

Damals wählten sie aus ihrer Mitte einen oder mehrere, die sie für die gerechtesten hielten, um die Guten gegen die Bösen zu beschützen, und daß der Schwache in Frieden leben könne.

Und die Macht, die sie übten, war eine rechtliche Macht, denn es war die Macht Gottes, der will, daß die Gerechtigkeit herrsche, und die Macht des Volkes, das sie gewählt hatte.

Und darum war jeder in seinem Gewissen gebunden, ihnen zu gehorchen.

Allein, bald fanden sich welche, die von sich selbst herrschen wollten, als wären sie von einer höhern Natur als die ihrer Brüder.

Und die Macht dieser da ist nicht gesetzlich, denn es ist die Macht Satans, und ihre Herrschaft ist die des Stolzes und der Begehrlichkeit.

Und darum, wenn man nicht zu fürchten hat, daß ein größeres Übel daraus entstehe, kann jeder, und soll es manchmal, in seinem Gewissen sich ihnen widersetzen.

In der Waage des ewigen Rechts wiegt euer Wille stärker als der Wille der Könige; denn es sind die Völker, welche die Könige machen, und die Könige sind für die

Völker gemacht, und die Völker sind nicht für die Könige gemacht.
Der himmlische Vater hat die Glieder seiner Kinder nicht gebildet, daß sie von Ketten zerschlagen, noch ihre Seelen, daß sie von der Sklaverei zerquetscht werden sollen.
Er hat sie in Familien vereinigt, und alle Familien sind Schwestern; er hat sie in Nationen vereinigt, und alle Nationen sind Schwestern; und wer die Familien von den Familien, die Nationen von den Nationen trennt, teilt, was Gott vereinigt hat: er tut ein Werk Satans.
Und was die Familien mit den Familien, die Nationen mit den Nationen vereinigt, das ist erstens das Gesetz Gottes, das Gesetz der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, und dann das Gesetz der Freiheit, welches auch das Gesetz Gottes ist.
Denn welche Vereinigung gäbe es unter den Menschen ohne Freiheit? Sie wären vereinigt, wie das Pferd mit seinem Reiter, wie die Peitsche mit der Haut des Sklaven vereinigt ist.
Wenn also einer kömmt und spricht: Ihr gehört mir; antwortet: Nein, wir gehören Gott, der unser Vater ist, und dem Christ, der unser einziger Herr ist.

XX.

Laßt euch von eitlen Worten nicht täuschen. Viele werden euch zu überreden suchen, daß ihr wahrhaft frei seid, weil sie auf einem Blatte Papier das Wort Freiheit geschrieben und es an allen Straßen angeheftet haben.
Die Freiheit ist keine Ankündigung, die man an den Straßenecken liest. Sie ist eine lebendige Macht, die man in sich und um sich fühlt, der Schutzgeist des häuslichen Herdes, die Bürgschaft der geselligen Rechte und das erste dieser Rechte.
Der Unterdrücker, der sich mit ihrem Namen deckt, ist

der ärgste Unterdrücker. Er fügt zur Tyrannei die Lüge und zum Unrecht die Entweihung: denn der Name der Freiheit ist ein heiliger Name.

Hütet euch also vor denen, welche sagen: Freiheit, Freiheit, und die sie durch ihre Werke zerstören.

Seid ihr es, die diejenigen wählen, die euch regieren, die euch befehlen, dieses zu tun oder nicht zu tun, die eure Güter, euren Gewerbefleiß, eure Arbeit besteuern? Und wenn ihr es nicht seid, wie wäret ihr frei?

Könnt ihr über eure Kinder verfügen, wie es euch gut scheint, wem euch gefällt, ihren Unterricht und ihre Sittenbildung anvertrauen? Und wenn ihr es nicht könnt, wie wäret ihr frei?

Die Vögel des Himmels und die Insekten selbst versammeln sich, gemeinschaftlich zu vollbringen, was keiner von ihnen allein vollbringen könnte. Könnt ihr euch versammeln, gemeinschaftlich eure Angelegenheiten zu beraten, eure Rechte zu verteidigen, einige Erleichterungen in euren Übeln zu erlangen? Und könnt ihr das nicht, wie wäret ihr frei?

Könnt ihr von einem Orte zum andern gehen, wenn man es euch nicht erlaubt, die Früchte der Erde und die Erzeugnisse eurer Arbeit genießen, euren Finger in das Meerwasser tauchen und davon einen Tropfen in das armselige Geschirr, worin eure Speise kocht, fallen lassen, ohne euch Geldbußen und dem Kerker auszusetzen? Und könnt ihr das nicht, wie wäret ihr frei?

Könnt ihr, wenn ihr euch abends niederlegt, versichert sein, daß man nicht kommen werde, während eures Schlafes die verborgensten Winkel eures Hauses zu durchsuchen, euch aus dem Schoße eurer Familie zu reißen und euch in einen Kerker zu werfen, weil die Macht, in ihrer Furcht, Mißtrauen gegen euch hegt? Und könnt ihr das nicht, wie wäret ihr frei?

Die Freiheit wird über euch leuchten, wenn ihr durch

Mut und Ausdauer euch von allen diesen Dienstbarkeiten werdet losgemacht haben.
Die Freiheit wird über euch leuchten, wenn ihr in der Tiefe eurer Seele sagen werdet: wir wollen frei sein; wenn, um es zu werden, ihr bereit sein werdet, alles zu opfern und alles zu dulden.
Die Freiheit wird über euch leuchten, wenn ihr an dem Fuße des Kreuzes, auf dem Christus für euch starb, geschworen haben werdet, einer für den andern zu sterben.

XXI.

Das Volk ist unfähig, seine Interessen zu verstehen; man muß zu seinem besten es beständig unter Vormundschaft halten. Kömmt es nicht denen zu, die Einsicht haben, die zu leiten, die keine haben?
So sprechen eine Menge Heuchler, welche die Angelegenheiten des Volkes versehen wollen, um sich von den Kräften des Volks zu mästen.
Ihr seid unfähig, sagen sie, eure Interessen zu versehen; und darauf werden sie euch nicht einmal erlauben, über das, was euch gehört, auf eine euch nützlich dünkende Art zu verfügen, sondern sie werden gegen euren Willen darüber verfügen, zu einem Zwecke, der euch mißfällt und euch zuwider ist.
Ihr seid unfähig, ein kleines Gemeinde-Gut zu verwalten, unfähig zu wissen, was euch nützlich, euch schädlich sei, eure Bedürfnisse zu kennen und ihnen abzuhelfen; und darauf werden sie euch auf eure Kosten wohlbezahlte Leute schicken, die eure Güter nach ihrer Laune verwalten werden, euch verhindern werden, zu tun, was ihr möchtet, und euch zwingen werden, zu tun, was ihr nicht möchtet.
Ihr seid unfähig, zu unterscheiden, welche Erziehung euren Kindern ersprießlich sei; und aus Zärtlichkeit für

eure Kinder wird man sie in die Kloaken der Gottlosigkeit und schlechten Sitten werfen, ihr müßtet denn vorziehen, daß sie ohne allen Unterricht bleiben.

Ihr seid unfähig, zu beurteilen, ob ihr, ihr und eure Familie, von dem Lohne, den man euch für eure Arbeit gibt, bestehen könnet; und man wird euch unter strengen Strafen verbieten, euch untereinander zu verabreden, um eine Erhöhung dieses Lohnes zu erlangen, damit ihr leben könnet, ihr, eure Weiber und eure Kinder.

Wenn das, was diese heuchlerische und habgierige Rotte sagt, wahr wäre, dann stündet ihr weit unter dem Vieh, denn das Vieh weiß alles, was, wie man behauptet, ihr nicht wisset, denn das Vieh hat nur des Instinktes nötig, um es zu wissen.

Gott hat euch nicht gemacht, um die Herde einiger andern Menschen zu sein. Er hat euch gemacht, in Gesellschaft frei wie Brüder zu leben. Nun hat ein Bruder nicht seinem Bruder zu befehlen. Die Brüder verbinden sich untereinander durch wechselseitige Verträge, das ist das Gesetz, und das Gesetz soll geachtet werden, und alle sollen sich vereinigen, zu verhindern, daß man es nicht breche, weil es die Schutzwache aller ist, der Wille und der Nutzen aller.

Seid Männer; keiner ist mächtig genug, euch gegen euren Willen unter das Joch zu bringen; aber ihr könnt den Kopf in das Halseisen stecken, wenn ihr es wollt.

Es gibt dumme Tiere, die man in Ställe sperret, die man zur Arbeit ernährt und dann, wenn sie alt geworden, fett macht, um ihr Fleisch zu essen.

Es gibt andere, die frei in den Feldern leben, die man nicht unter Dienstbarkeit beugen kann, die sich von trügerischen Schmeicheleien nicht betören, noch von Drohungen und harter Behandlung sich überwältigen lassen.

Die mutigen Menschen gleichen diesen; die Feigen sind wie die ersten.

XXII.

Begreifet wohl, wie man sich frei macht.

Um frei zu sein, muß man vor allem Gott lieben, denn wenn ihr Gott liebet, werdet ihr seinen Willen tun, und der Wille Gottes ist die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit, ohne welche es keine Freiheit gibt.

Wenn man mit Gewalt oder List nimmt, was einem andern gehört; wenn man ihn in seiner Person angreift; wenn man ihn verhindert, in einer erlaubten Sache zu tun, was er will; wenn man sein Recht auf irgendeine Art verletzt, was ist das? Eine Ungerechtigkeit. Die Ungerechtigkeit ist es also, welche die Freiheit zerstört.

Wenn jeder nur sich liebte und nur an sich dächte, ohne den andern zu Hilfe zu kommen, würde der Arme, um zu leben und die Seinigen zu erhalten, oft genötigt sein, zu entwenden, was einem andern gehört; der Schwache würde von einem Stärkern, und dieser von einem noch Stärkern unterdrückt werden; die Ungerechtigkeit würde überall herrschen. Die Barmherzigkeit ist es also, welche die Freiheit bewahrt.

Liebet Gott mehr als alles und den Nächsten wie euch selbst, und die Dienstbarkeit wird von der Erde verschwinden.

Die jedoch, welche von der Dienstbarkeit ihrer Brüder Vorteil ziehen, werden alles ins Werk setzen, um sie zu verlängern. Sie werden dazu die Lüge und die Gewalt anwenden.

Sie werden sagen, daß die Willkürherrschaft einiger und die Sklaverei aller andern die von Gott festgesetzte Ordnung sei, und um ihre Tyrannei zu erhalten, werden sie sich nicht scheuen, die Vorsehung zu lästern.

Antwortet ihnen, daß ihr Gott Satan ist, der Feind des Menschengeschlechts, und daß Gott derjenige ist, der den Satan besiegt hat.

Dann werden sie ihre Häscher gegen euch loslassen, und sie werden Gefängnisse ohne Zahl bauen, um euch darin einzuschließen, und sie werden euch mit Schwert und Feuer verfolgen, sie werden euch martern und euer Blut wie Brunnenwasser vergießen.
Wenn ihr also nicht entschlossen seid, ohne Rast zu kämpfen, alles zu ertragen, ohne schwach zu werden, nie zu ermüden, nie nachzugeben, dann behaltet eure Ketten und entsagt einer Freiheit, derer ihr nicht wert seid.
Die Freiheit ist wie das Reich Gottes; sie läßt sich Gewalt antun, und die Gewalttätigen rauben sie.
Und die Gewalt, die euch in den Besitz der Freiheit setzt, ist nicht die ungetüme Gewalt der Räuber und Diebe, die Ungerechtigkeit, die Rache, die Grausamkeit; sondern ein starker unbeugsamer Wille, ein ruhiger und edler Mut.
Die heiligste Sache verwandelt sich in eine gottlose, verabscheuungswürdige, wenn man, sie zu unterstützen, das Verbrechen anwendet. Der Mann des Verbrechens kann aus einem Sklaven ein Tyrann werden, aber nie wird er frei.

XXIII.

Herr, wir rufen zu Dir aus der Tiefe unseres Elends.
Gleich den Tieren, welchen die Nahrung für ihre Jungen mangelt;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie das Schaf, dem man sein Lamm wegnimmt;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie die Taube, welche der Geier ergreift;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie die Gazelle unter den Krallen des Tigers;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie der Stier von der Anstrengung erschöpft und blutig gestachelt;

Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie der verwundete Vogel, den der Hund verfolgt;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie die Schwalbe, die, über das Meer fliegend, vor Mattigkeit herabgefallen, sich gegen die Wogen sträubt;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie verirrte Reisende in einer brennenden und wasserlosen Wüste;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie Schiffbrüchige auf einer unfruchtbaren Küste;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie der, dem in nächtlicher Stunde bei einem Kirchhofe ein scheußliches Gespenst entgegentritt;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie der Vater, dem man das Stück Brot raubte, das er seinen hungrigen Kindern bringen wollte;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie der Gefangene, den der ungerechte Mächtige in einen feuchten und finstern Kerker geworfen;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie der Sklave, den die Peitsche seines Herrn zerreißt;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie der Unschuldige, den man zum Blutgerüste führt;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie das Volk Israel im Lande der Dienstbarkeit;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie die Abkömmlinge Jakobs, deren Erstgeborne der König von Ägypten im Nil ersäufen ließ;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie die zwölf Stämme, deren Unterdrücker täglich die Arbeit vermehrten, indem sie jeden Tag etwas von ihrer Nahrung abbrachen;
Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie alle Nationen der Erde, ehe die Morgenröte der Befreiung geschienen;

Wir rufen zu Dir, Herr,
Wie der Christ auf dem Kreuze, als er sprach: Mein Vater, mein Vater, warum hast du mich verlassen?
Wir rufen zu Dir, Herr! –
O Vater! Du hast deinen Sohn, deinen Christ nicht verlassen, als nur zum Scheine und für einen Augenblick; du wirst auch nicht für immer die Brüder des Christs verlassen. Sein göttliches Blut, welches sie von der Sklaverei des Fürsten dieser Welt losgekauft, wird sie auch von der Sklaverei der Sachverwalter des Fürsten dieser Welt loskaufen. Sieh ihre durchbohrten Hände und Füße, ihre geöffnete Weiche, ihr Haupt mit blutigen Wunden bedeckt. Unter der Erde, die du ihnen als Erbteil gegeben, hat man ihnen ein großes Grab gehöhlt, sie darin untereinander geworfen, und man hat auf den Stein ein Siegel gedrückt, auf das man zum Spotte deinen heiligen Namen gestochen. Und so, Herr, liegen sie da; aber sie werden nicht ewig da bleiben. Noch drei Tage, und das gottesschändrische Siegel wird gebrochen sein, und der Stein wird gebrochen sein, und die, welche schlafen, werden erwachen, und das Reich des Christs, welches Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ist und Friede und Freude im heiligen Geiste, wird beginnen. So geschehe es.

XXIV.

Alles, was in der Welt eintrifft, hat sein Zeichen, das ihm vorhergeht.
Wenn die Sonne nahe dem Aufgange ist, färbt sich der Himmelskreis mit tausend Farben, und der Osten scheint ganz in Feuer.
Wenn der Sturm kömmt, hört man am Gestade ein dumpfes Brausen, und die Wellen bewegen sich wie von selbst.
Die zahllosen verschiedenen Gedanken, die am Horizonte der geistigen Welt sich kreuzen und mengen, verkünden den Aufgang der Sonne der Geister.

Das verworrene Murren und die innere Bewegung der aufgescheuchten Völker sind die Vorzeichen des Sturms, der bald über die zitternden Völker losbrechen wird.
Haltet euch bereit, denn die Zeiten nahen.
An diesem Tage wird großes Entsetzen sein und ein Jammergeschrei, wie man es seit den Tagen der Sündflut nicht gehört haben wird.
Die Könige werden auf ihren Thronen heulen; sie werden mit beiden Händen ihre von den Winden fortgetragnen Kronen festzuhalten suchen, und sie werden mit ihnen weggekehrt werden.
Die Reichen und die Mächtigen werden nackt aus ihren Palästen stürzen, aus Furcht, unter den Trümmern begraben zu werden.
Man wird sie auf den Landstraßen herumirren und die Vorübergehenden um einige Lumpen, ihre Blöße zu bedecken, um ein wenig schwarzes Brot, ihren Hunger zu stillen, bitten sehen, und ich weiß nicht, ob sie es erhalten werden.
Und es wird Menschen geben, die von einem Blutdurste ergriffen werden und den Tod anbeten und ihn der Anbetung hinstellen werden.
Und der Tod wird seine knöcherne Hand ausstrecken, wie um sie zu segnen, und dieser Segen auf ihr Herz heruntersteigen, und es wird aufhören zu schlagen.
Und die Gelehrten werden sich in ihrem Wissen verwirren, und es wird ihnen erscheinen wie ein kleiner schwarzer Punkt, wenn die Sonne der Erkenntnis aufgehen wird.
Und wie sie höher steigen wird, wird ihre Glut die vom Sturme zusammengehäuften Wolken schmelzen; und sie werden nur noch ein leichter Duft sein, den ein sanfter Wind gegen den Niedergang jagt.
Nie wird der Himmel so rein gewesen sein, nie die Erde so grün und so fruchtbar.
Und statt der schwachen Dämmerung, die wir Tag nen-

nen wird ein lebhaftes und reines Licht von der Höhe herabstrahlen, wie ein Abglanz von Gottes Angesicht.
Und die Menschen werden sich bei diesem Lichte anschauen, und sie werden sagen: Wir kannten weder uns noch die andern, wir wußten nicht, was der Mensch sei. Jetzt wissen wir es.
Und jeder wird sich in seinem Bruder lieben und wird sich glücklich halten, ihm zu dienen; und es wird weder Kleine noch Große geben, wegen der Liebe, die alles gleich macht, und alle Familien werden nur eine Familie sein und alle Nationen nur eine Nation.
Das ist der Sinn der geheimnisvollen Buchstaben, welche die blinden Juden an dem Kreuze des Erlösers befestigen.

XXV.

Es war eine Winternacht, draußen blies der Wind, und der Schnee bleichte die Dächer.
Unter einem dieser Dächer, in einer engen Kammer, saßen mit ihrer Händearbeit eine Frau mit weißen Haaren und ein junges Mädchen.
Und von Zeit zu Zeit erwärmte die alte Frau an einem kleinen Kohlenfeuer ihre bleichen Hände. Eine tönerne Lampe erleuchtete diese armselige Wohnung, und ein Strahl der Lampe verblich auf einem Bilde der Jungfrau, das an der Mauer hing.
Und das junge Mädchen, die Augen erhebend, betrachtete eine Weile stillschweigend die Frau in weißen Haaren; dann sagte sie ihr: Meine Mutter, Ihr waret also nicht immer in dieser Entblößung?
Und es war in ihrer Stimme eine unaussprechliche Süße und Zärtlichkeit.
Und die Frau mit den weißen Haaren antwortete: Meine Tochter, Gott ist der Herr, und was er tut, ist wohlgetan.
Nachdem sie diese Worte gesprochen, schwieg sie eine kleine Weile, darauf fuhr sie fort:

Als ich deinen Vater verlor, so war es ein Schmerz, den ich ohne Trost glaubte; zwar bliebst du mir, doch damals fühlte ich nur eines.

Seitdem habe ich gedacht, daß, wenn er lebte und uns in dieser Bedrängnis sähe, sein Herz brechen würde; und ich erkannte, daß Gott gut gegen mich gewesen.

Das junge Mädchen antwortete nichts, aber sie neigte das Haupt, und einige Tränen, die sie zu verbergen suchte, fielen auf die Leinwand, die sie zwischen ihren Händen hielt.

Die Mutter setzte hinzu: Gott, der so gut gegen ihn gewesen, war auch gut gegen uns. Was hat uns gemangelt, während so vielen andern alles mangelt?

Es ist wahr, daß wir uns gewöhnen mußten, von Wenigem zu leben und dieses Wenige durch unsere Arbeit zu gewinnen; aber dieses Wenige – reicht es nicht hin? Und sind nicht alle vom Anbeginn an verdammt worden, von ihrer Arbeit zu leben?

Gott in seiner Güte hat uns das Brot jeden Tag gegeben, und wie viele haben es nicht! – ein Obdach, und wie viele wissen nicht, wo sie einkehren sollen!

Er hat mir dich gegeben, meine Tochter; worüber sollte ich mich beklagen?

Bei diesen letzten Worten sank das junge Mädchen, tief bewegt, zu den Füßen seiner Mutter, ergriff ihre Hände, küßte sie und neigte sich weinend über ihre Brust.

Und die Mutter, mit Anstrengung ihre Stimme erhebend, sprach: Meine Tochter, nicht das ist Glück, viel zu besitzen, sondern viel zu hoffen und zu lieben.

Unsere Hoffnung ist nicht hienieden, und unsere Liebe auch nicht, und wenn ja, nur vorübergehend.

Nach Gott bist du mir alles in dieser Welt; aber diese Welt schwindet wie ein Traum, und darum erhebt sich meine Liebe mit dir zu einer andern Welt.

Als ich dich in meinem Schoße trug, da betete ich eines

Tages mit größerer Inbrunst zur heiligen Jungfrau, und sie erschien mir in meinem Schlafe und reichte mir mit himmlischem Lächeln ein kleines Kind dar.
Und ich nahm das Kind, das sie mir darreichte, und als ich es in meinen Armen hielt, setzte ihm die heilige Jungfrau einen Kranz von weißen Rosen auf das Haupt.
Wenige Monate nachher wurdest du geboren, und die süße Erscheinung stand immer vor meinen Augen.
Dieses sagend, fuhr die Frau mit den weißen Haaren zusammen und drückte das junge Mädchen an ihr Herz.
Einige Zeit darauf sah eine heilige Seele zwei leuchtende Gestalten gegen den Himmel steigen, und eine Schar Engel begleitete sie, und die Luft erklang von ihren Freudengesängen.

XXVI.

Was eure Augen sehen, was eure Hände berühren, das sind Schatten, und der Ton, der euer Ohr trifft, ist nur der grobe Widerhall der innern und geheimnisvollen Stimme, die im Schoße der Schöpfung bittet, anbetet und seufzet.
Denn jedes Geschöpf seufzt, jedes Geschöpf ist in den Wehen der Entfaltung und bemüht sich, zu dem wahren Leben geboren zu werden, aus der Finsternis in das Licht zu dringen, aus der Welt des Scheines in die der Wirklichkeit.
Diese so glänzende, so schöne Sonne ist nur das Gewand, das dunkle Sinnbild der wahren Sonne, welche die Seelen erleuchtet und erwärmt.
Diese Erde, so reich, so grünend, ist nur das bleiche Leichentuch der Natur; denn die Natur, auch verfallen, ist wie der Mensch in das Grab gestiegen und wird wieder daraus hervorgehen.
Unter dieser dicken, körperlichen Hülle gleicht ihr einem

Reisenden, der die Nacht in seinem Zelte Schattengestalten vorbeistreichen sieht oder zu sehen glaubt.
Die wirkliche Welt ist für euch verschleiert. Wer sich in den Hintergrund seines Selbsts zurückzieht, erblickt sie erst in dämmernder Ferne. Geheime Kräfte, die in euch schlummern, erwachen für einen Augenblick, heben einen Zipfel des Schleiers auf, den die Zeit in ihrer gerunzelten Hand hält, und das innere Auge ist entzückt von den Wundern, die es schaut.
Ihr sitzt am Strande des Wesen-Ozeans, allein ihr dringt nicht in seine Tiefen. Ihr wandert gegen Abend am Strande des Meeres, aber ihr sehet nur ein wenig Schaum, den die Brandung auf das Ufer wirft.
Mit was soll ich euch noch vergleichen?
Ihr seid wie das Kind in dem Schoße seiner Mutter, auf die Stunde der Geburt harrend, wie das geflügelte Insekt im kriechenden Wurm. Ihr sucht aus diesem irdischen Gefängnis zu kommen, um euren Flug gegen den Himmel zu nehmen.

XXVII.

Wer drängte sich um Christus, sein Wort zu vernehmen? Das Volk.
Wer folgte ihm in das Gebirge und an die einsamen Orte, seine Lehre zu hören? Das Volk.
Wer wollte ihn zum Könige erwählen? Das Volk.
Wer breitete, als er in Jerusalem einzog, seine Kleider und streute, Hosianna rufend, Palmzweige vor ihm aus? Das Volk.
Wer nahm ein Ärgernis daran, daß er am Sabbat Kranke heilte? Die Schriftgelehrten und die Pharisäer.
Wer fragte ihn hinterlistig aus und legte ihm Schlingen, ihn zu verderben? Die Schriftgelehrten und die Pharisäer.

Wer sagte von ihm: Er ist besessen? Wer nannte ihn einen fleischesschwachen Menschen, der das Vergnügen liebe? Die Schriftgelehrten und die Pharisäer.

Wer behandelte ihn als Aufrührer und Gotteslästerer? Wer verband sich zu seinem Tode? Wer kreuzigte ihn auf der Schädelstätte zwischen zwei Räubern?

Die Schriftgelehrten und die Pharisäer, die Doktoren des Gesetzes, der König Herodes und seine Höflinge, der römische Statthalter und die Fürsten der Priester.

Ihre arglistige Heuchelei betrog das Volk selbst. Sie verführte es, den Tod desjenigen zu fordern, der es in der Wüste mit sieben Broden genährt, der den Kranken die Gesundheit, den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör und den Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder wiedergegeben.

Aber Jesus, als er sah, daß man dieses Volk verführt hatte, wie die Schlange das Weib verführt, bat seinen Vater und sprach: Mein Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Und doch hat seit achtzehnhundert Jahren der Vater ihnen noch nicht vergeben, und sie schleppen ihre Züchtigung durch die ganze Erde, und auf der ganzen Erde muß der Sklave sich noch bücken, um sie zu sehen.

Die Barmherzigkeit des Christs schließt keinen aus. Er ist in diese Welt gekommen, um zu befreien, nicht einige Menschen, sondern alle Menschen; er hatte für jeden von ihnen einen Tropfen Blutes.

Aber die Kleinen, die Schwachen, die Demutsvollen, die Armen, alle, welche liebten, die liebte er mit einer besondern Liebe.

Sein Herz schlug auf dem Herzen des Volkes, und das Herz des Volkes schlug auf seinem Herzen.

Und da, auf dem Herzen Christi, beleben sich wieder die kranken Völker, und die unterdrückten Völker gewinnen da die Kraft, sich zu befreien.

Wehe denjenigen, die sich von ihm entfernen, die ihn verleugnen! Ihr Elend ist unheilbar, und ewig ihre Dienstbarkeit.

XXVIII.

Man hat Zeiten gesehen, wo der Mensch sich überredete, Gott ein angenehmes Opfer zu bringen, wenn er den Menschen erwürgte, dessen Glaube von dem seinigen verschieden war.

Verabscheuet diese gräßlichen Mordtaten.

Wie sollte der Mord eines Menschen Gott gefallen, der zum Menschen gesagt hat: du sollst nicht töten?

Wenn das Blut des Menschen auf die Erde fließt als eine Gottesweihe, dann stürzen die Dämonen herbei, es zu trinken, und fahren in den, der es vergossen.

Man fängt erst zu verfolgen an, wenn man verzweifelt, zu überzeugen, und wer verzweifelt, zu überzeugen, lästert entweder in sich selbst die Macht der Wahrheit oder ermangelt des Vertrauens in die Wahrheit der Lehre, die er verkündigt.

Was ist unsinniger, als den Menschen zu sagen: glaubet oder sterbet!

Der Glaube ist Sohn des Worts; er dringt in die Herzen mit dem Worte und nicht mit dem Dolche.

Jesus ging vorüber, indem er das Gute tat, indem er durch seine Güte an sich zog und durch seine Sanftmut die härtesten Seelen rührte.

Seine göttlichen Lippen segneten und verwünschten nicht als etwa die Heuchler. Er wählte keine Henker zu Aposteln.

Er sagte zu den Seinigen: Laßt nur bis zur Ernte das gute und das böse Korn zusammen wachsen; der Hausvater wird schon auf der Tenne sie voneinander sondern.

Und zu denen, welche in ihn drangen, auf eine ungläubige Stadt das Feuer des Himmels herab zu rufen: Ihr wißt nicht, welcher Geist in euch ist.

Der Geist Jesu ist ein Geist des Friedens, der Barmherzigkeit und der Liebe.
Die, welche in seinem Namen verfolgen, die Gewissen mit dem Degen durchstöbern, den Körper peinigen, um die Seele zu bekehren, Tränen fließen machen, statt sie zu trocknen, diese da haben nicht den Geist Jesu.
Wehe demjenigen, der das Evangelium entheiligt, indem er es dem Menschen zu einem Gegenstand des Schreckens macht! Wehe demjenigen, der die frohe Botschaft auf einem blutigen Blatte schreibt.
Erinnert euch der Katakomben.
Zu jener Zeit schleppte man euch zum Blutgerüste, man gab euch im Amphitheater den wilden Tieren preis, das Volk zu belustigen, man warf euch zu Tausenden in die Tiefen der Bergwerke und in die Gefängnisse, man zog eure Güter ein, man trat euch mit Füßen wie den Kot auf öffentlichen Plätzen: Ihr hattet, eure verbotenen Mysterien zu feiern, kein anderes Asyl als die Eingeweide der Erde.
Was sagten eure Verfolger? Sie sagten, daß ihr gefährliche Lehren verbreitet, daß eure Sekte, wie sie sie nannten, die Ordnung und den öffentlichen Frieden störe; daß, Gesetzesschänder und Feinde des Menschengeschlechts, ihr das Reich erschüttert, indem ihr die Religion des Reichs erschüttertet.
Und in dieser Bedrängnis, unter diesem Drucke, was fordertet ihr? Die Freiheit. Ihr spracht das Recht an, nur Gott zu gehorchen, ihm zu dienen und ihn anzubeten nach eurem Gewissen.
Wenn, selbst in ihrem Glauben irrend, andre von euch dieses Recht in Anspruch nehmen, achtet es in ihnen, wie ihr verlangtet, daß es die Heiden in euch achten sollten.
Achtet es, um nicht das Andenken eurer Glaubens-Väter zu schänden, um nicht die Asche eurer Märtyrer zu entheiligen.

Die Verfolgung hat zwei Schneiden: sie verwundet rechts und links.
Wenn ihr euch der Lehre Christi nicht mehr erinnert, erinnert euch der Katakomben.

XXIX.

Wahrt sorgfältig in eurem Herzen die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit. Sie werden eure Schutzwache sein, sie werden Zwietracht und Streit aus eurer Mitte verbannen.
Was Streit und Zwietracht hervorbringt, was die Rechtshändel hervorbringt, welche die ehrlichen Leute betrüben und die Familien zu Grunde richten, das ist erstens der schmutzige Eigennutz, die unersättliche Leidenschaft, zu erwerben und zu besitzen.
Bekämpfet denn unaufhörlich diese Leidenschaft in eurem Herzen, die Satan unaufhörlich darin aufregt.
Was werdet ihr von allen den Reichtümern, die ihr auf guten und schlechten Wegen zusammengehäuft, mit euch nehmen? Wenig genüget dem Menschen, der so wenige Zeit lebt.
Eine andre Ursache der unendbaren Streithändel, das sind die schlechten Gesetze.
Nun gibt es nur schlechte Gesetze in der Welt.
Welches andere Gesetz braucht derjenige, welcher das Gesetz Christi hat?
Das Gesetz Christi ist klar, es ist heilig, und es ist keiner, der, mit diesem Gesetze im Herzen, sich nicht selber richten könne.
Höret, was mir gesagt worden ist:
Die Kinder des Christs sollen, wenn sie einen Streit unter sich haben, ihn nicht vor den Richterstuhl derjenigen bringen, welche die Erde unterdrücken und sie verderben.
Gibt es keine Greise unter ihnen? Und diese Greise, sind

sie nicht ihre Väter, welche die Gerechtigkeit kennen und lieben?

Sie mögen denn einen dieser Greise aufsuchen, und ihm sagen: Mein Vater, wir haben uns nicht vereinigen können, ich und mein Bruder da; wir bitten Euch, richtet zwischen uns.

Und der Greis wird die Worte des einen und des andern hören, und er wird zwischen ihnen Recht sprechen, und nachdem er Recht gesprochen, wird er sie segnen.

Und wenn sie sich diesem Urteile unterwerfen, wird der Segen bei ihnen haften; wo nicht, wird er zum Greise zurückkehren, der nach Gerechtigkeit geurteilt.

Es ist nichts,was die nicht vermöchten, die einig sind, sowohl für das Gute als für das Böse. Der Tag daher, wo ihr einig sein werdet, wird der Tag der Befreiung sein.

Als die Kinder Israel im Lande Ägypten unterdrückt waren, wenn da jeder von ihnen, seine Brüder vergessend, allein hätte entrinnen wollen, keiner wäre entkommen; sie zogen zusammen aus, und keiner hielt sie auf.

Ihr seid auch im Lande Ägypten, gebeugt unter dem Szepter Pharaos und unter die Peitsche seiner Gewaltsknechte. Schreit zu Gott dem Herrn, und dann erhebt euch und zieht von dannen.

XXX.

Als die Barmherzigkeit frostig worden, und die Ungerechtigkeit auf der Erde zu steigen begann, da sagte Gott einem seiner Diener: Gehe von meiner Seite, dieses Volk aufzusuchen, und verkünde ihm, was du sehen wirst, und was du sehen wirst, wird gewiß eintreffen, es müßte denn, die bösen Wege verlassend, sich der Reue ergeben und zu mir zurückkehren.

Und der Diener Gottes gehorchte seinem Befehle, und nachdem er sich mit einem Sacke bekleidet und Asche

auf sein Haupt gestreut, ging er zu jener Menge, und die Stimme erhebend, sprach er:
Warum reizt ihr den Herrn zu eurem Verderben? Verlasset eure bösen Wege, tut Buße und kommt zu ihm zurück.
Und die einen, als sie diese Worten hörten, wurden davon gerührt, und die andern spotteten darüber und sprachen: Wer ist der Mensch, und was sagt er uns? Wer hat ihm geheißen, uns zur Rede zu stellen? Er ist ein Unsinniger.
Und siehe da, der Geist Gottes ergriff den Propheten, und die Zeit öffnete sich seinen Blicken, und die Jahrhunderte gingen an ihm vorüber.
Und plötzlich seine Kleider zerreißend: So, sprach er, wird die Familie Adams zerrissen werden.
Die Menschen der Ungerechtigkeit haben die Erde nach der Schnur gemessen; sie haben ihre Bewohner gezählt, wie man Vieh zählt, nach Köpfen.
Sie haben gesagt: Teilen wir uns das, und laßt uns daraus eine Münze zu unserm Gebrauche machen.
Und die Teilung geschah, und jeder nahm, was ihm zugefallen, und die Erde und ihre Bewohner sind das Eigentum der ungerechten Menschen geworden, und diese, sich untereinander beratend, fragten sich: Wie viel ist unsere Besitzung wert? Und alle zusammen antworten: Dreißig Silberlinge.
Und sie fingen an, mit diesen dreißig Silberlingen Handel untereinander zu treiben.
Und es gab Käufe, Verkäufe, Austausche; Menschen für Land, Land für Menschen und Geld zur Ausgleichung.
Und jedem gelüstete nach dem Teile des andern, und da begannen sie sich untereinander zu erwürgen, um sich wechselseitig zu berauben, und mit dem Blute, welches floß, schrieben sie auf ein Stück Papier: Recht, und auf ein anderes: Ruhm.

Herr, genug, genug!
Da sind zwei, die ihre eisernen Haken auf ein Volk werfen. Jeder trägt sein Stück davon.
Das Schwert zog hin und her. Hört ihr das zerreißende Geschrei? Es sind die Wehklagen der jungen Gattinnen, es ist der Jammer der Mütter.
Zwei Gespenster schleichen im Dunkeln her; sie durchstreifen Felder und Städte. Das eine, entfleischt wie ein Gerippe, benagt den Wegwurf von einem unreinen Tiere; das andere hat unter der Achsel eine schwarze Beule, und die Schakals ziehen ihm heulend nach.
Herr, Herr, wird dein Zorn ewig dauern? Wird dein Arm sich immer nur ausstrecken, um zu schlagen? Schone die Väter um der Kinder willen. Lasse dich von den Tränen dieser armen kleinen Geschöpfe erweichen, die noch ihre linke Hand von ihrer rechten nicht zu unterscheiden wissen.
Die Welt erweitert sich, der Friede wird zurückkehren, es wird Raum für alle sein.
Wehe! Wehe! Das Blut strömt über; es umgibt die Erde wie ein roter Gürtel.
Wer ist dieser Greis, der von Gerechtigkeit spricht, indem er mit der einen Hand einen vergifteten Kelch hält und mit der andern ein loses Weib liebkost, das ihn mein Vater nennt.
Er spricht: Mir gehört das Geschlecht Adams. Welche sind die Mächtigsten unter euch, und ich werde es unter sie verteilen.
Und was er gesagt, tut er, und von seinem Throne, ohne sich zu erheben, weist er jedem seine Beute an.
Und alle verschlingen, verschlingen; und ihr Hunger wächst immer fort, und sie wälzen sich aufeinander, und das Fleisch zuckt, und die Knochen krachen unter dem Zahne.
Ein Markt wird aufgetan; dahin führt man die Völker,

den Strick um den Hals; man betastet sie, man wägt sie, man läßt sie laufen und gehen; so viel sind sie wert. Es ist nicht mehr der Tumult und die Verwirrung von ehemals, es ist ein geordneter Handel.
Glücklich die Vögel des Himmels und die Tiere der Erde! keiner zwingt sie; sie dürfen gehen und kommen, wie es ihnen gut dünkt.
Was sind das für Mühlsteine, die sich unaufhörlich umschwingen, und was mahlen sie?
Söhne Adams, diese Mühlsteine sind die Gesetze derjenigen, die euch beherrschen, und was sie mahlen, das seid ihr.
Und wie der Prophet seine düstere Offenbarung auf die Zukunft warf, bemächtigte sich aller, die ihn hörten, ein geheimnisvoller Schrecken.
Plötzlich verstummte er, und er schien wie in einen tiefen Gedanken versunken. Das Volk wartete stillschweigend, mit gepreßter und vor Angst klopfender Brust.
Darauf der Prophet: Herr, du hast dieses Volk in seinem Elend nicht verlassen; du hast es nicht für immer seinen Unterdrückern anheimgegeben.
Und er nahm zwei Zweige und riß die Blätter davon ab, und nachdem er sie gekreuzt, band er sie zusammen, und er hielt sie über der Menge hoch empor und rief: Dieses da wird euer Heil sein; durch dieses Zeichen werdet ihr siegen.
Und es ward Nacht, und der Prophet verschwand wie ein Schatten, der vorübergeht, und die Menge zerstreute sich nach allen Seiten in der Finsternis.

XXXI.

Wenn nach einer langen Dürre ein sanfter Regen auf die Erde fällt, trinkt sie gierig das Wasser des Himmels, das sie erfrischt und befeuchtet.
So werden die durstigen Völker mit Begierde das Wort

Gottes trinken, wenn es wie ein lauer Regenguß auf sie herabkommen wird.
Und die Gerechtigkeit samt der Liebe und der Frieden und die Freiheit werden in ihrem Schoße keimen.
Und es wird sein wie zur Zeit, da alle Brüder waren, und man wird nicht mehr die Stimme des Herrn, noch die Stimme des Sklaven, noch den Jammer des Armen, noch die Seufzer der Unterdrückten hören, sondern Gesänge der Lust und der Segnung.
Die Väter werden ihren Kindern sagen: Unsere frühern Tage waren trübe, voll Tränen und Schmerzen. Jetzt geht die Sonne auf und unter über unserer Freude. Gelobt sei Gott, der uns noch vor unserm Tode diese Herrlichkeiten gezeigt.
Und die Mütter werden ihren Töchtern sagen: Sehet unsere Stirne jetzt so ruhig; einst hatten Gram und Schmerz und Sorgen tiefe Furchen darin gegraben. Die eure ist wie ein See im Frühling, den kein Lüftchen bewegt. Gelobt sei Gott, der uns vor unserm Tode diese Herrlichkeiten gezeigt.
Und die Jünglinge werden den Jungfrauen sagen: Ihr seid schön wie die Blumen des Feldes, rein wie der Tau, der sie erfrischt, wie das Licht, das sie färbt. Es ist uns süß, unsere Väter zu sehen, es ist uns süß, bei unsern Müttern zu sein; aber wenn wir euch sehen und bei euch sind, geschiehet etwas in unserer Seele, das nur im Himmel einen Namen hat. Gelobt sei Gott, der uns vor unserm Tode diese Herrlichkeiten gezeigt hat.
Und die Jungfrauen werden antworten: Die Blumen verblühen, sie gehen vorüber; ein Tag kömmt, wo weder der Tau sie erfrischt, noch das Licht sie mehr färbt. Auf Erden ist es nur die Tugend allein, die nicht verblüht und nicht vorüber geht. Unsere Väter sind wie die Ähre, die sich im Herbste mit Korn füllt, und unsere Mütter wie die Rebe, die sich mit Früchten belastet. Es ist uns

süß, unsere Väter zu sehen, es ist uns süß, bei unsern Müttern zu sein, und die Söhne unserer Väter und Mütter sind uns auch süß. Gelobt sei Gott, der uns vor unserm Tode diese Herrlichkeiten gezeigt.

XXXII.

Ich sah eine Buche zu einer wunderbaren Höhe emporsteigen. Von dem Wipfel bis zu dem Fuße breitete sie ungeheure Zweige aus, welche die Erde rund umher bedeckten, so daß sie kahl war; nicht ein einziges Hälmchen Gras konnte gedeihen. Von dem Fuße des Riesen stieg eine Eiche auf, die, nachdem sie sich einige Fuß erhoben hatte, sich beugte, sich wand, dann sich seitwärts ausdehnte, dann sich wieder erhob und sich von neuem wand; dann sah man sie ihr mageres und entlaubtes Haupt unter die kräftigen Zweige der Buche strecken, um nur ein wenig Luft und nur ein wenig Licht zu suchen.
Und ich dachte bei mir selbst: So wachsen die Kleinen im Schatten der Großen.
Wer versammelt sich um die Mächtigen der Erde? Wer naht sich ihnen? Der Arme ist es nicht; man jagt ihn fort; sein Anblick würde ihre Augen besudeln. Man hält ihn sorgfältig von ihrer Gegenwart und ihren Palästen fern; man verbietet ihm sogar den Eingang in ihre Gärten, die allen geöffnet sind, nur nicht ihm, weil sein von der Arbeit erschöpfter Körper mit dem Kleide der Dürftigkeit bedeckt ist.
Wer denn sonst versammelt sich um die Mächtigen der Erde? Die Reichen und die Schmeichler, die es werden wollen, die schamlosen Weiber, die schändlichen Handlanger ihrer geheimen Lüste, die Possenreißer, die Narren, welche ihr Gewissen zerstreuen, und die falschen Propheten, die es betrügen.
Wer noch? Die Männer der Gewalttätigkeit und der List,

die Helfershelfer der Unterdrückung, die harten Fronknechte, alle die, welche sagen: gebt uns das Volk preis, und wir werden sein Geld in eure Koffer und sein Fett in eure Adern fließen machen.
Da wo das Aas liegt, versammeln sich die Geier.
Die kleinen Vögel bauen ihr Nest im Grase, die Raubvögel auf hohen Bäumen.

XXXIII.

Zur Zeit, wenn die Blätter gelb werden, kehrte ein Greis, mit einem Bündel Reiser belastet, langsam zu seiner Hütte zurück, die an dem Abhange eines kleinen Tales lag.
Und von der Seite, wo sich das Tal öffnete, sah man zwischen einigen hie und da zerstreuten Bäumen die schiefen Strahlen der Sonne, die schon unter den Horizont gesunken war, in den Abendwolken spielen und sie mit unzähligen Farben beleuchten, die nach und nach erloschen.
Und der Greis, als er in seine Hütte getreten, die mit dem kleinen Felde dabei, das er bearbeitete, sein einziges Gut war, ließ den Bündel Reiser fallen, setzte sich auf eine vom Rauch des Herdes geschwärzte Bank und neigte, in tiefe Träumerei versunken, den Kopf auf seine Brust.
Und von Zeit zu Zeit ließ seine geschwellte Brust ein kurzes Schluchzen vernehmen, und mit gebrochener Stimme sprach er:
Ich hatte nur einen Sohn, sie haben mir ihn genommen für die Steuer meines Feldes.
Und darauf mit einer schwächern Stimme wiederholte er: Mein Sohn, mein Sohn! und eine Träne benetzte seine Augenlider, aber sie konnte nicht fließen.
Wie er, so sich betrübend, da saß, hörte er einen, der sagte: Mein Vater, der Segen Gottes über Euch und über die Eurigen!

Die Meinigen? sagte der Greis. Ich habe niemand mehr, der zu mir gehört: ich bin allein.
Und die Augen erhebend, sah er an der Türe, auf einen langen Stock gestützt, einen Pilger stehen; und wissend, daß Gott es ist, der die Gäste schickt, sagte er ihm:
Gott vergelte dir deinen Segen. Tritt ein, mein Sohn; alles, was der Arme hat, ist dem Armen.
Und er zündete auf dem Herde den Reiserbündel an und begann das Mahl des Reisenden zu bereiten.
Aber nichts konnte ihn von dem ihn drückenden Gedanken befreien; er war ihm stets auf dem Herzen.
Und der Pilger, da er erkannte, was ihn so bitter betrübte, sagte ihm: Mein Vater, Gott hat Euch durch die Hand der Menschen geprüft. Doch gibt es noch größeres Elend, als das Eurige. Nicht die Unterdrückten, die Unterdrücker leiden am stärksten.
Der Greis schüttelte den Kopf und antwortete nicht.
Der Pilger fuhr fort: Was Ihr jetzt nicht glaubt, werdet Ihr bald glauben.
Und nachdem er ihn niedergesetzt, legte er die Hand auf seine Augen; und der Greis fiel in einen Schlummer, der dem bleiernen, düstern, grauenvollen Schlummer glich, der Abraham ergriff, als ihm Gott das künftige Mißgeschick seines Stammes zeigte.
Und es schien ihm, als befände er sich in einem großen Palaste bei einem Bette, und zur Seite dieses Bettes lag eine Krone, und in diesem Bette lag ein schlafender Mann, und was in diesem Manne vorging, sah der Greis, wie man am Tage unter dem Wachen sieht, was sich unter unsern Augen begibt.
Und der Mann da, der auf einem goldenen Bette lag, hörte wie das verworrene Geschrei einer Menge, die Brot forderte. Es war ein Tosen gleich dem der Wogen, die sich während dem Sturm am Strande brechen. Und der Sturm stieg, und das Tosen stieg; und der Mann, welcher

schlief, sah von Augenblick zu Augenblick die Wellen höher kommen und schon an die Mauern des Palastes schlagen, und er machte unerhörte Anstrengungen, um zu fliehen, und er konnte es nicht, und seine Angst war unaussprechlich.

Während er ihn mit Entsetzen betrachtete, wurde der Greis plötzlich in einen andern Palast geführt. Der da lag, glich eher einem Leichnam als einem lebenden Menschen.

Und in seinem Schlummer sah er abgehauene Köpfe vor sich; und den Mund öffnend, sprachen diese Köpfe:

Wir hatten uns für dich hingegeben, und das ist der Lohn, den wir empfangen. Schlafe, schlafe, wir schlafen nicht, wir wachen bis zur Stunde der Rache; sie ist nahe.

Und das Blut gerann in den Adern des schlafenden Mannes. Und er sagte bei sich: Könnte ich wenigstens meine Krone diesem Kinde hinterlassen; und seine stieren Augen wandten sich nach einer Wiege, auf welche man das Diadem einer Königin gelegt.

Aber als er sich zu beruhigen und sich über diesen Gedanken ein wenig zu trösten begann, kam ein anderer, ihm in den Zügen ähnlicher Mann, ergriff das Kind und zerschmetterte es gegen die Mauer.

Und der Greis fühlte sich ohnmächtig werden vor Entsetzen.

Und er wurde im nämlichen Augenblicke an zwei verschiedene Orte geführt; und diese Orte, ob zwar getrennt, bildeten für ihn doch nur einen Ort.

Und er sah zwei Männer, die man, bis auf das Alter, für den nämlichen Mann hätte nehmen können, und er begriff, daß sie in dem nämlichen Schoße genährt worden waren.

Und ihr Schlaf war der des Verurteilten, der bei seinem Erwachen die Hinrichtung erwartet. Von einem blutigen Leichentuche umhüllte Schatten gingen an ihnen vor-

über, und jeder derselben berührte sie im Vorübergehen, und ihre Glieder zogen sich zurück und zuckten, wie um sich dieser Berührung des Todes zu entziehen.

Dann sahen sie einander mit einer Art greulichen Lächelns an, und ihr Auge entflammte sich, und ihre Hand bewegte sich krampfhaft auf dem Griffe eines Dolches.

Und der Greis sah darauf einen bleichen und hagern Mann. Der Argwohn schlich an sein Bett, spritzte sein Gift ihm in das Gesicht, murmelte mit leiser Stimme unheilverkündende Worte und bohrte langsam die Nägel in seinen von einem kalten Schweiße benetzten Schädel.

Und eine menschliche Gestalt, bleich wie ein Leichentuch, nahte sich ihm und deutete, ohne zu sprechen, mit dem Finger auf ein schwarzblaues Zeichen, das sie um den Hals hatte. Und in dem Bette, wo er lag, schlotterten die Knie des bleichen Mannes, und sein Mund öffnete sich vor Schrecken, und fürchterlich erweiterten sich seine Augen.

Und der Greis, von Schrecken durchschaudert, ward in einen größern Palast fortgeführt.

Und der, welcher da schlief, atmete nur mit großer Anstrengung. Ein schwarzes Gespenst war auf seine Brust gekauert und sah ihn grinsend an. Und es sprach ihm in das Ohr, und seine Worte wurden Gesichte in der Seele des Mannes, den das Gespenst mit seinen spitzen Knochen preßte und drückte.

Und dieser da sah sich von einer zahllosen Menge umgeben, die ein furchtbares Geschrei erhob:

Du hast uns die Freiheit versprochen, und du hast uns die Sklaverei gegeben.

Du hast uns versprochen, durch die Gesetze zu regieren, und die Gesetze sind nur deine Launen.

Du hast uns versprochen, das Brot unserer Weiber und Kinder zu schonen, und du hast unser Elend verdoppelt, um deine Schätze zu vermehren.

Du hast uns Ruhm verheißen, und du hast uns die Verachtung der Völker und ihren gerechten Haß zugezogen.

Steige hinab, steige hinab, und gehe schlafen mit den Meineidigen und den Tyrannen.

Und er fühlte sich von dieser Menge fortgeschleppt und hinuntergestürzt, und er klammerte sich an Säcke mit Gold, und die Säcke platzten, und das Gold entsank und fiel zur Erde.

Und es schien ihm, als irre er arm durch die Welt, und durstig fordere er aus Barmherzigkeit zu trinken, und man reichte ihm ein Glas mit Kot gefüllt, und alle flohen ihn, alle verwünschten ihn, weil er auf der Stirne mit dem Zeichen des Verräters gebrandmarkt war.

Und der Greis wandte mit Ekel seine Blicke von ihm ab.

Und in zwei andern Palästen sah er zwei andere Männer, von Todesmartern träumend. Denn, sagten sie, wo werden wir einige Sicherheit finden? Der Boden unter unsern Füßen ist untergraben; die Nationen verabscheuen uns, selbst die kleinen Kinder beten morgens und abends zu Gott, daß er die Erde von uns befreien möchte.

Und der eine verdammte zu *hartem Gefängnisse*, das heißt zu allen Qualen des Körpers und der Seele und zum Hungertode, Unglückliche, die er in Verdacht hatte, das Wort Vaterland ausgesprochen zu haben; und der andere, nachdem er ihre Güter eingezogen, befahl zwei junge Mädchen in den Kerker zu werfen, die schuldig, ihre verwundeten Brüder in einem Krankenhause gewartet zu haben.

Und als sie sich abmatteten bei diesem Henkerwerk, kamen Boten zu ihnen.

Und der eine der Boten sagte: Eure südlichen Provinzen haben ihre Ketten zerbrochen, und mit den Eisenstücken haben sie eure Statthalter und eure Soldaten verjagt.

Und der andere: Eure Adler sind an den Ufern eines großen Stromes zerrissen worden, seine Wellen schwemmen die Fetzen fort.

Und die beiden Könige wälzten sich auf ihrem Lager.

Und der Greis sah einen Dritten. Er hatte Gott aus seinem Herzen gestoßen, und in seinem Herzen, an der Stelle Gottes, war ein Wurm, der es unaufhörlich zernagte; und wenn die Angst lebhafter ward, stammelte er dumpfe Lästerungen, und seine Lippen bedeckten sich mit einem rötlichen Schaume.

Und ihn dünkte, er wäre in einer unermeßlichen Ebene allein mit dem Wurm, der ihn nicht mehr verließ. Und diese Ebene war ein Kirchhof, der Kirchhof eines ermordeten Volkes.

Und plötzlich wankte die Erde; die Gräber öffneten sich, die Toten standen auf und kamen zahllos herbei: und er konnte weder eine Bewegung machen, noch einen Schrei ausstoßen.

Und alle diese Toten, Männer, Weiber, Kinder, sahen ihn schweigend an, und nach einer kurzen Weile nahmen sie, so schweigend, die Steine der Gräber und setzten sie um ihn herum.

Erst hatte er sie bis an die Knie, dann bis an die Brust, dann bis an den Mund, und er streckte mit Anstrengung die Muskeln seines Halses, um einmal mehr zu atmen; und der Bau stieg immer höher, und als er vollendet war, verlor sich sein Gipfel in einer finstern Wolke.

Die Kräfte des Greises fingen ihn zu verlassen an; seine Seele war überladen mit Entsetzen.

Und nachdem er einige wüste Säle durchschritten, kam er in ein kleines Zimmer, und da gewahrte er auf einem Bette, das eine bleiche Lampe notdürftig beleuchtete, einen von den Jahren verzehrten Mann.

Um das Bett standen sieben Gespenster der Furcht, vier auf der einen Seite und drei auf der andern.

Und eins von den Gespenstern der Furcht legte die Hand auf das Herz des bejahrten Mannes, und er erzitterte, und seine Glieder zuckten. Und die Hand blieb auf dem Herzen des Mannes, bis sie ein wenig Wärme spürte.

Und nach dem ersten tat ein anderes noch kälteres Gespenst dasselbe, was das erste getan hatte, und alle legten die Hand auf das Herz des bejahrten Mannes.

Und in seinem Innern gingen Dinge vor, die man nicht enthüllen kann.

Er sah in der Ferne, gegen den Pol, eine fürchterliche Gestalt, welche zu ihm sprach: Ergib dich mir, und mein Atem soll dich erwärmen.

Und mit seinen erstarrten Fingern schrieb der Mann der Furcht einen Pakt, ich weiß nicht, was für einen Pakt, aber jedes Wort desselben war wie ein Todesröcheln.

Und das war das letzte Gesicht. Und als der Greis erwacht war, dankte er der Vorsehung für den Teil, den sie ihm an den Schmerzen des Lebens gegeben.

Und der Pilger sagte ihm: Hoffet und betet; das Gebet erhält alles. Euer Sohn ist nicht verloren; eure Augen werden ihn sehen, ehe sie sich schließen. Harret im Frieden der Tage Gottes.

Und der Greis harrte in Frieden.

XXXIV.

Die Übel, welche die Erde heimsuchen, kommen nicht von Gott, denn Gott ist die Liebe, und alles was er gemacht, ist gut; sie kommen vom Satan, den Gott verflucht hat, und von den Menschen, die Satan zum Vater und Meister haben.

Aber die Söhne Satans sind zahlreich in der Welt. Wie sie vorübergehen, schreibt Gott ihre Namen in ein gesiegeltes Buch, welches am Ende der Zeiten vor allen geöffnet und gelesen werden wird.

Es gibt Menschen, die nur sich lieben; und diese da sind

Menschen des Hasses, denn nur sich lieben, das heißt die andern hassen.
Es gibt Menschen des Stolzes, die keinen neben sich dulden können, die immer befehlen und herrschen wollen.
Es gibt Menschen der Habsucht, die immer Geld, Ehren, Genüsse fordern und niemals gesättigt werden.
Es gibt Menschen des Raubes, die dem Schwachen auflauern, ihn mit Gewalt oder List auszuplündern, und die bei der Nacht um die Wohnung der Witwe und der Waise schleichen.
Es gibt Menschen des Mords, die nur gewalttätige Gedanken haben, welche sagen: Ihr seid unsere Brüder, und diejenigen töten, die sie ihre Brüder nennen, sobald sie argwöhnen, daß sie ihren Entwürfen entgegen sind, und mit Blut Gesetze schreiben.
Es gibt Menschen der Furcht, die vor dem Bösen zittern und ihm die Hände küssen, hoffend, sich dadurch seinem Drucke zu entziehen, und die, wenn ein Unschuldiger auf öffentlicher Straße angegriffen wird, eilig in ihre Häuser zurückkehren und ihre Türe verschließen.
Alle diese Menschen haben den Frieden, die Sicherheit und die Freiheit auf der Erde zerstört.
Ihr werdet daher Freiheit, Sicherheit und Frieden nicht wieder erlangen, als indem ihr rastlos gegen sie kämpfet.
Die Stadt, die sie gemacht, ist die Stadt Satans; ihr habet die Stadt Gottes wieder aufzubauen.
In der Stadt Gottes liebt jeder seine Brüder wie sich selbst, und darum ist keiner verlassen, keiner leidet dort, wenn es ein Mittel gegen seine Leiden gibt.
In der Stadt Gottes sind alle gleich, keiner herrscht, denn Gerechtigkeit allein herrscht dort mit der Liebe.
In der Stadt Gottes besitzt jeder ohne Furcht, was sein gehört, und wünscht nichts mehr, weil, was einem gehört, allen gehört, und alle Gott besitzen, der alle Güter in sich schließt.

In der Stadt Gottes opfert keiner die andern sich auf, sondern jeder ist bereit, sich für die andern zu opfern.
In der Stadt Gottes, wenn sich ein Böser einschleicht, trennen sich alle von ihm, und alle vereinigen sich, ihn im Zaume zu halten oder ihn hinaus zu jagen; denn der Böse ist der Feind eines jeden, und der Feind eines jeden ist der Feind aller.
Wenn ihr die Stadt Gottes wieder aufgebaut haben werdet, wird die Erde wieder blühen, und die Völker werden wieder blühen, denn ihr werdet die Söhne Satans besiegt haben, welche die Völker unterdrücken und die Erde verwüsten, die Menschen des Stolzes, die Menschen des Raubes, die Menschen des Mordes und die Menschen der Furcht.

XXXV.

Wenn die Unterdrücker der Nationen auf sich selbst beschränkt wären, ohne Unterstützung, ohne fremde Hilfe, was vermöchten sie gegen sie?
Wenn, sie in Sklaverei zu halten, sie den einzigen Beistand derjenigen hätten, welchen diese Sklaverei zu Nutzen kömmt, was wäre diese kleine Zahl gegen ganze Völker?
Und es ist die Weisheit Gottes, die so die Dinge angeordnet, damit die Menschen der Tyrannei immer widerstehen können; und die Tyrannei wäre unmöglich, wenn die Menschen die Weisheit Gottes begriffen.
Aber da sie ihr Herz auf andere Gedanken gewendet, haben die Herrscher der Welt der Weisheit Gottes, welche die Menschen nicht begreifen, die Weisheit des Fürsten dieser Welt, Satans, entgegengesetzt.
Satan aber, welcher der König der Unterdrücker der Nationen ist, gab ihnen, ihre Macht zu befestigen, eine höllische List in die Hand.
Er sagte ihnen: Das müßt ihr tun. Nehmet in jeder Fami-

lie die kräftigsten jungen Leute und gebet ihnen Waffen und übet sie, sie zu handhaben, und sie werden für euch gegen ihre Väter und ihre Brüder fechten, denn ich werde sie überreden, daß das eine rühmliche Handlung sei.
Ich werde ihnen zwei Götzenbilder machen, die man Ehre und Treue nennen wird, und ein Gesetz, das man bindenden Gehorsam nennen wird.
Und sie werden diese Götzen anbeten, und sie werden sich blindlings diesem Gesetze unterwerfen, denn ich werde ihren Geist verwirren, und ihr werdet nichts mehr zu fürchten haben.
Und die Unterdrücker der Nationen taten, was ihnen Satan geheißen, und so hatte Satan erfüllt, was er den Unterdrückern der Nationen versprochen hatte.
Und man sah die Kinder des Volkes den Arm gegen das Volk aufheben, ihre Brüder erwürgen, ihre Väter in Ketten schlagen und selbst den Schoß vergessen, der sie getragen.
Wenn man ihnen sagte: Im Namen alles dessen, was heilig ist, denket an die Ungerechtigkeit, an die Abscheulichkeit dessen, was man euch befiehlt, antworteten sie: Wir denken nicht, wir gehorchen.
Und wenn man ihnen sagte: Lebt in euch keine Liebe mehr zu euren Vätern, euren Müttern, euren Brüdern und euren Schwestern? antworteten sie: Wir lieben nicht, wir gehorchen.
Und wenn man ihnen die Altäre des Gottes zeigte, der den Mensch geschaffen, und des Christs, der ihn gerettet, riefen sie: Das da sind die Götter des Vaterlandes; aber unsere Götter sind die Götter seiner Herrn, die Treue und die Ehre.
Ich sage euch in Wahrheit, seit der Verführung des ersten Weibes durch die Schlange gab es keine schrecklichere Verführung als diese da.
Allein sie nahet ihrem Ende. Wenn der böse Geist gute Seelen verzaubert, so ist es nur für eine Zeit. Sie gehen

wie durch einen fürchterlichen Traum, und beim Erwachen segnen sie Gott, der sie von dieser Qual befreite.
Noch einige Tage, und diejenigen, welche für die Unterdrücker kämpften, werden für die Unterdrückten kämpfen; diejenigen, welche kämpften, ihre Väter, ihre Mütter, ihre Brüder und ihre Schwestern in Banden zu halten, werden kämpfen, sie zu befreien.
Und Satan wird seine Höhlen fliehen mit den Herrschern der Nationen.

XXXVI.

Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe für Gott und die Altäre des Vaterlandes zu streiten.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten für die Gerechtigkeit, für die heilige Sache der Völker, für die heiligen Rechte des Menschengeschlechts.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, um meine Brüder aus der Knechtschaft zu befreien, um ihre Ketten zu zerbrechen und die Ketten der Welt.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten gegen die ungerechten Menschen für diejenigen, welche sie niederwerfen und mit Füßen treten, gegen die Herren für die Sklaven, gegen die Tyrannen für die Freiheit.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, damit nicht alle die Beute einiger werden, die gebeugten Häupter wieder aufzurichten und die wankenden Knie zu stützen.

Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, damit die Väter nicht länger mehr den Tag verwünschen, wo ihnen gesagt worden: Ein Sohn ist euch geboren; noch die Mütter den Tag, wo sie den Neugebornen zum ersten Male an ihre Brust gedrückt.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, daß der Bruder sich nicht mehr betrübe, wenn er die Schwester verblühen siehet, der Blume gleich, welcher die Erde ihre Nahrung verweigert; daß die Schwester nicht mehr weinend ihren Bruder anblicke, der scheidet und nicht mehr wiederkehrt.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, auf daß jeder in Frieden die Frucht seiner Arbeit genieße; um die Tränen der armen kleinen Kinder zu trocknen, welche Brot fordern und welchen man antwortet: Es ist kein Brot mehr da, man hat uns genommen, was davon übrig blieb.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten für den Armen, daß er seines Anteils am allgemeinen Erbe nicht immer beraubt bleibe.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, um den Hunger aus den Hütten zu jagen, um in die Familien den Überfluß, die Sicherheit und die Freude zurückzuführen.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, um denjenigen, welche die Unterdrücker in den Kerker geworfen, die Luft wieder zu geben, die ihrer Brust mangelt, und das Licht, das ihre Augen suchen.

Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, die Schranken umzuwerfen, welche die Völker trennen und sie verhindern, sich als Söhne des nämlichen Vaters zu umarmen, die bestimmt sind, in gleicher Liebe vereint zu leben.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, den Gedanken, die Rede und das Gewissen von der Tyrannei des Menschen zu befreien.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten für die ewigen Gesetze, die von oben gekommen, für die Gerechtigkeit, welche die Rechte beschützt, für die Barmherzigkeit, welche die unvermeidlichen Übel versüßt.
Deine Waffen seien gesegnet, junger Soldat!
Junger Soldat, wohin gehst du?
Ich gehe streiten, auf daß alle einen Gott im Himmel und ein Vaterland auf der Erde haben.
Deine Waffen seien gesegnet, siebenmal gesegnet, junger Soldat!

XXXVII.

Warum mattet ihr euch vergebens in eurem Elend ab?
Euer Wunsch ist gut, aber ihr wisset nicht, wie er in Erfüllung kömmt.
Behaltet wohl diese Lehre: Der allein kann das Leben zurückgeben, der das Leben gegeben hat.
Euch wird nichts gelingen ohne Gott.
Ihr wendet und wendet euch immer wieder auf eurem Schmerzens-Lager; welche Erleichterung habt ihr gefunden?
Ihr habt einige Tyrannen niedergeschlagen, es sind andere gekommen, schlimmer als die ersten.

Ihr habt Gesetze der Dienstbarkeit abgeschafft, und ihr habt Gesetze des Bluts bekommen, und darauf wieder Gesetze der Dienstbarkeit.
Mißtrauet den Menschen, die sich zwischen Gott und euch stellen, damit ihr Schatten ihn euch verberge. Diese Menschen habe böse Absichten.
Denn von Gott kömmt die Stärke, die frei macht, weil von Gott die Liebe kömmt, die vereinigt.
Was kann ein Mensch für euch tun, der nur seinen Gedanken zur Richtschnur hat und nur seinen Willen zum Gesetze?
Selbst wenn er treu ist und nur das Gute wünscht, muß er euch seinen Willen zum Gesetze und seinen Gedanken zur Richtschnur geben.
Aber die Tyrannen tun nichts anders als das.
Es lohnt sich nicht der Mühe, alles umzukehren und sich allem bloßzustellen, um an die Stelle einer Tyrannei eine andere zu setzen.
Die Freiheit besteht nicht darin, daß dieser herrsche statt des andern, sondern daß keiner herrsche.
Aber wo Gott nicht regiert, ist es nötig, daß ein Mensch herrsche, und das hat man zu allen Zeiten gesehen.
Die Regierung Gottes, ich sage es euch abermals, ist die Regierung der Gerechtigkeit in den Geistern und der Barmherzigkeit in den Gemütern; und sie hat auf Erden ihren Grund in dem Glauben an Gott und in dem Glauben an Christus, der das Gesetz Gottes, das Gesetz der Barmherzigkeit und das Gesetz der Gerechtigkeit verkündet.
Das Gesetz der Gerechtigkeit lehret, daß alle gleich sind vor ihrem Vater, welcher Gott ist, und vor ihrem einzigen Herrn, welcher Christus ist.
Das Gesetz der Barmherzigkeit lehrt sie, einander zu lieben und beizustehen als Söhne des nämlichen Vaters und Schüler des nämlichen Meisters.

Und dann sind sie frei, weil keiner dem andern befiehlt, wenn er nicht frei von allen zu befehlen gewählt worden ist; und man kann ihnen ihre Freiheit nicht rauben, weil sie alle vereinigt sind, sie zu verteidigen.
Aber die, welche euch sagen: Vor uns wußte man nicht, was Gerechtigkeit sei; die Gerechtigkeit kömmt nicht von Gott, sie kömmt von dem Menschen; vertrauet uns, und wir werden euch eine machen, die euch zufriedenstellen wird.
Diese da betrügen euch, oder, wenn sie euch aufrichtig die Freiheit versprechen, betrügen sie sich selbst.
Denn sie verlangen von euch, sie als Herren zu erkennen, und so wäre eure Freiheit nichts als der Gehorsam gegen diese neuen Herren.
Antwortet ihnen, daß euer Meister Christus ist, daß ihr keinen andern haben wollt, und Christus wird euch befreien.

XXXVIII.

Ihr braucht viele Geduld und einen Mut, der nicht nachläßt; denn ihr werdet nicht in einem Tage siegen.
Die Freiheit ist das Brot, welches die Völker im Schweiße ihres Angesichts verdienen müssen.
Viele fangen mit Hitze an, und dann werden sie es überdrüssig, ehe sie zur Ernte kommen.
Sie gleichen den schlaffen und trägen Menschen, die, weil sie die Arbeit nicht ertragen können, das Unkraut, wie es aufschießt, in ihren Feldern auszurotten, säen und nicht ernten, weil sie den guten Samen haben ersticken lassen.
Ich sage euch, es wird immerfort eine große Hungersnot in diesem Lande sein.
Sie gleichen auch den unsinnigen Menschen, die, nachdem sie ihr Wohnhaus bis zum Dache aufgebaut, es zu bedecken versäumen, weil sie ein wenig Mühe mehr scheuen.

Die Winde und der Regen kommen, und das Haus stürzt zusammen, und die, welches es gebauet, werden plötzlich unter seinen Trümmern begraben.

Wenn selbst eure Hoffnungen nicht bloß siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal getäuscht worden wären, verlieret nie die Hoffnung.

Wenn man Glauben an sie hat, siegt die gerechte Sache immer, und der wird selig werden, der beharret bis zum Ende.

Saget nicht: das ist viel für Güter dulden, die nur spät kommen werden.

Wenn diese Güter spät kommen, wenn ihr sie nur kurze Zeit genießen werdet, oder wenn es euch gar nicht vergönnt wäre, sie zu genießen, so werden eure Kinder sie genießen und die Kinder eurer Kinder.

Sie werden nur haben, was ihr ihnen hinterlassen werdet; so sehet denn zu, ob ihr ihnen Ketten und Ruten und den Hunger zum Geleite hinterlassen wollt.

Der, welcher sich frägt, wieviel die Gerechtigkeit wert sei, entheiligt in seinem Herzen die Gerechtigkeit; und der, welcher berechnet, wieviel die Freiheit koste, entsagt in seinem Herzen der Freiheit.

Die Freiheit und die Gerechtigkeit werden euch in der nämlichen Waage zugewogen, in der ihr sie gewogen haben werdet. So lernet denn ihren Preis kennen.

Es gibt Völker, die ihn nicht gekannt haben, und nie wird ein Elend ihrem Elend gleichen.

Gibt es auf der Erde etwas Großes, so ist es die feste Entschlossenheit eines Volks, das unter dem Auge Gottes ohne einen Augenblick nachzulassen, zur Eroberung der Rechte, die es von ihm hat, ausziehet; das weder seine Wunden, noch seine ruhelosen Tage, noch seine schlaflosen Nächte zählt und das sich sagt: Was will das bedeuten? Die Gerechtigkeit und die Freiheit sind noch ganz anderer Opfer wert.

Es könnte Mißgeschicke, Unglücksfälle, Verrätereien erfahren, von irgend einem Judas verkauft werden. Nichts möge es mutlos machen.
Denn ich sage euch in Wahrheit, wenn es wie Christus in das Grab hinunter stiege, es würde wie Christus den dritten Tag sich wieder daraus erheben, Besieger des Todes und des Fürsten dieser Welt und der Vollstrecker des Fürsten dieser Welt.

XXXIX.

Der Ackersmann trägt das Gewicht des Tages, gibt sich dem Regen, der Sonne, den Winden preis, um durch seine Arbeit die Ernte zu sichern, die im Herbste seine Speicher füllen wird.
Die Gerechtigkeit ist die Ernte der Völker.
Der Handwerker steht vor dem Tage auf, zündet seine kleine Lampe an und müht sich rastlos, um ein wenig Brot zu gewinnen, das ihn und seine Kinder ernähre.
Die Gerechtigkeit ist das Brot der Völker.
Der Kaufmann entzieht sich keiner Anstrengung, beklagt sich über keine Mühe; er nützt seinen Körper ab und vergißt den Schlaf, um Reichtümer aufzuhäufen.
Die Freiheit ist der Reichtum der Völker.
Der Matrose durchschifft Meere, gibt sich den Wellen und den Stürmen preis, wagt sich zwischen Klippen, duldet Kälte und Hitze, um sich für seine alten Tage einige Ruhe zu sichern.
Die Freiheit ist die Ruhe der Völker.
Der Soldat unterwirft sich den härtesten Entbehrungen, er wacht und kämpft und gibt sein Blut für das, was er Ruhm nennt.
Die Freiheit ist der Ruhm der Völker.
Wenn es ein Volk gibt, das Gerechtigkeit und Freiheit weniger achtet als der Ackersmann seine Ernte, der Handwerker ein wenig Brot, der Kaufmann die Reich-

tümer, der Matrose die Ruhe und der Soldat den Ruhm, so ziehet eine hohe Mauer um dieses Volk, daß sein Atem die übrige Welt nicht verpeste.

Wenn der große Tag des Gerichts der Völker kommen wird, wird ihm gesagt werden: Was hast du mit deiner Seele gemacht? Man hat davon weder Zeichen noch Spur gesehen. Die Genüsse des Viehes waren dir alles. Du hast den Kot geliebt, so gehe verfaulen in den Kot.

Das Volk aber, das in seinem Herzen die wahren Güter über die materiellen gestellt haben wird, das, sie zu erobern, keine Arbeit, keine Beschwerde, kein Opfer gescheut haben wird, wird folgendes Wort vernehmen: Denen, welche eine Seele haben, die Belohnung der Seelen. Weil du mehr als alles die Freiheit und die Gerechtigkeit geliebt, komme und besitze auf immer die Gerechtigkeit und die Freiheit.

XL.

Glaubt ihr, daß der Ochs, den man im Stalle ernährt, um ihn in das Joch zu spannen, und den man für die Fleischbank mästet, mehr zu beneiden sei, als der Stier, der frei in den Wäldern seine Nahrung sucht?

Glaubt ihr, daß das Pferd, das man sattelt und zäumt und das immer Heu im Überfluß in seiner Raufe hat, ein besseres Los genieße als der Hengst, der, von aller Fessel frei, in der Ebene wiehert und springt?

Glaubt ihr, daß der Hahn, dem man Körner im Hühnerhof vorwirft, glücklicher sei als die Waldtaube, die des Morgens nicht weiß, wo sie den Tag ihre Nahrung finden werde?

Glaubt ihr, daß derjenige, der ruhig in einem dieser Lustgärten, die man Königreiche nennt, herumwandelt, ein süßeres Leben habe als der Flüchtling, der, von Holz zu Holz, von Felsen zu Felsen irrend, die Hoffnung, sich ein Vaterland zu schaffen, in seinem Herzen trägt?

Glaubt ihr, daß derjenige, der, den Strick um den Hals, auf der Streu schläft, die ihm sein Herr vorgeworfen, einen bessern Schlaf habe als derjenige, der, nachdem er den Tag über gekämpft, um von keinem Herrn abzuhängen, in der Nacht auf bloßer Erde, im Winkel eines Feldes, einige Stunden ausruht?

Glaubt ihr, daß der Feige, der aller Orten seine Sklavenketten mit sich schleppt, weniger belastet sei als der mutige Mann, der die Bande des Gefangenen trägt?

Glaubt ihr, daß der furchtsame Mensch, der in seinem Bette stirbt, erstickt von der unreinen Luft, welche die Tyrannei umgibt, einen wünschenswertern Tod habe als der feste Mann, der auf dem Blutgerüste Gott seine Seele, frei wie er sie von ihm erhalten, wiedergibt?

Die Arbeit ist überall und der Schmerz auch; aber es gibt unfruchtbare Arbeiten und fruchtbare, schimpfliche Leiden und ehrenvolle.

XLI.

Er wanderte irrend durch die Welt. Gott geleite den armen Geächteten!

Ich ging durch die Mitte der Völker, und sie haben mich angesehen, und ich habe sie angesehen, und wir haben uns nicht gekannt. Der Geächtete ist überall allein.

Wenn ich bei der Neige des Tages aus der Tiefe eines kleinen Tales den Rauch einer Hütte steigen sah, sagte ich bei mir: Glücklich derjenige, welcher am Abend den häuslichen Herd wieder findet und sich in die Mitte der Seinigen setzt. Der Verbannte ist überall allein.

Wo ziehen diese Wolken hin, die der Sturm jagt? Er jagt mich wie sie; und was kümmert es mich, wohin? Der Geächtete ist überall allein.

Diese Bäume sind schön, diese Blumen sind schön; aber es sind nicht die Blumen noch die Bäume meines Lan-

des: sie sagen mir nichts. Der Geächtete ist überall allein.
Dieser Bach fließt träumend durch die Ebene; aber sein Murmeln ist nicht das, was meine Kindheit vernahm: es ruft meiner Seele keine Erinnerung zurück. Der Geächtete ist überall allein.
Diese Gesänge sind lieblich, aber die Schmerzen und Freuden, die sie erweckten, sind nicht meine Schmerzen, meine Freuden. Der Geächtete ist überall allein.
Man hat mich gefragt: Warum weint ihr? Und als ich es sagte, hat keiner geweint, denn man verstand mich nicht. Der Geächtete ist überall allein.
Ich sah Greise, von Kindern umgeben wie der Ölbaum von seinen Sprößlingen; aber keiner dieser Greise nannte mich seinen Sohn, keines dieser Kinder nannte mich seinen Bruder. Der Geächtete ist überall allein.
Ich sah junge Mädchen dem Jüngling lächeln, den sich ihre Liebe zum Gatten gewählt; ihr Lächeln war rein wie das Lüftchen am Morgen; aber keine lächelte mir. Der Geächtete ist überall allein.
Ich sah Jünglinge Brust an Brust sich umschlingen, als ob sie ihr Leben miteinander verschmelzen wollten; mir aber hat keiner die Hand gedrückt. Der Geächtete ist überall allein.
Nur im Vaterlande gibt es Freunde, Gattinnen, Väter und Brüder. Der Geächtete ist überall allein.
Armer Geächteter! höre auf zu seufzen; alle sind verbannt, wie du; alle sehen ihre Väter, Brüder, Gattinnen und Freunde vorübergehen und verschwinden.
Das Vaterland ist nicht auf Erden; der Mensch sucht es vergebens; was er dafür nimmt, ist nur die Herberge einer Nacht.
Er wanderte irrend durch die Welt; Gott geleite den armen Geächteten!

XLII.

Und das Vaterland wurde mir gezeigt.
Ich ward über die Welt der Schatten getragen, und ich sah die Zeit sie mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit durch den leeren Raum entführen, wie der Wind des Mittags die leichten Dünste verweht, die in der Ferne über die Ebene schleichen.
Und ich stieg, und ich stieg immer fort; und die Wirklichkeiten, unsichtbar dem körperlichen Auge, erschienen mir, und ich vernahm Töne, die in dieser Welt von Truggestalten keinen Widerhall haben.
Und was ich hörte, was ich sah, war so lebensvoll, meine Seele ergriff es mit einer solchen Gewalt, daß es mir schien, als wäre alles, was ich früher zu sehen und zu hören geglaubt, nur ein schwanker Traum der Nacht gewesen.
Was soll ich nun den Kindern der Nacht sagen, und was können sie begreifen? Und von den Höhen des ewigen Tages, bin ich nicht selbst mit ihnen in den Schoß der Nacht, in die Räume der Zeit und der Schatten zurückgestürzt?
Und ich sah wie einen unbeweglichen, unermeßlichen, unendlichen Ozean und in diesem Ozean drei Ozeane: einen Ozean der Stärke, einen Ozean des Lichts, einen Ozean des Lebens. Und diese drei Ozeane durchdrangen sich, ohne sich zu vermischen, und bildeten nur den nämlichen Ozean, die nämliche unteilbare, unbedingte, ewige Einheit.
Und diese Einheit war derjenige, der ist; und in der Tiefe seines Wesens knüpfte ein unauflösliches Band drei Personen aneinander, die mir genannt wurden, und ihre Namen waren der Vater, der Sohn, der Geist. Und es war da eine geheimnisvolle Zeugung, ein geheimnisvoller, belebender, befruchtender Atem. Und der Vater, der Sohn, der Geist waren derjenige, der ist.

Und der Vater erschien mir als eine Macht, die, innen dem unendlichen Wesen, eins mit ihm, nur eine einzige, beständige, vollständige, unbeschränkte Handlung hat, welche das unendliche Wesen selbst ist.

Und der Sohn erschien mir als ein Wort, beständiges, vollständiges, unbeschränktes, welches sagt, was die Macht des Vaters wirkt, was er ist, was das unendliche Wesen ist.

Und der Geist erschien mir wie die Liebe, der Erguß, der wechselseitige Einhauch des Vaters und des Sohns, sie belebend mit einem gemeinschaftlichen Leben, belebend mit einem beständigen, vollständigen, unbeschränkten Leben: das unendliche Wesen.

Und diese drei waren eins, und die drei waren Gott, und sie umarmten sich und vereinten sich in dem unnahbaren Heiligtum der einen Substanz; und diese Vereinigung, diese Umarmung waren im Schoße der Unendlichkeit die ewige Freude, die ewige Wollust desjenigen, der ist.

Und in den Tiefen dieses unendlichen Ozeans des Seins schwamm und wogte und breitete sich die Schöpfung aus, wie eine Insel, die in der Mitte eines grenzenlosen Meeres immerfort ihre Ufer erweiterte.

Sie dehnte sich aus gleich einer Blume, die ihre Wurzeln in das Wasser senkt und ihre langen Fäden und Blumenkronen auf der Oberfläche verbreitet.

Und ich sah die Wesen sich aneinanderketten und sich in ihrer zahllosen Verschiedenheit erzeugen und entfalten, sich tränkend und ernährend mit einem Safte, der sich nie erschöpft, mit der Stärke, dem Lichte und dem Leben desjenigen, der ist.

Und alles, was bis dahin mir verborgen war, entschleierte sich meinen Blicken, die von der körperlichen Hülle der Wesen nicht mehr gehindert wurden.

Befreit von allen irdischen Banden, flog ich von Welt zu

Welt, wie hienieden der Geist von einem Gedanken zum andern schreitet; und nachdem ich mich, in die Wunder der Macht, der Weisheit und der Liebe getaucht, verloren hatte, versenkte, verlor ich mich in die Quelle selbst der Liebe, der Weisheit und der Macht.

Und ich fühlte, was das Vaterland sei; und ich berauschte mich mit Licht, und meine Seele, von den Wogen der Harmonie fortgeführt, entschlief in unaussprechlichem Entzücken auf den himmlischen Wellen.

Und dann sah ich den Christ zu der Rechten seines Vaters, strahlend von einer unsterblichen Herrlichkeit.

Und ich sah ihn auch wie ein mystisches Lamm auf dem Altar geopfert; Myriaden Engel und die Menschen, die er mit seinem Blute losgekauft, umgaben ihn und sangen sein Lob und dankten ihm in der Sprache des Himmels.

Und ein Tropfen von dem Blute des Lammes fiel auf die schmachtende und kranke Erde, und ich sah, wie sie sich verklärte; und in allen Geschöpfen, die sie einschloß, pochte ein neues Leben, und alle erhoben die Stimme, und diese Stimme sagte:

Heilig, heilig, heilig ist derjenige, der das Übel zerstört und den Tod besiegt hat.

Und der Sohn neigte sich auf die Brust seines Vaters, und der Geist bedeckte sie mit seinem Schatten, und es begab sich ein göttliches Mysterium zwischen ihnen, und die schweigenden Himmel erzitterten freudig.